

Heitere Fridolin
Volume 3, 1923-1924



Nr. 1. 3. Jahrgang.

Preis 10 Pf. X Buch-
händler-Schlüsselzahl.
Falls nicht bekannt in jeder
Buchhandlung zu erlangen.

Der heitere Fridolin



Beginn der spannenden Geschichte

Peter der Blinde

Peter fährt als
blinder Passagier nach Neu-York.

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SP



H. RATHS

Ein Naturwunder: Der Augenblik. Die Hirche fliehen erschreckt vor der ungewohnten Gidschinnu
(Zu dem Artikel: Blikerjeiminnen.)

Blitzerscheinungen

Von Dr. Ernst Abt.

Götte man nicht denken, die Wissenschaft habe längst das Rätsel einer so uralten Naturerscheinung, wie es das Gewitter ist, reiflos zu lösen vermocht? Gewiß, daß der Blitz nichts anderes ist als ein gewaltiger, elektrischer Funke, wissen wir, und daß man den Wolken am Himmel ihre Elektrizität entziehen kann, ist uns bekannt, seitdem Benjamin Franklin, der amerikanische Freiheitsheld und Menschenfreund, im Jahre 1752 mit Hilfe eines Drachens und seiner naß gemachten Schnur diese Elektrizität sich aus den Wolken holte und damit den Blitzableiter erfand. Wir wissen auch, daß die Luft zu allen Zeiten elektrisch „geladen“ ist, wissen ferner, daß beim Gewitter sich die beiden von uns angenommenen Elektrizitätsarten, die positive und negative, vereinigen

und so den Funken, den Blitz, erzeugen. Aber wie die Gewitterelektrizität zustande kommt, darüber gibt es bis heute noch zahlreiche Meinungen. Für gewöhnlich zeigt der Blitz, der übrigens nur eine Zehntausendstelssekunde dauert und über 10 km lang sein kann, die bekannte Zickzackform. Nicht selten aber verzweigt sich der Hauptstrahl in zahllose feine Aederchen wie ein Strom mit seinen Nebenflüssen auf der Landkarte. —

Der absonderlichste Blitz aber, immerhin recht seltene Blitz, ist der Kugelblitz. Wie ein dunstiger, leuchtender Ball rollt er am Boden dahin, ja, selbst Mauern oder starke Baumstämme empor, um plötzlich mit gewaltigem Krachen zu zerspringen. Sein Zustandekommen ist uns heute ebenso noch ein völliges Geheimnis. Wer wird es lösen?



Blitzerscheinungen.

Ein gewaltiger Blitzstrahl mit vielen Abzweigungen, der während eines Gewitters photographiert wurde.

Fridolin zwei Jahre alt!

Als ich heute früh erwachte,
Sah ich, daß die Sonne schien.
Spürte ich, daß mein Herz nicht lachte.
„Ja, weshalb nicht, Fridolin?“

Also fragte ich mich leise,
Sielte zu dem Spiegel hin,
Und erfuhr auf diese Weise,
Daß ich plötzlich älter bin.

Denn ganz deutlich im Gesichte,
Sah ich Ernst und Würde ruhn.
Sing mit mir streng ins Gerichte:
„Schon zwei Jahre? Was nun tun?“

Sprach ich zu mir selbst: Sei heile,
Laß den dummen Würde-Spielen.
Denn sonst bist du auf der Stelle
Nicht mehr „Heitrer Fridolin!“

Was früher in einer Zeitung zu lesen war.



Habt ihr schon
einmal dar-
über nachge-
dacht, ob es
vor ein- oder
zweihundert
Jahren mit den
Gegenständen

unseres täglichen Gebrauches ebenso ausge-
sehen hat wie heute? Ist es euch dabei klar
geworden, daß damals die Welt, auch in
diesen verhältnismäßig nichtigen Dingen ein
ganz, ganz anderes Gesicht gehabt hat? —
Denkt z. B. nur an die Zeitungen, die ihr
heutzutage — fast stündlich neu erscheinend —
seht. Das gab es früher nicht.

Als vor über 200 Jahren, am 18. Fe-
bruar 1721, der Buchhändler Küdiger das
königliche Privilegium, d. h. die alleinige
Erlaubnis zum Drucken einer anfangs drei-
mal wöchentlich, später täglich, in Berlin
erscheinenden Zeitung bekam, erregte dies
großes Aufsehen. Sie hieß „Königlich privi-
legierte Berlinische Zeitung von Staats- und
gelehrten Sachen“, und besteht heute noch,
allerdings trägt sie seit 1751 den Namen
„Vossische Zeitung“. Sie ist somit das älteste
Berliner Nachrichtenblatt.

Wie sah nun früher die Zeitung aus?
Sie war nicht größer als ein Buch und hatte
trotz dieser Kleinheit nur vier bis höchstens
acht Seiten. Die drolligsten Dinge standen
auf diesen Seiten, zum Beispiel, wann und
wo „Seine Majestät, der König, gestern zu
Mittag gespeiset hat“. „An Dero Zimmer,“

vermeldet höchstwichtig der Hofbericht. Und
am nächsten Tage, dem 7. Januar 1755
beginnt die Zeitung: „Seine Majestät, der
König, haben allergnädigst geruht, dem Herrn
Grafen von Schwerin ein schönes englisches
Pferd zu schenken.“ Dahinter wieder die
Nachricht, daß „der König in Gesellschaft Ihro
Majestät, der Königin, speisten, während Ihre
Königlichen Hoheiten, die Prinzen und Prin-
zessinnen nach angehörter Predigt in dem
Appartement von Ihro Majestät, der Königin
Frau Mutter den Höchstderselben das Diner
einnahmen.“ War das nicht gleichgültig?

Aber dann ging es wei-
ter: „Bei dem Regi-
ment des Prinzen Fer-
dinand ist der Fäh-
rich, Herr von Dresty
gestorben; dagegen ist
der gefreute Corporal,
Herr von Rüben,
nunmehr Fährich ge-
worden.“

Gab es damals
nichts Wichtigeres?
Die dritte Nachricht
lautete, daß die Kan-
ferliche Menagerie zu
Wien starken Zusatz
bekommen würde, da
man folgende Tiere
aus Afrika erwartete:
„Zwey gefleckte Esel,
zwey Affen, vier bar-
barische Schafe, zwey



Ein ausgestopfter Buch-
mann, der vor 100 Jah-
ren in Berlin zu sehen
war.

Meertagen und vier Guinefische Hühner.“ Welch eine glückliche Zeit, in der man den Lesern solche bedeutungslosen Neuigkeiten aufstischen durfte! Das ganze Leben umspielte die fast heilige Person des Monarchen, „Derö königliche Familie“ und „Derö Leutnants und Fährnrichs“. Aber dann meldet die Zeitung eines Tages etwas wirklich Großes: In Lissabon hat ein furchtbares Erdbeben stattgefunden, bei dem „100 000 Menschen auf einmahl lebendig begraben wurden.“ Ein entsetzliches Unglück, bei dem jeder mitsühlende Mensch im Innersten erschauert. Was aber sagt die Zeitung dazu? Statt Mitleid mit den armen Opfern des Erdbebens zu empfinden, schreibt sie: „Selbst die Königlichen Majestäten haben sich auf das freye Feld begeben, das Elend der Stadt ansehen und viele Unbequemlichkeiten erdulden müssen.“ Die armen Majestäten! Sie konnten stundenlang nicht im Bett liegen!

Dann aber wird es wieder lustig: Unter „Bermischten Nachrichten“ lesen wir:

— In Paris, wo das Beifallklatschen in den Kirchen verboten ist, wird jetzt bei Orgelspiel, Kirchenmusikern usw. Beifall gehuſt et.

*

Wiß Rogger, aus Baltimore gebürtig, Schwester des sogenannten unverbrennlichen Spaniers, zeigt in Hamburg, Raffel usw. eine bisher von keinem Frauenzimmer geübte Kunst, und giebt öffentliche chemische Vorstellungen, wo-

rin sie unter andern in einen bis auf 120 Grad Reaumur geheizten Ofen, mit einer Hammelskeule und Eiern in den Händen, steigt, und in demselben solange verweilt, bis die Keule gebraten, und die Eier gesotten sind.

*

Berlin. Am 18ten d. Abends zwischen 8 und 9 Uhr ging, zwar nicht, wie es untrügliche Seher geweissagt hatten und Leichtgläubige fürchteten — die Erde, sondern, was weit mehr sagen will, die Sonne unter, welches wir hiernit dem lesenden Publikum bekannt machen wollen.

*

Neußerst lustig sind auch die Anzeigen:

Der Handelsmann Große aus Cöslin ist mit schöner, gelber Butter angekommen, und verkauft selbige à Ctr. 21 bis 26 Thlr. Cour. und das Pfd. von 8 bis 11 Gr. Münze; er logiert in der alten Roßstraße Nr. 5 beim Gastwirt Urban.

*

Madame Jordann, die Besitzerin eines Panoptitums, zeigt hierdurch einem geehrten Publikum ganz gehorſamt an, daß sie eine Demoiselle von ungewöhnlicher Größe (welche 5 Fuß 17 Zoll Preußisch Maaß mißt, 20 Jahre alt und aus Holland gebürtig ist) und einen nach einem wahren Ebenbilde ausgestopften Sottentotten oder Buschmann zu zeigen die Ehre haben wird. Charlottenstr. Nr. 20 beim Gensd'armesmarkt.



Wiß Rogger, eine Zauberkünstlerin, die vor ungefähr 100 Jahren in Berlin zu sehen war: Wiß Rogger stieg mit einer Hammelskeule und Eiern in einen geheizten Ofen und verweilte dort, bis die Keule gebraten und die Eier gesotten waren.

Das für mich nachtheilige Gerücht, ich sey an meiner letzten Krankheit gestorben, widerlege ich hiermit und empfehle mich zugleich sowohl mit dem Verkauf als Anfertigung neuer Uhren, so wie jede schadhafte Uhr wieder auf das Beste in gehörigen Stand zu setzen. Nicht die vielen öffentlichen Versprechungen, sondern das Reelle, womit ich schon seit 13 Jahren mich bemüht, jeden, der mich mit seinem Zutrauen beehrte, zu bedienen, läßt mich auch ferneren Zuspruch erwarten.

Jean Guerlin,
heilige Geistsstr. Nr. 25.

*

Es ist ein Kalb von dem Dranienburger Thore bis zur letzten Straße in der Friedrichstraße des Abends am 25ten d. M. verloren gegangen. Derjenige, der dem Kalb begegnet, wird gebeten, es in der Mittelstraße 50 wieder abzugeben.

*

Ein kleiner, stark gebauter Mops - hund, der auf den Namen Apollo hört, und ein messingnes Halsband trägt, mit der Inschrift „Köhler, alte Friedrichstraße 231“ hat sich vor dem Brandenburger Thore verlaufen. Wer denselben wiederbringt, erhält zwei Thaler Courant Belohnung.

*

Ob etwa der Mops mit dem Kalb etwas gemeinsam unternommen hat? — Hübsch ist auch die Anzeige eines Zirkuskünstlers:

Einem hochgeehrten Publikum zeige ich ergebenst an, daß ich bei meinen Vorstellungen, Jerusalemstr. 23 auch das Kopfabnehmen zeigen werde.

Köstner.

*

Oder ein Lehrling wurde gesucht. Da lesen wir in der „Vossischen Zeitung“:

Ein munterer, intelligenter Bursche wird als Lehrling gesucht. Näheres im Intelligenz-Comtoir.

*

Auch Theuerung gab es in früheren Zeiten. Die Zeitung meldet darüber:

Zu einiger Erleichterung der gegenwärtigen Theuerung in Lübeck ist die Veranstaltung getroffen worden, daß eine gewisse Anzahl Roggenbrode zum Preise von 8 Schillingen überlassen werden könne, . . . usw.



Was die Leute vor 100 Jahren im Zirkus sahen.

Ein Zirkuskünstler beim Vorführen der Kunst des Kopfabnehmens.

Auch in England herrschte nach den Kriegen gegen Napoleon bittere Noth.

„Die Siege erforderten“ — so heißt es — „große Anstrengungen, verminderten Englands Metallschätze, vermehrten sein Papiergeld. Ist es da ein Wunder, wenn in England Traurigkeit und Mutlosigkeit darüber herrschen, daß dieses Land, noch vor kurzem so reich, so blühend, so allmächtig, sich in einem Zustande der Noth und Bekümmerniß befindet? Das gegenseitige Zutrauen ist verschwunden, der Credit wankt, Furcht und Besorgnisse erfüllen die Gemüther.“

*

Natürlich trafen alle Nachrichten erst sehr langsam ein, und wenn sie endlich da waren, dauerte es 2—3 Tage, bis sie gedruckt wurden, denn die Zeitung erschien ja nur alle zwei bis drei Tage! Die Nachricht vom Tode Napoleons in St. Helena brauchte 21 Tage, bis sie bekannt wurde. Ach, wenn doch das noch heute so mit dem Dollarturs wäre! Wieviel weniger wären wir heute in Aufregung!

Der arme Kant

Eine Anekdote aus dem Leben des großen Philosophen.

Wiewohl der große Philosoph Kant nach seinem Tode ein Vermögen von fast zwanzigtausend Talern hinterließ, erfuhr er doch in den ersten Jahren, da er Professor war, was damals so viele deutsche Gelehrte auf Universitäten erlebten, daß nämlich seine Einkünfte zu seinen geringen Bedürfnissen nicht hinreichten.

Ein Student, der schon gefürchtet hatte, das Kollegium nicht bezahlen zu können, das er bei Kant über Metaphysik gehört hatte, gelangte gerade noch zum Schluß des Semesters in den Besitz von zwei Dukaten. Er eilte sofort zu Kant und entschuldigte sich mit seiner ärmlichen Lage, vorerst nicht mehr zahlen zu können. Der Gelehrte ließ sich seine Verhältnisse schildern und sagte dann: „Mir fehlt noch ein Taler zur Miete, den will ich von Ihrem Gelde nehmen; den Rest verwenden Sie ruhig für sich selbst.“



„Ich brauche nur einen Taler von Ihrem Gelde,“ sagte Kant.

Ein Auto mit Füßen

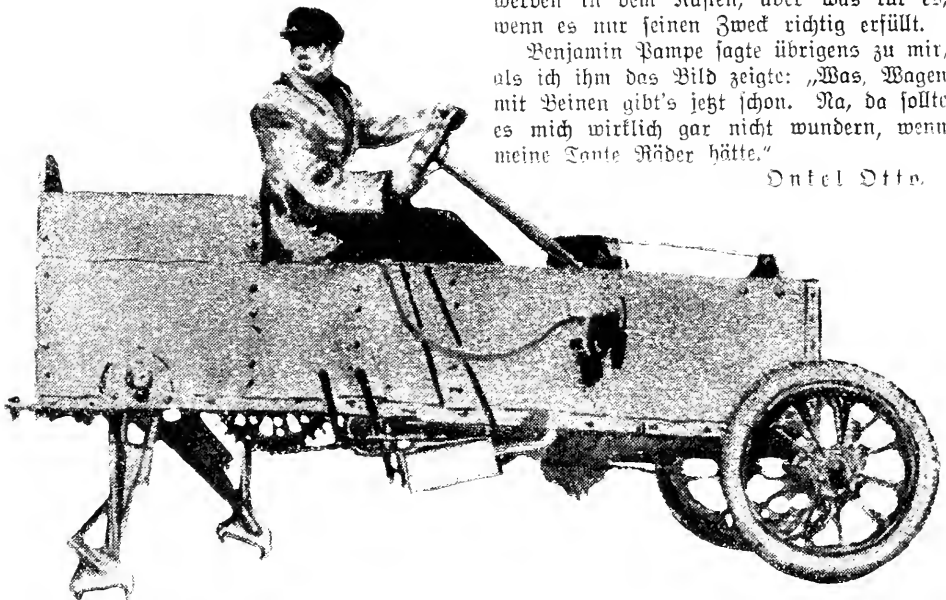
Eine neue amerikanische Erfindung

Das Bild, das ihr hier unten seht, ist kein Aprilscherz. Auch kein Zukunftsbild, sondern eine Maschine, die es schon wirklich und wahrhaftig gibt. Es ist eine neue amerikanische Erfindung, die sehr zweckmäßig ist, wenn sie auch ein wenig seltsam anmutet.

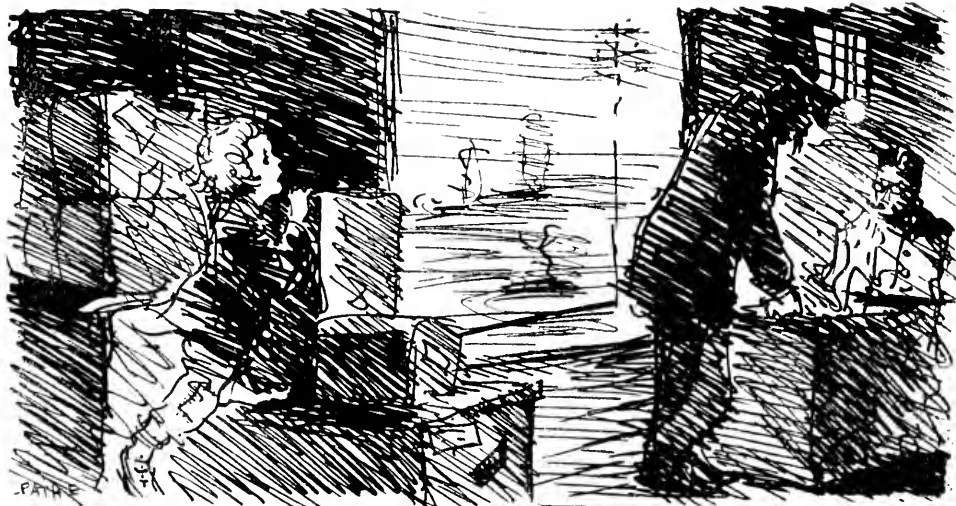
Dieses neuartige Gefährt (eigentlich müßte man ja „Geläuf“ sagen) ist nämlich geschaffen worden, weil man in steinigem Gegenstand damit schneller und besser vorwärts kommt als mit einem gewöhnlichen Automobil. Man mag ja tüchtig durchgerüttelt werden in dem Kasten, aber was tut es, wenn es nur seinen Zweck richtig erfüllt.

Benjamin Pamppe sagte übrigens zu mir, als ich ihm das Bild zeigte: „Was, Wagen mit Beinen gibt's jetzt schon. Na, da sollte es mich wirklich gar nicht wundern, wenn meine Tante Räder hätte.“

Onkel Otto.



Diese seltsame Maschine wurde von den Amerikanern erfunden und dient zum schnellen Vorwärtkommen auf steinigem Boden



Peter und Alwin

Vom Liffjungen zum Industriekönig

Eine Jugenderzählung von Heinz Welten.

Freunde, wer versäumt hat, den Anfang der neuen Erzählung zu lesen, dem teile ich kurz den bisherigen Inhalt mit: Ein deutsch-amerikanischer Junge, Peter Sillmer, hat mit Vater, Mutter und seinem Bruder Bob, nachdem sie in große Armut geraten waren, in den Stadt-Yards, den Alesen-Schlachtviehhöfen von Chitago, Arbeit gefunden. Doch Peter träumt zu viel und paßt bei seiner Arbeit nicht auf, so daß er viel Schaden anrichtet. Er wird entlassen. Traurig streift er durch die Straßen Chitagos, weil er sich nicht nach Hause wagt. Erst muß er eine neue Stelle haben. In einer Fabrik trägt er einem Pförtner seine Bitte vor. Hier setzt die Fortsetzung ein.

(1. Fortsetzung.)

Der Pförtner ließ Peter warten und kehrte mit einem dicken Mann in blauer Arbeiterbluse zurück.

„Na, wen bringen Sie uns da?“

Der Pförtner wies auf den Knaben; der Dicke sah ihn mißtrauisch an.

„Hast du schon gearbeitet und wo?“

„In den Stadt-Yards, Sir, ein Jahr lang,“ kam schnell die Antwort.

„So, so. In den Stadt-Yards bist du gewesen. Keine leichte Arbeit dort. Kannst du lesen und schreiben?“

„Jawohl, Sir. Ich besuchte acht Jahre die Schule, habe gute Zeugnisse erhalten.“

Der Dicke nickte befriedigt und wandte sich an den Pförtner. „Im zweiten Büro drüben brauchen sie einen Botenjungen. Nehmen sie ihn an. Er erhält 6 Dollar die Woche. Lassen Sie sich seine Papiere geben, auch das Schulzeugnis, von dem er redet, und bringen Sie ihn gleich hinüber.“

Er trat in sein Zimmer zurück, um das unterbrochene Frühstück fortzusetzen. Der alte Pförtner klopfte Peter wohlwollend auf die Schulter. „Gib deine Papiere her, damit ich dich gleich in die Liste eintragen kann. Wie heißt du denn?“

Peter fiel es zentnerschwer auf das Herz. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf den Alten. „Papiere? Ausweise?“

Leise stammelnd kam es von seinen Lippen: „Sir, ich habe keine Papiere, noch nicht. Man hat sie mir vergessen mitzugeben. Aber ich will sie später bringen.“

Der Alte stieß ihn ärgerlich in den Rücken. „Geh zur Hölle, du junges Greenhorn*) und sieh, ob du dort Arbeit findest!“

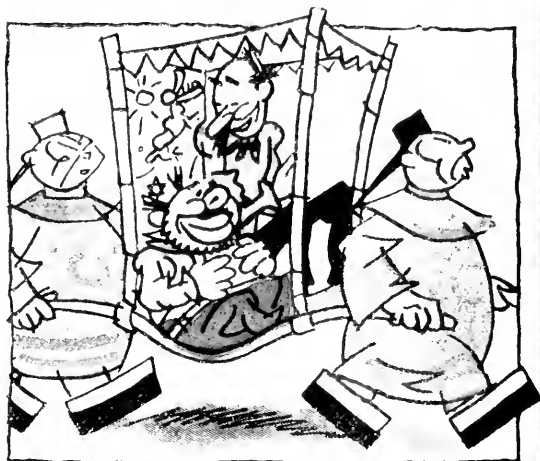
Wieder stand Peter hinter einem Tore, das hinter ihm zugeschlagen wurde. Er wußte,

*) Amerikanischer Ausdruck für Neuling, Fremden.

Was Laatsch und Bommel bei ihre



Sie kamen nun zu hohen Ehren,
In ersten Kreisen sie vertehren.
Ein Kaufmann, angesehen und fern,
Lädt unsre Freunde zu sich ein.



Zwei Kulis holen sie im Trab
In einer weichen Sänfte ab.
In ihrer Wiege — das ist klar —
Es ihnen nicht gesungen war.



Zusammen nimmt er alle Kraft,
Daß er's in Gottes Namen schafft.
Er kaut, er schluckt, er würgt, er schlingt,
So daß er's doch hinunterzwingt.



Auch Laatschen ficht man bald erbleichen,
Ihm reicht man tausendjährige Eichen.
Wie Pestilenz ist der Gestank,
Der Europäer wird dran krank.

daß alles Ueberlegen zwecklos war. Wie hier, würde es ihm überall gehen.

Er achtet nicht des Weges und sah sich aufschauend plötzlich wieder im Park vor der häßlichen Bank, auf der er vor kaum einer Stunde die Vögel mit seinem Brot gefüttert

hatte. Er streckte sich lang aus. Jäh überfiel ihn der Schlaf.

Als er erwachte, stand die Sonne schon tief am Himmel, und die Bäume warfen lange Schatten. Verwundert rieb er sich die Augen. Auf der breiten Fahrstraße fuhren

ersten Einladung in China erlebten



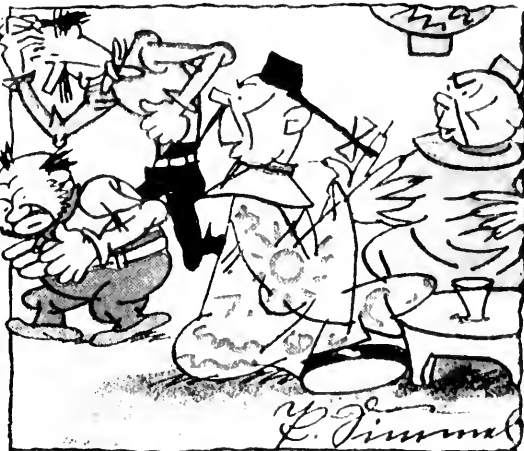
Als bald vollzieh'n sich die enormen
Chinesischen Begrüßungsformen.
Nur wer sich krümmen kann unfählich
In Kurven, ist in China möglich.



Bei Tisch gibt's, schon wird Vommel übel,
Gebrat'nen jungen Hund mit Zwiebel!
In China speist man ohne Fadeln
Das treuste Herz von süßen Dodeln!!!!



Nein, nein! Wo so was Lieblingsspeise,
Da drückt sich Vommel aus dem Kreise.
Laatsch schlürft mit Todesmut sein Ei,
Doch ist auch ihm nicht wohl dabei.



Es dräut, es kommt — sie stürzen los.
Der inn're Drang ist gar zu groß.
Empört sieht es der Sohn der Mitte:
Ihm dünkt die Flucht nur schlechte Sitte.

große, weißleuchtende Automobile, auf dem
Reitweg tummelten Reiter ihre schönen,
rassigen Pferde. Doch nicht lange konnte er
sich dem Zauber des abendlichen Parks hin-
geben. Was sollte jetzt aus ihm werden.
Die halbe Nacht wanderte er durch die

Straßen, dann zwang ihn die Müdigkeit, an
ein Nachtquartier zu denken. Er ging die
Harrisonstreet hinunter zum South-River*)

*) Der Chikagofluß teilt sich in zwei Arme,
den North und South-River (Nord- und Südfuß).

kletterte die Böschung hinab, lief ein Stückchen am Fluß entlang bis zur Poltbrücke und legte sich, dicht an einen Pfeiler geschmiegt, auf die Fliesen nieder. Es dauerte lange, bis er einschlief, und früh erwachte er wieder. Der Hunger und die Morgenkälte hatten ihn nicht lange schlafen lassen. Fröstelnd stand er auf, kletterte die Böschung hinauf und troch durch den Zaun auf die Straße. Mächtig ragte vor ihm das gewaltige Massiv der Dearborn-Station, des Hauptbahnhofs von Chicago. Er trat in die Bahnhofshalle. Langsam ging er vor bis zu den Lokomotiven und betrachtete die zwei riesigen Schnellzugsmaschinen, die fauchend weißen Dampf ausstießen. Trotz seines Hungers betrachtete er sie mit all dem Interesse, das ein richtiger Junge einer gewaltigen Maschine gegenüber aufzubringen vermag. Er sah dem Heizer zu, der die Ölbüchsen auffüllte, den Manometer und den Wasserstand prüfte, und dabei kam ihm ein anderer, besserer Gedanke. Hinter den Lokomotiven fuhren die Kohlen- und dann die Gepädwagen, drei hintereinander. Alle drei waren mit Körben und Koffern bis unter die Decke angefüllt. Peter wartete einen günstigen Moment ab und kletterte dann flink in den ersten Gepädwagen, in dem er sich hinter einem großen Schrankkoffer versteckte. —

Langsam schob sich der Zug aus der Halle, dann schneller und schneller und bald hatte er volle Fahrt. In rasender Geschwindigkeit donnerte der Newyork-Express durch das Land. Mit einmaligem Aufenthalt nur ging es durch den Staat Indiana nach Toledo am Eriesee und dann am Seeufer entlang nach Cleveland und Buffalo. Peter Hillmer steckte hinter seinem Koffer, unbemerkt, ungestört. Dennoch blieb er nicht lange in seinem Winkel. Als die beiden Gepädkmeister sich zum Frühstück hinstellten, große Fleisch-, Wurst- und Brotsücke vor sich auf den Tisch legten, war es mit aller Ueberlegung vorbei.

Halb ohnmächtig vor Hunger stand er vor den beiden Männern. Er war leichenblau, und die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Doch der erste Packmeister, ein älterer Mann mit gutmütigem, rotem Gesicht verstand ihn auch so. Er hielt ihm eine Wurst und ein großes Stück Brot hin, in das der Anabe heißhungrig hineinbiß.

„Da, iß erst einmal, Bursche! Denke, daß du dir heute den Magen noch nicht überladen hast.“

Peter antwortete nicht. Er laute und laute und würgte an seinem Bissen. Da griff der Packmeister unter den Tisch, holte eine große Blechkanne herauf und goß aus ihr einen Becher voll Milch, den er ihm hinschob. Auch dies tat er als etwas Selbstverständliches, ohne zu fragen. Er war an derlei gewöhnt. Fast auf jeder Fahrt wurden solche nichtszahlende Fahrgäste entdeckt. Auch der zweite Packmeister, ein breitschultriger Riese mit starbushyigen Augenbrauen und rötlichem Vollbart sagte kein Wort. Peter aß und aß in einer nie gekannten Seligkeit.

Endlich war sein Hunger gestillt. Mit einem „herzlichen Dank!“ wollte er jetzt hinter die Koffer klettern. Da hielt ihn der zweite Packmeister fest.

„He, holla! Wohin jetzt? Nein, mein Bursche. So geht das nicht.“ Er öffnete das Fenster mit der Linken, während die Rechte Peter fest hielt, und drehte sich um zum ersten Packmeister. „Was meint Ihr, wenn wir jetzt pfeifen würden? Glaube, daß es just hundert Meilen*) bis Cleveland sind. Wenn der Bursche hier aussteigt, ist es ein netter Spaziergang für ihn.“

Der Alte musterte Peter prüfend und schüttelte den Kopf. „Meine, daß er es nicht aushält. Werden ihn noch weiter mitnehmen müssen.“

Peter blickte mit wachsender Angst auf die beiden Männer, deren Unterhaltung er nicht verstand.

„Darf ich nicht mitfahren, Sir? Ich möchte so gern nach Newyork.“

Statt aller Antwort zog der Packmeister eine Pfeife aus der Tasche und hielt sie ihm vor die Augen. „Schau dir das gut an, mein Bursch. Ist ein Wunderding, das da. Wenn ich darauf pfeife, fährt der Zug gleich langsam, ganz langsam, so daß du abzurufen kannst. Willst es einmal sehen, he?“

Er führte die Signalpfeife zum Munde, doch der Alte drückte seine Hand wieder herab. „Laß es sein, Edward. Wir wollen den Zugführer fragen. Er soll hier bestimmen.“

Er ging durch die Verbindungstür, die in den hinteren Wagen führte. Nach wenigen Minuten erschien der Alte wieder, nahm Peter, ohne ein Wort zu sagen, am Ärmel, und ging mit ihm durch den ganzen Zug hindurch. Erst im vorletzten Wagen, dem

*) Englische Meile = 1,5 Kilometer.

Küchenwagen, machte er halt, um den kleinen blinden Passagier einem dicken, weiß gekleideten Neger zu übergeben.

„Hier, Napoleon, kommt ein Arbeitsbursche für dich. Denke, daß du ihn brauchen kannst. Der Zugführer will das kleine Tier nicht aussteigen lassen; soll sich bei dir die Fahrt verdienen.“

Er gab Peter einen leichten Klaps auf den Kopf. „Also gib dir Mühe, Bursche, und gute Fahrt.“

Der Neger nahm seine weiße Mütze ab und trugte sich das wollige Haar. „Hab' wenig Platz für den Burschen, Master Packmeister, doch Arbeit genug.“ Dann schob er Peter vor einen großen Bottich, in dem fettige Teller, schmutzige Tassen und Löffel lagen. „Kannst gleich mit der Arbeit beginnen. Spiil alles gut ab, aber wehe dir, wenn du etwas zerbrichst. Ich schlage dir die Scherben in den Schädel.“

Für Peter begann eine Zeit schwerer Arbeit. Zwar war der Neger Napoleon, der Küchenmeister, ihm kein strenger Herr, aber noch andere Neger arbeiteten in den Pullmanwagen, und alle beanspruchten die Hilfe des blinden Passagiers. Sie mußten Betten machen, Kleider reinigen, Koffer schleppen, die Wagen aufwischen, und überall sollte Peter mit Hand anlegen. Erst, als der alte Packmeister einmal mit einem Donnerwetter dazwischen fuhr, als er den Knaben unter der Last eines großen Koffers, den er unladen helfen sollte, fast zusammenbrechen sah, wurde es besser. Auch sorgte Napoleon gut für sein leibliches Wohl und gab ihm so reichlich zu essen, daß er die Portionen oft kaum zwingen konnte. So verging ihm die lange Fahrt schnell, und er bedauerte es fast, als der Express in der neunten Morgenstunde in eine große Halle einfuhr, die die Bahnhofshalle von Chicago fast um das Doppelte übertraf.

„Neuport. Grand Central-Station,“ sagte Napoleon, der neben ihm stand.

Berwirt starrte Peter in das Getümmel. „Neuport,“ wiederholte er leise, und die Tränen rannen

über sein blasses, schmales Gesicht. Wer würde ihm in Neuport helfen, wer würde ihm Arbeit geben? —

„Se, holla! mein Bursch. Was machst du denn für ein Gesicht? Nun bist du ja in Neuport. Bist du noch nicht zufrieden? Kopf hoch, mein Bursch! Sie werden dich hier nicht gleich fressen!“ Mit diesen Worten griff der alte Packmeister in die Westentasche und holte einen kleinen Zettel heraus, den er Peter in die Hand drückte. „Da hast du einen Dollar. Leb' wohl, mein Bursch, und viel Glück auf den Weg!“

Mit schnellen Schritten verließ er den Bahnsteig; auch er hatte es plötzlich eilig.

Peter schaute ihm nach, bis er im Zimmer des Bahnhofsinpektors verschwand. Dann steckte er den Dollarschein, den er noch immer in der Hand hielt, in die Tasche. Er hatte nicht einmal dafür gedankt. Langsam verließ er den Bahnhof und trat hinaus auf die Straße.

Auf gut Glück ging er die Straße hinunter, besah die Häuser und die großen Kaufläden, bis er an einen schönen Park kam, an dem die Straße vorbei lief. Er setzte sich auf eine Bank.

Sein Platz war gut gewählt, da just hier eine Nebenstraße von der breiten Hauptstraße abzweigte, und so zwei Straßenecken vor ihm lagen. An der einen Ecke stand auf dem Verdeck eines halboffenen Wagens ein langer, hagerer Mann in einem blauen Frack, weißen Hosen und einem silbergrauen Zylinder. Er zeigte mit einem Stock auf das zu



Peter erzählte dem fremden Herrn ohne die geringste Scheu seine ganze Geschichte.

seinen Füßen ausgebreitete Warenlager von Pillenschachteln und pries mit Stentorstimme seine Heilmittel an.

An der anderen Straßenecke hatte ein Leutnant der Heilsarmee sein Werbebüro aufgemacht. Er stand auf einer kleinen Kanzel, rechts und links von ihm hielten zwei junge Mädchen, gleichfalls in der Tracht der Heilsarmeeoldaten, die Wacht. Die beiden Kadetten standen nach einer flotten Melodie mit guter Stimme ihre Werbelieder. Wenn sie schwiegen, begann der Leutnant zu reden.

Mit wachsendem Erstaunen blickte Frank in das Gewimmel von Menschen. Es fesselte ihn so stark, daß er nicht einmal den Herrn sah, der seit einer Viertelstunde neben ihm auf der Bank saß und ihn mit Interesse beobachtete. Es war ein mittelgroßer, schlanker, sehr elegant gekleideter Herr mit scharf geschnittenem, hagerem Gesicht und durchdrin-

genden, etwas stechenden Augen. Jetzt ließ er, scheinbar aus Versehen, seinen Stod fallen.

Der Knabe fuhr erschreckt zusammen, bückte sich aber sofort und reichte dem Fremden den Stod. „Bitte, Sir. Ist es der Ihrige?“

„Ja, danke, bist ein höflicher Bursch. Das gefällt mir. Ich sitze schon eine Weile hier. Scheint dich mächtig zu interessieren, was sie da drüben ausrufen. Bist du zum ersten Male in Neunport?“

Peter antwortete, der Fremde frug wieder, und nach wenigen Minuten war die Unterhaltung im Gange, in deren Verlauf der fremde Herr alles erfuhr, was ihn interessierte. Eine schwache Hoffnung glomm in Peter auf. Der Herr sah so fein und elegant aus. Er war gewiß sehr reich und doch war er nicht stolz. Wie teilnehmend er sich nach allem erkundigte! Ob er ihm helfen würde?

(Fortsetzung folgt.)

Wie unterhalte ich meine Gäste

Freunde, neulich gab ich euch zwei hübsche Spiele an, mit denen ihr eure Gesellschaft immer unterhalten könnt. Heute folgen einige weitere. Also, Kurt Lehmann feiert Geburtstag. Nach dem Kaffee geht er auf seinen Freund Paul zu und sagt: „Lieber Paul Schwadner, ich werde dir heute ganz genau prophezeien, wie später einmal deine Frau heißen wird. Steh' bitte auf und stell' dich hierher. Halte beide Hände wagerecht ausgestreckt und zähle jetzt ganz langsam bis 21. Bei dieser Zahl drehst du dich zweimal auf deinem rechten Absatz. So. Sehr

gut! Hokusfokus Fidibus, Zauberrei und Höllenstraß — einen Augenblick noch, ich werd's dir gleich verraten! Aha, jetzt habe ich den Namen: deine Frau, die du später einmal heiraten wirst, wird heißen: Frau Schwadner!“

Wenn sich dann alle von dem

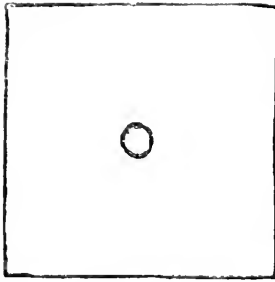
Schrecken erholt haben, schlägt Kurt Lehmann ein anderes Gesellschaftsspiel vor. Es ist aber nur für die sehr Klugen. Alle setzen sich in einen Kreis. Einer nimmt ein Taschentuch, macht einen Knoten hinein, sagt den ersten Teil eines bekannten Sprichworts und wirft das Taschentuch hierauf irgend einem der Mitspielenden in den Schoß. Dieser Freund muß schlagfertig den zweiten Teil eines anderen bekannten Sprichwortes ergänzen. Heinz, z. B. sagt: „Epiele nie mit Schießgewehr“ und wirft das Taschentuch dem Ludwig zu. Ludwig ergänzt das Sprichwort mit den Worten: „Denn es fühlt wie du den Schmerz.“ Wenn dieses „Verwechselt, verwechselt die Sprichwörter“ flott und ohne irgend eine Unterbrechung gespielt wird, so macht es viel Spaß. Wer seinen Satzteil nicht schnell genug sagen kann, oder wer ein Sprichwort benutzt, das schon einmal verwendet worden war, dem hilft kein Jammern: er muß ein Pfand abgeben.

✱

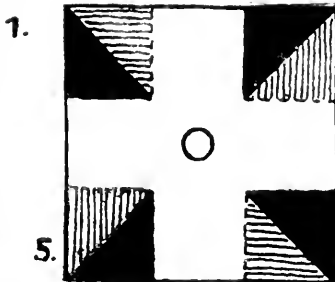
Nun zum Schluß noch ein nettes, kleines Spiel: Jeder Mitspielende wählt sich einen Gegenstand des täglichen Lebens. Erich z. B. wählt Brot, Herbert hat sich für Schrank entschlossen usw. Der Spielleiter beginnt nun eine Geschichte zu erzählen. Sobald ein Wort vorkommt, das sich einer der Teilnehmer ausgewählt hat, so muß er sofort mitten im Satz die Geschichte fortsetzen. Versagt er, so ist er als Pfandabgeber reif.

Danke! Otto.

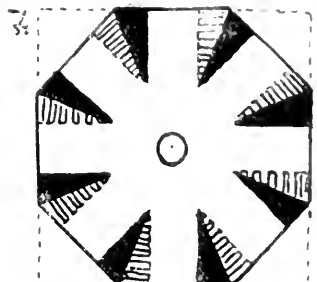




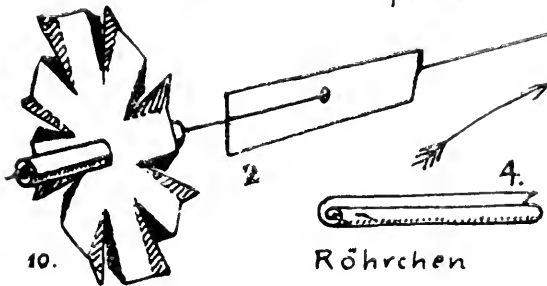
Briefträger



Mühle und Windrad

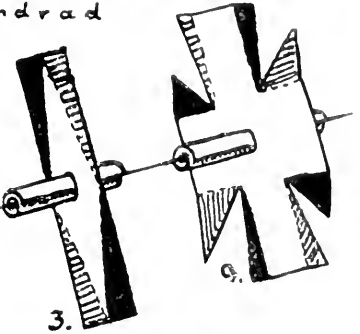


Propeller



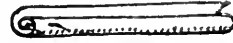
10.

Röhrchen

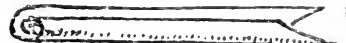


3.

9.



4.



6.

Röhrchen mit Bremse

Mein Briefträger für die Großen

Pauls Drachen ist aber hoch gestiegen! Noch höher als Kurtz, der ganz betäubt dabeisteht. Aber plötzlich lacht er. Ja, wenn auch der Nachbardrache beinahe bis in den Himmel hineinragt, er hat doch noch etwas Schöneres.

Kurtz läßt er seinen neuen Briefträger hinaufklettern. Da staunen alle anderen Jungen. Und sofort muß Kurtz berichten, wie er ihn angefertigt hat. Ganz einfach. Statt der allgemein bekannten „Apostel“, die sich immer platt an die Schnur legen (Fig. 1 u. 2), hat Kurt ein Papierröhrchen durch das Loch gesteckt (Fig. 4). Von seinem Vater hatte er sich eine Postkarte dafür schenken lassen. Und während alle noch seinen neuen Briefträger bewundern, zieht er eine Mühle hervor, und läßt sie lustig hinauffchnurren (Fig. 5 u. 9). Er hat von einer Postkarte ein recht großes Papierquadrat ge-

nommen, die vier Ecken eingeschnitten und dann die vier schwarzen Flächen nach hinten, die vier schraffierten nach vorn gebogen. Wieder steckt er das Röhrchen (Fig. 4) durch, und fertig ist die wunderhübsche Mühle. Dann zeigt Kurt stolz sein Windrad (Fig. 7 u. 10). Ein wenig mehr Arbeit hat es gemacht, dafür schnurrt es aber noch besser. Damit es die Schnur nicht zerreißen kann, hat er sich in das Röhrchen eine Spitze geschnitten, und zwar in die Seite, durch die er zuerst die Schnur steckt (Fig. 6), und sich noch einen Propeller zugelegt (Fig. 8 u. 3), den er sich aus leichter Pappe angefertigt hat. Kurtz Schäge werden reichlich bestaunt. Kein Mensch achtet mehr darauf, daß Pauls Drachen höher steht. Kurt ist Mittelpunkt der ganzen kleinen Gesellschaft. Hoffentlich seid ihr nun geschickt genug und macht es Kurt nach!

R. L.

ACHTUNG!

Freunde! Noch nie war es so schwierig, sich zum Geburtstag oder zu Weihnachten etwas zu wünschen, wie dieses Jahr. Man will doch nicht unbedingt unbescheiden sein. Und die kleinste Kleinigkeit kostet schon so viel Geld. Nun habe ich wieder einmal einen großartigen Ausweg für euch gefunden: wünscht euch doch einfach den neuen

Fridolin-Kalender!

für 1924. Das ist ein Abreißkalender mit interessanten Bildern aus aller Welt, über die auf der Rückseite jedes Blattes die schönsten Dinge zu lesen sind. Ihr werdet euch kugeln, so lustig ist manches. Und ihr werdet unheimlich gebildet sein, wenn ihr am Ende des Jahres alles gelesen habt! Außerdem habt ihr alle vier Tage ein neues, hübsches Bild in euerm Zimmer hängen. das Interessante, Schöne oder Heiteres zeigt. Der Kalender führt euch durch die Welt und durch die Jahrtausende! Er ist bereits erschienen und in allen Buch- oder Papierhandlungen zu haben und kostet 1 Mark mal Buchhändler-Schlüsselzahl.

Fridolin.



Hallo! Das sieht ulkig aus wie die Witze da oben herumzappeln, nicht wahr? Ich habe auch mächtig gelacht, als ich sie so sah und habe mir die fettesten herausgegriffen. — Hier habt ihr sie:

Im Nichtraucherabteil der 2. Klasse eines D-Zuges sitzen zwei Herren, von denen der eine raucht. Obwohl der andere ihn bittet, das zu unterlassen, raucht er doch ruhig weiter, bis sein Gegenüber schließlich den

Schaffner holt, und er Strafe zahlen muß. Als der Schaffner nun wieder gehen will, sagt der eben Bestrafte: „Lassen Sie sich doch mal die Karte von dem Herrn dort zeigen.“ Der Schaffner tut es, und nun muß der andere Herr auch Strafe zahlen, weil er nämlich eine Karte 3. Klasse hat.

Einige Zeit vergeht. Die beiden Herren sind wieder allein. Da fragt der, der die Karte 3. Klasse gehabt hatte: „Sagen Sie mir doch bitte, woher Sie wußten, daß ich eine 3.-Klasse-Karte hatte?“ — „Weil sie aus Ihrer Westentasche herausragte und ebenso ansah wie meine,“ antwortete der andere.

Hänschen in der Apotheke: „Ich möchte noch eine solche Schachtel Pillen, wie ich sie gestern für meine Mama geholt habe.“

Apotheker: „Schön, mein Junge. Haben sie denn deiner Mutter geholfen?“

Hänschen: „Das weiß ich nicht, sie passen aber so gut in mein Schießgewehr.“

Der ist kurz, aber nahrhaft, was?

Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Eisbenrätsel.

Aus den Silben:

dam — de — dikt — e — e — gir — has
— lan — log — or — so — san — tas
sind sechs Wörter zu bilden, deren Anfangs-
und Endbuchstaben, beide von oben nach unten
gelesen, einen deutschen Dichter und den
Namen eines seiner Werke ergeben. Die

Wörter bedeuten: 1. Blumengewinde, 2. Stadt
im Ural, 3. Stadt in Holland, 4. italienischen
Dichter, 5. morgenländischen männlichen Vor-
name, 6. Erlaß.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 23

Eisbenrätsel:

Keine Rose ohne Dorn. — 1. Kino,
2. Eisenach, 3. Nashorn, 4. Ente, 5. Richard,
6. Othello, 7. Eöller, 8. Eisen.

Fluß und Dichter: Lena, Lenau.

Gleichklang: Offen, Bad, Offenbad;

Fridolins Lachkabinett



Meister zu seinem Lehrlingen: „Lau-
bub, du bist ein Esel!“

Schusterjunge: „Da is der Meester selbst
schuld dran!“

Meister: „Wie meinst du das?“

Schusterjunge: „Sie haben mir doch die
Ohren so lang gezogen!“

*

„Besuche uns heute nicht, Otto.“

„Weshalb denn nicht?“

„Bei uns werden alle paar Wochen die
Möbel verriickt. Und heute ist gerade der
verriichte Tag.“

*

Mutter: „So, Hänschen, zeig' dem Onkel
Dottor schön die Zunge!“

Hänschen: „Soll ich ihm auch eine lange
Nase dazu machen?“

*



Der kleine Fritz ist mit seiner Mutter in
der Sommerfrische und sieht gerade zu, wie
die Kühe gemolken werden. Da fragt er neu-
gierig: „Sag' mal, Mutti, wo kommt nun
eigentlich die Butter raus?“

„Mutti, gibt es schon Mittagessen?“

„Nein, du mußt noch eine Stunde
warten.“

„Ach Mutti — mein Magen geht aber
zehn Minuten vor!“

*

„Was, Willy, du hast den ganzen Kuchen
allein aufgegessen? Hast du denn gar nicht an
dein Schwesterchen gedacht?“

„Doch, immerzu. Ich war bloß bange,
daß sie kam, ehe ich fertig war!“

*



Die Klasse hatte zoologischen Unterricht
gehabt, und die Kinder hatten andächtig zu-
gehört, wie der Lehrer aus dem Leben der
Giraffen erzählte. Da fragte der Lehrer
scherzend:

„Kann sich einer von euch etwas Schlim-
meres denken, als eine Giraffe mit einem
steifen Hals?“

Sofort stand der kleine Peter auf.

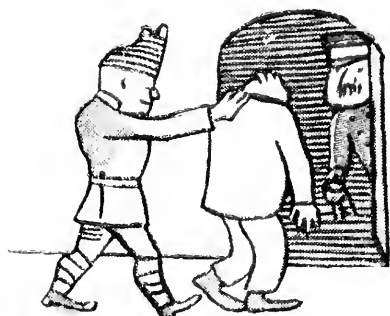
„Jawohl, Herr Lehrer — einen Tausend-
fuß mit lauter Hühneraugen!“

*

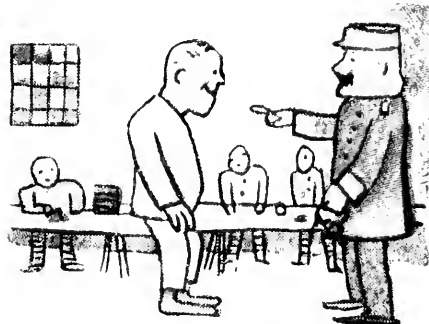
Karlchen war sehr unartig gewesen, und
seine Mutter schloß ihre Straßtrede mit den
Worten: „Ich begreife überhaupt nicht, wie
man so ungezogen sein kann!“

Karlchen: „Ach Mutti — das ist gar nicht
schwer!“

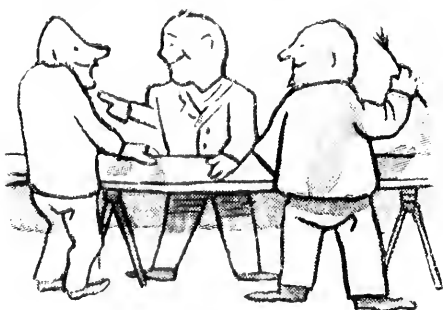
Benjamin Pampe soll Tüten kleben



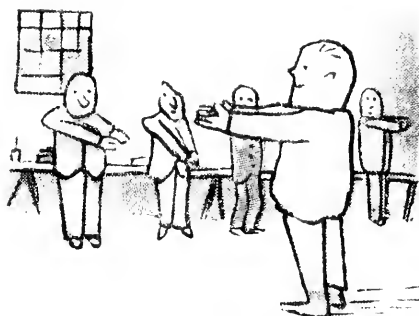
Wie's Ruhehörern stets gebührt,
Wird Pampe schleunigst abgeführt,
Andern daß dieser Züngeling
Sich gegen das Gesetz verging.



Aus ist's mit Sport und Freiluftleben,
Statt dessen heißt es: Tüten kleben!
Der Wärter, ein gefürchter Mann,
Hält Benjamin zur Arbeit an.



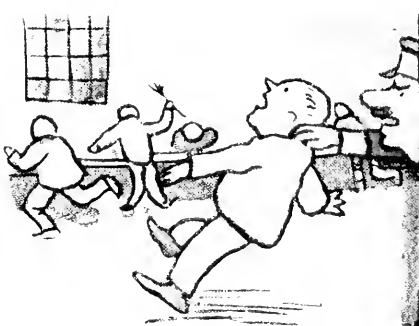
Kann war der Wärter aus dem Zimmer,
Nagt sich in Pampe schon der Schwimmer,
Und zu den andern spricht er wichtig:
„Im Schwimmen euch jetzt unterricht' ich!



Zuvörderst übt mit den Genossen
Er Schwimmbewegung mit den Flossen.
Und wie er hebt und senkt den Arm,
Getreu ahmt's nach der ganze Schwarm.



Nun gilt's, das Strampeln mit den Beinen
Mit Armbewegung zu vereinen.
Der Unterricht ist höchst vergnüglich,
Die Sache klappert schon ganz vorzüglich



O weh, o weh, da unterbricht
Der Wärter jäh den Unterricht.
In Einzelhaft muß Pampe nun,
Was wird der Aermste dort wohl tun?

Fortsetzung in nächster Nummer.

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT. 3

Fortsetzung der Geschichte
Peter der Kleine
Peter hat ein
sehr unangenehmes Erlebnis



Ein chinesischer Postbote, der von Steppenräubern verfolgt wird
(Zu dem Artikel: „Der Briefträger in China“)

Der Briefträger in China

Wie man in China Briefe zugestellt bekommt.

Wenn ihr hier bei uns die Briefträger seht, die tagaus, tagein regelmäßig in alle Häuser kommen und die Post austragen, habt ihr wahrscheinlich noch nicht daran gedacht, daß in andern Ländern diese braven Leute ihren schweren Dienst auch anders versehen. Aber: andere Länder, andere Sitten; dieses Sprichwort kann man auch hier wieder recht gut anwenden. Seht euch doch einmal den chinesischen Postboten auf dem Titelbild an, der von Räubern verfolgt wird. Er hat keine blaue Uniform mit blauen Knöpfen an. Auch ist er nicht zu Fuß, sondern reitet auf einem Esel. Das eben aus dem Grunde, damit er sich schneller fortbewegen kann. Allerdings gibt es auch chinesische Postboten, die nicht beritten sind. Sie haben „kleinere Bezirke“ zu betreuen.

Man nennt sie: „Chien tu“, was „Starker Mann“ bedeutet, da ja natürlich auch sie große Strapazen zu überwinden haben und deshalb immer sehr kräftig sein müssen. Man nennt sie auch „Tausend-Meilen-Pferde“, weil sie, fast immer im Eilschritt, manchmal mit 80 Pfund Post beladen, an einem einzigen Tage ganz bedeutende Strecken zurücklegen. Sie tragen Sandalen an den Füßen, auf dem Rücken neben ihrem notwendigen Essen den Briefsack und in der Hand ein waffenähnliches Gefäß, das als „Briefkasten“ dient. Das Seltsamste an ihrer Ausrüstung ist aber der Sonnenschirm, den sie auch im eiligen Lauf geschickt balancieren. Uebrigens müssen auch die „Streckenmänner“ ihre Kräfte zuweilen mit Wegelagerern messen: die auf sie besonders erpicht sind.

Wie ein Erdbeben entsteht

Am 1. September ist Japan von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht worden.

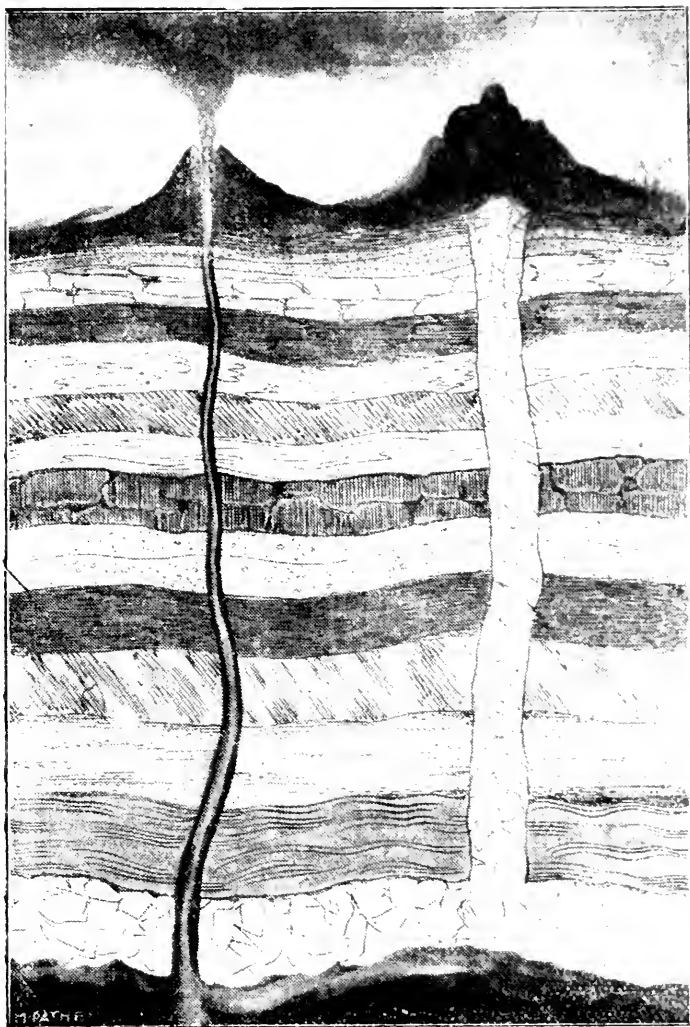
Von Dr. Ernst Hornemann.

Das furchtbare Erdbeben, das Japan während der ersten Septemберwoche heimsuchte, hat uns Menschen wieder einmal eindringlich in die Erinnerung gerufen und vor Augen geführt, wie die „wohlgegründete, dauernde Erde“, mit Goethe zu reden, darauf der Mensch mit „festen, markigen Knochen“ steht, doch eigentlich ein gefährlicher Boden ist und der feste Grund unter unsern Füßen schließlich nur eine dünne, gebrechliche Schale über der gewaltigen Gas- und Feuerzugel darstellt, die das Innere des Erdballs bildet. In seinem Leibe — mag es nun ein überhitztes Gasgemenge, mag es eine zähflüssige Masse sein — hat er sich die einstige Glut bewahrt, und bei Vulkanausbrüchen werden die glühenden Massen auf die Erdoberfläche emporgebrocht. Solche Vulkanausbrüche sind seit der Urzeit immer seltener geworden, kommen aber doch in gewissen Erdgebieten häufiger vor und scheinen sich in bestimmten Zeiträumen zu wiederholen. Ueber ihre letzten Ursachen wissen wir

bis heute noch nichts Genaues: aus irgendwelchen Gründen wird das Gas oder die zähflüssige Gesteinsmasse, die die Wissenschaft nach dem griechischen Worte für Teig das „Magma“ nennt, emporgepreßt, sucht sich einen Weg nach oben, sprengt die Erdrinde und bricht aus der Spalte mehr oder minder heftig hervor. Dabei kommt es gelegentlich zu schwächeren oder stärkeren Erdbeben, und solche „vulkanischen Beben“, die bisweilen einzeln, bisweilen in ganzen Schwärmen zu spüren sind, pflegen in dem Augenblick aufzuhören, da das Magma durch den Krater des Vulkans den Ausweg gefunden hat. Eine zweite Art von Erdbeben entsteht dadurch, daß unterirdische, durch Auswaschung, durch vulkanische Entleerung und dergl. sich langsam bildende Hohlräume in der Erde, wenn der Druck der darauf lastenden Massen zu stark geworden ist, zusammenbrechen oder einsinken. Solche „Einsinkbeben“ sind ebenfalls selten und zumeist auf gewisse Erdgebiete (z. B. die Kaltgebirge, wie der Karst)

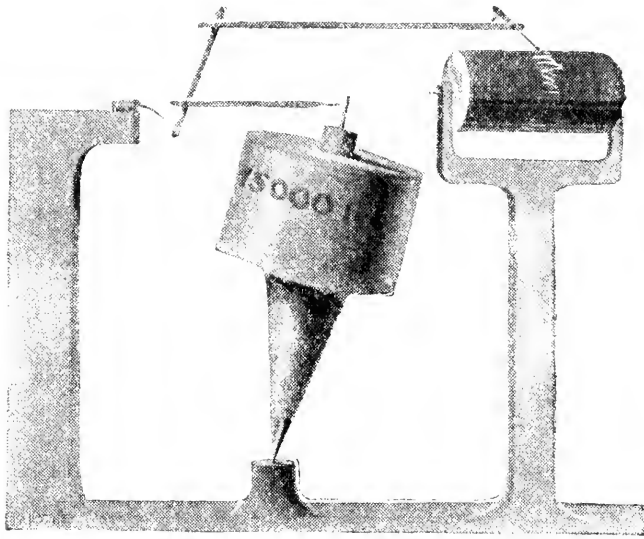
beschränkt. Die weitaus häufigsten und gefährlichsten Erdbeben führt man auf Vorgänge zurück, die mit den sich ständig im Innern unseres Planeten noch vollziehenden Umbildungsprozessen in engstem Zusammenhange stehen. Unablässig ändert sich das Gleichgewicht und die Spannung der verschiedenen Teile der Erdkruste; unaufhörlich sind seit den ältesten Zeiten die gebirgsbildenden Kräfte des Erdballs am Werk, und sie greifen zumal an jenen Stellen stärker an, wo in der Tertiärzeit sich Gebirge falteten, oder wo der Meeresboden sich mit hohen Rändern zu besonders großer Tiefe senkt. Erdbeben werden hier emporgehoben oder sinken ab, neue Spalten tun sich auf, alte erweitern sich, und so treten plötzlich und ruckweise Verschiebungen in den einzelnen Gesteinschichten auf, brechen Massen zusammen, stürzen abbröckelnd nach, und die gleitende Reibung an den rauen Seitenflächen der Gesteinschollen löst die Erdbebenwellen aus.

Erst nachdem das Gleichgewicht in dem betreffenden Gebiete wiederhergestellt ist, d. h. nachdem etwa die vorhandenen Ränder ausgefüllt sind, der Boden sich an der Stelle etwas gesenkt hat u. s. f., tritt Ruhe ein. Solche durch Störungen im Bau der Erdkruste bedingten Erdbeben, die sogenannten „tektonischen“ Beben, sind nun überaus häufig, wennschon sie für gewöhnlich von uns nicht empfunden werden, da sie glücklicherweise meist nur geringfügig sind. Die neuerlichen „Erdbebenmesser“ oder „Seismographen“ (d. h. Erdbebenschreiber) verzeichnen



Ein Durchschnitt durch die Erde. Rechts ein toter Vulkan. Links wird das „Magma“ (flüssige Lava) durch einen Krater auf die Erde emporgebrückt. Die verschiedenen Streifen sind die einzelnen Schichten der Erdkruste.

aber auch diese für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren Beben, und so zeichneten sie um das Jahr 1900 beispielsweise nicht weniger als täglich zehn Beben durchschnittlich auf „registrierten“ — genauer — 3830 Erdbeben innerhalb eines einzigen Jahres. Solch Seismometer oder Seismograph besteht im wesentlichen aus einem empfindlichen, stehenden Pendel, das mit einem an einem Hebel beweglichen Schreibstift verbunden ist. Der feine, spitze Schreibstift zeichnet auf einem durch ein Uhrwerk vorwärts bewegten, mit Ruß geschwärzten Papierstreifen alle Be-



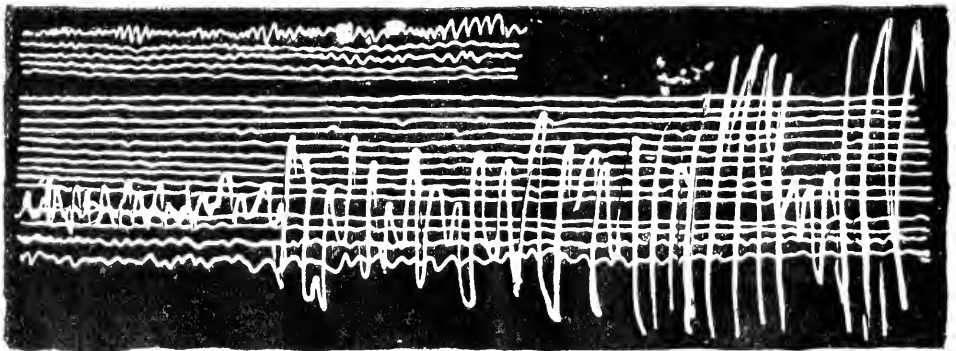
Ein Seismometer (Erdbebenmesser): Es besteht aus einem Bleifegel, der mit einer Hebelvorrichtung und einem Schreibstift versehen ist. Der Stift zeichnet auf eine berußte Walze die geringsten Bewegungen des sehr schweren Regels und damit die Erschütterungen der Erdoberfläche auf.

(Zeichnungen von M. Pathe.)

wegungen des Pendels selbsttätig auf, indem er den Ruß, über den sich abrollenden Streifen im Takte des Pendels fahrend, von dem Papier wegträgt. Je stärker das Pendel sich bewegt, um so höher sind die Linien oder Wellen auf dem Papier. Aus der Niederschrift des Seismometers, dem sogenannten „Seismogramm“, erkennt man ferner, um welche Zeit ein Erdbeben stattgefunden hat, wie stark und wie entfernt vom Beobachtungsstandpunkt es war; ja, häufig kann man bei einem Fernbeben auch die Richtung feststellen, aus der die Wellen kommen, und so mit ziemlicher Gewißheit die Lage des „Bebenherdes“ angeben. Die Erdbebenwellen pflanzen sich im übrigen auf dem Erdballe

nach ganz bestimmten physikalischen Gesetzen fort, wie das unsere Abbildung veranschaulicht, wobei zu bemerken ist, daß die „Vorläuferwellen“, d. h. die ersten, das Beben ankündigenden, stoßartigen Wellen, die sehr schnell an den Beobachtungsort gelangen, sich im Gegensatz zu den Hauptwellen durch das Erdinnere fortbewegen.

Dank den Aufzeichnungen der mit Seismometern ausgerüsteten Erdbebenwarten, die heute in allen Kulturländern errichtet sind, aber auch dank den Forschungen der Geologen kennen wir heute sehr genau die Bebengebiete der Erde. Solche „seismischen“ Gebiete sind in erster Linie eine schmale „Störungszone“ der Erdrinde, die sich in west-

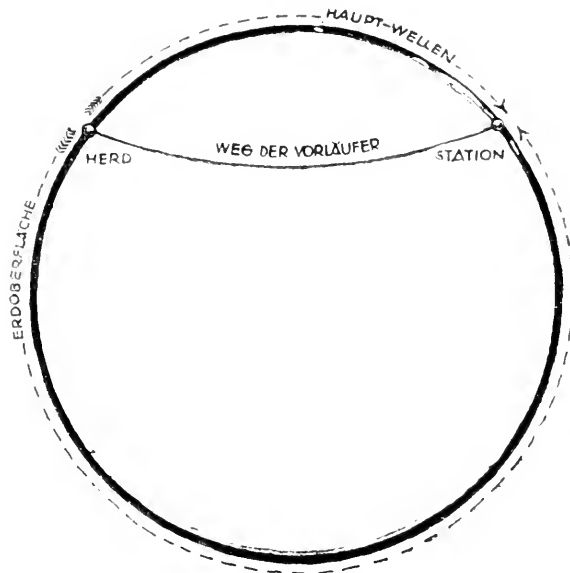


Wie ein Seismogramm (Niederschrift des Erdbebenmessers) aussieht.

Die weißen Linien sind durch den Schreibstift des Seismometers auf der berußten Walze weggetragen worden und zeigen die Stärke der einzelnen Erdstöße an.

östlicher Richtung von Europa nach Ostasien hinzieht. Das ganze Mittelmeerbecken, der Persische Meerbusen, das Rote Meer und die nördliche Hälfte des Indischen Ozeans sind gewaltige „Einbruchsbecken“ der Erdrinde. Das zweite bedeutende Vebengebiet der Erde, gleichfalls mit Senkungsvorgängen in der Erdrinde in Zusammenhang zu bringen, sind die Küstengebiete des Großen Ozeans, besonders die den Westküsten vorgelagerten Inseln. Bei uns in Europa sind stärkere oder schwächere Veben häufig in Unteritalien, auf Island, im Sächsischen Vogtlande, in der oberrheinischen Tiefebene und im Gebiete der Ostalpen von Wien über Agram bis Triest. Kein Land der Erde aber hat mehr unter verheerenden Erdbeben zu leiden

als Japan, wemngleich sie glücklicherweise auch hier nur selten solche katastrophalen Wirkungen haben wie das diesjährige, das am 1. September das Inselreich betroffen hat. Man rechnet im „Land der aufgehenden Sonne“ mit jährlich durchschnittlich 500 Erdbeben; deshalb sind auch die Hausbauten der Japaner zumeist aus Holz und leicht beweglich. Eine



Schematische Darstellung eines Erdbebens. Vom Herde des Vebens aus laufen stoßartige Wellen (die „Vorläufer“) direkt durch die Erde zur Station. Die Hauptwellen dagegen verlaufen auf der Erdoberfläche.

merkwürdige Nebenererscheinung hat übrigens dieses furchtbare letzte Veben gezeitigt: der von den Japanern als heilig betrachtete, 3728 Meter hohe, auf allen landschaftlichen Darstellungen der Maler liebevoll wiedergegebene Fuschijama, ein erst sanft, dann im Winkel von 45 Grad ansteigender Vulkankegel, der auf der Spitze stets mit Schnee bedeckt ist, hat seine bisherige Gestalt vollständig verändert.

Was einem alles passieren kann



Man kann sich die Beine in den Bauch stecken,



oder man kann sich schief lachen,

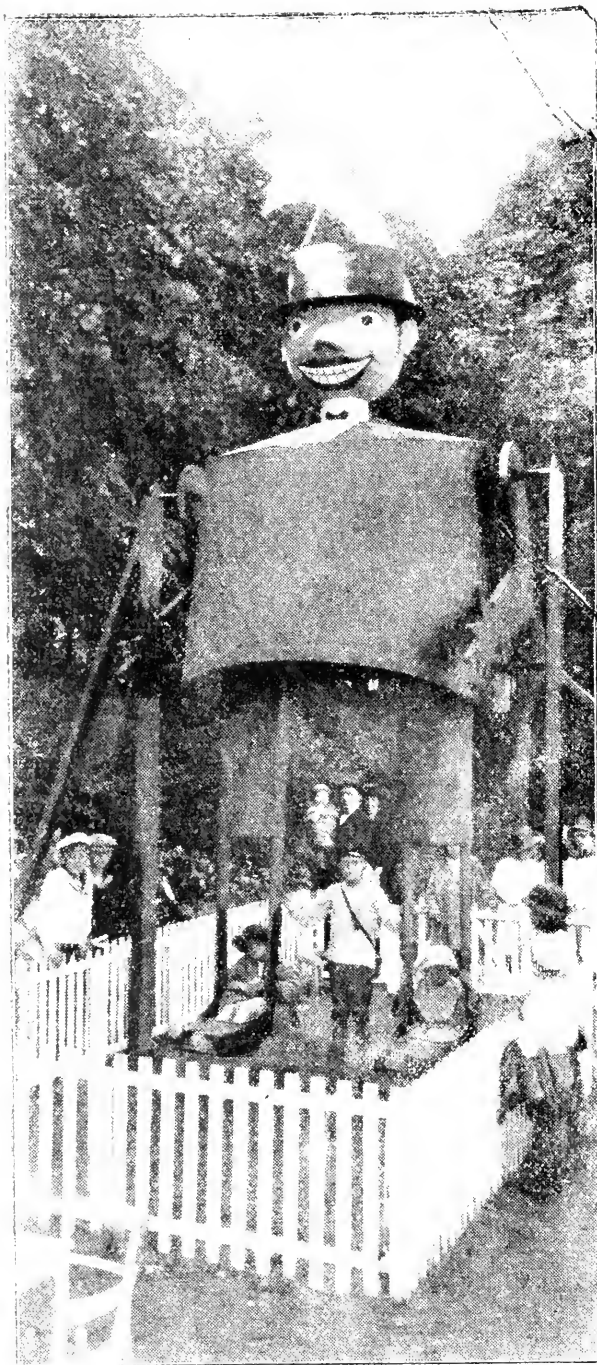


oder man kann den Kopf verlieren,



oder man kann ein Brett vor'm Kopf haben.

(Zeichnungen von Kost.)



Wie der Schaukelmann ausah, der auf der Ausstellung zu Göttenburg in Schweden war.



Wie vergnügt der liebe Kerl grinst, was? Es scheint eigentlich nicht, als hätte er Hühneraugen, auf denen die kleinen Freunde sitzen. Das müßte natürlich für ihn sehr peinlich sein. — Wie, er kann keine Hühneraugen haben, weil er aus Holz ist? Du hast recht; der Schaukelmann ist aus Holz, und zwar aus echt schwedischem, denn dieser Schaukelmann ist ein Schwede, der auf der Ausstellung in Göttenburg war, wo man für die Kinder einen extra großen Platz hergerichtet hatte, auf dem sie sich köstlich unterhalten konnten. Alles war da: Karussells, Schaubuden, Pfefferkuchenhäuschen, kleine Zelte, wo man würfeln und gewinnen (allerdings auch verlieren) konnte, und vieles, vieles andere. Darunter auch unser guter Bekannter von nebenan: der Schaukelmann. Da hättet ihr auch gern sein mögen, nicht wahr? No, wartet ab, vielleicht kommt der Schaukelmann auch hierher nach Deutschland. dann könnt ihr ihm in die Schuhe kriechen und euch einbilden, ihr seid auf der Ausstellung in Göttenburg. — Uebrigens kennt ihr Göttenburg ja alle von den großen athletischen Kampfspielen her, die im Sommer dieses Jahres dort stattgefunden haben. Dunkel Otto.

Peter und Klein

Vom Liftjungen zum Industriekönig

Eine Jugenderzählung von Heinz Welten.

Peter Hümer, ein 13jähriger deutsch-amerikanischer Junge, verliert seine Stellung in den Schlachthöfen von Chicago. Aus Angst vor seinem Vater sieht er sich selbstständig nach einem neuen Posten um. Doch mißlingt sein Versuch; er besitzt keine Ausweisungspapiere. Verzweifelt beschließt er, Chicago zu verlassen. Als blinder Passagier schleicht er sich in den New Yorker Expresszug. — Der brausende Lärm der Weltstadt umfängt ihn. Ganz benommen läßt er sich auf einer Bank nieder. Dort erregt er die Aufmerksamkeit eines feingekleideten Herrn, dem er seine Lebensgeschichte erzählt. Ob der ihm helfen wird? — Hier setzt die 2. Fortsetzung ein.

2. Fortsetzung.

Der Herr las Peter die Gedanken von der Stirn. „Brauchst du keine Sorge mehr zu machen, mein Bursch. Denn du gefällst mir, und wem James Cluppins helfen will, dem hat er noch immer geholfen. Triffst dich obendrein heute günstig für dich, weil ich ins Labour-Haus*) wollte, um mir einen neuen Boy zu suchen. Denn der Schlingel ist gestern auf und davon gegangen. Sein Platz ist frei. Willst ihn haben?“

Ein lauernder, stehender Blick, der seltsam mit den in freundlichstem Ton vorgebrachten Worten im Gegensatz stand, lag in seinen Augen. Peter sah ihn nicht. Er hörte nur die Worte, und wie ein Traum war ihm alles. Kaum hatte er den Fuß auf New Yorker Boden gesetzt, und schon bot sich ihm eine so glänzende Stelle!

Mr. Cluppins deutete sein Schweigen falsch. „Die Stelle bei mir ist nicht so schwer. Ich habe eine kleine Junggefellenswohnung und wohne für mich allein. Brauche ich nun einen ansehnlichen Burschen, der meine Sachen in Ordnung hält. Du mußt gut aufs Haus aufpassen und darfst nie ohne meine Erlaubnis ausgehen. Du bekommst ein anständiges Zimmer und gute Kleidung und gut

zu essen. Verlange nur unbedingten Gehorsam, unbedingten. Verstanden? Außerdem bekommst du zehn Dollar wöchentlich. Nun, einverstanden?“

„Ja, Sir! Und Ihr sollt mit mir zufrieden sein. Ich will alles tun was Ihr verlangt.“

Beide standen auf. Wie im Traum stieg Peter dann mit seinem neuen Herrn in ein Cab, fuhr neben ihm durch eine lange Reihe breiter Straßen in einen Villen-



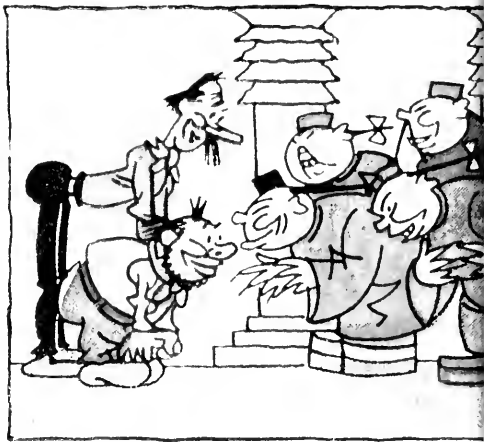
Mit des Zwerges Hilfe kletterte Peter in das offene Fenster.

*) Arbeitsvermittlungsbureau.

Laatsch und Bomme



Nun, Laatsch und Bommel, freuet euch!
 Der Sänfte holt man euch sogleich
 Als Gäste wie im schönsten Märchen
 Zu Chinas Präsidenten-Pärchen.



Der Präsident nebst Frau, sie beide,
 Sie harren schon in höchster Eide,
 Begrüßung gibt's mit Redeschwall.
 Vor'm Tor durch ihren Hofmarschall.



Freund Bommel unterhält noch Kräfte
 Die Hofenfrau von Staatsgeschäften,
 Weil er Alt-Chinas Sitt' nicht kennt,
 Glaub' er, sie sei der Präsident.



Die Sache wird ihr bald zu dünn,
 Sie schwenkt den Fopf und dreht sich um.
 „Von Staatsgeschäften spricht der Mann?
 Die geh'n den Präsidenten an!“

verort hinaus, betrat ein schönes, einstöckiges Haus, das in einem kleinen Ziergarten gelegen war, wurde in ein kleines, freundliches Zimmer geführt, sah einen weißen Schrank, einen weißen Tisch, weiße Rohrstühle und ein großes, weißes Bett. —

„So,“ sagte Mr. Cluppins, „das ist dein Reich. In den Schubfächern findest du Wäsche. Nimm dir ein Nachthemd. Geh

aber zuvor in die Badestube und feige dich ab. Die Badestube ist hier neben deiner Kammer.“

Er öffnete eine kleine Tapetentür und zeigte hinein. „Und dann lege dich schlafen. Du hast es nötig.“

Sechsenddreißig Stunden schlief Peter, Tag und Nacht durch. Als er erwachte, schien ihm die Sonne gerade ins Gesicht. — Mr. Cluppins steckte den Kopf zur Tür herein.

Erlebnisse in China



Nun naht das Präsidentenpaar,
Ihr meint, wie ist das sonderbar?
In China trägt den Rod der Mann:
Die Frau, die hat die Hosen an



Laatzsch denkt, ein Rod ist immer weiblich,
Da ist ein Handkuß unausbleiblich.
Auch Bommel küßt, wie stets galant,
Statt ihr, des Präsidenten Hand.



Dem Mann in Röcken sagen beide,
Er sei die reinste Augenweide,
Wie süß die Augen sein geschlitt,
Und wie brillant sein Zöpfchen sitzt.



Doch ach, auch dieser wendet sich
Und denkt, die Kerle foppen mich.
Das Paar aus allen Himmeln purzelt.
Sie stehen da, wie angewurzelt.

„Nun, hast du endlich ausgeschlafen?“ fragte er. Peter sprang aus dem Bett und schlüpfte rasch in seine neuen Kleider. Wie herrlich fie ihm fielen! Und jetzt begann für ihn eine köstliche Zeit. Sein Herr behandelte ihn nicht wie einen Diener, sondern weit mehr wie einen lieben, werten Gast. Eine alte Negerin, die allmorgendlich kam, um die Zimmer aufzuräumen, besorgte fast die ganze

Arbeit. Jeder Tag brachte eine neue Überraschung, und eine war immer schöner als die andere.

Eines Abends kleidete Peter sich gerade aus, ohne Licht zu machen, da er das Fenster offen lassen wollte. Langsam streifte er den Rod und die Weste ab. Da hörte er draußen ein Geräusch, als ob jemand einen Schlüssel in das Türschloß steckte. Schon dachte er das

Nicht an, riß die Tür seines Zimmers auf. Versuchten etwa Einbrecher hier einzubringen?

„Wer ist da?“

Er schrie ganz laut, doch nicht aus Angst. Nein, jetzt galt es. Jetzt konnte er seinem Herrn beweisen, daß er seine Wohltaten an seinen Unwürdigen verschwendet hatte.

„Wer ist da? Weg von der Tür, oder ich rufe die Polizei.“

Die Tür öffnete sich, Mr. Cluppins trat schnell ein. „Schrei nicht so, dummer Bengel! Bist du verrückt?“

Peter starrte ihn entsetzt an. So hatte sein Herr noch niemals zu ihm gesprochen.

„Vorwärts, kleide dich an! Nimm den grauen Rock, den ich dir gestern gekauft habe. Da“ — er legte ihm ein kleines Paket in den Arm. „Hier sind Segeltuchschuhe mit Gummisohlen. Zieh sie auch an. Aber beeile dich. Sie warten auf uns.“

Was bedeutete das alles? Wer waren die anderen, die auf sie warteten?

„Vorwärts!“ Mr. Cluppins stand in der Tür und trieb zur Eile. —

Als sie auf die Straße traten, schloß sich ihnen ein Mann an. Peters Herz klopfte stark. Die Ahnung von einer Gefahr lag über ihm und lähmte seine Zunge. Endlich zwang er sich einige Worte ab. „Wohin gehen wir, Sir?“ Er erhielt keine Antwort.

Jetzt bogen sie in einen Park ein.

Auf einer Bank abseits in einer kleinen Seitenallee saß ein budliger Zwerg, der einen Radmantel trug. Als er sie ankomenen sah, stand er auf und schritt ihnen entgegen.

„Habt mich lange warten lassen, Blaueilchen. In einer Stunde ist die Oper aus. Ist das da der Bursche?“

Mr. Cluppins schob den zitternden Peter vor. „Schaut ihn Euch an, Rotmohn. Er ist kleiner als Ihr und gewandt. Er kommt durch jedes Fenster.“ Der Zwerg zuckte die Achseln. „Gält er nicht?“

Mr. Cluppins lachte leise. „Möchte ihm nicht raten, uns zu verpfeifen.“

Der Zwerg wurde ungeduldig. „Sprecht jetzt mit dem Burschen. Sieht mir nicht aus, als ob er schon etwas weiß. Kostet uns unnötige Zeit, und in einer Stunde soll alles vorbei sein.“

„Wir haben nur fünf Minuten zu gehen, und meine Mitteilung dauert nicht lange,“ antwortete Mr. Cluppins. Er setzte sich und zog Peter vor sich, seine Beine fest um den Knaben schlingend, so daß dieser still stehen mußte und sich nicht bewegen konnte.

„So, mein Lieber. Jetzt paß gut auf! Wirst schon gemerkt haben, wohin die Fahrt geht. Es gibt verdammt viel reiche Leute in Neuyork und verdammt viel Arme. Aber die Reichen geben freiwillig nichts ab. Also müssen wir es uns holen. Aber die Policemen sind uns nicht grün. Passen uns höflich scharf auf die Finger.“

Peter wand sich zwischen den Beinen Cluppins' wie zwischen eisernen Klammern.

„Ich kann es nicht tun, Sir. Ich kann nicht. Laßt mich frei.“

Ein verstärkter Druck der ihn pressenden Schenkel war die Antwort. Schon schloß sich auch eine Faust um seinen Mund, so fest, daß ihm die Zähne schmerzten. „Wirst du wohl ruhig sein, kleiner Hund? Wenn du bellst, kann ich beißen.“

Der große Mann, der sie herbegleitet hatte, stand drohend hinter ihm.

Mr. Cluppins wehrte ihn ab. „Laßt ihn, Seelilie, laßt ihn! Ich werde schon allein mit ihm reden. Ist ja ein kluger Bursche.“

Er lockerte den Druck der Schenkel ein wenig. „Mußt nicht reden, wenn du nicht gefragt bist, Junge. Du bist jetzt im Blumenbund, und da mußt jeder gehorchen. Wir drei sind die Anführer, Rotmohn, Seelilie und ich; mich nennen sie Blaueilchen. Wir gehen jetzt hinüber in die 3. Avenue; du gehst zwischen mir und Seelilie, damit du dich nicht verläufst. Rotmohn hat eine gute Gelegenheit gekauft. Bei Mr. Harrison ist heute niemand zu Haus. Alle sind auf dem Land, sind mit dem Auto früh fortgefahren. Und die Dienerschaft, die zurückblieb, ist in der Oper. Das Haus ist also leer. Wir heben, dich und Rotmohn über die Mauer, dann kommt ihr in den Garten und auf die Balkonterrasse. Seid ihr erst auf dem Balkon dann kletterst du durch das offene Balkonfenster und öffnest die Balkontür von innen. Das ist alles, was wir heute verlangen. Du bekommst 200 Dollar dafür, die du nach Haus schicken kannst. Feine Sache, was?“

Peter wagte keinen Widerspruch. Er ließ sich von den Männern, von denen jeder eine seiner Hände gepackt hielt, führen.

Jetzt waren sie angekommen. Eine hohe Steinmauer, die eiserne Spitzen krönten, ragte vor ihnen im Mondschein. Vorsichtig schlichen sie im Schatten der Bäume entlang und warteten, bis der Mond hinter Wolken trat. Dann huschten sie schnell über die Straße. Der Riese stellte sich breitbeinig dicht an die Gartenmauer. Gewandt kletterte Cluppins



Zu der Erzählung: „Peter der Kleine
Peter mußte sich mit dem Gesicht der Wand zutuehen und die Arme hochhalten.

auf seine Schulter, nahm ein kleines Holzbrett aus der Tasche, legte es auf die Eisenspitzen und schwang sich auf die Mauer. Ein Hund schlug im Garten an. Cluppins warf ihm eine Wurst zu und hob dann den Zwerg, den der Riese ihm entgegenhielt, hoch. Der Zwerg hielt eine dünne, seidene Strickleiter in der Linken. Mit zwei Griffen befestigte er sie zwischen zwei Eisenspitzen und kletterte an ihr in den Garten hinunter. Jetzt hielt der Riese Peter in die Höhe; Cluppins packte ihn, hob ihn über die Mauer und zeigte auf die Strickleiter. Peter gehorchte.

Als der Zwerg und Peter im Garten verschwunden waren, sprang Cluppins von der Mauer herab dem Riesen in die Arme, der ihn auffing. Dann steckten sie jeder eine Pfeife an und spazierten langsam, plaudernd und rauchend, an der Mauer entlang. Sie mußten den Anschein von harmlosen Spaziergängern erwecken, um so den Eingedrungenen den Rücken decken und sie warnen zu können, wenn ihnen irgendeine Gefahr drohte.

Leise flüsterte der Zwerg: „Durch dieses Fenster kannst du leicht hinein. Du kletterst auf meine Schulter, dann kannst du den Fensterrahmen fassen und bist auch schon drin. Dann gehst du ins Nebenzimmer und öffnest die Balkontür. Sie ist von innen verriegelt. Vorwärts, Bursche. Es ist dein Gefellenstück. Steige auf meine Hand und dann auf meine Schulter! Hallo, eins, zwei, drei!“

Mechanisch tat Peter, wie ihm befohlen. — Jetzt war er oben. Vorsichtig schob er

sich an der Fensterwand vorwärts, um die Verbindungstür zu erreichen, die zum Balkonzimmer führte. Da stieß sein tastender Fuß gegen ein leichtes Tischchen, das umfiel.

„Verflucht!“ knirschte draußen vor dem Fenster der Zwerg, „verdammtes Ungesicht. Zum Glück ist niemand . . .“

Er brach plötzlich ab und warf sich auf den Boden. Flintenschüsse knallten durch das Fenster, Kugeln pfißen über ihn hinweg. In wilden Sprüngen raste der Zwerg die Stufen hinunter und durch den Garten; drüben traf er Cluppins, der ihm winkte:

„Schnell, schnell, sie sind plötzlich zurückgekehrt; sie werden gleich das Haus betreten!“

„Verdammte Esel, die ihr seid,“ tobte der Zwerg. „Sie sind schon drin.“

„Und wo ist mein Bursch?“ Mr. Cluppins wurde leichenblass.

Der Zwerg grinste ihn an. „Wo er ist? Natürlich ist er drin.“

Trotz der Unterhaltung hatten sie das Tempo nicht unterbrochen und waren weitergelaufen. Jetzt standen sie neben der Strickleiter. Cluppins hatte die Leiter ab und sprang in die Arme des Riesen. Arm in Arm, wie drei harmlose Spaziergänger, bummelten sie jetzt die Straße hinunter.

Indes stand der little boy aus Chitago in dem Zimmer, in dem Oberst Harrison ihn überrascht hatte. Das Gesicht der Wand zugewandt, die Arme erhoben, mußte er ruhig stehen, während der Oberst, den Revolver in der Linken, im Klubstuhl saß. Er kümmerte

sich kaum um ihn. Jetzt sollten die Detektive einmal zeigen, ob sie etwas wert waren. —

Doch weder die Detektive, noch Seine Ehrwürden, der Richter selbst, konnten von Peter brauchbare Angaben erhalten. Er wußte nur, daß sein Herr Mr. Cluppins geheißten und in einem schönen Villenortort gewohnt hatte. Solcher Villenortorte gab es aber um Newyork herum viele und der Mr. Cluppins noch mehr. Nur die Mitteilung, daß Mr. Cluppins von seinen Kollegen Blaueilchen genannt wurde, und daß diese auf die poetischen Namen Rotmohn und Seelilie hörten, war für den Richter wertvoll. Drei Einbrecher, die schon oft vorbestraft waren und diese Spitznamen führten, wurden im Verbrecheralbum geführt.

Stundenlang redete der Richter auf Peter ein, um ihm klarzumachen, daß es eine falsch

verstandene Kameradschaftlichkeit wäre, wenn er seine Spießgesellen nicht nennen würde. Er solle ruhig alles bekennen. Doch umsonst. Peter konnte nichts gestehen, was er selbst nicht wußte, und der Richter rächte sich für die vermeintliche Verstocktheit des „kleinen, aber schon ganz durchtriebenen Verbrechers,“ den nur eine strenge Strafe noch zu bessern vermochte, dadurch, daß er ihn auf sechs Monate nach Sing-Sing*) schickte.

Erst hier kam Peter wieder richtig zu sich selbst, und die Reue und die Verzweiflung warfen sich über ihn. Nach zwei Tagen, die er weinend und fast jede Nahrung verweigern in seiner Zelle verbracht hatte, ließ ihn der Direktor der Jugendabteilung rufen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gefängnis von Newyork.

Aus dem Leben eines berühmten Chemikers



Valentin Roses chemische Scherze.

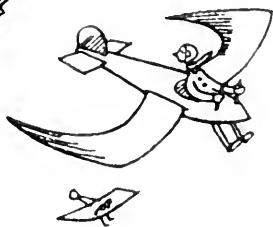
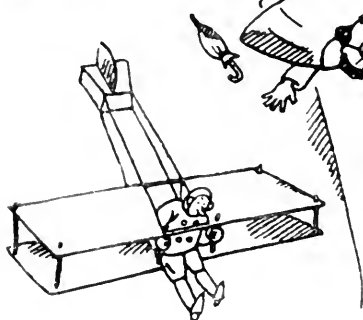
Valentin Rose, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, war ein sehr berühmter Chemiker. Längere Zeit hat er sich damit beschäftigt, durch Vermischung von allerlei

Metallen ein leicht schmelzendes Metall herzustellen. Als er zum Abschluß seiner Untersuchung gekommen war, bat er seine Frau, zu dem Teecabend, der gerade stattfinden sollte, das Teewasser in noch siedendem Zustand hereinbringen zu lassen. Er übergab ihr dabei ganz neue Teelöffel. Das Teewasser wurde also siedendheiß in die noch vorher erwärmten Gläser gegossen, und der fössliche Hausherr hat die anwesenden Damen, doch ja recht schnell und fleißig mit dem Teelöffel den Zucker umzurühren. Aber welche Enttäuschung erfaßte sie, als die Teelöffel ihren Händen förmlich entwandten. Je eifriger sie rührten, desto kürzer wurde der Löffel, und ein Teil nach dem andern schmolz ab.

Valentin Rose hatte nämlich die Löffel aus der von ihm gefundenen Mischung herzustellen lassen. Sie hat die Eigentümlichkeit, daß sie bei einer weit niedrigeren Temperatur

schmilzt als jeder ihrer einzelnen Bestandteile, nämlich bei 94 Grad Celsius, also unter dem Siedepunkt des Wassers.

Bei einer anderen Gelegenheit erlaubte sich Rose folgenden Scherz. Kurz bevor seine Frau die abendlichen Gäste erwartete, begab er sich in den Salon und rieb die Dochte aller dort aufgestellten Kerzen mit irgendeinem chemischen Salz ein. Als nach Einbruch der Dunkelheit die Kerzen angezündet wurden und man behaglich bei einer Tasse Tee plauderte, machte eine der Damen ihr Gegenüber darauf aufmerksam, daß sie ein paar schwarze Tupfen im Gesicht hätte. Wie verwunderte sie sich aber erst, als die so Angeredete sie auf das Gleiche aufmerksam machte. Auf den Gesichtern fast aller Damen zeigten sich diese merkwürdigen schwarzen Flecken. Und zwar bei allen denen, die ein wenig der Röte ihrer Wangen und Lippen durch die damals übliche Schminke nachgeholt hatten. Die Schminke der damaligen Zeit war nämlich bleihaltig, und Valentin Rose hatte den Docht der Kerzen mit einem Schwefelsalz eingerieben. Beim Verbrennen des Salzes entwickelten sich schwefelhaltige Gase, die sehr leicht mit dem Blei eine Verbindung eingingen; so bildet sich z. B. Schwefelblei, das eben die Gesichter schwarz färbte. K. J.



Was dem guten
Prof. Kaufmann
in der Rhön
brim

Segelflug
zutrifft.



ich in die Tiefe stürzte. Ich schien verloren. Aber plötzlich versang sich der Wind in meinem Cape, und ich glitt gleichmäßig und ruhig zu Tale. Kaum war ich hier angelangt, als einige Herren auf mich zukamen

— ich dachte schon von wegen blechen für den zerbrochenen Holzsaun. Aber nein. Sie überreichten mir den ersten Preis für den elegantesten Segelflug. Ihr seht also: Glück muß der Mensch haben, heißt er auch

Pechmann.

Glück muß der Mensch haben. Auch wenn er Pechmann heißt. Liebe Freunde, mir ist neulich etwas zugestoßen, was so furchtbar war, daß dem guten Onkel Toldi, als ich ihm mein Abenteuer erzählte, seine drei Haare zu Berge standen. (Er hat übrigens wirklich nur drei: ich habe sie kürzlich extra gezählt und bin dabei auf den Gedanken gekommen, eine Haar-Wachs-Maschine zu erfinden. Wachs habe ich mir schon genügend angeschafft.) Aber um auf mein Abenteuer zurückzukommen, frage ich euch: Habt ihr schon etwas von dem Rhön-Segelflug-Wettbewerb (ein schönes Wort, was?) gehört? — Jawohl. Ich weiß es. Also, bei diesem Rhön-Segelflug-Wettbewerb bin ich neulich gewesen. Es war herrlich, bis ... ja, eben bis auf mein furchtbares Abenteuer. Hört zu!

Nachdem ich von den Meinen rührenden Abschied und mein wunderbares Cape genommen hatte, fuhr ich in die Rhön. Man empfing mich sehr freundlich und ließ mich ganz vorn an den Abhang. Das sollte mein Verderben sein, denn als es losging — das Wettfliegen nämlich — geriet ich in solche Begeisterung, daß der Holzsaun, an dem ich lehnte, brach — und



Onkel Otto zaubert

Freunde, ich will euch heute ein einfaches, jedoch immer verblüffend wirkendes Kunststückchen verraten. Ihr dürft es aber nicht weiter sagen!

Man nimmt einen Teller, legt ein Geldstück darauf und gießt dann etwas Wasser darüber, so daß es eben bedeckt ist. Die Frage an die Zuschauer ist nun: „Wer kann das Geldstück mit trockenen Fingern erfassen?“ Natürlich erklärt sich jeder dazu außerstande. Ohne mit der Wimper zu zucken (das müßt ihr schon tun, weil dann alles viel mehr Wirkung hat), nehmt ihr jetzt ein flaches Stückchen Kork und bohrt zwei Streichhölzer hinein. Diese zündet ihr dann an und stülpt, während sie brennen, ein bereit gehaltenes Trinkglas rasch darüber, das ihr bis auf den Wasserspiegel senkt. Bald nachdem sein Rand diesen berührt, steigt das Wasser in das Innere des Glases hinein. Dadurch wird das Geldstück von der darüberstehenden Wasserschicht befreit, so daß man es nun bequem ergreifen kann, ohne sich die Finger naß zu machen. Das ist sehr hübsch, nicht wahr, und vor allem sehr leicht auszuführen. Versucht es nur einmal, ihr werdet damit bestimmt immer vielen Erfolg haben!

Onkel Otto.



Das ist der Deckel des Fridolin-Kalenders für 1924.

Auf jedem Wunsch-Zettel muss stehen:
*

„Ich wünsche mir einen Fridolin-Kalender für das Jahr 1924.“ In dem Fridolin-Albrecht-Kalender sind nämlich die schönsten Bilder aus aller Welt, über die auf der Rückseite jedes Blattes die schönsten Dinge zu lesen sind. Wer rund ist, wird sich edig lachen, und umgekehrt. Und ihr werdet unheimlich gebildet sein, wenn ihr am Ende des Jahres alles gelesen habt. Der Kalender kostet 1 Mark mal Buchhändler-Schlüsselzahl und ist in allen Buch- und Papierhandlungen zu haben.
Fridolin.



Liebe Freunde, neulich erlebte ich eine tolle Geschichte. Ich habe nämlich unter meinen vielen, vielen Kessen auch einen, der Sorst heißt, den ich aber immer „Klüterchen“ nenne. Klüterchen ist augenblicklich in der

Sommerfrische und hat mir von dort einen Brief geschrieben, der so komisch war, daß ich so gelacht habe, daß auch die Bank, auf der ich saß, sich vor Lachen bog und schließlich durchbrach. Da hat sie nicht mehr gelacht. Ich aber auch nicht. Ich will euch nun den Brief mitteilen, macht es aber nicht so wie ich, sonst kracht ihr vielleicht mit dem Stuhl durch.

Lieber Onkel Goldi,

Viel kann ich nicht schreiben. Hier ist immer so viel los, daß ich keine Zeit habe zum Schreiben. Und wenn nichts los ist, weiß ich nicht, was ich dir schreiben soll. Es ist sehr schön. Dein liebes. Klüterchen.

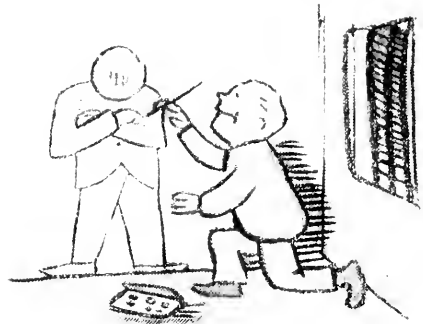
So ein kleiner Gauner, was!

Onkel Goldi.

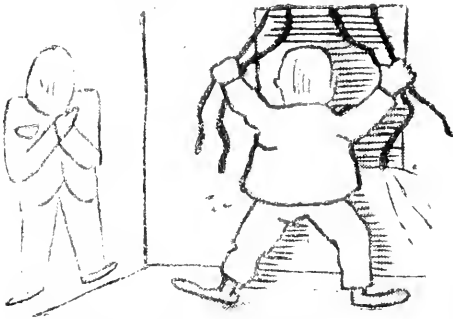
Benjamin Pampes Flucht



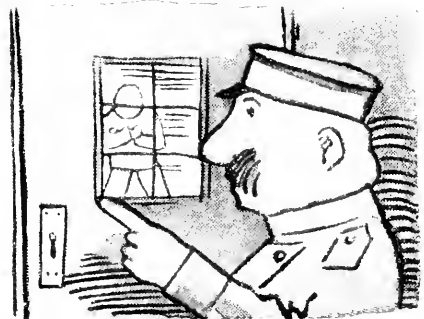
Sie sieht geknickt man Benjamin
In eine dunkle Zelle zieh'n.
Weil er so schlimmen Streich verübt
Muß er fest büßen tief betrübt.



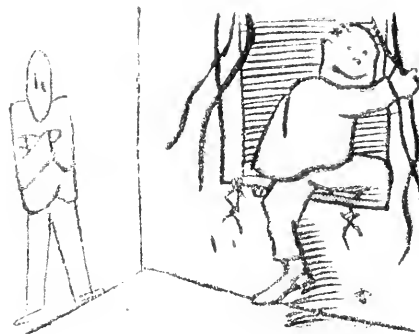
Doch plötzlich springt er auf und lacht,
Mal Farben hat er mitgebracht;
Bald schmückt die Wand sein Konterfei.
Damit man glaubt, daß er es sei.



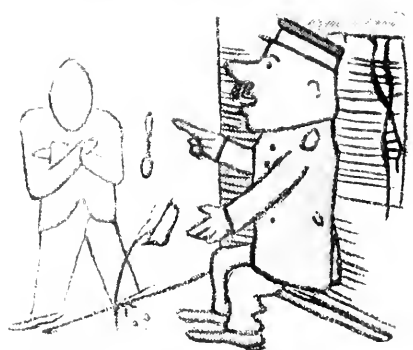
Furchtmöglichkeit ist nun geschafft!
Wozu besitzt man Muskelkraft?
Das Gitter wird zum Kinderpiel:
Er biegt es um und ist am Ziel.



Das Auge des Gejages wacht,
Es will mal seh'n, was Pampe macht.
Gelassen lehnt der an der Wand;
Der Bildbetrug wird nicht erkannt.



„Hans aus der Dinte!“ spricht jetzt Pampe
Und schwingt geschickt sich auf die Rampe.
Er deutet mit Hochgefühl dabei:
„Ein Sprung vom Fenster macht mich frei!“



Dem Wächter fällt das Essen nieder,
Vor Schrecken schlottern ihm die Glieder.
Er sieht das Unglück auf der Stelle:
Denn gähmend leer ist Pampes Zelle.

(Fortsetzung in 14 Tagen.)

Der heitere Fridolin



In dieser Nummer:
**Die Erlebnisse
Peters des Kleinen
als Litzjunge**

ART, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

M. PATHE



Ein Ginnsiedlerkrebs, der in einer Muschelschale lebt, auf der Lauer
(Zu dem Artikel: „Wie der Ginnsiedlerkrebs zum Ginnsiedler wurde“)

Wie der Einsiedlerkrebs zum Einsiedler wurde

Von Dr. Adolf Heilborn.

Krebs, Hummer und Garneele, das sind wohl jedem von euch bekannte Gestalten. Und ihr wißt wohl auch, daß diese Tiere herrlich schmecken und deshalb mancherlei Nachstellungen ausgesetzt sind; zumal der fleischige, muskelreiche Schwanz, das Schwimm- und Ruderwerkzeug der Krebse, ist ein ausgesuchter Leckerbissen. Das ist nicht nur dem Menschen, sondern auch manchem gefräßigen Mitbewohner in Fluß und Meer bewußt, und darum — wurde der Einsiedlerkrebs zum Einsiedler. Eines Tages nämlich vor jenen, grauen Zeiten hat dieser seltsame Kerl der fast wie unser Flußkrebs aussieht und auch nur so groß etwa ist, aus irgend welchem uns noch völlig rätselhaften Grunde die Panzerung seines Schwanzes verloren oder abgeworfen. Der weiche Muskelschwanz vermochte daher nicht mehr als Ruderorgan zu dienen, lenkte auch die gierigen Augen der Feinde zu stark auf sich, und somit mußte der Krebs seine Lebensweise völlig ändern. Not macht erfindend, sagt ein sehr wahres Sprichwort, das nicht nur für uns Menschen, sondern auch für Tiere aller Arten gilt. Und so sucht sich dieser Krebs einen künstlichen Panzer, einen Schutz für seine Blöße, ein Wohnhaus, und findet es in leeren Schneckengehäusen oder solchen, deren rechtmäßige Bewohner er „ermittelt“, indem er sie mit seinen Scheren einfach aus dem Gehäuse herausholt und — aufrichtet. In die leere Wohnung zieht der Einsiedler dann derart ein, daß er langsam und gleichsam tastend, den weichen Leib in die Höhlung schiebt, in der er sich dann mit Hilfe der zu Haftwerkzeugen umgewandelten Anhänge des Hinterleibes und der letzten Brustbeinpaare festhält. Wird ihm aber bei seinem ziemlich raschen Wachstum die Wohnung zu klein, sucht er sich eine neue, größere SchneckenSchale und zieht um. So geräumig ist jedesmal die gewählte Wohnung, daß bei Gefahr der Krebs sich darin wie in eine Burg zurück zu ziehen vermag und nur mit einem kleinen Teil seines Panzers daraus hervorsticht. Mit einer der beiden zum Kampf- und Greiforgan umgebildeten großen Scheren sperrt er drohend den Eingang zu seiner Burg. Nicht genug der eigenen Wehrhaftigkeit vertrauend, legt sich nun der Einsiedlerkrebs noch eine besondere Artillerie

zu, die oben auf seiner Burg aufgespizt ist. Um diese „Artillerie“ — wenn wir das ganz treffende Bild noch beibehalten dürfen — ist es eine merkwürdige Sache. Sie besteht nämlich in Tieren, die mit Kessellapeln als Bomben ausgerüstet sind. Zu diesen Tieren gehören in erster Reihe gewisse das Meer bewohnende Seerosen- oder Seeanemonenarten. Diese Seerosen siedeln sich, freiwillig oder unfreiwillig, auf der Krebsburg an und verteidigen sie, indem sie sich selbst mit den sehr schmerzhaft wirkenden Kessellorganen ihrer Fangarme („Tentakeln“) vor Angreifern schützen.

Manchmal schleppt der Einsiedler auf seiner geräumigen SchneckenSchale die Last von einem halben Duzend kleiner Seeanemonen mit sich herum. Im Aquarium zu Neapel hat man einmal beobachtet, wie ein Tintenfisch, dieser eifrige aller Krebsjäger, mit der Spitze eines seiner Fangarme einen Einsiedler aus der Burg hervor zu holen versuchte. Im selben Augenblick schoß ihm die Seeanemone ihre Kesselbatterie entgegen, die auf der weichen Haut des Tintenfisches offenbar heftiges Brennen verursachte. Denn der Angreifer ließ sofort von dem Einsiedler ab und bekümmerte sich hiernach überhaupt nicht mehr um ihn. Einzelne Seerosenarten helfen sogar ihrem Burgherrn das Haus erweitern, so daß er nicht mehr umzuziehen braucht, indem sie eine harte Masse ausscheiden und die Form der SchneckenSchale ergänzen. Am innigsten gestaltet sich das Bündnis zwischen Einsiedlerkrebs und Seerose bei zwei in den europäischen Meeren ziemlich häufigen Arten. Nur wenn sie noch ganz jung sind, findet man die beiden Genossenschaften jede für sich allein lebend, später ist eine ohne die andere nicht denkbar. Die Seerose (*Adamsia palliata*) siedelt sich so auf kleinen SchneckenSchalen an, daß sie den hervorragenden Krebskörper wie mit einem Mantel umhüllt und ihre Kessellapeln unmittelbar vor dem Munde des Einsiedlers drohen. Auf diese Weise vermag sie von den Beutestücken, die der Krebs mit seinen Mundgliedmaßen festhält, sich gleich ihren Anteil zu nehmen. Verliert der Einsiedler durch irgendeinen Zufall seine Genossin, so sucht er sie und ruht nicht eher, bis sie wieder auf sein Schneckenhaus hinüberkriecht.

DAS GALGENMÄNNCHEN

Eine Volksfage von der wunderfätigen Wurzel.

Von Karl Eſcher.

Das Mrchen von dem wunderfätigen Alraun oder Galgenmnnchen hat ſich von den frheren Zeiten bis auf unfere Tage erhalten. Wer dieſes Zaubermnnlein beſitzt, ſo wird geſagt, dem luft das Gluck nach, Gold und Silber findet er berall und gegen Hieb und Stich iſt er geſeſtigt. In manchen Rarittenkabinetten, auf Meſſen und Mrkten, wird der Alraun noch heute beſtannt; eine Wurzel iſt er mit einem knolligen Kopf und faſerigen Armen und Beinen, ein Spiel der Natur, wie es ſo hufig vorkommt.

In frheren Jahrhunderten galt die Macht des Galgenmnnchens fr unumſtglich, und manch einer, der im Beſitz einer ſolchen Naturſpieleriwei betroffen wurde, hat dafr als Hexenmeiſter mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen buen mſſen. Der Volksſage nach, war der gluckbringende Alraun ſehr ſchwer und nur mit Lebensgefahr zu bekommen. Er wuchs unmittelbar unter dem Galgen. Vorſichtig mußte man den Kopf des Wurzelmnnchens ausgraben und durfte dann beileibe nicht den Verſuch machen, die ganze Wurzel aus dem Boden zu ziehen, denn das Wurzelmnnchen, ſagte man, ſtie dabei ſolch einen entſetzlichen Schrei aus, daß jeder, der ihn hrte, vor Schreck tot umfiel. Um nun zu dem koſtbaren Schatz zu gelangen, mußte man um den Hals des Galgenmnnchens eine Schnur legen, die aus ſchwarzem Mdchenhaar geſlochten war. Dieſe Schnur wiederum war an dem Hals eines ſchwarzen Hundes befeſtigt. War das geſchehen, ſo mußte man ſich die Ohren feſt mit Wachs verſtopfen, ſorklaufen und im Laufen den Hund mit dem Fleiſchbrocken nachlocken. Wenn nun das Tier anſprang, zog es im Eſpringen die Wurzel aus der Erde und fiel ſofort von dem Schrei des Galgenmnnchens tot um. Nur ein ſo erlangtes Galgenmnnchen ſollte Gluck bringen. Man ſieht, es war nicht einfach.

Wer nach der Vorſchrift verſhrt, heißt es dann weiter, hebt den Alraun ſchnell auf, bringt ihn nach Hauſe und reinigt ihn ſorg-

fltig von allem Erdenſchmutz, wiegt und bettet ihn wie ein kleines Kind und merkt bald, wie fein Atem aus kaum ſichtbaren Deſſnungen des Kopfes ſtrmt und wie er ungeduldig die Faſer-Arme und Beine bewegt. Am nchſten Morgen wird Hefe auf den kleinen Kopf geſt, die wchſt ſich ſofort zu einem Quarſchopf aus; an die



Wie ein Wurzelmnnchen oder Alraun ausſieht.
(Nach einem alten Holzſchnitt.)

Stellen, wo die Augen ſein ſollten, wird ein Wachholderkorn aufgedrckt. Ueber Nacht geſtaltet ſich ein menſchenhliches Antlitz, die Glieder bekommen Gelenke und am anderen Tag iſt das Wurzelmnnchen, ſo erzhlt man ſich, ein migeſtaltetes, lebendes Weſen. Um es bei guter Laune zu erhalten, muß man ihm ſchne Kleider anziehen, einen Hut mit Goldborſe auf den Kopf ſetzen und einen Sbel umhngen. Denn der Alraun iſt ſehr

eitel. Er ist auch außerordentlich lecker-
mäutig: gefüßte Milch will er als Speise
haben und Honig. Tut man ihm nicht seinen
Willen, so wird er böse und fügt seinem Be-
sitzer nichts als Schabernack zu. Weiß man
aber das Galgenmännchen bei guter Laune
zu erhalten, so tut es wunderbare Dienste:
sindet Mützen, die mit Talerstücken gefüllt
sind, zeigt an, wo Schätze vergraben sind,
und schafft alles Gewünschte herbei...

Schade, daß dies alles nur ein Über-
glaube ist! Denn solch ein Uraim, solch
Bürzelmännchen könnte einem schon ge-

fallen! Es ist leicht zu verstehen, daß in
früheren Zeiten nach seinem Besiz so sehr
getrachtet wurde — aber wirklich gesehen
oder gar beseßen hat solchen dienstbaren
Geist begreiflicherweise kein Mensch. Das
Galgenmännchen und alles, was von ihm er-
zählt wird, ist Märchen. Wenn man gut
acht gibt, kann man leicht eine Mohrrübe
oder eine Kartoffel finden, die eine ulkige
Menschengestalt nachahmt. Das ist dann der
Ursprung jener Phantasien, die im Laufe
der Zeit den Glauben an das Galgenmänn-
chen entstehen ließen.

Wie Walfische gejagt werden

Von Dr. Georg Körbik.

Unter allen Geschöpfen, die die Erde trägt,
ist der Wal das gewaltigste. Selbst der rie-
ßige Elefant erscheint nur ein Zwerg mit dem
Blauwal etwa verglichen. Denn der Elefant
wird nur rund $3\frac{1}{2}$ Meter hoch und erreicht
ein Gewicht von 3000 Kilogramm, der Blau-
wal aber wird wohl 30 Meter lang und
wiegt 150 000 Kilogramm! Nur die längst
ausgestorbenen Riesenechsen (der Diplodokus
und Gigantosaurus), von denen uns allein
die mannigfachen Skelettfunde noch Kunde
geben, haben ähnliche Ausmaße erreicht.

Und doch wagt das winzige Menschlein es
seit Jahrhunderten schon, dem Riesenwal zu
Leibe zu gehen, ihn zu jagen und zu töten,
um die Kostbarkeiten des Wals zu erbeuten:
vor allem den Tran und die Barten, die das
sogenannte „Fischbein“ liefern.

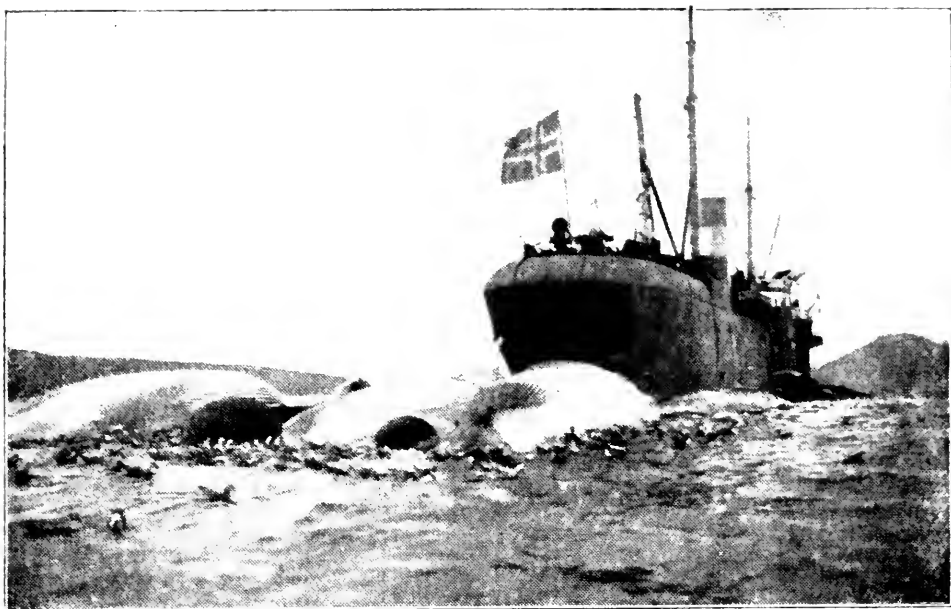
Es waren zumeist tollkühne Abenteurer,
die auf die Waljagd zogen und dabei häufig
genug ihr Leben lassen mußten. Die ersten
Walfänger zeigten im 14. Jahrhundert die
Basen im Golf von Biskaya gewesen zu
sein; ihnen folgten Holländer, Engländer,
Amerikaner und Norweger. Auch Friedrich
der Große rüstete mehrmals Walfänger aus.
Vor kurzem fand man die Lebensgeschichte
eines solchen alten, deutschen Abenteurers
auf, der, gewesener Fischer des Großen Kur-

fürsten, als Schiffsarzt
auf einem holländischen
Walfängerschiff mit nach
Grönland fuhr, um Wale
zu jagen. Meister Johann
Dieh, so heißt der Mann,
hat uns die Jagd der
damaligen Zeit sehr an-
schaulich geschildert, und
nach seinem Bericht sei
hier solche aufregende
Jagd wiedergegeben.

„Wir hatten kaum zwei
Stunden an einem Eis-
berg mit unserem Schiffe
gelegen,“ erzählt er, „da
schrie die Wacht: „Wal,



Auf einer Walfischfangstation: Arbeiter beim Loslösen des Specks
von einem Wal



Ein Walfischfänger, der mit reicher Beute in den Heimathafen zurückkehrt. An die aufgewundenen Wale schwimmen zahllose Mören, die sich an den toten Riesen gütlich tun

Wal!" Jeder lief an seinen Platz. Wir ließen die Schaluppen in See, die am Schiffe hingen, und je sechs Mann mit einem Harpunier sprangen hinein. Damit ging's auf einen großen Wal los, der unfern emporgetaucht war und durch die zwei Atemröhren aus seinem Kopfe haushoch „blies" (d. h. die verbrauchte Atemluft ausstieß), doch es weit hin zu hören war. Die Schaluppen eilten wie Pfeile auf den Riesen zu. Sobald sie ihm nahe genug gekommen, stellte sich der Harpunier vorn auf. (Das ist der Mann, der den Wal mit einem scharfen, spitzigen, stählernen Pfeil beschießt, der an einer drei Ellen langen Stange befestigt und wohl sechs Pfund schwer ist. An der Stange ist eine Leine, die mitten in der Schaluppe ordentlich aufgerollt liegt, damit sie sich nicht verwirren kann.) Sobald der Wal den Wurf fühlte, fuhr er mit geschwindster Gewalt in die Tiefe, öfters wohl eine Viertelmeile unter Wasser und Eis. Aber er vermochte nicht lange unter See zu bleiben und tauchte bald an einem anderen Ort wieder blasend auf. Inzwischen wurden die Schaluppen von den ablaufenden Leinen mitgerissen, so schnell, daß der Vordrand, über den die Leine lief, rauchte und in Brand gerieth. Mit Seewasser mußte einer der Brand

löschen (Verwirrt sich übrigens unerwarteter Weise die Leine, haben sie ein Beil dazuliegen, um gleich die Leine abzuhaufen. Sonst werden die Leute mit der Schaluppe im Augenblick vom Wale mit in die Tiefe gerissen, wie den gleichen Beispielen viel geschehen.) Inzwischen hatten sich auch die anderen Schaluppen dem Wale genähert, und weil er noch frisch war, gaben sie ihm eine zweite, eine dritte und vierte Harpune. Nun schlug er weidlich um sich, daß niemand ihm zu nahe kommen durfte, sonst zertrümmerte er mit dem Schwanz und den Seitenflossen die Boote. Endlich tauchte er wieder fort. Weil ihm aber die vielen Leinen, die oft zwei bis drei Zentner wiegen, zu schwer waren, kam er bald wieder herauf. Da waren sie dann wieder bereit mit allen Schaluppen. Jetzt nahmen sie Lansen, dazwischen, scharfe, zweischneidige Messer befestigt waren. Die stechen sie dem Wale tief in die Eingeweide, sobald er in den Leinen etwas ermüdet und still lag. Als er das fühlte, ging's wieder an, und er schlug und braute so grausam um sich, daß kein Mensch an ihn durfte, und die See um ihn schäumte. Haben die Lansen nun glücklich Zunge, Leber und Magen getroffen — zum Zeichen dessen bläst er Blut aus statt des Wasserdampfes, und die Leute in den Booten werden davon über

und über blutig — so stirbt er bald.“ — Das ist der Bericht des Meisters Johann Diek.

Die Waljagd heutzutage ist nicht mehr ganz so gefährlich. Man geht dem Riesen in kleinen Dampfern zuleibe, die sechs bis zwölf Mann Besatzung haben. Am Bug, manchmal auch am Heck des Schiffes sind zwei kleine Kanonen aufgestellt, aus denen die Harpunen auf den Wal abgeschossen werden. Die Harpune selbst trägt unterhalb ihrer Spitze eine kleine Sprenggranate, die erst einige Zeit nach dem Eindringen der Harpune im Leib des Wale explodiert. An der Harpune ist ein 80 Meter langes Hanfseil, an diesem wieder eine 800 Meter lange Hanfleine befestigt. Ganz wie Meister Diek es von damals erzählt, geht der getroffene Wal in die Tiefe und reißt den Dampfer mit sich. Hat die Harpune Lunge und Herz getroffen, so ist der Wal gewöhnlich nach einer Stunde tot. Andernfalls nähert man sich dem verendenden, auf dem Rücken liegenden Koloss vorsichtig und tötet ihn mit Lanzen. Dann wird mit einer besonderen Vorrichtung Luft in den Leib gepumpt, damit der Wal nicht wegsinkt, und dann schleppt man die Beute zur Station. Heute ist Südgeorgien, das an der Südspitze von Amerika

liegt, eine der bedeutendsten Walfischstationen. Hier werden in der Fangzeit durchschnittlich am Tage 15 bis 20 Wale erbeutet, und in guten Jahren hat man schon rund 10 000 Wale erlegt. Sobald das Tier in den Hafen geschleppt ist, beginnt das sogenannte „Abspeden“: mit großen, eigentümlichen Messern wird die Haut in langen Streifen vom Leibe geschnitten, und diese Stücke werden schließlich zu Tran ausgelacht. Bei den sogenannten „Bartenwalen“ (wie dem Grönlandwal) werden aus dem Rachen die Barten — Hunderte von derben Hornplatten, die, vom Gaumen herabhängend, außen bis vier Meter lang sind und nach der Mitte zu kürzer werden — herausgeschnitten und zu Fischbein verarbeitet. Der Potwal liefert das Walrat zu Seifen und Salben, den Amber, der in der Parfümerie verwertet wird, und in seinen Zähnen Material zu Knöpfen, Spielmarken u. s. f. Aus den fettgetränkten Knochen der Wale endlich erzeugt man heute einen geschätzten Dünger. Das Fleisch dieser Riesen ist freilich für die meisten Menschen ungenießbar; nur die Eskimo vermögen ihm Geschmack abzugewinnen.



Ein mächtiger Grönlandwal mit riesigen Barten, die aus dem Rachen heraushängen. (Die Barten werden zu Fischbein verarbeitet.)



Peter der Kleine

Vom Gefängnis zum Justizminister

Eine Jugenderzählung von Heinz Welten.

Freunde, heute beginnt die 3. Fortsetzung von meiner Erzählung „Peter der Kleine“ für diejenigen, die den Anfang der Geschichte noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Peter Hillmers Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, sende mir 5 Pf. × Buchhändler-Schlüsselzahl ein.

Fridolin.

(3. Fortsetzung.)

Der Direktor war ein alter Herr mit weißem Vollbart und zwei gutmütigen Augen, die freundlich hinter einer goldenen Brille Peter Hillmer betrachteten. „Setz dich hier auf den Stuhl, mein Junge! Und dann erzähle mir deine ganze Geschichte.“ Peter Hillmer hörte die Worte und sah die freundlichen Augen auf sich gerichtet. Und er erzählte ununterbrochen. Als er endlich nichts mehr zu sagen hatte, erwiderte der Direktor langsam: „So, mein Junge! Nun habe ich dir zugehört, und ich glaube dir auch. Du bist kein Dieb gewesen und kein Verbrecher, auch wenn sie dich dazu haben machen wollen. Aber ein Dummkopf bist du gewesen. Du hast vier Wochen lang bei einem dir ganz fremden Menschen gelebt, hast alles Gute von Mr. Cluppins erhalten und hast nicht daran gedacht, daß du einmal dafür wirst bezahlen müssen. Kein Mensch schenkt uns etwas.

Daran hättest du denken sollen. So, und nun gehe in deine Zelle zurück. Führe dich gut auf und sei gehorsam und fleißig! Dann wird es dir bei uns nicht schlecht gehen.“

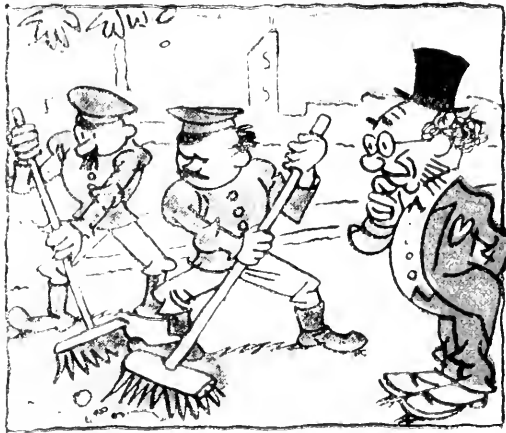
Er reichte ihm die Hand, die Peter dankbar küßte.

Und Peter verfloß die Monate schneller und leichter, als er geglaubt hatte. Der Direktor gab ihm zwei nette, noch unverdorrene Jungen als Kameraden, die beide mit ihm gemeinsam in der Uhrmacherwerkstätte des Gefängnisses beschäftigt wurden. Und als Peter Hillmer entlassen wurde, war er ein anderer Mensch geworden. Sein Blick war klar und bestimmt, sein Gang fest, sein Ausdruck ernst und willensstark.

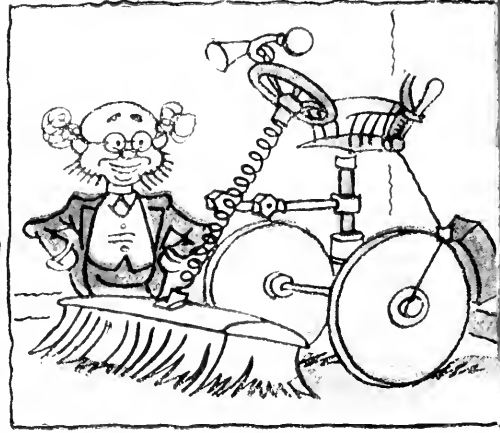
Er stand im Zimmer des Direktors, um sich zu verabschieden. Der alte Herr strich ihm mit der Hand das Haar aus der Stirn. „Nun höre, mein Junge; wir werden hier eine Stelle für dich finden. Hast du schon vom Verein der Jugendfreunde gehört?“

Peter schüttelte den Kopf. „Die Jugendfreunde,“ begann der Direktor langsam, „sind Männer und Frauen von New York in einflussreichen Stellungen, die sich unserer Jugendlichen annehmen, wenn wir sie hier entlassen. Man muß sich nur bei ihnen mel-

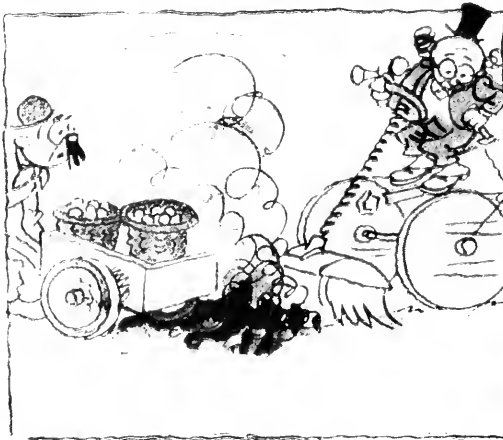
Professor Pechmanns wunde



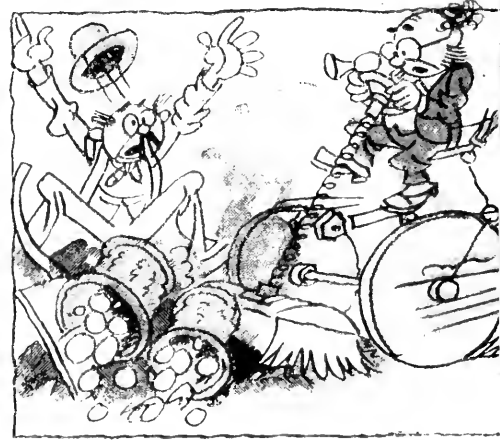
Schwer ist des Straßentelehrers Stand,
Er führt den Besen mit der Hand.
In Pechmann regt sich im Nemaug,
Ein mächtiger Erfinderdrang.



Was seinem hehren Hirn entsprungen,
Hier steht es fertig, wohl gelungen.
Spirale, Treibrad, breiter Besen —
Noch nie ist so was dagewesen.



Ein Hindernis! Die alte Leiter!
Es nähert sich ein Posten Eier!
Das Bremsen will trotz allem Dritten
Nicht immer und nicht allen glücken.



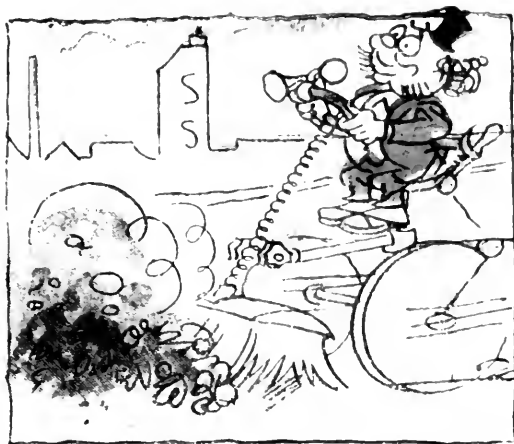
Und nun natürlich schnell geschah,
Was der Verständig'e kommen sah:
Die teuren Eier — großer Gott —
Gehn alle durch die Bank kaputt.

den, dann beschaffen sie sofort Unterkunft und eine gute Arbeitsstelle, von der man leben kann. Du hast das Uhrmacherhandwerk bei uns gelernt; darum werden sie dich wohl bei einem Uhrmacher unterbringen. Ich will einmal mit Mr. Naughten sprechen. Er besitzt das Grand-Union-Hotel in der East-

Street (Distrasse) und ist zurzeit, wie ich zu wissen glaube, zweiter Vorsitzender bei den Jugendfreunden."

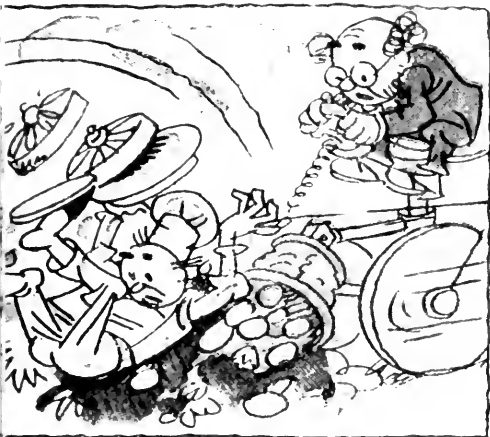
Er nahm die Telefonmuschel vom Haken und ließ sich mit dem Grand-Union-Hotel verbinden. Nach einem kurzen Gespräch hing er den Hörer wieder hin. „Wir sollen hin-

bare Straßen-Kehrmaschine



Schon nimmt das Wunder seinen Lauf.
Herr Bechmann setzt sich obendrauf.
Fegt ganze Wolken vor sich her.
Erfinderherz, was willst du mehr?

Erst war's nur Schmutz in kleinen Haufen.
Jetzt kann man bald darin ersaufen.
Er hüllt Herrn Bechmann ein allmählich.
Doch der Erfinder lächelt selb.



Auch ein Konditor auf dem Wege
Kommt der Maschine in's Gehege.
Und alle Torten, süß und lecker,
Sind hin, ach armer Zuckerbäcker!

Hier sieht man die Geschädigten.
Wie sie den Fall erledigten.
Erst Prügel und dann heißt's: Nun bleh man!
Hier ist die Rechnung, lieber Bechmann!

kommen; er ist gerade da. Er will dich selbst sehen." Er nahm seinen Hut und Stock. Komm! Wir fahren mit der Untergrundbahn hin, und du warstest auf mich. Es dauert gewiß nicht lange."

Mr. Naughten saß in der Vorhalle seines Hotels, trank Eiswasser und rauchte eine

riesige Zigarre und erwartete den Direktor. Er war ein Mann von gewaltigem Leibesumfang. Seine Beine waren wie die Beine eines alten Elefanten und sein Bauch sah aus, als ob er einen Ballon verchludt hätte. Aber sein rundes, rötliches Gesicht war das antwortliche, das man sich denken konnte.

Als der Direktor in der Drehtür erschien, erhob er sich schwerfällig: „Warum haben Sie den Burschen nicht mitgebracht, Sir? Sätte ihn gern gesehen.“

„Er wartet draußen,“ entgegnete der Direktor nach einem freundlichen Gruß.

„Ah, das ist gut. Also Uhrmacher soll der Junge werden. Ist jaust kein begehrtes Handwerk. Auch sind bei den Jugendfreunden keine Stellen frei. Wißt Ihr was, Sir? Gebt mir den Burschen! Er kann Listjunge bei mir werden. Kann jaust einen gebrauchen.“

Der Direktor schüttelte den Kopf. „Den Fahrstuhl bedienen ist stumpfsinnig. Wäre schade um den Burschen. Er ist zu gut für den Lift.“

Mr. Naughten war beleidigt. „Wie Ihr wollt, Sir. Es war nur ein Vorschlag. Wird aber nicht gut sein für ihn, wenn er zu einem deutschen Uhrmacher kommt. Sowie es herauskommt, daß er im Gefängnis war, hat er die Hölle auf Erden.“

Tiefe Falten gruben sich in des Direktors Stirn. „Ja, wenn sie es herausbekommen. Aber dann könnt auch Ihr ihn nicht schützen, wenn er bei Euch wäre.“

Mr. Naughten schlug mit der Faust auf den Tisch. „Was, ich könnte ihn nicht schützen, — in meinem eigenen Hause? Das möchte ich einmal sehen. Die ganze Gesellschaft fliegt, vom Chef bis zum Küchenjungen, wenn meine Befehle nicht befolgt werden. Nein, Sir. Da kennt Ihr mich schlecht!“

Der Direktor verneigte sich erstent. „Ich will Euch den Jungen schicken. Laßt ihn Listjone werden und sorgt für sein Weiterkommen. Er hat eine gute Schrift und kann schnell und zuverlässig rechnen. Ihr könnt ihn später im Büro verwenden. Auf Wiedersehen und vielen Dant.“

So wurde Peter Hillmer Listjunge im Grand-Union-Hotel in der East-Street. Das Hotel, unweit vom Hauptbahnhof gelegen, war stets gut besetzt, und alle Angestellten hatten viel zu tun.

Fleißig verrichtete Peter den neuen, ungewohnten Dienst. Er war nicht sehr schwer. Um 7 Uhr morgens mußte er neben dem 3. Warenauszug stehen. Dann wurden von den Hausdienern große Butterfässer, Kisten mit Zucker und Mehl auf Handkarren herangerollt, halbe Rinder und Schweine und riesige Körbe voll Gemüse wurden gebracht, die der Küchenchef schon in aller Frühe in den Hallen durch seine Aufkäufer hatte besorgen lassen. Peter mußte sie im Fahrstuhl hinauf-

und herunterfahren und dafür sorgen, daß dieser in Ordnung war. Den einfachen Mechanismus hatte er sofort verstanden. Später, wenn die ersten Gäste mit den Frühzügen ankamen, mußte er das Gepäc in die einzelnen Stöck befördern. Während der Mahlzeiten wurde er abgelöst, so daß er in Ruhe unten in der Kantine essen, sich auch nachher noch ein Weilchen ausruhen konnte; und abends um 6 Uhr war sein Dienst zu Ende.

Da ließ er sich denn bald wieder zu Grübeln und Nachdenken verleiten. Er suchte jede Maschine zu studieren, so gut er sie verstand, zeichnete sie ab und überlegte, ob man sie nicht so herstellen könnte, daß sie vorteilhafter arbeitete. Bald hatte er den Kopf voller Pläne, und seine Brieftasche barg die kühnsten Zeichnungen. Manche von ihnen zeigte er einem Lehrer in der Abendsschule, der ihm Interesse entgegenbrachte. Der Lehrer lobte ihn und riet ihm, so fortzufahren.

Doch dieses Lob, das der Lehrer in bester Absicht spendete, war ein gefährliches Lob. Zwar richtete es noch keinen Schaden an, so lange Peter den Lastaufzug bediente. Doch als ihm nach einem Vierteljahr ein Personalfahrstuhl anvertraut wurde, merkte der Personalfchef an den bei ihm einlaufenden Klagen bald, daß der Listjunge Peter Hillmer durchaus kein solcher Musterknabe war wie er geglaubt hatte. Kein Tag verging, an dem Gäste nicht über ihn klagten. Den einen, der in den ersten Stock wollte, fuhr er in den vierten hinauf. Einen anderen, der im sechsten Stockwerk einstieg, um möglichst schnell hinunterzukommen, weil er noch rechtzeitig ins Theater wollte, beförderte er in den 8. Stock hinauf, und als er dann, seinen Irrtum erkennend, schnell hinunterfahren wollte, schaltete er zu viel Strom ein, so daß die Sicherung durchbrannte, und der Fahrstuhl stecken blieb.

Zweimal nahm sich der Personalfchef den Jungen vor, zweimal gelobte Peter, sich zu bessern. Aber es wurde immer schlimmer mit ihm, und die Hauptschuld daran trug nicht er, sondern die große Dynamomaschine im Keller, die die Kraft für die Fahrstühle und für die Eismaschine und auch das Licht für viele tausend Glühlampen lieferte. Als Peter aus Versehen einmal im Keller gelandet war, hatte er sich die Maschine genauer angesehen, um sie zu studieren. Er wußte bereits, daß die Dynamomaschinen durch Dampf betrieben werden, und daß sie Elektrizität erzeugen, die teils sofort verbraucht, teils in Akkumulatoren aufgespeichert

wird, um später benutzt zu werden. Denn die Dampfmaschine lief nur am Tage; in der Nacht würde das Maschinengeräusch die Gäste gestört haben.

Und während er die arbeitende Maschine beobachtete, kam ihm ein seltsamer, wunderlicher Gedanke: die Elektrizität war etwas Kostbares und Wertvolles. Sie zu gewinnen kostete viele Kohlen und die Kohlen viel Geld. Aber der Blitz, der im Gewitter niederzüngelt, ist auch Elektrizität, und diese Elektrizität wird nicht verwertet. Im Gegenteil, die Elektrizität des Blitzes wird durch einen Blitzableiter in die Erde geleitet und geht verloren. Warum hat man noch keine Maschine erfunden, durch die man die Elektrizität des Blitzes verwerten kann? Man braucht ja dazu nur den dicken Draht, in den der Blitzableiter ausläuft, in tausend dünne Drähte zu zerlegen, und jedes dieser Drahtenden in einen Akkumulator münden zu lassen. Dann werden durch einen Blitz tausend Akkumulatoren geladen und, wenn man Umschalter anbringt, so daß nach einer solchen Ladung, eine neue Batterie von tausend Akkumulatoren bereitsteht, wird diese vom nächsten Blitz geladen. Und diese Elektrizität kostet nichts, nicht einen Cent!

Die Klingel in seinem Fahrstuhl, die schon seit mehreren Minuten ununterbrochen raselte, rief ihn aus seinen Träumereien zurück. Er wurde von einem Fahrgast hinauf in den fünften Stock gerufen, um ihn in das Erdgeschoß zu bringen. Er landete mit ihm im Keller, und do er, seinen Zertum erlenend, schnell den Schalter herumwarf, brannte dieser wieder durch. Aber diesmal war es schlimmer, als beim erstenmal. Denn der Fahrstuhl war ein kleines Stückchen anwärtsgeschossen, und nun steckten sie im Keller fest und konnten nicht aussteigen.

„Bitte um Verzeihung, Sir,“ sagte der zerstreute Liftjunge und griff an seine Mißr. „Eine kleine Betriebsstörung. Aber ich gebe sofort noch oben Notsignal.“

„Hat keine Eile, little boy! Bin ganz gern wieder einmal mit dir zusammen. Du mußt mir noch manches erzählen,“ sagte der Fremde und nahm seinen Hut ab.

Peter blickte erschreckt auf. Die Stimme kannte er. Aber er hatte den Herrn nie gesehen. Da griff dieser mit einer leichten Handbewegung über die Stirn und streifte eine Perücke ab. „Kennst du mich nun, kleiner Junge aus Chicago?“ fragte er lachend.

Peter riß die Augen entsetzt auf, er wurde leichenblaß. Er erkannte Mr. Cluppins.

Dieser erriet seine Gedanken. „Hab keine Angst. Ich tu dir nichts. Hast damals nicht gepiffen. Bist ein anständiger Kerl. Nur laugst du nicht für das Geschäft. Ich schade drum. Da“ — er griff in die Westentasche und holte einige Geldscheine heraus, „ich schulde dir auch noch deinen Monatslohn. Da sind deine 40 Dollar.“ Peter nahm alten Wind zusammen und trat zurück, soweit der enge Raum es gestattete.

„Nein, danke, ich will das Geld nicht!“

Cluppins schob die Scheine wieder in die Tasche. „Wie du willst. Man soll niemand zu seinem Glück zwingen!“

„Wäre besser gewesen, Sir, wenn Ihr mich damals auch nicht gezwungen hättet.“ Peter hatte seine Ruhe wiedergesunden. Jeden Augenblick konnten die Montrenre kommen. Sie würden Mr. Cluppins nicht frei lassen, wenn sie ihn mit dem gewürgten Zungen allein im Lift fanden. Nein, hier war er nicht in Gefahr. Mr. Cluppins brachte seine Perücke in Ordnung und schlug die Beine übereinander. „Bist frech geworden, kleine Kröte, mächtig frech. Ich habe mich bei Euch eingenistet, weil wir hier arbeiten wollten. Notmohn soll heute Abend nachkommen. Aber dies ist kein Haus für uns. Wir brauchen große Sachen, sonst lohnt das Geschäft nicht.“ Er zog seine goldene Uhr und warf einen Blick darauf. Vier Minuten vergingen, dann gab der Fahrstuhl einen Ruck und stieg langsam ins Erdgeschoß.

Als Peter am Abend ausging, schloß sich Tom Patterson, der erste Liftjunge, ihm an. „Hallo, Hillmer, wohin des Begg? Wäre mir lieb, wenn wir heute zusammenbleiben könnten. Oder gehst du in die Abendschule? Ich schwänze sie immer.“

Peter mußte lachen. Patterson, den er nicht hatte leiden mögen, gefiel ihm jetzt recht gut. „Ich weiß, daß du schwänzt. Habe dich nie da gesehen. Aber jetzt sind Ferien.“

„Wo wolltest du hingehen? Hättest du etwas Bestimmtes vor?“

„Nein. Ich wollte nur zur Untergrund. Wenn ich gar nichts vorhabe, fahre ich gern irgendwo hinaus. Ich wäre mit dem ersten Zug gefahren, ganz gleich wohin, und wäre spazieren gegangen. Ich muß über eine Maschine nachdenken, die ich erfinden möchte.“

Pattersons Augen wurden groß. „Du willst eine Maschine erfinden? Kannst du denn das?“ (Fortsetzung folgt.)

Von einem See, der Rasierklingen schleift

Das klingt seltsam, ist aber doch der Fall. Dieser merkwürdige See befindet sich in Irland. Das Wasser des Weihers hat nämlich die Kraft, jeden Stock, der hineinfällt, zu versteinern. Eine bekannte englische Messerfabrik hat sich nun diese eigenartige Naturkraft in praktischer Weise zunutze gemacht. Sie ließ die Leistung des Wassers durch einen ihrer Angestellten prüfen. Dieser nahm einige Stücke harten Holzes, belastete sie mit Gewichten und versenkte sie in dem Wasser an Stellen, die er genau bezeichnete. Vier Wochen später stellte er fest, daß die Holzstücke so hart wie Stein geworden waren. Das außerordentlich kalthaltige Wasser

benutzte nämlich die Gelegenheit, an den Holzstücken seinen Kalt abzugeben. Die Firma beutete das Ergebnis nun aus und fand, daß die versteinerten Stücke einen vortrefflichen Schleifstein für Rasierklingen bildeten. Man stellte diese Steine dann auch in großen Mengen her. So ist es also lekten Endes der See, der die Rasierklingen schleift.

Druckl. Otto.



Die Geschichte eines kleinen Hundes von Hans Hyan.

Als die kleine Ivette die entzückenden Tiergeschichten von Seton-Thompson gelesen hatte, begann sie sich heftig einen Hund zu wünschen. Nun, was will ein Papa machen, der sein einziges Töchterchen vergöttert, wenn sie ein Hundchen haben will und obendrein Weichnachten vor der Tür steht? . . .

Ivettes Vater kaufte also „Wully“. Das heißt, seinem Stammbaum nach hieß er „Marich vom Hochherz“. . . Ach, „Marich“ war der Liebste und lustigste Kerl von der Welt! Zwei Monate alt, sprang er in seiner harthaarigen, grauschwarzen Jacke wie ein Armdisch in der Wohnung umher, natürlich Ivette mit ihm um die Wette. Und dabei war er tapfer wie ein Miniaturlöwe. Dem größten Stör fuhr er nach der Schnauze und jagte ihn in die Flucht. Als ihn Ivette zwei Wochen besaß, verließ er das Kind nicht einen

Augenblick, solange sie im Hause war. Und nur, wenn sie zur Schule oder sonst fortgehen mußte, ohne ihren kleinen Schatten, war Wully ungebärdig und frech. Freilich, wenn sich Ivettes Mutter etwa gestatten wollte, ihrer Tochter einmal die Leviten zu verlesen, was manchmal recht nötig war, so mußte Wully vorher entfernt werden. Er fuhr nämlich jedem rücksichtslos an die Waden, der sich erdreistete, das Kind nur scheel anzusehen. Des Nachts schlief er in einer kleinen Kiste neben Ivettes Bett. Er kannte des Kindes Tritt, hörte ihre Stimme schon, wenn sie noch draußen auf der Treppe war, und flog meterhoch wie ein Ball um sie herum, auf und nieder, sobald sie ins Zimmer trat. Die rote Samtschleife an seinem Halsband war ihm zweifellos lästig; da aber Ivette sie „himmlisch“ fand, so trug sie Wully und ließ es nicht zu, daß irgendjemand daran rührte. Wenn er Durst hatte, lief er in die Küche und beschimpfte die Wasserleitung, die nicht von selbst ihr Raß hergab. Den übrigen Hausgenossen brachte er wohlwollende Duldung entgegen: doch hätte jeinethalben die ganze Welt aussterben können — bis auf Ivette! . . .

Und dann kam ein Tag, nein, eine Nacht, in der Ivettes Liebling seine Freundin vom Tode errettete.

In des Kindes Zimmer befand sich eine Gashängelampe, deren Hebelverschluß wohl nicht recht in Ordnung war. Ivette ging zu Bett, Wully einen halben Schritt davon in seine kleine Kiste. Und der Hebel der Lampe sank langsam nieder, den Verschluß des Gases öffnend, und ließ das todbringende Gas ausströmen. Aber Hunde haben einen hauchleisen Schlaf. Ihre Sinne sind auch im Schlummer noch weit mehr wach, als bei uns Menschen im Wachen. Auf einmal erreichte der Gasgeruch Wullys seine Nase. „Anurrrrr!“ — ein Feind! . . . Wo? . . . In der Luft! . . . irgendwo! . . . nicht zu fassen, nicht zu beißen und trotzdem, ein Feind! . . . ein Mörder! . . . Mit einem Satz war Wully, damals wirklich kaum ein halbes Jahr alt, auf des Kindes Bettstatt. Er bellte! Aber weder das tiefschlafende, wohl auch schon etwas betäubte Kind, noch dessen am anderen Ende der Wohnung schlafende Angehörige erwachten. Wully nahm Ivettes Händchen in den Fang und zog — Ivette schlief. Er riß an der Bettdecke — das Kind war, schwer atmend, nicht zu erwecken! Da erwachte in dem Tierchen der Mut der Verzweiflung: er biß derartig in Ivettes kleine Hand, daß Blut floss, und das Kind schreiend emporfuhr! Das wollte er. Vom

Bett herunter und laut blaffend zur Tür! — Zum Bett! — Zur Tür! — Bis das kleine Mädchen den Weg fand zu seiner Rettung. . .

Wully wußte sich am nächsten Tag gewiß gar nicht zu erklären, warum ihm die Eltern seiner Freundin, die von ihrem Geschrei geweckt, hinzugekommen waren und die Fenster des schon dicht vom Gas erfüllten Zimmers aufgerissen hatten — warum sie ihm alle möglichen Lederbissen in den schwarzen, kleinen Rachen stopften. . .

Und dieser seltene, kleine Hund mußte der Rücksichtslosigkeit törichter Menschen erliegen. Eine Dame, die ihren Schottisch-Terrier kurz zuvor an der Staupe verloren hatte, nahm gedankenlos den knurrenden Wully von Ivettes Armen, liebte ihn und steckte ihn mit der bösen Seuche an. Eine Woche danach hustete das arme Tier und wenig später ging es ein. . . . Noch als Wully schon auf der Hinterhand gelähmt war, daß er sich kaum bewegen konnte, trock er hinter seiner jungen Herrin her, die mit seinem Verlust den ersten großen Schmerz ihres Lebens erlitt und sich nicht trösten lassen wollte. — Kann man so etwas erfinden? — Nein, ich erzählte die wahre Geschichte eines kleinen Hundes, dessen Treue von keinem Menschenherzen zu übertreffen war.



Zu der Geschichte: „Wully“.

Wully riß an der Bettdecke, um seine schlafende Herrin aufzuwecken, doch Ivette schlief zu fest.

Die richtige Antwort

Die folgende hübsche Anekdote ist eine von den vielen, die ihr nebst interessanten Bildern aus aller Welt im Fridolin-Kalender für 1924 findet, den ihr zum Preise von 1 Mark × Buchhändlerschlüsselzahl in allen Buch- u. Papierhandlungen kaufen könnt.

Karl V. war stets darauf bedacht, auch in Ländern, die ihm nicht unterstanden, mit der ihm zukommenden Achtung und Ehrfurcht behandelt zu werden. Seine Stellvertreter, die Gesandten an fremden Höfen, richteten sich nach dieser Grundsatz ihres Herrn.

Einmal hatte nun ein kaiserlicher Gesandter einen Empfang bei Soliman II., dem Beherrscher der Türken. Als er in den Saal trat, bemerkte er sogleich, daß der Sultan keinen Stuhl für ihn bereitgestellt hatte. Er vermutete eine absichtliche Demütigung dahinter, beherrschte sich aber und schritt unbefangen auf den prachtvoll aufgebauten Thron zu. Dort nahm er rasch seinen Mantel von der Schulter, breitete ihn auf dem Boden aus und setzte sich darauf. Dann trug er sein Anliegen vor. Als der Sultan ihn entließ, entfernte sich der Gesandte und ließ seinen Mantel liegen. Die Hofleute glaubten, er habe ihn vergessen, hoben ihn auf und eilten dem Gesandten nach.

„Ihr habt Euren Mantel liegen lassen,“ redete einer der Hofleute ihn an. „hier bringen wir ihn.“ Stolz erwiderte der Gesandte: „Die Gesandten meines Herrn sind nicht gewohnt, ihre Stühle mitzunehmen.“ — Sprachs und ließ die erstaunten Türken zurück.

Aus Onkel Toldis wunderbarer Witzkiste

Liebe Freunde, heute will ich euch ein lustiges, amerikanisches Erlebnis von mir erzählen. In Amerika gibt es nämlich Indianerstämme, die sehr abgehärtet und unempfindlich gegen Kälte sind. Sie tragen keine Kleidung, auch nicht im tiefsten Winter, und es macht ihnen Spaß, im eisbedeckten Fluß zu baden oder nackt im Schnee herumzulaufen. Als ich nun einstmals, dick in Pelze gehüllt, so daß nur meine Nasenspitze hervorragte, gelegentlich einer Reise an einem eisig kalten Wintertag zum erstenmal einem solchen unbedeckten Indianer im Walde begegnete,

fragte ich ihn ganz ernst: „Frierst du denn gar nicht so ohne Kleidung?“

Der Indianer guckte mich ganz groß an und tippte mir nur auf die Nase: „Frierst du da, Bleichgesicht?“

Ich schüttelte den Kopf. „Na also, Bleichgesicht, — Indianer ganz Nase!“

Das ist nett, nicht wahr?

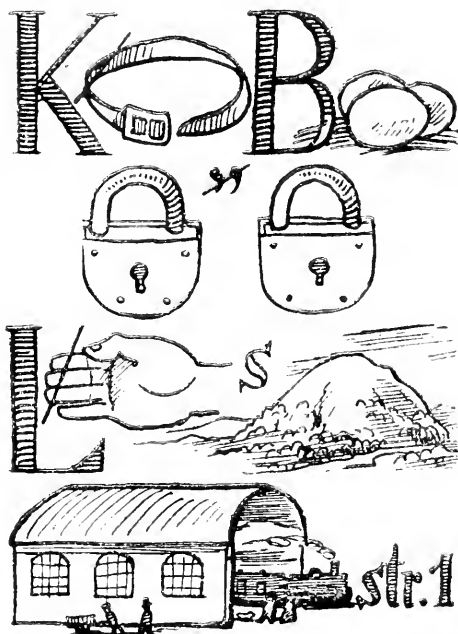
Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Personal-Bilderrätsel.

Von Hermann Schulz.

Aus dem untenstehenden Bilderrätsel könnt ihr den Vor- und Zunamen eines Mannes, seinen Beruf, den Wohnort und die Straße erfahren. Wer rät's?



Silbernrätsel.

Aus den Silben:

a — a — auf — bahn — ben — bras —
brei — den — dex — di — dres — e — eh
— eis — er — erbs — fan — ge — gra —
holz — hum — i — il — im — in — ka
— ke — ko — la — land — laus — le —
le — h — ma — me — na — naph — ne
— ni — ni — ni — no — o — pard — phit
— pi — pin — po — preis — ra — ra —
ren — rett — rie — scher — schwung —
se — sen — sims — spiel — stel — ta —
tan — te — re — tisch — trin — wa —
wie — wo — za

sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers aus einem Märchen ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Ackergerät, 2. Hunderasse, 3. Berg in Südamerika, 4. Pflanze, 5. Mineral, 6. Raubtier, 7. Speise, 8. Truppenart, 9. Männernamen, 10. Möbel-

stück, 11. Musikinstrument, 12. Insekt, 13. Sportplatz, 14. Hausteil, 15. Heilanstalt, 16. Baum, 17. Fluß in Asien, 18. biblische Propheten, 19. Übung am Red, 20. Brennstoff, 21. deutsche Stadt, 22. Holzart, 23. Feuerwerkstörper, 24. nordischen Gott, 25. Begleiter Christi, 26. Staat in Nordamerika, 27. Klebstoff, 28. deutschen Dichter.

Verwandlung.

Mit 6 ein Saiteninstrument —

Mit 7 'ne Frucht, die jeder kennt.

Seige Auflösung der Rätsel aus Nr. 2. *Seige*

Silbernrätsel.

Wir halten fest und treu zusammen.

1. Wanderer, 2. Indianer, 3. Kettich, 4. Harpune, 5. Abessinien, 6. Lante, 7. Tizian, 8. Ecuador, 9. Nassau, 10. Fiasco, 11. Emmerich, 12. Symphonie, 13. Trense, 14. Urne.

Wasser und Land: Lachs, Dachs.

Vergrößerung: Essen, Hessen.

Fridolins Lachkabinett

Scherzfrage.

Welches Feld kann niemals bebaut werden?

(qjzstphg swc)

*

„Frudchen, wie oft soll ich dir sagen, daß du dich nicht mit den Zungen schlagen kannst!“

„Ach Mutti, und ob ich kann! Sieh dir nur mal dem Friß Schröder seine Nase an!“

*



Richter: „Angeklagter, lassen Sie sich kurz. . . wie heißen Sie?“

Angeklagter: „Hoher Herr Gerichtshof, Herr Staatsanwalt, Herr Rechtsanwalt und meine Herren Geschworenen, mein Name ist kurz — ich heiße Lang!“

*

Der kleine Klaus ist dabei wie das Kinderfräulein den Sportwagen seines Brüderchens ölt; als das Brüderchen wieder laut freischt, meint er: „Fräulein, ble doch auch das Hänschen, dann hört es auch auf zu freischen.“



„Mutti, sieh mal die komische Kuh!“ — sagte Elschen vor dem Elefantenkäfig. „Die hat die Hörner im Mund, und mit dem Schwanz frisst sie Gras.“

!

Ein Förster, der sich elen büd, schreibt einen Sonntagsjäger an: „Halt! Sie zielen ja nach mir!“

Sonntagsjäger, der kurzichtig ist: „Donnerwetter! Ich hielt Sie für 'ne — Wildsau!“

*



Tante: „Frißchen, ich würde aber nicht so das Treppengeländer herunterrutschen!“

Frißchen: „Na, dann zeig' mir mal, wie du es machst!“

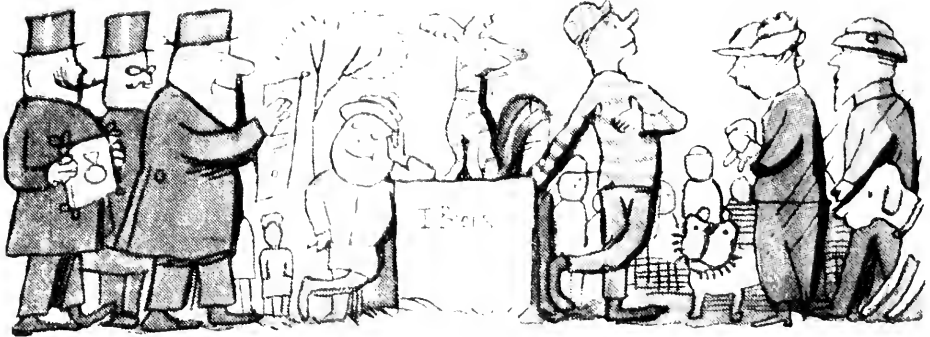
Eine hündische Geschichte



Hier wird ein friedlicher Wauwan
Beflegt mit Tupfen rot und blau.

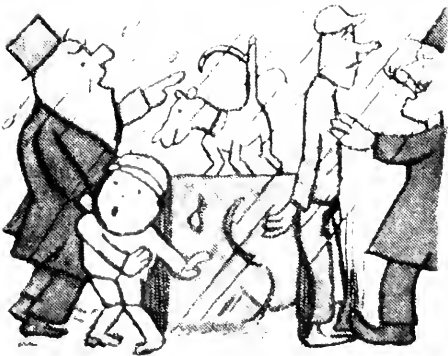


Es zieht in seiner Federzier
Zum Preisgericht das Hunderier.



Die Kenner äugen — und alsdann
hängt man den ersten Preis ihm an.

Da tröpfelt es auf sein Gefieder.
Es geht ein forlicher Regen nieder.



Die Farben sind nicht wasserfärblich
Erblaffen um die Böfewichte



Verischwunden sind die Farventupfen.
Die Menge tobt — die zwei entdilupfen.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, PASS UND ABENTEUER



Ferdinand Cortez, der spanische Eroberer, beim Anblick der Stadt Mexiko, der Hauptstadt von Montezumas Reich. (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Der Schatz der Montezumas“.)

Der Schatz des Montezuma

Von Dr. Adolf Heilborn.

Als der spanische Eroberer Ferdinand Cortez am 16. August 1519 mit seiner kleinen, aber festen Schar von Abenteurern von dem an der mexikanischen Küste gegründeten Veracruz aus seinen so berühmt gewordenen Zug nach Mexikos Hauptstadt antrat, war er zu diesem überlühnen Wagnis durch die Schilderung der fabelhaften, dort aufgespeicherten Reichtümer verlockt worden. Boten des Königs hatten ihm außerdem wiederholt schon reiche Goldgeschenke überbracht, durch die die Habgier der Spanier nur noch mehr gereizt worden waren.

Es ward ein Zug hoch auf Gebirgspässen, unter zahllosen Entbehrungen, dem Zuge Hannibals über die Alpen vergleichbar, voll blutiger Kämpfe. Aber als die Abenteurer von der Höhe des Gebirgskammes in der Ebene die Stadt Mexiko mit ihren schimmernden Türmen und spitzförmigen Tempeln inmitten dichter Wälder und unermesslicher Gärten sahen, überragt vom „königlichen“ Berge Chapultepec mit dem Schlosse der Aztekenherrscher, da hielten sie sich im Ausblick auf die sie erwartende Beute für alle Mühe reich belohnt. Und in der Tat, der Palast Montezumas, des Herrschers von

Mexiko, übertraf mit seinen Reichtümern alle Erwartungen der Abenteurer.

Es ist uns der Brief erhalten geblieben, darin Cortez dem Kaiser Karl V. von dem Schätze Montezumas berichtet. Darin heißt es:

„Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um nur etwas befriedigend zu vollenden; denn dieser Barbarenfürst besitzt Nachbildungen in Gold, Silber, Edelsteinen und Federn von allen Dingen, die unter dem Himmel seines Landes zu finden sind. Und zwar alles so natürlich in Gold und Silber, daß es keinen Goldschmied in der Welt gibt, der sie besser machen könnte. Die in Edelsteinen sind von der Art, daß die Vernunft nicht ausreicht, zu begreifen, mit welchen Instrumenten eine so vollkommene Arbeit gemacht sei; die in Federn endlich dergestalt, daß weder in Wachs, noch in irgend einer Art von Stilleckerei so bewunderungswürdig gearbeitet werden könnte.“

Unter diesen Köstlichkeiten der aztekischen Goldschmiede waren beispielsweise Fische, deren Schuppen abwechselnd von Gold und Silber gebildet waren, Papageien, die Kopf, Zunge und Federn bewegen konnten, Affen mit beweglichen Gliedern, die eine Spindel in der Hand hielten, Aehren mit ihren Grammen aus Gold usw.

Besonders köstlich war ein dem Kaiser Karl übersandter Schild aus Holz und Leder, mit daran hängenden kleinen Gladen, in der Mitte mit Goldplatten bedeckt, worauf das Bild des mexikanischen Kriegsgottes geschnitten war, umgeben von den Bildern eines Fumas, Jaguars, Adlers und einer Eule; diese Tierbilder waren in natürlichen Farben ausgeführt. Andere Schilde waren von Gold und Perlen mit Federn gebildet.

Leider sind bei der Habgier der spanischen Eroberer fast alle diese Kunstwerke in den Schmelztiegel gewandert und in barren Edelmetall verwandelt worden.



Aus den Schatzkammern Montezumas einige Tiernachbildungen, die aus getriebenem Gold und Silber gearbeitet waren.

Weiter berichtet Cortez von den wunder-
vollen Menagerien Montezumas:

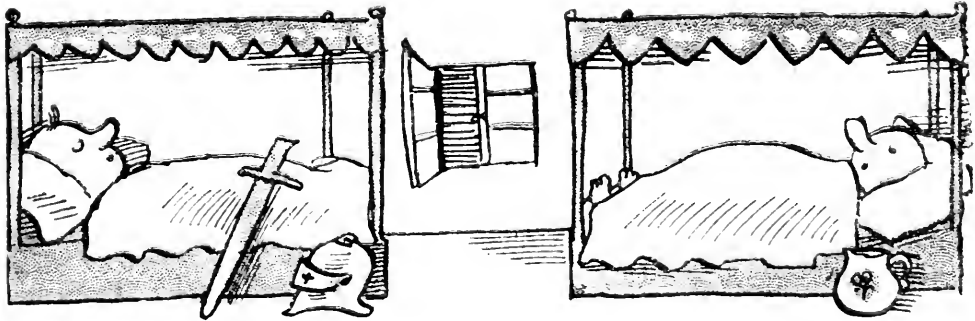
„In diesem Hause waren zehn große
Teiche, darin alle im Lande vorkommenden
Wasservögel gehalten wurden, alle zahm wie
Hausgeflügel. Dreihundert Wärter führten
die Aufsicht über diese Vögel. Ueber jedem
der Teiche und Vogelweier befanden sich
Galerien und Aussichtspunkte, wohin Montezuma kam, sich am Anblick der Tiere zu er-
götzen. Im Hofe eines zweiten Gebäudes
waren die quadratischen Fliesen schachbrett-
artig angeordnet. Alle Felder des Schach-
brettes waren Käfige, anderthalb Maanes-

längen hoch und sechs Quadratschritte groß,
unten aus Steinquadern, oben mit einem sehr
sauber geflochtenen Rohrneze überzogen. In
jedem Käfig aber wurde ein Raubvogel ge-
halten. Im gleichen Hause wurden auch in
großen, vergitterten Käfigen von sehr starkem
Bauholze alle Raubtiere Mexikos gezeigt.
Auch für diese Vögel und Raubtiere waren
dreihundert Leute zur Pflege bestellt.“

Nach dem Tode Montezumas und der Er-
oberung Mexikos durch die Schar des Cor-
tez und seiner indianischen Bundesgenossen
wurden alle diese herrlichen Wertwürdig-
keiten vernichtet.

Konrad und Konrädchen

Eine lustige Geschichte aus der guten alten Zeit.



Es lebte einstmals ein Ritter,
der Konrad hieß, und der einen
Knecht hatte. Der hieß Kon-
rädchen. Und Konrad und Kon-
rädchen waren unzertrennlich.
Konrad befahl nicht viel, und
Konrädchen gehorchte nicht viel; doch einen
Unterschied gab es zwischen beiden. Wenn
Konrad beim dritten Krug Wein war, war
Konrädchen schon beim sechsten Krug Bier.

So ritten sie eines Nachts beim Mond-
schein ziemlich beschwippt aus dem Dorfe
heim zur Burg und stolperten in ihre Schlaf-
stube. Bald durchzogen die lieblichsten Ge-
däünse, die wie das Arbeiten einer Säge-
mühle klangen, den Raum. Konrad und Kon-
rädchen schliefen.

Plötzlich wachte Konrad auf und rief:
„Konrädchen!“

Nach einiger Zeit kam es dumpf zurück:
„Ja, Heer?“ —

„Konrädchen, mi däüncht, er trecht (zieht)
durch die Kammer.“ —

„Ja, Heer, dat däüncht mi ot,“ antwortete
Konrädchen; und sie schliefen wieder ein.

Nicht lange darauf rief es wieder: „Kon-
rädchen!“

„Ja, Heer?“ —

„Konrädchen, mi däüncht, er wär wohl gut
wenn dat Fenster tau wär!“ —

„Heer, dat däüncht mi ot!“ Und wieder
schliefen sie ein.

Endlich rief Konrad: „Konrädchen, mar
dat Fenster tau!!!!“

Da mußte Konrädchen wohl oder übel
gehorschen. Er krabbelte schlaftrunken aus
seinem Bett, machte unter fortwährendem
Stöhnen das Fenster zu und troch wieder
zurück in die Klappe. Dann schliefen beide
wieder ein und schnarchten um die Wette.

Aber es dauerte nicht lange, da begann
Konrad ängstlich zu rufen: „Konrädchen!“ —

„Ja, Heer, wat dann?“ —

„Konrädchen, et liegt en Kerl in mei'm Bette“ —

„Heer, in meinem of“ —

„Konrädchen, id smiet meinen rut!“

„Herr, id of!“ —

Und jeder fing mit seinem Kerl an zu ringen, und es gab ein Zappeln und Strampeln im Bett, daß die Federn stoben. Auf einmal aber gab's einen Knall, daß der Fußboden zitterte, und Konrad rief kläglich: „Oh, Konrädchen. oh, Konrädchen!“

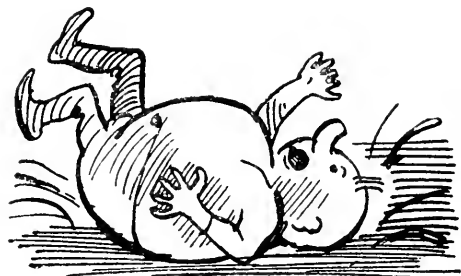
„Ja, Heer, wat is?“

„Oh, Konrädchen, min Kerl hat mi ut meinem Bette smeten!“ —

„Herr! un id hew den minen rutsmeten!“

Als am andern Morgen der Kleinknecht

wachen kam, wunderte er sich, daß der Herr vor dem Bett lag und Konrädchen im Bett; auf der anderen Seite stand Konrädchens Bett leer. Auch Konrad und Konrädchen konnten nicht begreifen, wie's gekommen war.



„Min Kerl hat mi ut meinem Bette smeten!“

Erlebnisse mit Löwen

Ist der Löwe furchtsam?

Von Africanus. (Zu dem Bild auf Seite 8—9.)

Mit dem Löwen, dem „König der Tiere“, ist es in Afrika eine eigentümliche Sache. „Gewimmelt“, wie es in den afrikanischen Jagdschilderungen zumeist heißt, hat es wohl zu keiner Zeit und in keinem Gebiet von Löwen. Im Gegenteil, in vielen Landschaften Afrikas kommt er überhaupt nicht vor, und der große Afrikadurchquerer Wissmann, der doch viele Jahre im dunklen Erdteil zugebracht und gejagt hat, bekannte, daß er auf allen seinen Zügen nur ein einziges Mal einen Löwen zu Gesicht bekommen und nie einen erlegt hat. „Es gehört eben zur Löwenjagd auch eine Portion Glück, und manchen mögen die Löwen nicht,“ behauptete humorvoll Major J., einer unserer ehemaligen Schutztruppenoffiziere. „Ech! ein Glück und Zufall war es auch, der uns eines Tages bei einer Fahrt mit der Ugandabahn ganz unvermutet ein Löwenpaar in Schußweite brachte. Wir hatten gegen 2 Uhr morgens Station Simba passiert — die gerücht- und fabelumwobene „Löwen“-Station — hüben und drüben breitete sich die kahle, nur selten von ein paar Büschen oder Bäumen unterbrochene Steppe aus. In dem silbernen Mondlicht sah man — als ginge sie der fauchende Zug gar nichts an — die und da Strauße üben, ein Rudel Graant- und Thomsongazellen

den Kopf erheben, in der Ferne das taktmäßige Nicken langer Giraffenhälse . . . Wie im Hagenbeck'schen Tierpark zu Stellingen wirkte das Bild. Das Wild, längst an die Eisenbahn gewöhnt, von der ihm ja unmittelbar auch keine Gefahr drohte, blieb nicht selten stehen und wartete, wie bei uns zur Schonzeit die Rehe, das Vorüberrollen des Zuges ruhig ab. Kaum, daß bei gelegentlichem Pfeifen der Maschine in diese oder jene Gruppe etwas Leben kam, ein Rudel Zierböckchen die Flucht ergriff. Das ging so eine ganze Weile; wir konnten vom Zuge aus mit dem Glase in aller Ruhe kleine Einzelheiten dieses afrikanischen Tierlebens beobachten. Da — ein schrilles, dreimaliges Pfeifen, der Zug bremsste aus irgendwelchem Grunde, wir sahen langsamer und langsamer und hielten mit einem lauten Kreischen der Räder. Und nun geschah das Wunderbare. Kaum zehn Meter vor der defekt gewordenen, noch einige Schritte dahingleitenden Lokomotive trafen plötzlich zwei ausgewachsene Löwen, vorsichtig geduckt wie zum Sprunge, über das Gleise, hoben einen Augenblick die Köpfe, duckten sich von neuem und waren mit weitem Saue im hohen Steppengrafe drüben verschwunden. Mit Bligesschnelle hatte sich die Erscheinung ab-

gespielt. Die schwarzen Zugbegleiter, die schon aus den Wagen gesprungen waren, erhoben ein durchdringendes Geschrei, seltsam aus Wut und Furcht gemischt, und wir drei Jäger . . . Nun, ich will lieber nicht erzählen, mit welchen „Schmeichelnamen“ wir einander belegten, als wir uns von unserem Staunen erholt hatten. „Wenn ich doch nur . . .“ begann Dr. R., und „hätt' ich doch bloß nicht“, rief Hauptmann R. Das ist's eben bei der Löwenjagd in Afrika: der ganz unberechenbare Zufall spielt hier die größte Rolle. Niemals wieder ist mir ein Löwenpaar in freier Wildbahn so schußgeredet vor die — im Eisenbahnwagen sicher verstaute Büchse gekommen. Wer hätte auch wohl vermuten können, daß in so „belebter“ Gegend ein Löwe die Unverschämtheit haben könnte, und so weiter . . . Die Löwen haben eben sozusagen ihren Kopf für sich, und die Negerbezeichnung der „Herr mit dem dicken Kopfe“ trifft in doppeltem Sinne auf den Löwen zu. Einmal lauerten wir wochenlang auf dem Matonde plateau auf einen Löwen, den wir Nacht für Nacht unfern unseres Lagers „singen“ hörten, wie die Neger das eigentlich wenig harmonische Gebrüll des Nonbriers nennen. Wir hatten es darauf abgesehen, das Tier lebendig zu fangen und zu diesem Zwecke eine

geheimlich angelegte, hausartige Falle mit einer fetten Ziege gespielt. Aber unserem Löwen fiel es nicht im Traume ein, an den Räder und in die schlaue Falle zu gehen. Dafür ließ er eines Nachts ganz unvermuthet mit dem um unser Lager patronisierenden Wachtposten zusammen, als dieser gerade hinter einem Felt hervortrat. Beide Parteien belamen einen Mordschreck und suchten das Weite. — Schaden hat keiner von beiden bei dem Zusammenrall erlitten.“

Für gewöhnlich acht übrigens der Löwe dem Menschen, wenn er irgend kann, hübsch aus dem Wege, wie er ja auch die großen, wehrhaften Dickhäuter meidet. Zum „Mann esser“, d. h. Menschenfresser, werden meist nur alte Löwen, die nicht mehr elotisch und kräftig genug sind, flüchtiges Wild zu erbeuten. Selbst ein Löwe erst die Erfahrung gemacht, eine wie leicht und bequem zu erlangende Beute der so gut wie wehrlose und langsam sich bewegende Mensch für ihn ist, dann bevorzugt er ihn durchaus als Beute, überfällt ihn des Nachts, ja, lauert ihn an Wasserlöchern, Hecken oder Dorfwegen geradezu auf.

Im Juli 1907 lagerte Freund A., der schon erwähnte ehemalige Schutztruppenoffizier, mit einer großen Karawane am Tschagowariteich bei Behobeho. In seiner Begleitung war auch ein Grai B., der



M. PATHE

Erlebnisse mit Löwen.

Ohne sich von den Lagerfeuern abschrecken zu lassen, sprang der Löwe auf den schlafenden Träger.

Löwen zu jagen, nach Ostafrika gekommen war. „Wir saßen“, erzählte mir F., „beim Schein der Lagerfeuer vor meinem Zelte und plauderten über Löwenjagden. Unsere Träger und Astaris lagen in ihre Decken gehüllt und schwapten, als wir plötzlich, keine 10 Meter von uns entfernt, ein schnell verhallendes Gepolter, wie wenn ein schwerer Körper fällt, und gleich darauf das Häßliche Schmerzensgeschrei eines Menschen hörten. Durch ein hohes Schilfstück gedeckt, hatte sich ein „Mannesser“ aus Bebohebo an unser Lager gepürscht, war auf einen bereits in seine Schlafdecke gehüllten Träger gesprungen und versuchte, seinen Raub mit sich zu nehmen. Durch den Lärm und die zahlreichen Feuer doch erschreckt, war er aber gleichsam noch im Sprunge wieder abgeschwenkt und hatte die Beute fallen lassen, und so kam der Neger mit einigen stark blutenden Wundmunden an Kopf und Schulter glücklich davon. Wie sich später herausstellte, hatte dieser Löwe zwei Tage vorher zwei im Felde adernde Leute bei hellem Sonnenschein überfallen und getötet.“

Eodch frecher Löwenüberfall ist immerhin selten; dagegen berichtet man von Leoparden, nebenbei bemerkt, dem verhassten Raubtier Afrikas, mehrfach derart kühne Stückchen. Einmal saßen die Brüder v. G. und Herr v. S. zur Abendzeit rauhend in der Nähe ihrer Zelte am Lagerfeuer, als plötzlich der dicht neben ihnen ruhende Torrierier einen schwachen Laut aus-

stieß und im selben Augenblick verschwunden war. Wie ein Blitz hatte ihn ein Leopard unmittelbar vor den Füßen der Jäger geholt. Das Erstauulichste aber ist, daß dieser gleiche Leopard am nächsten Abend aus dem gleichen Lager ein junges Negerweib raubte.

Und nun will ich zum Schlusse noch ein lustiges Abenteuer mit einem Löwen erzählen, das ich zwar nicht selbst erlebt habe, das mir aber ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann berichtet hat. Die Geschichte hat sich zu Vindi in unserer ehemaligen Kolonie Ostafrika zugetragen, und ihr „Held“ ist der nachmals mit Recht berühmt gewordene Elefantenjäger K. gewesen.

K. hatte eines Abends eine leichte Falle für einen Löwen aufgestellt, der sich mehrere Tage vorher durch Rauben von Ziegen unliebsam bemerkbar gemacht hatte. Am nächsten Morgen sah auch richtig der Löwe im Fang-eisen. Man begab sich in feierlichem Zuge zu dem gefangenen Räuber: K., um das Tier zu erschießen, sechs Herren der Kolonie in schönen weißen Tropenanzügen und nur mit Spazierstöcken bewaffnet, um zuzusehen. K. geht auf zehn Schritt an den König der Tiere heran, die Zuschauer gruppieren sich maulerisch hinter ihm. K. legt an, drückt ab — Versager! Nochmals — wieder ein Versager. Da wird der Löwe bei diesem umständlichen Vorgang und im Anblick der weißgekleideten Herren endlich „nervös“. Er wirft sich heftig mit der Falle herum und — ist frei! Im Augenblick ergreifen die Zuschauer Hals über Kopf die Flucht. Nur K., der mit dem nutzlosen Gewehr ver-dutzt dasteht, rührt sich nicht, der Löwe schlägt ihn mit einem Tagenschlag gegen die Brüstung nieder, beißt ihn ganz leicht ins Knie und verschwindet mit elegantem Sprung im Busch. K. ist kaum etwas geschehen. Einer der Zuschauer aber, etwas beleibt und nicht gerade behende, war in seiner Angst zum nahen See gelaufen und bis zum Halse darin untergetaucht, das Gesicht dem schredensvollen Vorgang weislich abgewandt. So sah er nicht, wie sein Negerboy ihm nachgelaufen kam und, von gleichem Entsetzen erfüllt, auf ihn sprang und ihn umflamerte. Im Glauben, der Löwe habe es auf ihn abgesehen und ihn gepackt, schrie er daher weithin vernehmlich: „Er hat mich, er hat mich!“, was ja gewissermaßen auch der Fall war. Noch tagelang vermochte sich dieser beherrzte Zuschauer beim harmlosen Löwenfang von seinem Schreck nicht recht zu erholen.



Mit mächtigem Satz sprang der Neger auf den weißen Mann. Der glaubte, es sei der Löwe.

Peter und Klein

Vom Liffjungen zum Indüßlein König

Eine Jugenderzählung von Heinz Wetten.

Freunde, heute beginnt die 1. Fortsetzung von meiner Erzählung „Peter der Kleine“. Für diejenigen, die den Anfang der Geschichte noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderdruck aufsetzen lassen, in dem der Beginn von Peter Hillmers Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, sende mir 5 Pf. x Buchhändler-Schüffelschul ein.

(1. Fortsetzung.)

Peter weidete sich an Pattersons Erstaunen. „Ich weiß nicht, ob ich eine Maschine erfinden kann. Aber ich hoffe es. Wohin wolltest du gehen?“

„In die Bowerystreet. Ich kenne dort eine kleine Börse, an der man gut etwas money (Geld) machen kann. Ich habe schon über 100 Dollar zusammen. Mit denen spekuliere ich ein wenig. Willst du es nicht auch einmal versuchen?“

„Nein. Was man nicht versteht, davon soll man die Finger lassen.“

„Wie du willst. Aber hast du einen anderen Plan?“

Sie waren am Opernplatz angelangt, zwei Schritte von der Untergrundbahnstation. Peter überlegte. „Ich möchte gern einmal nach Conen-Insel hinunterfahren.“

Damit war Patterson gern einverstanden, und so fuhren die beiden jungen Leute mit dem Lift in die Untergrundbahn hinab, von wo sie auf dem schnellsten Wege nach Conen-Insel (sprich: conce eiland) gebracht wurden. Schon von weitem hörte man es klingen und blasen, trommeln und pfeifen, schreien und singen. Denn Conen-Insel ist der größte Kummelplatz der Welt.

Tom Patterson und Peter Hillmer bummelten zwischen den Budenreihen entlang. Sie hatten eine Eislimonade getrunken und eine Eiszwaibel verzehrt. Sonst aber sparten sie ihr Geld. Nur ein einziges Mal fielen sie herein und opferten unnütz ein Fünf-Cent-Stück. Der Ausrufer schrie, daß man bei ihm den Wettkampf einer Ratte mit einem Froisch sehen könne, und er bot Wetten in jeder Höhe an, daß sein Froisch Sieger bleiben würde. Einen Froisch, der im Rennen mit

einer Ratte Sieger bliebe, konnten sie sich nicht vorstellen. Doch als sie das Zelt betraten, sahen sie gleich, daß sie angeführt worden waren. Denn der Froisch, der unter einer grünen Drahtglocke saß, war ein riesiger Schienfrosch. Und die Ratte war ein sehr kleines, halb verhungertes Exemplar. Verzweifelt lief sie in der Glocke herum, zweimal am Froisch vorbei. Beim drittenmal schnappte er zu, und damit war der Wettkampf erledigt.

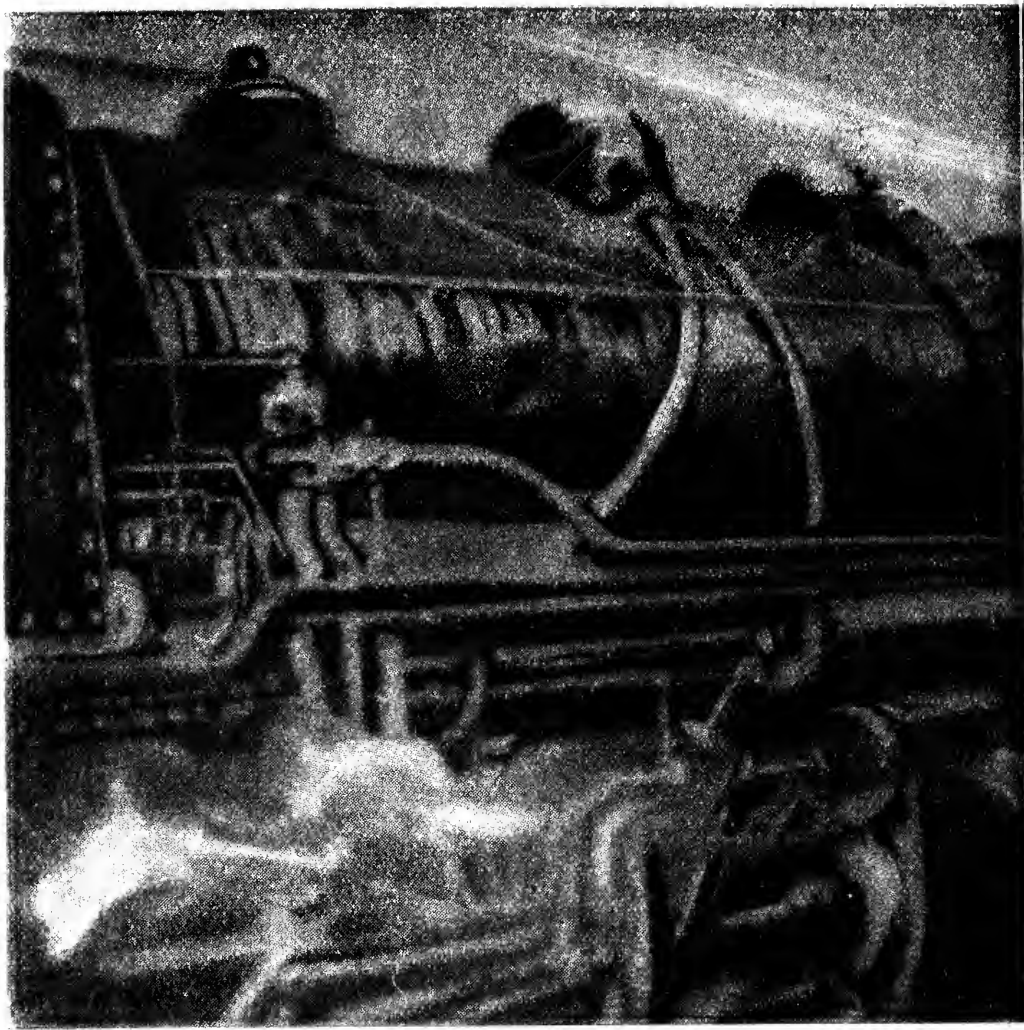
Patterson war wütend über die Prellerei. Peter ging nachdenklich hinter ihm. Er hatte sich den Ausrufer genau angesehen. Er trug eine fuchsröte Perücke. Und doch hatte der Mann eine so große Ähnlichkeit mit seinem Bruder Bob beisehen. Peter wäre gern noch einmal in die Bude zurückgetehrt, um sich von der Wahrheit seiner Annahme zu überzeugen. Doch Patterson drängte weiter. —

So vergingen drei, vier Monate ohne besondere Ereignisse. Weihnachten kam heran, und das Hotel war bis auf das letzte Zimmer besetzt. Peter trat am Tage vor dem Weihnachtsfest in die Vorhalle, um, wie alle Hotelangestellten, ein wenig im Fremdenbuch zu blättern. Da stutzte er zwischen den Namen der lektangekommenen Gäste stand der Name: Mr. Francis Phipson, Philadelphia, nebst Sekretär und Diener.

Wie ein Rast ging es durch Peter, und sein Entschluß stand sofort fest. Er mußte Mr. Phipson sprechen. Eine solche Gelegenheit durfte er sich nicht entgehen lassen. Mr. Phipson war der Besitzer der größten Fabrik elektrischer Maschinen in den Staaten. Kein Kind war in New York, das nicht von den



Vor der Schaubude stand ein Mann, der einen aufregenden Wettkampf ankündigte.



Zu der Erzählung: „Erlebnisse mit Löwen.“ Während der Zug noch einige wenige Sch

Sandwichmen*) her den Namen des Mr. Phipson kannte.

Aufgeregt lief Peter an seinen Tisch zurück; am benachbarten Fahrstuhl, lehnte Tom und studierte den neuesten Kurssettel.

„Tom, du mußt mich heute nachmittags auf eine halbe Stunde ablösen. Du bist doch heute frei?“ Patterson nickte gönnerhaft. „Ja, von vier Uhr ab.“

*) Kettlammänner die auf Brust und Rücken ein großes Kettlambild tragen.

Eine Stunde später stand Peter im Arbeitszimmer des großen Fabrikherrn, der vier Räume für sich genommen hatte.

Mr. Phipson saß von seinem Schreibtisch auf. Er war ein großer, breitgebauter Mann, massig wie ein Ringkämpfer.

„So, also eine Blickmaschine,“ sagte er langsam, als Peter ausgeredet hatte. „Nun ja. Im Grunde ist die Sache nicht unmöglich. Sind ja schon viele Naturkräfte ausgenutzt worden. Warum also nicht auch der Blick?“ In Peters Herz zog die Hoffnung



vorwärts glitt, trocken zwei Löwen kaum zehn Meter vor der Lokomotive über die Schienen.

Zeichnung von M. Paton.

auf baldigen Erfolg ein und ließ es schneller schlagen. „Geht einmal hinüber zu Mr. Webster, meinem Sekretär, und tragt ihm Euren Plan vor. Vielleicht kann er etwas daraus machen. Good-bye.“

Mr. Webster, der Sekretär, war ein kleiner, verweckelter Mann, der auf einem hohen Schreibstisch vor seinem Pult sauzete.

Als Peter ihm berichtete, daß Mr. Phipson ihn zu dem schide, damit er seine Erfindung prüfe, verzog er die dünnen Lippen zu einem Lächeln und zeigte zwei Reihen schad-

hafter, gelber Zähne. „Ist ein bequemer Herr, der Mr. Phipson. Will mit Erfindern nichts zu tun haben. Dazu ist Mr. Webster da. Muß sich alles ansehen. Ist nicht zu beneiden, der Mr. Webster.“

Peters Augen verloren ihren Glanz. Zitternd lächelte er seinen Kopf auf und holte seine Zeichnung aus der Brusttasche. „Das hier ist es, Sir. Eine Blitzmaschine. Ich wollte — ich dachte, daß man die Elektrizität des Blitzes nutzen könnte, um Akkumulatoren zu laden. Ich dachte, Sir —“

„Schon gut, schon gut.“ Nur einen flüchtigen Blick hatte Mr. Webster auf die Zeichnung geworfen. „Bin schon völlig im Bilde. Man kann mit dem Bliß nicht arbeiten, junger Mann, weil seine Kraft unberechenbar, unmeßbar ist. Alle Apparate würden sofort entzweigeschlagen werden. Nicht einmal die Temperatur des Blißes kennen wir bislang. Wir wissen nur, daß sie über 2000 Grad liegen muß. Denn selbst die Iridiumspitzen der Blißableiter werden zerschmolzen, wenn der Bliß sie trifft. Und der Schmelzpunkt des Iridiums liegt bei 2000 Grad. Nur ein blutiger Laie kann auf die Idee kommen, mit der Blißkraft arbeiten zu wollen, nur ein ganz blutiger Laie. Und nun good-bye! Ich habe zu arbeiten.“

Wieder stand Peter in seinem Lift, beförderte Fahrgäste, dachte an nichts. Ihm war, als ob der Bliß alles in ihm kurz und klein geschlagen hätte.

Tom Patterson, der sich trotz seines freien Nachmittags noch in der Vorhalle aufhielt, sah sein Gesicht mit Besorgnis. „Gefällt mir nicht, Peter. Geh und melde dich krank! Ich übernehme deinen Dienst. Du siehst erbärmlich aus. Sieht dir so jeder an, daß du heute nicht auf dem Posten bist.“

Peter schüttelte den Kopf. Wieder fuhr er Hotelgäste hinaus in die einzelnen Stockwerke und andere hinab. Hinan!, hinab. So ging es den ganzen Tag, ununterbrochen. Doch allen guten Vorsätzen zum Trotz kam er von der Blißmaschine nicht frei.

In der fünften Abendstunde stand er im Zimmer des Unterchefs, der ihn hatte rufen lassen. „Tut mir leid um Euch, Peter Hillmer. Aber es geht nicht länger. Viermal kamen heute Klagen über Euch. Und nur dieses lezte! Miß Livingstone auf Nr. 22 hat sich zu Bett legen müssen. Solchen Schreck hat es ihr eingejagt, als Ihr zwischen dem dritten und vierten Stock stecken bleibt. Tut mir leid um Euch, aber es geht nicht anders. Da ist Euer Buch, da Euer Geld. Wünsche Euch alles Gute für die Zukunft. Lebt wohl.“

Peter Hillmer stand auf der Straße und starrte ratlos in das Gemüß der Menschen. Da fiel ihm Mr. Naughten, das Mammut, ein! Wenn er jetzt zu ihm hinaus auf sein Landgut führe, ihm alles erzählte, Besserung gelobte? Dann würde Mr. Naughten ihn gewiß wieder einstellen.

Mr. Naughten saß im Rauchzimmer und plauderte mit einem alten Herrn, als der

Diener ihm meldete, daß ein Bon aus dem Hotel ihn zu sprechen verlange.

„Soll hereinkommen!“

Zögernd schob sich Peter durch die Thür, drehte seine Miße und brachte seine Bitte vor. Er versprach, sich zusammenzunehmen. Er erzählte von seiner Blißmaschine, von seinen Hoffnungen und von seiner großen Enttäuschung. Mr. Naughten ließ ihn ruhig reden.

Dann ließ er sich mit dem Hotel verbinden und frag den Personalchef, was er über Peter Hillmer zu sagen habe. —

„Es tut mir leid, mein Junge. Aber da ist nichts zu machen. Geh in die Küche und laß dir etwas zu essen geben.“

Der Diener sagte ihn leicht an der Schulter. Doch der andere Herr wehrte ihm ab. „Laßt das! Ich will noch einen Augenblick mit dem Burschen reden.“

Er sog an seiner Zigarre, blickte Peter lange und ernst, doch nicht unfreundlich an. „Was hast du für Ideen gehabt?“

Peter sah zu ihm auf. „Ich habe manchmal in der Küche Apparate gesehen, die ich noch nicht kannte, Kartoffelschälmaschinen, Schaumschläger und dergleichen Geräte, und ich habe gedacht, daß man manche von ihnen praktischer herstellen könnte. Auch das Entfernen der Rirschen könnte man mit Maschinen machen. Und dann dachte ich an meine Blißmaschine, die die Elektrizität —“

Der alte Herr unterbrach ihn: „Schon gut. Ich sehe schon. Da, mein Junge, hast du meine Adresse. Ich habe eine Schreibmaschinenfabrik und will dich einstellen. Dann sollst du später bei mir deine Erfindung machen. Aber erst mußt du etwas lernen. Erst muß man etwas gut machen, dann macht man es besser. Morgen und übermorgen ist Ruhetag. Doch Freitag melde dich in meinem Privatbüro. Good-bye und frohes Fest!“

Peter ergriff eine ihm entgegengestreckte Hand, hielt eine Karte und stand draußen vor der Thür neben dem Diener, der ihn neidvoll anblickte. „Hast du Glück, Bursche! Kommst als herausgeworfener Liftjunge zu uns und findest sofort einen Platz bei Mr. Crandall. Donnerwetter, hast du Glück!“

* * *

Die Schreibmaschinenfabrik von Crandall Brothers Limited, die von den beiden Brüdern Edward und Jon Crandall vor fünfzig Jahren gegründet worden war und jetzt, nach dem Tode von M. Jon Crandall, im Allein-

besitz von Mr. Edward Crandall sich befand, war eine der größten Schreibmaschinenfabriken der Welt. Sehr bald hatten die beiden Brüder einen großen Vorsprung vor ihren Konkurrenten dadurch gewonnen, daß sie alles allein herstellten. Selbst die Kisten, in die ihre Maschinen verpackt wurden, lieferte eine eigene Tischlerei, und in einer Nagelschmiede wurden die Nägel gestanzt, mit der die Kisten zugenagelt wurden. Sie besaßen eine eigene Papierfabrik, ein eigenes Walzwerk und eine Fabrik für Hartgummiwaren, ein Forbwerk, sogar eine eigene Tuchweberei und eine eigene Schuhfabrik, die den vielen tausend Angestellten Kleider, Anzüge und Stiefel lieferten.

Doch das Hauptwerk blieb dasjenige, in dem die Schreibmaschinen hergestellt wurden. Es enthielt viele Werkstätten und große Fabrikhallen, Kontore, Laboratorien, in denen chemische und physikalische Versuche angestellt wurden, und helle Ateliers, in denen die Zeichner und Ingenieure arbeiteten. Die Kontorangestellten des Hauptwerkes arbeiteten im Hauptgebäude, gemeinsam in großen Sälen, jeder vor einem eigenen Schreibtisch, an dem ein Telefon hing. Nur die Stenotypistinnen arbeiteten allein in einem langen, hellen und lustigen Zimmer, jede vor einem Fenster. Doch trotz des Lärmes, den die klappernden Schreibmaschinen machten, störte doch keine Stenotypistin die andere, da jede von ihnen eine Telefonhaube auf dem Kopf hatte, die fast schalldicht abschloß, so daß die Stenotypistinnen den Brief abhören konnte, der ihr direkt durch das Telefon oder durch das Parlophon mitgeteilt wurde. — Auch Miß Irene Perowne hatte ein eigenes, kleines Kontor, obgleich sie erst 17 Jahre zählte. Sie war

ein schlankes, feines Mädchen mit zwei schönen, tiefblauen Augen. Trotz ihrer Jugend war sie schon die Geheim- und Reiseekretärin des alten Herrn Crandall, der sie überallhin mitnahm. Denn sie war außerordentlich klug und wußte in dem großen Betriebe besser Bescheid als die ältesten Werkmeister. Vor vielen Jahren hatte ihre Mutter in der Fabrik von Crandall Brothers gearbeitet und war in ihr verunglückt. Ein kleines Schwungrad, das sich losgelöst hatte, war durch den Maschinenraum gesaust und hatte sie am Hinterkopfe so schwer getroffen, daß sie gleich besinnungslos niederstürzte und nicht wieder erwachte. Damals war die kleine Irene zwei Jahre alt gewesen, und die Herren Crandall hatten sich ihrer angenommen. Mit 15 Jahren äußerte Irene den Wunsch, in die Fabrik eintreten zu dürfen. Schon nach einem Jahre konnte Mr. Edward sie zu seiner Geheimsekretärin machen. Sie saß bei allen Sitzungen und Beratungen aufmerksam hinter ihrem Chef, machte ihre Notizen und arbeitete in ihrem kleinen Büro später für ihn die Berichte aus, die an Ausführlichkeit und Sachlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Sehr gern gab er ihr auch kleine „besondere“ Aufträge, sei es, daß er ihr auftrag, einer armen Arbeiterin auf seine Art zu helfen, sei es, daß sie einen bewährten Arbeiter, der durch schlechte Kameraden auf Abwege geraten war, auf den rechten Weg zurückführte.

Gern unterzog sie sich allen solchen Aufträgen; doch keiner war ihr lieber als der, den sie heute erhalten hatte. Sie sollte den jüngsten Angestellten der Firma, Peter Hillmer, den Mr. Crandall selbst angenommen hatte, im ganzen Betriebe herumführen.

Fortsetzung folgt.



Peter der Kleine.

Mit klopfendem Herzen breitete Peter vor dem Fabrikherrn seine Pläne aus.

Fridolin-Spiele in der Tüte

Das Wichtigste für den Weihnachtswunschzettel.

Freunde! Wir wollen mal ein ernstes Wort über Weihnachten reden. Es wäre ja noch schöner, wenn es nicht auch in diesem Jahr einen famosen Weihnachtstisch gäbe. Vor allen Dingen nehmt von mir als guten Freund zwei Ratschläge: Sofort wünschen! Dann gibt's doppelt soviel, als wenn der Wunschzettel erst fünf Minuten vor Weihnachten kommt. Zweitens: Alle Freunde und Verwandten, Onkels, Tanten, Großpapas und Großmamas einspannen! Die Masse muß es bringen! Da ich es aber gut meine, habe ich mir etwas ausgedacht, was nicht nur lustig und neuartig, sondern auch für wenig Geld zu erstehen ist:

„Fridolin-Spiele in der Tüte!“

Nich in die Tüte? Doch in die Tüte! Die Tüten sollt Ihr erst mal sehen! Ganz herrlich sind meine Tüten-Spiele.

Eins ist chineisch! Jeder kann es aber spielen, wenn er sich nur merkt, daß der Name

„Wu-Fu“ auf deutsch „Ich grüße dich“ heißt. Und wer bei diesem Spiel nicht in einer Stunde vollständig chineisch sprechen lernt, kann mir leid tun. Dann kommt „Wupdiwup“. Da frage ich jeden vernünftigen Jungen und jedes Mädel: Kann ein Spiel mit dem Namen langweilig sein? Ueber das Spiel „Fridolins Löwenjagd“ sage ich überhaupt nichts — es trägt meinen Namen! Vor dem nächsten, „Fridolins Himmelsreise“, müßte ich eigentlich warnen. Es ist nur für ganz Kühne! Wehe dem, der z. B. in den Schweif eines Kometen stößt, oder in einen Wirbelwind gerät. — Dann kommt noch eins, aber nur für die Allerschlauesten: „Meine Worte — Deine Worte“. Das stellt bedeutlich hohe Anforderungen an den Verstand!

Also Freunde, wenn Ihr schöne Geschenke haben, aber Euren Eltern keine allzu großen Löcher in den Geldbeutel reißen wollt, müßst Euch die „Fridolin-Spiele in der Tüte“!

Mit herzlichem „Wu“ Fridolin.

Wertvolle Fehler. ALLERLEI FÜR BRIEFMARKENSAMMLER

Als einer meiner Reisen diese Uberschrift las, seufzte er laut und vernehmlich: „Ach, wenn es das in der Schule doch auch gäbe!“ — Ich glaube es ihm gern. Aber die wertvollen Fehler, von denen ich euch heute erzählen will, gibt es nur bei Briefmarken und sind zumeist Druckfehler.

Alle Briefmarkensammler unter euch wissen ja, daß es gerade bei der großen Zahl der hentigen Ausdruckmarken viele mit Fehlern gibt. Aber — und das ist eigentlich

die Hauptsache — nur wenige von euch kennen sie. Und diejenigen, die gern solche fehlerhaften Marken, die ja eben so wertvoll sind, besitzen möchten, suchen fast immer an der verschriebenen Stelle. Ich will euch nun einige Anleitungen und Rinde zum Sammeln und Entdecken von Briefmarken-Seltenheiten geben. Die Hauptsache dazu ist erstens eine gute Lupe, und zweitens die Voraussetzung, daß ihr keine einzige Marke — und sei es ein noch so oft vorhandenes Stück



1

Die frühere 3-Pf.-Marke des Deutschen Reiches mit einem Druckfehler im Wort „DEUTSCHES“, das als „DEUTSCHES“ zu lesen ist. Entweder die 38. oder die 90. Marke im Bogen zu 100 Stück.

2

Die ehemalige 1-Mt.-Marke des Deutschen Reiches mit einem Fehler im Wort „REICH“, das „REICH“ gedruckt ist.



2



Reich

Deutsches

Die braune, 1920 erschienene 1-Mk.-Dienstmarke von Bayern, mit zwei verschiedenen Ausdrucksfehlern. Statt „Deutsches Reich“ ist nur „Reich“ oder „Reich Deutsches“ zu lesen.

— tauscht oder beiseite legt, ohne es vorher auf das allergenueste untersucht zu haben. Ich kann euch verraten, daß manche Briefmarke, deren Bild nur einige Millimeter verschoben ist, unter Umständen einen viel



Links auf der 60-Pfg.-Marke scheint es, als ob der Säemann ausspeie. Rechts: Vergrößertes Bild des rechten Beines des gleichen Säemanns auf der 75-Pfg.-Marke, wo die Sohle von dem Stiefel abgerissen ist.

höheren Wert besitzt als irgendeine ihrer Mißgeschwestern von der gleichen Art.

Nun werde ich euch einige von den Marken mit Druckfehlern verraten: Die erste, die manche von euch wohl schon kennen werden, ist die alte deutsche 3-Pfennig-Marke mit dem Germania-Bild. Von ihr gibt es bei einem Bogen von je 100 Stück eine mit einem Druckfehler. Das ist entweder die 38. oder die 90. Marke im Bogen. Bei ihr könnt ihr unter dem Bild statt „DEUTSCHES REICH“ „DFUTSCHES REICH“ lesen. Es fehlt also der unterste Strich des E. Dann gibt es eine 1-Mark-Marke aus dem gleichen Satz, die das Reichs-Postmuseum zeigt. Bei ihr ist ein Fehler in dem Wörtchen „REICH“ enthalten, das als REIEH zu lesen ist. Diese fehlerhafte Marke ist sehr selten. Eine ebenfalls sehr wertvolle Seltenheit ist auch die



Eine bayerische Kriegsbeschädigten-Marke mit topfischem Ausdruck

1-Mark-Dienstmarke von Bayern mit dem Ueberdruck „Deutsches Reich“, der bei einigen Stücken verkehrt, d. h. also als „Reich Deutsches“, bei anderen teilweise, nämlich nur als „Reich“ vorhanden ist. Die Bayernmarken, die in den letzten Jahren erschienen sind, zeigen überhaupt ziemlich viel Fehler, von denen ich noch einige herausgreifen werde. So gibt es bei der 1920 erschienenen Serie, die den Landmann bei der Arbeit zeigt, mehrere fehlerhafte Stücke. Die blau-grüne 60-Pfennig-Marke mit dem Säemann z. B. hat eine Abart, auf der man deutlich den Bauer ausspeien sieht. Das ist ebenso auf einen Fehler in der Druckplatte zurückzuführen wie die abgerissene Stiefelsohle des gleichen Säemanns auf der 75-Pfennig-Marke. Beide Stücke sind ziemlich selten. Auch die bayerischen Kriegsbeschädigten-Marken mit topfischem Ausdruck sind von großem Wert.

In einem der ersten Sätze des Freistaates Danzig, nämlich bei den Ausdrucks-Werten auf den alten deutschen Germania-Marken, zeigt die 5-Mark-Marke, die auf der grauen 2-Pfennig-Marke gedruckt ist, einen ebenfalls interessanten Fehler. Der Ausdruck trägt in der Mitte eine Fahne, deren Tuch bei einigen wenigen Exemplaren durch einen Fehler zerrissen scheint.

Ich habe euch hier nur einige, ganz wenige deutsche Marken angegeben, die Druckmängel aufweisen. Es gibt deren noch viel mehr und natürlich auch bei ausländischen Briefmarken. Allerdings — und das prägt euch besonders ein — haben gewissenlose Leute den Umstand, daß Marken mit Druckfehlern so wertvoll sind, dazu benutzt, Fälschungen anzufertigen, und deshalb triumphiert nicht zu früh, wenn ihr eine fehlerhafte Marke entdeckt zu haben glaubt. Erst ganz genau vergewissern, ob sie wirklich echt ist! —

Also, seht euch jetzt hin, nehmt eine gute Lupe zur Hand und untersucht euren Briefmarken-Bestand. Vielleicht findet ihr neue Mängel und Fehler auf einzelnen Stücken; denn sicherlich sind noch nicht alle entdeckt. Die anderen Sammler, und auch ich, werden euch dafür dankbar sein.

Onkel Otto.



Eine Danziger 5-Mk.-Marke, bei der das Tuch der aufgedruckten Fahne zerrissen scheint.

Von Goethes Schlagfertigkeit

Nacherzählt von Walter Kelin.

An einem schönen Sommertage saß Goethe im Ratskeller zu Weimar, um bei einem Glase Wein des Tages Last und Mühe zu vergessen. Da der Wein ziemlich stark war, vermischte er ihn mit etwas Wasser. An



einem andern Tisch saßen einige Studenten, die schon etwas zuviel getrunken hatten. Sie stellten Goethe erboßt zur Rede, wie er dazu käme, den herrlichen Wein mit Wasser zu vermischen. Schlagfertig erwiderte Goethe:

„Wasser allein macht stumm,

Das beweisen im Teiche die Fische; —

Wein allein macht dumm,

Das zeigen die Herrn dort am Tische. —

„Dieweil ich nun beides nicht will sein,
Trink' ich mit Wasser vermischt den Wein.“

Darauf trank er sein Glas leer und ließ die verblüfften Studenten sitzen.

*Ein
Onkel
Toldis
Witz
Kippen!*

Liebe Freunde, ein Witz aus meiner Kiste:

Eine Dame steigt in eine Straßenbahn, um in die Stadt zu fahren, wo sie einen Schirm für ihre Tochter besorgen will. Die Dame selbst hat auch einen Schirm bei sich. Als sie nun aussteigen will, ergreift sie in Gedanken nicht nur ihren eigenen, sondern auch den Schirm eines neben ihr sitzenden Herrn. Dieser bemerkt das und sagt: „Verzeihung, der Schirm gehört mir.“ Die Dame entschuldigt sich und steigt dann aus.

Nachdem sie den Schirm für ihre Tochter gekauft hat, fährt sie wieder nach Hause. In der Bahn ist nun zufällig der gleiche Herr, mit dem sie bei der Einfahrt das unangenehme Erlebnis hatte. Der erkennt sie auch gleich wieder, und als er die zwei Schirme sieht, die sie jetzt hat, meint er: „Na, diesmal haben Sie wohl mehr Glück gehabt?“

Onkel Toldi.

Wie man sich den Begriff einer Billion klar machen kann

Neulich blieb ich wie angewurzelt stehen. Nein, so etwas hatten meine Augen noch nie erblickt. Ein ganz alter Mummelgreis saß vor mir. Weiß wie ein Gletscher und lang wie der Gotthard-Tunnel war sein Bart. Auf seinem Haupte piepten Spagen, und bunte Blumen blühten aus seinen Pantoffeln. Eine Uhr hielt er am Ohre. Was er wohl trieb? Kurz war seine Erklärung: Er wollte warten, bis seine Uhr eine Billion mal getickt hätte. — Rasch ging ich nach Hause und rechnete nach. Eine Taschenuhr tickt in der Sekunde dreimal, in der Minute 180-mal. In der Stunde 60×180 , also 10 800-mal. Der Tag hat 24 Stunden, somit tickt die Uhr $259\,200$ mal. In einem Jahre tickt sie $259\,200 \times 365 = 94\,608\,000$ mal. In 10 000 Jahren also 946 080 000 000. So weit war ich, nun wurde die Rechnung schwieriger. Schließlich bekam ich die endgültige Zeit heraus: In 10 569 Jahren, 8 Stunden, 9 Minuten und 9 Sekunden tickt eine brave Taschenuhr 1 Billion mal! Als ich dies wußte, bekam ich einen Kieferschred. Seit Erfindung der Taschenuhr sind rund 400 Jahre verfloßen.

Nun stellt euch bitte einmal vor, wie lange der bärtige Mann von nebenan noch sitzen und warten muß!

Onkel Otto.



Dieser merkwürdige Mann wartet darauf, bis seine Taschenuhr eine Billion mal getickt hat.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

chard — ei — ei — en — horn — ki — ler
— lo — nach — nas — no — o — ri — se
— sen — söl — te — thel —

sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein sehr bekanntes Sprichwort ergeben (ei ist als ein Buchstabe verwendet). Die Wörter bedeuten: 1. Vergnügungsstätte, 2. Stadt in Thüringen, 3. Viehhäuter, 4. Schwimmvogel, 5. Männernamen, 6. Name eines berühmten Mohren aus einem Shakespeareschen Drama, 7. Teil einer Burg, 8. Metall.

Der kranke Hirtenknabe.

Eins-zwei sind häufig bedächtige Tiere,
Drei-vier hält ständig bei ihnen Wacht.
Der Eins-zwei-drei-vier hat nicht mehr gelacht,
Weil er jetzt selbst hat Eins-zwei-drei-vier.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 3.

Silberrätsel.

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

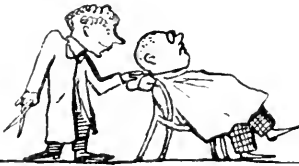
1. Senje, 2. Pincher, 3. Illmani, 4. Ehrenpreis, 5. Graphit, 6. Leopard, 7. Erbsbrot, 8. Infanterie, 9. Nikolaus, 10. Spieltisch, 11. Pianino, 12. Imme, 13. Eisbahn, 14. Gefins, 15. Lazarett, 16. Erle, 17. Frawadi, 18. Nahum, 19. Aufschwung, 20. Naphtha, 21. Dresden, 22. Ebenholz, 23. Rakete, 24. Wotan, 25. Apostel, 26. Nebraska, 27. Dextrin, 28. Wieland.

Verwandlung: Geige, Feige.

Fridolins Lachkabinett

In der Sommerfrische jagt ein Fräulein schwärmerisch: „Ach, Herr Professor, was würde diese alte Buche zu sagen haben, wenn sie sprechen könnte?“

Professor: „Sie würde sagen, ich bin eine Eide.“



Ein Student, der sehr wenig Bart hat, sagt zum Friseur: „Bitte, locken Sie auch meinen Bart etwas.“

Da meint der Friseur: „Ja, locken kann ich ihn schon, es ist aber die Frage, ob er kommt.“

Die kleine Margret guckt auf den Geburtstagsstisch der Mama, wo der Kuchen steht, und sagt: „Wenn du jetzt die Margret wärst, und ich die Mama, dann würde ich dir jetzt ein Stück Kuchen geben.“

„Georg Lehmann, was ist Wasser?“ fragt der Lehrer.

„Wasser ist eine farblose Flüssigkeit, die, wenn man sich die Hände darin wäscht, schwarz wird.“



Horst kommt mit einer Beule nach Hause und sagt zu seiner Mutter: „Na, das werde ich aber dem Hans mit Zinsen zurückzahlen.“

„Nein, mein Kind, das darfst du nicht. Man soll Böses mit Gutem vergelten,“ sagte die Mutter und gab Horst ein Stück Kuchen, das er dem Hans schenken sollte.

Am nächsten Tag erschien Horst mit einer noch größeren Beule und sagte zu seiner Mutter: „Hans hat mich wieder verprügelt und läßt dir sagen, du solltest ihm noch ein Stück Kuchen schicken.“

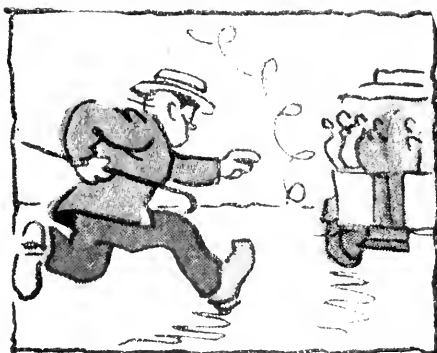


Ein Fräulein kommt in ein Schuhgeschäft und fragt nach weißen Schuhbriemen. „Für Sie?“ fragt die Verkäuferin. — „Nein,“ meint das Fräulein, „für Halbschuhe.“

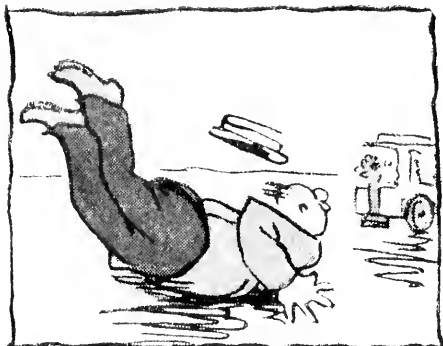
Immer langsam voran!



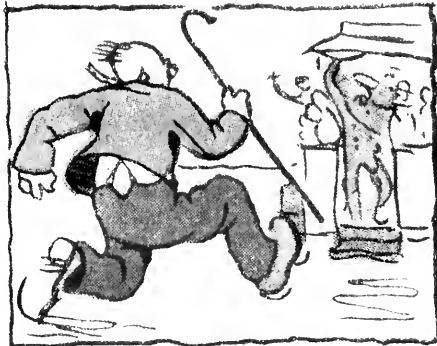
Ein Herr sieht einen Omnibus,
Mit dem durchaus er fahren muß.
Der Herr schmeißt seine Peine,
Der Schaffner zieht die Leine.



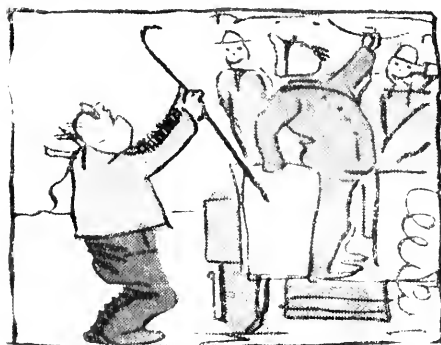
Der Herr, der läuft ganz furchtbar schnell,
Wo bleibt denn nur die Saltestell?
„Na wart', du Autowagen!
Gleich hab' ich dich beim Kragen!“



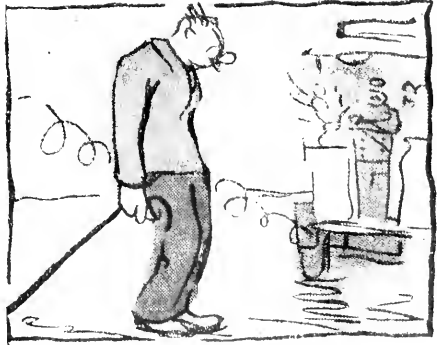
Er faust dahin gr.-d wie ein Pfeil,
Mit Weile — heißt es — lei die Eil',
Sonst wird sie nur ein Lafter!
Schon stürzt er hin aufs Pflaster.



Er rappelt sich von neuem auf,
Und weiter geht der rasche Lauf.
Mit Beinen und mit P'agen,
Kann man den Bus erlagen.



Es ist erreicht, er ist am Ziel,
Doch einer mehr ist schon zu viel.
„Besetzt!“ so ruft der Leiter.
Der Autobus rollt weiter.



Da steht er nun in sich gekehrt
Und spricht: „Das hat man, wenn man fährt.
Man kann kaum Luft mehr schnappen.
Soch leben Schaffners Kappen!“

Der feitere Fridolin



„Eine furchtbare Nachricht!“ schrie Dante Todbi, und Fridolin ließ die rote Tinte fallen.
(Näheres auf Seite 3.)

Gäste aus dem Eismeer



Ein seltsames Reittier.
Ein kleiner Fridolin-Seier auf einem angeschwemmten Schwertfisch.

Wenn man Ferien hat, ist alles erfreulich, was man auch immer erlebt. Das wußte Herbert ganz genau, als er an einem strahlenden Sommermorgen hinauslief an die norwegische Küste, weil sich dort ein Riesenschwarm von Menschen angesammelt hatte. „Wo kommt denn der her?“ „Das ist aber einmal ein mächtiger — —!“ Was der für einen Spieß hat!“ — das waren die ersten Worte, die ihm entgegenklangen. Herbert trat rasch näher und entdeckte den Grund der Erörterungen. Es war ein 4 Meter langer Fisch, der tot angeschwemmt worden war. Wo der wohl herkommen mochte? Vielleicht vom Eismeer, meinte Piter, der erfahrene Fischer im Umkreis, da habe man öfters Schwertfische angeschossen. Und gleich erzählte er von einem Schwertfisch, der mit seiner Waffe ein Boot in Grund und Boden gehohlet habe. Und seine Gegner in der Tiefe schneide er mitten entzwei. Man könne sich vorstellen, was er für ein beliebter Mitbewohner des Meeres sei. Herbert hatte aufgehört. Das mußte

er seinen Freunden in Deutschland berichten. Schade, daß die den Fisch nicht sehen konnten. Da kam ihm ein glänzender Gedanke. Er ließ sich einfach mit dem Fisch photographieren. Aber ein bißchen heldenmäßig. Sonst machte das ganze keinen Eindruck. So kam das Bild da oben zustande, auf dem Herbert stolz wie ein Spanier auf dem toten Schwertfisch reitet. Seid ihr neidisch?



Dragomir, ein 1 Monat altes Seehundbaby.

Ein anderes Mal stellte Piter, der Fischer, Herbert seinen neuen Hausbewohner vor. Herr Dragomir, Seehund aus dem Eismeer! Herbert war einfach hingerissen. Wie dies Baby aus der Flasche trank, und wie es die Dünen hinaufwatschelte! Dabei hatte es ganz große, traurige Seehundsaugen. Und bellte jämmerlich, wenn es sein Futter nicht bekam. War es satt, dann kugelte es im Wasser und in der Sonne umher. Und ließ sich sogar photographieren. Jetzt seid ihr doch neidisch auf Herbert. Aber Geduld! Schon in sechs Monaten sind wieder Sommerferien. Dann seht ihr vielleicht ebenso schöne Dinge!

Laatsch und Bommel verschwunden!

Freunde! Neulich ist in meiner Redaktion etwas ganz Furchtbares passiert. Ich saß ahnungslos an meinem Schreibtisch und schrieb im Schweiß meines Angesichts herrliche Artikel, als plötzlich die Tür mit einem Donnertrach aufzog. In der gleichen Sekunde hörte ich ein lautes „Au!“, und meinen entsetzten Blicken bot sich folgendes Bild: Onkel Toldi, der ein Telegramm über seinem Kopfe schwenkte, hatte bei dem schnellen Öffnen der Tür den Schwanz meines guten Delphins eingeklemmt, so daß er (der Delphin nämlich) vor Schmerz laut aufschrie. Ehe ich den guten Onkel Toldi um Aufklärung bitten konnte, was der ganze Auftritt bedeute, schrie er mich an: „Laatsch und Bommel sind von chinesischen Räubern gefangen worden! Hier steht es in dem Telegramm!“ Ich war niedergeschmettert. Schnell berief ich eine Redaktions-sitzung ein, zu der sich zur allgemeinen Freude auch Benjamin Pampe einfand. In dieser Sitzung wurde beschlossen, sofort eine Expedition, bestehend aus Professor Bachmann, Benjamin Pampe und Onkel Otto zur Befreiung der beiden Freunde zu entsenden. Vor zwei Tagen sind sie abgefahren. Nun müssen wir auf weitere Nachricht warten. In Eile
Fridolin.



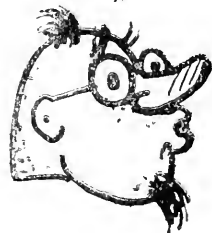
Aus den Verisfilmen des Filmm.

Von Egon.

Da! Der Held in dem Filmlustspiel springt von Hundten verfolgt, die Treppe hinauf, kriecht durch die Bodenlücke, rast über das Dach, stürzt, mit dem Rücken zuerst, aus schwindelnder Höhe tief hinunter in — nein, das glauben wir lachenden Zuschauer im Kino nachher. In Wirklichkeit prumpt er zwar von dem Dach hinunter, wird aber von einem gleich darunter befindlichen Berdeck mit versteckt gehaltenen Silbisperlonen und weichen Sprungelassen aufgefangen. Der Kino-Apparat hat aber nur den ersten Teil dieses Vorganges festgehalten. Daß der Held nachher gleich so sanft behandelt wird, davon ahnt der harmlose Zuschauer nichts. Später wird dann der Apparat unten auf die Straße gestellt und eine dem Helden ähnliche Puppe im hohen Bogen vom Dache geworfen; das ganze aber wird fein sauber aufgenommen. Nun wird eine kleine Unter-

brechung hergestellt. Unser Freund legt sich jetzt an die gleiche Stelle, wo soeben sein Puppen-Ebenbild hingestürzt ist. Jetzt dreht der Mann am Kurbelkasten wieder — hat der Puppe — den richtigen Helden, wie er sich nun langsam räfelt, sich die Wunden und wehen Stellen reibt wie er allmählich aufsteht, vorwärtstorkelt, um dann die Flucht fortzusetzen.

Wenn die einzelnen, an verschiedenen Stellen und mit Pausen vorgenommenen Bilder später aneinandergereiht und rasch heruntergespielt werden, so merkt in der Eile natürlich keiner der ausmerkwürdigen Kinogäste, wo der lebende Held, und wann sein Puppen-Ersatz für ihn eingetauscht worden ist. Jeder glaubt zitternd und doch lachend, daß der Aermste in seiner Berzweiflung den furchtbaren Sprung tatsächlich ausgeführt hat. Wir aber, die wir jetzt



einen Blick in die Geheimkammer der Filmaufnahme getan haben, wir sind jetzt eines Besseren belehrt und werden bei der nächsten verwegenen Aufnahme allsogleich . . . wieder her einfallen! Denn dann wird der findige Regisseur, das heißt der Leiter der Aufnahmen, wieder auf einen neuen Trickgedanken gekommen sein.

Er wird z. B. seinen Helden wie eine Kage über die Außenwand eines Hauses klettern lassen. Soeben ist unser neuer Freund noch auf der Straße gewesen, schon kriecht er auf allen Vieren an der Wand hinauf bis aufs Dach. Wer macht ihm solche waghalsigen Späße nach?

Nun, auch in diesem Falle können wir Kinobesucher ganz beruhigt sein. Die Filmdarsteller sind genau so starke und schwache Menschen wie wir. Sie müssen sich gerade so den Gleichgewichtsbedingungen und Schwerkraftgesetzen unterwerfen wie wir.

Wie wird nun diese schier unmögliche Kagenleistung an dem Haus ausgeführt?

Ganz einfach: Auf dem Fußboden des Aufnahme-Glashauses liegt eine hölzerne Hauswand, die wie ein richtiges Wohnhaus-Außeres aussieht. Der Kurbelkasten ist über diese hingelegte Wand gestellt und nimmt alles als „hochstehend“ auf, was in Wirklichkeit auf dem Boden liegt. Nun kriecht der Held ganz gemütlich und ohne Gefahr über die „Hauswand“ vom Kellerfenster bis zum Dach — immer auf dem Fußboden entlang. Wird nachher das Bild — natürlich in aufrechter Stellung — vorgeführt, so versichert ein jeder, daß unser mutiger Freund tatsächlich ein richtiges Haus erklettert hat . . .

Nachdem ich euch jetzt einige Filmgeheimnisse verraten habe, will ich euch noch etwas anderes aus den Werkstätten des gezeichneten Films zum Besten geben. Wir sehen in solch einem gezeichneten Film einen Mann, der mit Nase, Mund und Augen, mit Händen und Füßen die unmöglichsten Verrentungen anstellt — und staunen, wie es möglich ist, daß sich auch gezeichnete Bilder so lebensecht bewegen. Auch in all diesen Fällen ist die Geschichte sehr einfach: die Figur der Person wird von einem Künstler gezeichnet. Seht euch z. B. nur den guten Dante Toldi an mit seinen drei Härchen und der großen Hornbrille. Sein Körper bleibt völlig gleichmäßig ruhig. Nur das Gesicht bewegt sich munter hin und her. Da zeichnet nämlich der Filmzeichner immer das gleiche Gesicht Dante Toldis, nur läßt er ihn auf dem zweiten Bilde den Vokal „a“, auf der dritten Zeichnung „i“, auf dem vierten Bild „o“ und auf dem fünften „u“ sagen.

Diese stets veränderten Köpfe werden nun nacheinander so über die immer gleichbleibende Körperfigur gestellt und cine-



Der Arm des gezeichneten Schuhmachers ist mit einem Faden befestigt und wird in den verschiedenen Bewegungen gefilmt.

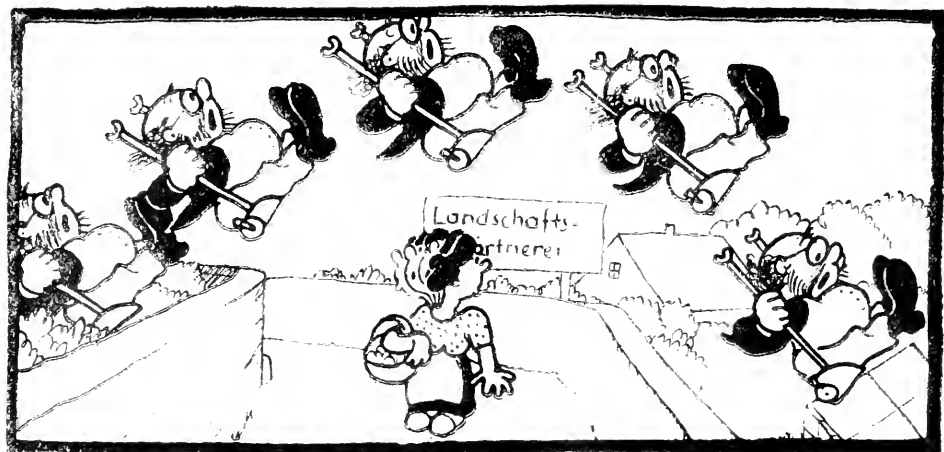
Der für den Film gezeichnete Kopf Dante Toldis, der durch verschiedene Mundstellungen zu sprechen scheint.



Zu dem Artikel: „Allerlei Filmgeheimnisse.“
Wie wir im Film Bobbys Sturz vom Dache zu sehen bekommen.



... und wie der gefährliche Sturz in die Tiefe in Wirklichkeit aussieht. Der Filmbeld wird nämlich mit Hilfe von einigen Leuten und Sprungtischen in niedriger Höhe aufgefangen.



Allelei Filmgeheimnisse: Die ausgeschnittene Figur des Professors Pechmann, die mal hier, mal dort auf das Bild gelegt wird, wird in den verschiedenen Flugstellungen, ebenso wie der Kopf der zuschauenden Frau, gefilmt. Das ganze Bild scheint dann, im Film vorgeführt, zu leben.

matographisch aufgenommen, daß man aus den verschiedenen Mundformen Worte lesen kann. Soll Onkel Toldi z. B. „Mama“ sagen, so nimmt man den ersten Kopf, dreht einmal die Kurbel und wechselt dann mit dem Kopf 2, dem „a“. Wieder wird einmal gedreht, und dann das ganze Spiel wiederholt. Auf dem Filmbilde, rasch heruntergefahren, hat jeder von uns später im Kino den Eindruck, daß der gezeichnete Onkel Toldi wirklich „Mama“ spricht.

Der Arm des Schuhmachers, den ihr auf Seite 4 seht, ist an einem Faden befestigt und wird in seinen verschiedenen Stellungen photographiert. Dadurch wirkt er wie ein heftig Arbeitender, dem man nicht gern unter den Hammer geraten möchte. Dann seht ihr oben den guten Professor Pechmann, der mit seiner Wunderschaukel über die Landstraße fliegt. Dies wird so aufgenommen, daß der Zeichner den Professor einmal zeichnet, dann ausschneidet und ihn in der einzelnen Flugstellung photographieren läßt. Ebenso macht er es mit dem Kopf der zusehenden Frau, deren Körper unbeweglich bleibt. Auf dem Bild oben sind die verschiedenen Aufnahme-Stellungen auf einmal gezeigt. Bei all diesen eben angeführten Beispielen sieht der gesamte Vorgang, im Kino schnell heruntergespielt, so aus, als ob die Figuren wirklich lebten, arbeiteten, redeten und sich bewegten. Natürlich gibt's da auch besondere Kniffe, die jeder Filmregisseur als eigene

Idee für sich geheim hält, und es sind zahllose Dinge, die wir auf der Leinwand als lebenswahr vorgeföhrt erhalten. Es ist sehr schön, wenn wir genau wissen, daß der durch die Luft fliegende Mensch in Wirklichkeit auf dem mit blauen Wolken besetzten Boden entlangschleicht, daß der Riesenbrand im Theater mit Hilfe weniger, künstlich erzeugter Rauchwolken und einzelner zusammenfallender Balken vorgeläuscht wird. Es ist aber noch schöner, wenn wir während der Vorstellung nicht an solche Fälschungen denken. Da wollen wir uns ruhig aufregen, die Spannung soll mit jedem Augenblick größer werden, so daß man das unbedingte Bedürfnis verspürt, seinem Nachbarn in den Arm zu kneifen. Wenn Bobby, der mutige Held, mitten im Urwald sich mühsam Wege bahnt und gerade vor Erreichung seiner Schutzhütte von Menschenketten umgeben und gefangen weggeschleppt wird, so gibt es nur eine Frage bei diesem tragischen Mißschick: Wird er nun als Abendbrot verweilt oder wird er sich befreien? Und nicht etwa: Wie wird es gemacht, daß diese Menschenketten so echt wirken, und kommt der gefilmte Urwald etwa aus dem Hamburger Zoologischen Garten? Denn wir verderben uns dann ja selbst die Freude des Augenblicks. Und das ist immer verkehrt.

Das Schönste ist und bleibt, wenn wir unsere Helden ins tiefe Meer springen sehen, ohne daß er mit der Wimper zuckt. (Also, nicht daran denken, daß es nur ganz flach ist!)

Fridolins Weihnachtsüberraschungen

Fridolin-Spiele in der Tüte, Fridolin-Kalender und Fridolin-Briefpapier.

Freunde, heute gibt es eine Menge zwischen uns zu besprechen. Eine Menge Schönes, Heiteres, Wünschenswertes und — Aufregendes. Weihnachten steht vor der Türe. Habt ihr euch schon überlegt, was ihr euch heutzutage wünschen könnt? Aufsch, da gibt es lange Gesichter! Denn alles ist so unerschwinglich teuer geworden, daß man zwar noch wundervoll von Geschenken träumen kann, aber wünschen, das ist eine andere Sache! Da habe ich mir nun hin- und her überlegt, wie euch zu helfen ist, und kam auf den großartigen Einfall, selbständig ein bißchen Weihnachtsmann zu spielen. Wie ich schon in der vorigen Nummer ankündigte, habe ich einen Kistenfaß voll Weihnachtsüberraschungen, in den ich euch jetzt einmal hineingucken lassen will.

Zuerst sind da meine Fridolin-Spiele. „Aber Spiele sind doch so wahnsinnig teuer,“ denkt irgendein astkluger Peter. Gewiß, aber warum? Weiß alle Wettrennsportler, Gesellschaftsspieler, Würfelspieler, Brettspieler in teuren Schachteln und Kästen liegen. Spielt ihr ein Spiel der Kästen und alten Schachteln wegen? Nein, sondern weil es euch als Spiel gefällt.

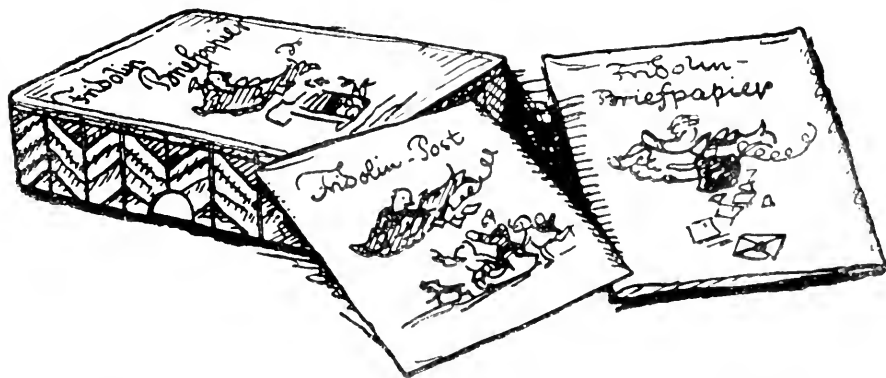
Ich habe mir einmal vorgestellt, was ihr für riesengroße, entsetzte Augen machen würdet, wenn ich euch einen wundervollen, rosa-

farben zugeschnürten Kasten mit ein paar Schokoladepfätzchen mitbringen würde, anstatt einer Tüte, die stundenlang Schokoladchen enthält. „Ach der!“ wäre das mindeste, was hinter meinem Rücken losgelassen würde. Und deshalb verpache ich auch meine Spiele nicht mehr in Kästen und Schachteln, sondern besichere sie euch in Tüten, weil es dann mehr fürs Geld gibt.

Fragt auch einmal eure Tanten und Onkel, was das früher für eine Wirtschaft mit dem Deckel der Spiele war. Schon am zweiten Weihnachtsfeiertag war er zerbeult oder verschwunden. Wieviel unnötige Schelte gab es da! Wieviel Entdeckungserreisen in Schränken und Tischen, über Stühle und Sofas mußten unternommen werden! Jetzt ist das ganz ausgeschloffen. Wo kein Deckel ist, kann kein Deckel verloren gehen. Das ist so klar wie Klobbrühe!

Fridolin-Spiele in der Tüte! Merkt euch den drolligen Namen und macht ruhig eure Wige darüber. Ich weiß, was ich weiß. Prächtigere, unterhaltendere Geschenke gibt es überhaupt nicht.

Da ist zuerst einmal „Fridolins Himmelsreise“. Ein Wettfliegen durch die Sternennwelt. Wer hat da nicht Lust, mitzufliegen, weit hinaus, hinauf, über alle

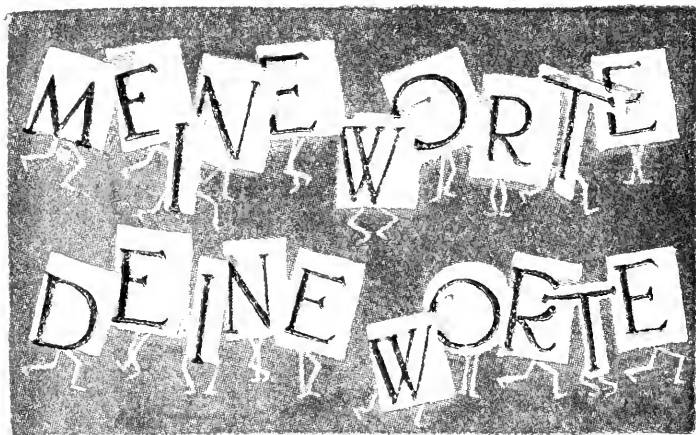


So neht das Fridolin-Briefpapier aus. Man kann es in Schachteln, Mappen und Blochs bekommen. Es ist in Papiergeschäften, Kaufhäusern oder Spielzeuggeschäften oder vom Fridolin-Berlag direkt zu beziehen. Auf jedem Briefbogen sind heitere Bilder von Laatsch und Bommel, Dadel Toldi, Pomme usw. zu sehen.

„Fridolin-Spiele



„FRIDOLIN-SPIELE IN DER TUTE“ Nr. 5



„Meine Worte - Deine Worte“

Wie mein
Weihnachtsüber
„Fridolin
in der
ausse

Das chinesische
„Wu-Pu“, „Frid
jagd“, „Wup
lustige Spiel
Schlenderwippe,
Worte — Dein
„Fridolins

Nährstoffe hinweg? Jeder erhält ein Flugzeug und fliegt so weit, wie er durch Würfelwurf kommt. Fliegt an Leuchtskizzen vorbei, grüßt den kleinen Bären, der ihm kräftig auf den Kopf zu spucken versucht (keine Angst, ich darf doch auch einmal übertreiben!), fliegt am Mond, Saturn und Mars vorüber, bringt

eine würdige Verbengung vor dem Orion zu stande und muß sich hüten, nicht die unangenehme Bekanntschaft mit einem Kometen zu machen. Gelingt es nämlich in dessen Schweif, dann ist es aus mit ihm. Sein Flugzeug ist vernichtet. Gelingt es ihm aber, dem Kometen ein Schnippchen zu schlagen, so

in der Tüte“



WUP



FRIDOLIN-SPIEL.



„Fridolins Himmelsreise“

muß er noch durch Wirbelwinde hindurch.
Wer in diesem Wettrennspiel am besten wür-

felt, wen alle Gefahren siegreich besteht, ist
Sieger. Herzlichen Glückwunsch im voraus!

Wer von euch hat schon Löwen gejagt? Natürlich keiner. Um diesem Uebelstande abzuhelpfen, habe ich „Fridolins Löwen-jagd“ erfunden, ein spannendes Brett- und Würfelspiel für 2—6 Personen. Ueber ganz Afrika geht die Jagd. Sechs Jäger kämpfen gegen sechs Löwen, und suchen sich gegenseitig zu vernichten. Die Jäger müssen sehen, in Vertiefungen zu gelangen, und die Löwen müssen sich hüten, in eine Falle zu geraten. „Achtvoll!“ sagte Onkel Toldi, als er dieses Spiel zum ersten Male mitmachte. Zu „Prachtvoll!“ langte seine Puste nicht mehr — er hatte sich zu freudig darüber aufgeregt.

Hinweisend ist „Wupdiwup“, das lustige Spiel mit der Schleuderwippe. Ein Spiel zum Rugeln und zum Totlachen. Ein Federhopper wird auf ein Sprungbrett gestellt, man tippt darauf, und der Federhopper springt in weitem Bogen auf das Sprungfeld. Wo er gerade hinfällt, steht eine Zahl, und wer eine möglichst hohe Zahl erhops, kommt schneller vorwärts als ein anderer Spieler, dem nur niedrigere Zahlen glücken. Wer zuerst auf 100 angelangt ist, ist Sieger. Gut hops!

Onkel Otto zieht das lustige Buchstaben-spiel „Meine Worte, Deine Worte“ vor. Das ist ja so ein weiser Knabe und hält's mit dem Verstand. Man muß nämlich schon etwas dabei denken. Aus Buchstaben, die nacheinander auf den Tisch geworfen werden, sind von der Gesellschaft, die rings um den Tisch herum sitzt, Wörter zu bilden. Das geht aber leider nicht immer so einfach. Hat man unter Aufbietung seines ganzen Hirns fastens ein Wort gefunden und es stolz vor seinem Platz aufgebaut, so glaubt man wohl, sich riesig freuen zu können. Ja, Kuchen! Sieht nämlich ein neidischer Nachbar, daß er mit neu auf den Tisch geworfenen Buchstaben dieses Wort vergrößern kann, so darf er das fremde Wort „rübern“, auf deutsch, es dem ursprünglichen Besitzer wegnehmen. So kann z. B. von einem ganz schlauen Burlesken aus einem „See“ und der Dichterin „Huch“, wenn noch ein „o“ hinzukommt, ein untadeliger „Heuochse“ gebildet werden; oder einer hat sich das Wort „Garn“ erküggelt. Wird nun noch ein „w“ und ein „e“ auf den Tisch geworfen, so ruft jemand „Wagner“, und schnappt dem andern sein „Garn“ weg.

Und nun das letzte: „Wu-Pu“, das chinesische Brettspiel für zwei Personen. Wer

kennt Salma? Wer kennt Dame? Wer kennt Mühle? Schöner als alle ist das Chinesische „Wu-Pu“, auf deutsch: „Ich grüße dich.“ Als ich einmal mit meinem Delfin in China war, zeigte es mir der Groß-Mandarin von Peking, ein würdiger, alter Herr mit einer Niesenbrille auf der Nase, und behauptete, es sei das schönste Brettspiel, das er kenne. Ich mußte ihm recht geben. Man kann dieses Spiel vielleicht als eine Verbesserung des Salma bezeichnen, nicht schwerer als dieses, aber sehr viel lustiger, weil die Steine nicht nur über einen Nachbarstein hinwegspringen, sondern in weitem Bogen über sie hinwegfliegen, von einem Ende des Brettes zum andern, wenn gerade die Flugbahn frei ist. Alle Chinesen spielen es begeistert, und wenn ihr denkt, daß diese etwa dumme Leute sind, so irrt ihr euch gewaltig. Aus China sind schon oft die schönsten Dinge gekommen, und wer von euch ein Brettspiel liebt, dem kann ich nichts Besseres raten, als sich „Wu-Pu“ zu wünschen. Jeder Spieler spielt mit einem Mandarin, der der Häuptling ist, und seinen 15 chinesischen Drachensliegern, also mit 16 Steinen im ganzen. Sieger ist, wessen Drachenslieger zuerst im gegenüberliegenden Lager angelangt sind.

So, jetzt wißt ihr Bescheid. Nur eins, wo ihr diese Spiele in der Tüte kaufen könnt? Und was sie kosten? Jedes kostet 90 Goldpfennig. Ihr kriegt sie in Kaufhäusern, Papierhandlungen und Spielzeuggeschäften, und wer sie dort nicht findet, der kann sie vom Fridolin-Verlag direkt beziehen. Dann aber muß der Betrag unbedingt entweder in wertbeständigen Briefmarken oder in wertbeständigem Geld eingeschickt werden. Die Sendung ist zu richten an den Fridolin-Verlag, Berlin SW, Kochstraße 23-24, und es ist genau anzugeben, welche Spiele gewünscht werden.

Das wären meine Spiele! An weiteren Überraschungen habe ich noch den Fridolin-Kalender für 1924, von dem ich euch schon oft erzählt habe. Von ihm und von dem Fridolin-Briefpapier, das ebenfalls zu Weihnachten neu erscheint, will ich das nächste Mal mehr erzählen. Für heute fehlt der Raum dazu.

Und nun noch eins. Frisch gewählt, ist halb gewonnen. Sofort wünschen, dann gibt es doppelt so viel!

Fridolin.

Peter der Kleine

Von Liffjungen zum Industriekönig

Eine Jugenderzählung von Heinz Witten.

Freunde, heute beginnt die 5. Fortsetzung von meiner Erzählung „Peter der Kleine“, für diejenigen, die den Anfang der Geschichte noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Peter Hillmers Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, sende mir 5 Goldpfennig ein.

Friedolin.

(5. Fortsetzung.)

Miß Perowne stand später vor ihrem Chef und erstattete Bericht. „Ich habe Peter Hillmer die Fabrik gezeigt. Er hat für alles großes Interesse, das größte aber für die Laboratorien. Bei den Chemikern oder bei den Ingenieuren wird er uns einmal viel nützen können.“

„Später, mein Kind, später. Jetzt soll er als Hilfsmann anfangen, wie alle angefangen haben.“ —

So begann für Peter Hillmer die Zeit als „Hilfsmann“; sie war nicht schön, diese Zeit. Denn die Hilfsmänner — stets waren ihrer zehn bis zwölf in den Crandallwerken angestellt — hatten nichts weiter zu tun, als — spazieren zu gehen.

Peter Hillmer hatte das Glück, sich nach sechs Wochen zufällig einmal in der großen Konstruktionshalle aufzuhalten, als ein angestretener Arbeiter noch einem Streit mit dem Aufseher die Arbeit niederwarf, tätlich werden wollte, und dafür sofort entlassen werden mußte. Peter, der gerade hier gut aufgepaßt hatte, erbot sich, die Arbeit sofort zu übernehmen, und der Wertmeister des Betriebes, August Bayer, ein Deutscher, wollte den Versuch mit ihm wagen. So kam Peter Hillmer schnell zu einer Arbeit, und er machte sie ausgezeichnet.

Ein halbes Jahr lang arbeitete Peter im Konstruktionsbüro unter dem alten Bayer. Dann kam er auf seinen Wunsch in das Laboratorium. Er mußte das Farbenlager verwalten und erhielt später einen Posten als zweiter Assistent in der chemischen Versuchsabteilung. Diese Zeit war die schönste seines Lebens.

Nach einem Jahr, das Peter im Laboratorium zubringen durfte, kam er in die

Büroabteilung und wurde ein Clark (Gehilfe). Denn Mr. Crandall wollte, daß er alle Betriebe kennenlernen sollte. Doch hier unter Buchhaltern und Kalkulatoren gefiel es ihm wenig. Er sehnte sich in sein Laboratorium zurück, obwohl ihm die Clarks freundlich entgegenkamen. Aber Peter mochte nicht allzu oft mit ihnen zu tun haben. So stand er ziemlich allein in dem großen Betriebe, wenn zwei Menschen sich nicht seiner angenommen hätten: Miß Perowne und der Wertmeister August Bayer. Der alte Bayer bewohnte ein eigenes kleines Häuschen in der Arbeiterkolonie. In einem der drei Zimmer hatte er die Dielen abgehoben und in die darunter befindliche Erde einen großen Strauch wilder Rosen gepflanzt. Er war das Einzige und Notwendigste, was sich im Zimmer befand, in dem eine große Anzahl von Singvögeln, von Meisen, Ammern, Finken, Drosseln und Rotkehlchen sich angesiedelt hatten. Bayer lebte still für sich, hörte dem Gesang seiner Vögel zu und hatte nur mehr einen Wunsch, einmal so viel zu besitzen, daß er nach Aalen in Deutschland, von wo er gekommen war, zurückfahren könnte. —

Peter interessierte sich außerordentlich für die Konstruktionen aller Schreibmaschinen, die von Crandall Brothers gebaut wurden und früher gebaut worden waren und kannte bald die Maschinen so gründlich, daß er daran dachte, sie zu verbessern. Bald wurde auch der alte Bayer vom Erfinderteufel gepackt, und sie hockten am Abend beisammen. Sie wollten einen selbständigen Bogen-einspanner erfinden, mit dessen Hilfe man zwanzig Bogen zugleich auflegen konnte.

Der alte Bayer hatte schon mit dem Chef davon gesprochen. Mr. Crandall hatte den Plan beifällig aufgenommen und für jeden einen Preis von 2000 Dollars ausgesetzt.

Wenn Peter nicht mit dem alten Bayer zusammen war, benutzte er seine Freistunden, um mit Miß Perowne spazieren zu gehen. Am Sonntag aber wanderten sie immer zu dritt. Da ließen sie den alten Bayer nicht allein. So war es auch heute wieder gewesen. Sie



In einem Zimmer hatten sich Singvögel angesiedelt.

einen schlanken, eleganten Herrn im Frack, der eine Gardenia im Knopfloch trug, und eine junge, schöne Dame am Arm führte.

Empört fuhr der Herr auf. „Zum Donner, Sie Tölpel, passen Sie doch auf!“ Doch plötzlich lachte er und schlug Peter auf die Schulter. „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht mein Bruder Peter ist.“

Jetzt erkannte auch Peter seinen Bruder. „Bob, Bob! Bist du es wirklich? Wie geht es den Eltern und den Schwestern? Bist du schon lange hier?“

Bob Hillmer zog seine Begleiterin in eine Ecke, wohin Peter mit Miß Perowne ihnen folgten. Er warf sich lachend in einen Sessel zurück. „Darned indeed! Viele Fragen auf einmal. Also den Eltern geht es gut, den Mädels auch. Vater ist jetzt Tor-ausscher in den Stock Yards geworden. Wohnt dort mit der Mutter, die nicht mehr Dosen bemalt, sondern den Einkauf für eine Kantine bekommen hat. Schreib ihnen doch einmal. Ja, ich selbst? Ich habe erst in Chicago ein Wettbüro aufmachen wollen. Bin dann einfach hierher gefahren. Money kann man nur hier machen. Hab mich übrigens erstentlich schinden müssen. Als Anstreicher an einem Bon habe ich angefangen, verkaufte dann Patentmedizinen. Konnte sogar hundert Dollar nach Hause schicken. Wurde dafür wieder in Gnaden ausgenommen. Sparte so viel, daß ich mir einen Ochsenfrosch kaufen konnte. Fuhr mit hinunter nach Coney-Island.“

„Das warst du also doch!“ Peter wurde ganz rot vor Erregung. „Du veranstaltetest

hatten in einem Gartenrestaurant des Union-Square¹⁾ zu Mittag gegessen, hatten dann einen Spaziergang gemacht und gingen jetzt zur Metropolitanoper, in der „Trombadour“ gespielt wurde.

Als Irene und Peter in der Pause durch das Gedränge im Vorraum wollten, stieß Peter gegen

Rattenwettkämpfe. Du trugst eine . . . „Weiß ich allein, was ich trug,“ unterbrach Bob ihn gelassen. „Habe dich auch erkannt als Hoteljunge. Blich lieber unerkannt. Mache nicht gern Bekanntschaft von armem Volk. Hätte dich auch heute nicht angesprochen, wenn du noch in dem Mittel gewesen wärst.“

Er sagte es sehr ruhig, mit dem gleichgültigsten Gesicht. „Ja, habe übrigens die Froschkämpfe bald aufgeben müssen. Die Leute redeten von Betrug. Wurde dann Stammgast in einem Speisehaus. Mußte am Fenster sitzen und so tun, als ob mir nur dort das Essen schmeckte. Mußte bei den übrigen Gästen den Wirt und die Küche loben. Bezahlte die ersten zwei Mahlzeiten, die nächsten beiden bekam ich umsonst, und dann für jede folgende zehn Cent. War ein ziemlich anstrengender Dienst. Aber der Wirt gab mir einen schwarzen Anzug. Wurde dann abends Geiger im Hippodrom. Hatte natürlich eine Geige mit eingeseiften Saiten; war nur da, um das Orchester aufzufüllen.“

„Und was machst du jetzt? Geigst du noch immer stumme Musik?“

Bob warf den Kopf überlegen zurück. „Nein, meines Vaters ältester Sohn ist jetzt artistischer und kaufmännischer Leiter vom „Ueberweltfilm“. Der Ueberweltfilm ist der größte Film der Welt. Die Gesellschaft hat fünf Millionen Dollar Grundkapital. Kleine Anteile sind noch zu haben.“

Mit Mühe konnte Peter ihn unterbrechen. „Nein, danke, ich will keine Anteile haben. Ich möchte dich nur morgen besuchen.“

„In St. Paul Building, 36. Stock, Zimmer 134 und 135 findest du mich. Noch ist alles auf dem Papier. Nur die Hauptsache haben wir schon, den größten Filmstar der Welt, Miß Dolly van der Straaten. Miß Dolly, nehmen Sie endlich den Fächer weg!“ Er bog den Arm seiner Begleiterin herunter. Silde lachte Peter an.

Peter sprang auf und eilte auf sie zu.

„Silde, Kleines, du unsere Hilla, du! Du bist Filmdiva?“ Peter hielt die Hände der Schwester fest, und jetzt erinnerte er sich erst, daß er auch gegen Miß Perowne Pflichten hatte. Er führte ihr die Schwester zu. „Das hier ist unser Kleines, unsere Hilla.“

„Das Kleine ist recht groß geworden,“ lachte Miß Perowne, und gab dem jungen Mädchen die Hand. Das Klingelzeichen ent-

¹⁾ Ein Park in der Stadt.

hob Hilde der Antwort. Bob stand auf. „Wollen wir uns nachher hier im Diningroom (sprich: Deiningruhm) treffen?“ Er bliete Irene Perowne an. Sie stimmte zu. „Gern, wenn Peter will. Ich habe nichts dagegen.“

Nach der Vorstellung trafen alle wieder im Speiseraum zusammen. Wider Erwarten hatte der alte Bayer gar keine Schwierigkeiten gemacht. Jetzt saß er und starrte Hilde immerzu an.

Spät in der Nacht erst kehrten alle heim. Irene und Peter unterhielten sich lebhaft. Der alte Bayer sprach kein Wort. Er dachte an Hilde. So müßte seine Tochter, sein Trantel, jetzt aussehen, wenn sie noch lebte. Wenn er die junge Miß mit nach Deutschland nehmen, wenn sie als sein Kind mit ihm in Deutschland in seinem Häuschen wohnen würdel — Als sie durch das Haupttor der Crandall'schen Anlagen gingen, wanderten

draußen drei Konstabler auf und ab, von auffallend verschiedener Größe.

Peter konnte die Gesichter der Policemen nicht sehen, aber der Kleine hatte die Gestalt des Zwerges, den sie den Rotmohn genannt hatten, und der Riese war wie die Seelilie. Doch er mußte sich täuschen.

Als er in sein Zimmer trat, setzte er sich an seinen Schreibtisch, um an die Eltern zu schreiben. Die Feder flog über das Papier und bedeckte Seite um Seite mit Buchstaben. Viel, sehr viel hatte er der Mutter zu erzählen. Immer wieder begann er einen neuen Bogen und schrieb und schrieb mit zitternden Händen und fiebernden Augen.

Plötzlich knallten draußen Alarmschüsse, dann Flintenschüsse. Leuchtraketen stiegen auf, Hunde schlugen an. Aus dem Clart-hause, in dem Peter wohnte, kamen die ersten Leute herausgestürzt. (Fortsetzung folgt.)

Wie sich das Auge betrügen läßt

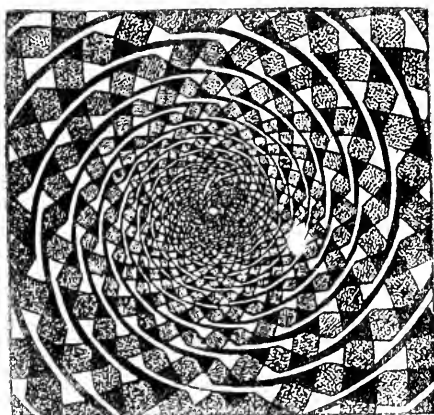
Allerlei über optische Täuschungen.

Einer meiner Freunde hatte sich ein kleines Landhäuschen mit einer wunderschönen Veranda bauen lassen, und war besonders stolz auf die prächtigen Säulen, die das Dach dieses Vorbaues stützten. Das Ganze in seinem frischen, weißen Anstrich machte sich reizend, und da die Vollendung des Baues gefeiert werden sollte, so umwand er die vier Steinsäulen mit blumendurch-

flochtenen Laubgewinden. Im Begriff, uns am Anblick dieses Schauds zu weiden, taten wir einige Schritte in den Garten und — erschrakten außerordentlich. — „Die vier Säulen,“ rief mein Freund, „stehen ja völlig schief; die Zimmerleute haben ja abscheulich nachlässig gearbeitet! Jetzt sehe ich's erst! — Fallen nicht die erste und dritte nach rechts, und die zweite und vierte nach links um?“

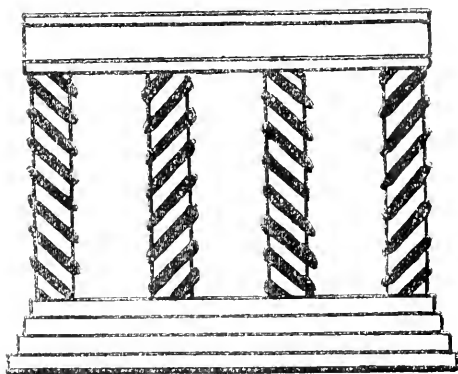


Durch die nach hinten zusammenlaufenden Linien scheint der vorderste Knabe kleiner zu sein als der vor ihm stehende, und dieser wiederum kleiner als der letzte. In Wirklichkeit sind sie alle drei gleich groß.



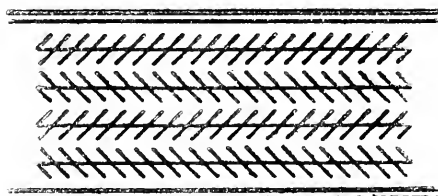
Diese Zeichnung, die scheinbar eine Spirale zeigt, besteht in Wirklichkeit aus mehreren Kreisen mit dem gleichen Mittelpunkt.

fragte er mich. Wahrhaftig, er schien recht zu haben. „Wir müssen die Gewinde noch einmal abmachen und die Säulen nachmessen!“ sagte ich. Wie stamten wir, als wir die Zimmermannsarbeit ohne Tadel fanden! — Auch unsere Augen fanden die Säulen nun, da sie unbefleidet waren, lotrecht. Nur die Girlandenwicklung in den verschiedenen Wiederrichtungen hatte die Täuschung hervorgerufen. — Es gibt viele Fälle, in denen wir mit „eigenen Augen“ etwas zu sehen glauben und von den lügenerischen Augen betrogen werden. Seht oben: Eine Spirale glaubt man vor sich zu haben, und wenn man mit dem Zirkel der Sache auf die Spur geht, so sind es in Wirklichkeit Kreise mit dem gleichen



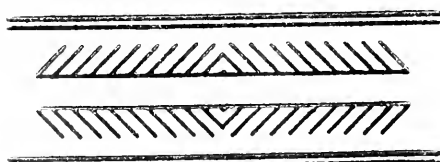
Durch die in entgegengesetzter Richtung um die Steine gewundenen Girlanden scheinen die in Wirklichkeit senkrechten Säulen schief gebaut.

Mittelpunkt, die unser Auge geißt haben. Und dann: Ihr würdet sicherlich darauf schwören, daß die Linien in der unteren Abbildung schief laufen. Durch Nachmessen mit dem Lineal könnt ihr euch aber davon überzeugen, daß sie genau wagerecht und parallel sind. Ferner: Jeder Unbefangene glaubt, daß der weiße Weg, der die gestrichelten Flächen der untersten Figur durchschneidet, sich in der Mitte verengt. Und doch ist er von völlig gleicher Breite und ganz gerade. Und endlich sehen wir auf S. 13 drei Knaben, die auf einer mit viereckigen Fliesen bedeckten Fläche zu stehen scheinen. „Sind diese Knaben“ fragt uns jemand, „unmittelbar verglichen gleich groß?“ — „Der vorderste.“ so sagen wir alle, „ist der kleinste, der hinten stehende Junge ist der größte, der in der Mitte stehende Knabe ist etwas größer als der vorderste!“ — Ja,



Durch die entgegengesetzte Strichelung der vier parallelen Linien verlaufen: diese scheinbar schief

so sagen wir, aber, wenn wir mit dem Zirkel messen, so sind alle drei Figuren gleich groß. Unser Urteil läßt sich eben von dem richtig perspektivisch gezeichneten Quadratfußboden verleiten und nimmt fälschlich an, der am weitesten hinten stehende Knabe müsse ein Riese sein, verglichen mit dem vordersten.



Wie durch verschiedenartige Strichelung zwei Parallelen gebogen scheinen können.

So urteilen wir mit dem Auge, anstatt zu messen, und freuen uns noch darüber, wenn wir unser Auge auf einer Lüge ertappt haben. Denn auch unsere Freunde werden auf derartige Scherze hineinfallen. Und das macht immer Spaß. Dunkel Otto.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

che — chel — don — ei — em — en — ge
— grün — ken — korb — kot — kü —
mi — ners — ni — pa — pen — ra — rich
— ro — rü — si — sich — ster — sup —
ta — tag — tät — ter — u — ul — ver
— wo — zan

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Tag vor Ostern, 2. Männernamen, 3. Erdene Ware, 4. Baumfrucht, 5. Küchengerät, 6. Zeitabschnitt, 7. Erdteil,

8. Baum, 9. Gerät für Geflügelzüchter, 10. Handwerkzeug, 11. Mädchennamen, 12. Unterrichtsanstalt.

8—3—6.

Ein Seefisch hat acht Zeichen.

Willst du ihm dreie streichen.

Wird alle Rechenkunst aufgefunden,

Denn sechs sind jetzt noch vorhanden.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 4.

Silbenrätsel.

Keine Rose ohne Dorn.

1. Rino, 2. Eijenach, 3. Nashorn, 4. Ente, 5. Richard, 6. Othello, 7. Eöller, 8. Eisen.

Der kranke Sirtentnabe: Ziegen, Peter, Ziegenpeter.

Fridolins Lachkabinett

Mutter: „Fritz, geh vom Fenster weg, sonst bekommst du Zug.“

Fritz: „Es ist doch schön, wenn man seinen eigenen Zug hat bei dem Reisegeld.“

*

In der Schule wird der menschliche Körper besprochen. Die Schüler sollen die menschlichen Organe nennen. Fritz meldet sich: „Das Ohr.“ „Gut,“ sagt der Lehrer; „Jetzt der Hans.“ Wieder: „Das Ohr.“ „Aber Hans, das hat doch gerade der Fritz gesagt.“ „Ja, Herr Lehrer, ich meine aber das andere!“

*



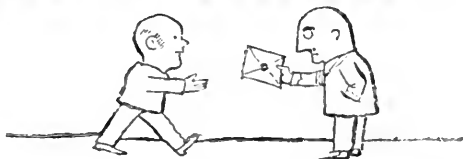
Schaffner: „Hier dürfen nur Schoßhunde mitgebracht werden, mein Herr.“

Fahrgast: „Na, was wollen Sie denn, Sie sehen doch, daß ich ihn auf dem Schoß habe.“

*

Ein Schneider zum andern: „Du, der Student hat dich ja die Treppen hinuntergeworfen.“

„Das ist ja nicht wahr, er hat mich nur eine hinuntergeworfen, die andern bin ich allein gefallen.“



Ein Herr sagt zu seinem Diener: „Trage diesen Brief zu Herrn Müller, Friedrichstraße; die Nummer steht ja am Hause.“

*

„Kleiner, bin ich hier auf dem rechten Weg nach Bumsdorf?“

„Auf dem rechten Weg schon, aber in der falschen Richtung.“

*

Scherzfrage.

Welches ist der Anfang vom Ende?

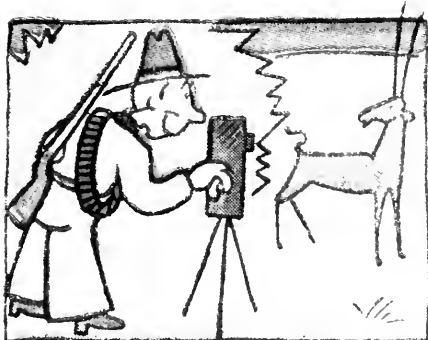
„A“ und

*

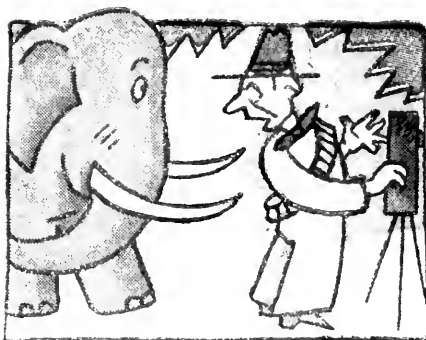


Ein Bauer kam das erste mal in eine Stadt und wollte ins Kino gehen. Da stand an der Preistafel: Loge 100 M., 1. Platz 50 M., 2. Platz 20 M., Programm 5 M. Da sagte der schlaue Bauer: „Da gehe ich einfach aufs Programm.“

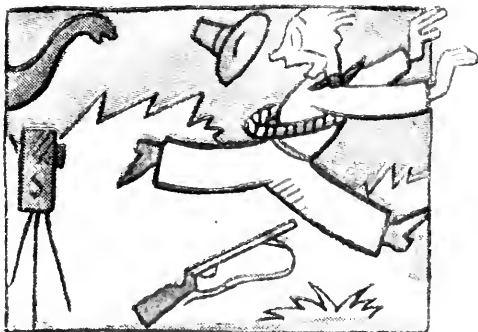
Eine verdrehte Geschichte



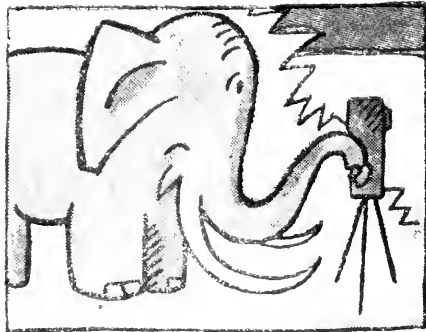
Von Afrika kommt übers Meer
Ein kühner Kino-Regisseur;
Begibt sogleich sich in die Tropen
Und filmt dort Säbel-Antilopen.



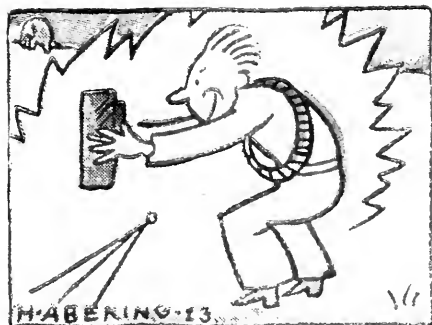
Doch lebt in diesem wilden Land
Auch Tiger, Löwe, Elefant.
Und manchmal kommt solch Riesenvieh
An einen ran, man weiß nicht wie.



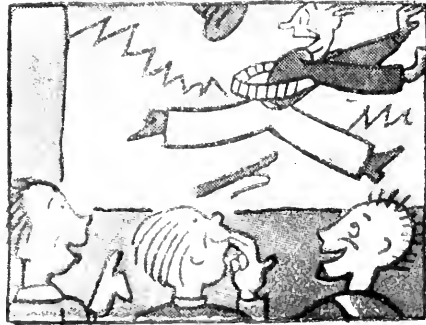
In solchem Falle denkt der Mann
Kur eines: Rette sich, wer kann!
Auch unser Filmheld ahnt die Tüte
Und läßt den Apparat zurücke.



Der Elefant ist gar nicht ohne,
Wie manches Tier aus dieser Zone:
Er furbelt, ohne lang zu taüten,
Wie einst an seinem Leierkasten.



Doch bald, nach einer kleinen Pause
Trout er gedankenvoll nach Hause.
Der Film-Mann kehrt zurück in Eil
Hurra! Sein Apparat blieb heil!



Im Kino zeigt die Leinwand.
Was einst geschah: der Elefant;
Denn jene Flucht ging nicht verloren.
Auf der sich immer Heil blamieren.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Mit Sonne, Schnee und Schnaufen,
Da läßt sich's blendend laufen,

Sumal mit solchem Eiseispaß
Und mit der Aussicht: Weihnachtsmann.

Fridolins großes Ferien-Preisrätsel

Freunde,
wieder ist ein Jahr vergangen,
wieder einmal steht Weihnachten vor
der Tür. Große Festlichkeiten winken,
und auch von mir aus soll nichts
fehlen, um euch in eine recht vergnügte
und frohe Weihnachtsstimmung zu
bringen. Deshalb will ich euch heute
eine neue Preisaufgabe stellen, die
euch wohl etwas Kopfzerbrechen, aber
bestimmt viel Freude machen wird.
Meine Frage lautet: „Wer bringt
die Zeilen von Fridolins zweitem
„verrückten Gedicht“ wieder in die
richtige Reihenfolge, so daß sie einen
Sinn ergeben?“

böse sein. Er muß sich eben aufs
nächste Mal verträsten. Vielleicht
klappt's dann.

Nun die Bedingungen: Wer das
verrückte Gedicht richtig zusammen-
gefißt hat, schreibe es auf eine Post-
karte, und zwar so, daß auf dem
linken Abschnitt der Vorderseite nur
der Name und die Adresse des Ab-
senders steht, und die Rückseite
nichts anderes als das richtige
Gedicht enthält. Wer das nicht be-
achtet, scheidet vom Wettbewerb aus.
Die Lösungen müssen bis Donnerstag,
den 10. Januar, in meinem Besitz sein.
Jeder Einsender muß sich Fridolins

Fridolins „verrücktes Gedicht“ Nr. 2

Mittags schlich der kleine Peter
Mit Betrübniß auf die Schar,
Und begrüßte seine Freunde,
Weil er umgezogen war.

Peter aber stand und blickte
Doch der Lehrer sagte: „Geh!“ —
Denn er durfte ja nicht spielen,
Weil heut' gar zu schön der Schnee!

Traurig ging er fort zur Schule,
Lehens eingeschneute Feld;
Seine Strafe war erlassen,
Die zur Schneeschlacht aufgestellt.

Ich bin gespannt darauf, wer von
euch das Gedicht, dessen Reihen ver-
stellt sind, wieder richtig zusammen-
stellen kann. Für richtige Lösungen
lese ich

3 Hauptpreise und 47 Nebenpreise

aus, und zwar schöne und wertvolle
Bücher oder auf Wunsch etwas anderes
aus dem Fridolin-Verlag und be-
stimme, daß, wenn mehr als 50 rich-
tige Lösungen eintreffen, unter diesen
gelost werden muß. Aber, Freunde,
wer nichts gewinnt, darf mir nicht

Entscheidung fügen. Die Lösungen sind
zu senden:

An Fridolins Rätsel-Redaktion
Berlin SW, Kochstr. 23.

Wer in Berlin selbst wohnt, hat
den Vorteil, seine Lösung unfrankiert
in einen der „Fridolin“-Briefkästen
werfen zu können, die in Berlin vor
jeder Ullstein-Filiale hängen.

Das Ergebnis des Preisaus-
schreibens veröffentliche ich in einer
der Februar-Nummern.

Fridolin.

BUSCHIRI

EINE AFFENGESCHICHTE

Erzählt von Hans Staud.



sich Eltern leicht zu Geschenken hinreißen, deren Folgen unabsehbar sind... Auf dem Hofe spielt gerade ein Leierkasten, und Hans, der ans Fenster eilte, verkündete voll lauter Bewunderung: „Er hat ja 'n Affen!“

Die Wohnung lag im Erdgeschloß, und durch die offenen Fenster spülte der Sommerwind herein. Das Elternpaar mit dem Quintaner Hans als Zuschauer zu haben, das verhielt dem schwarzhaarigen und nicht eben frisch gewaschenen Leiermann ein besonderes Trinkgeld. Er ließ, die Kurbel seines Kastens drehend und trägig orgelnd, den kleinen Affen im roten, goldbetroffenen Röschchen tanzen und Purzelbäume schlagen.

„Aber er hat ja noch einen unterm Rock!“ schrie Hans und wäre fast aus dem Fenster gesprungen, besann sich indes, rutschte aus dem Zimmer und war im nächsten Augenblick unter den Augen der lieben Eltern im Hofe bei dem Leiermann... „Lassen Sie doch mal raus! Kann ich ihn anfassen, ja?“ — Der Drehorgelspieler nahm das Affchen unter der Jade hervor und gab es Hans, den es seltsamerweise nicht biß. Sofort fühlte sich der Junge als „Affenvater“ und beschloß in seinem Herzen, daß nichts mehr ihn von dem Tierchen trennen sollte. Er kaufte mit dem Affen zur Mutter, die ihrem Knaben nur zu gern jeden Wunsch erfüllte, und — was soll man da lange erzählen: eine Viertelstunde später war Hans Klett Menageriebesitzer. Der Papa, d. h. der des Jungen, hatte alsbald das Vergnügen, einen passenden Käfig kaufen zu dürfen. Der Affe kam ins große Zimmer und — obwohl man seine Wohnung jeden Tag säuberte, es noch nicht eben angenehm.

Uebrigens war er nur im Anfang so niedlich, er wuchs und wuchs in drei Monaten

bis zu einer Höhe von etwa 50 Zentimetern. Und mit seinem Körper wuchs auch seine Kraft. Das zeigte sich, als er eines Tages die ziemlich starken Zinfdrähte seines Gehebers auseinanderbog und entwich. Als Hans aus der Schule kam, war er weg. Hans war in seinem Schmerz geradezu tragisch. Bei den Schularbeiten liefen ihm immer noch die Tränen über die Backen, als plötzlich vom Fenster her das so wohlbekannte Ol Ol Buschiris ertönte — denn nach diesem tapferen Regierhäuptling hatte Hans sein „geliebtes Viehchen“ benannt. Im nächsten Augenblick sprang der Affe zum Fenster herein und — in den Armen lagen sich beide! Hans schluchzte vor Lust, und der Affe medierte und grunzte in allen Tonarten... Er kam wieder in seinen Käfig und jekt an eine seine Stahlkette. Aber er hatte den Reiz der goldenen Freiheit begriffen und machte von nun an tagtäglich neue Ausflüge. Am liebsten in die Speisekammer, wo er sich mit Apfelgelee einsabte und mit den frisch gebadenen Psannutchen jonglierte. Dann setzte er den neuen Sitt der Köchin auf und



Buschiri nahm das Kind aus dem Wagen und sprang mit ihm fort.

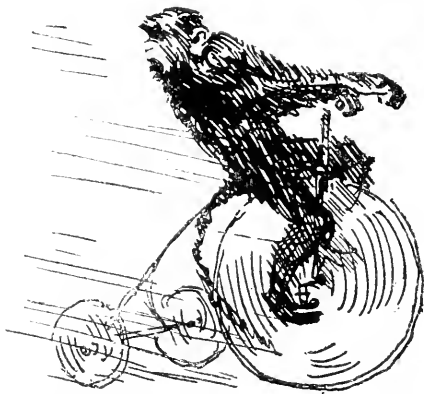
wollte den wundervollen Blumenschmuck rück-
sichtslos verändern.

Weihnachten kam heran, und Hansens
Schwester besuchte mit ihrem Gatten und
ihrem Säugling die Eltern. Frieda, so hieß
die junge Mutter zeigte sich von vornherein
als eine entschiedene Gegnerin des Affen, der
übrigens diese Abneigung erwiderte und seine
Gegnerin kräftig biß, da sie ihn mit einem
Stöckchen bearbeitete. Aber der Heiligabend
vereinigte doch alle in Frieden und Freude!
Der Lichterbaum brannte, Hans und die
Schwester fangen „Stille Nacht, heilige
Nacht“. Im Nebenzimmer schlief der Säug-
ling in seinem Wagen. Da zog Buschiri ge-
schickt den Kopf aus seiner stählernen Kette,
bog die Käfigstäbe voneinander und sprang
auf den Kinderwagen. Das kleine Menschen-
kind schlief. Buschiri nahm ohne Mühe den
Säugling aus den Kis-
sen, hielt ihn, wie er
es von der Mutter ge-
sehen, an sich gedrückt
und erschien so mit
dem Kinde in der
Weihnachtsstube. Er
stieg aufs Sofa und
setzte sich hin, wobei
seltsamerweise das
Kindchen nicht schrie.
Nun nahm der Affe
eine Pfeffermühle und
biß die Hälfte ab, mit
der andern wollte er
das Kleine füttern.
Das aber wollte nicht

und schrie jämmerlich. Nun sah ihn die
Mama. Wie eine Löwin eilte sie herbei, aber
der Affe riß aus, ohne seine lebende Puppe
fahren zu lassen. Die ganze Familie hinter-
drein, weinend, schreiend und scheltend. Hans
lockte, pfliff und schrie umsonst. Erst im
Schlafzimmer, auf einem Bett, ließ Buschiri
seine niedliche Beute fahren, die heil und
unversehrt sofort von der Mama ans hoch-
klopfende Herz gedrückt wurde . . .

Armer Buschiri! Schon am nächsten Tag
erfüllte sich sein Schicksal. Hans selbst mußte
ihn zu einem Vogelhändler tragen, der ihn
an einen Schaubudenbesitzer abgab. Von da
ab verlor Hans Klett Buschiris Spur.

Zwei Jahre später besuchten Herr und
Frau Klett mit Hans die „Oktoberwiese“, das
bekannte Volksfest in München. Und dort
besahen sie unter anderm ein Tiertheater.



Der Affe sah Hans die Zunge herausstrecken.

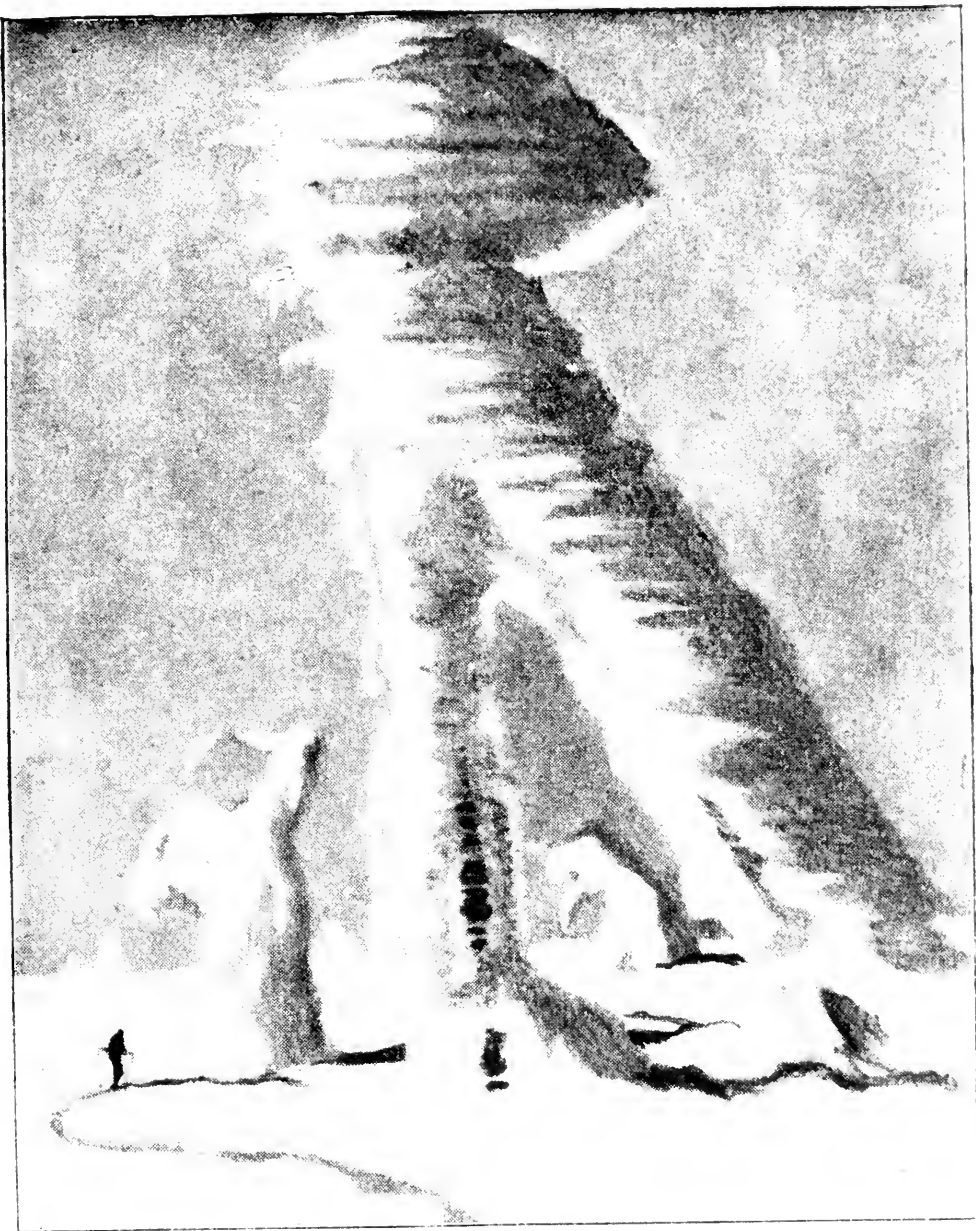
Gleich der erste Künst-
ler, der auftrat, war
ein Affe. Ihn sehen und
laut „Buschiri“ rufen,
war eins für Hans
Klett. Doch der Affe, der
auf einem winzigen
Dreirad um die kleine
Bühne herumstrampelte,
sah nur flüchtig empor,
ja es war, als streckte
er dem Jungen die
Zunge heraus, als
wollte er sagen: „Unsere
Beziehungen sind gelöst,
mein liebes Hänschen.
Jeder macht feins!“

ZAUBERER WINTER

Zu dem Bild auf Seite 1.

Der erste Schnee ist gefallen! — Sei, wie
da die Augen blitzen! Mädel und Buben
stürmen hinaus in die klare Winterluft und
codeln, schliddern, laufen Schlittschuh und
schneeballen sich, daß es eine Freude ist, ihnen
zuzusehen. Habt ihr nun, wenn ihr mitten
in diesem Treiben seid, auch einmal auf eure
Umgebung geachtet, wie der Winter, der
große Zauberünstler, alles umgestaltet, alles
phantastisch verändert hat? — Die weiten
Felder sind mit einer weichen, weißen Decke
verhüllt, und die Bäume, die Telegraphen-

stangen, die Steine und tausend Dinge schei-
nen verherrlicht. Die Gestalten unserer schönen
Märchen steigen vor uns auf, der Schneekönig,
die Eisprinzessin und dort, unter jenem
Stein, scheint ein Zwerglein seinen Kopf, der
mit einer weißen Zipselmütze bedeckt ist, her-
vorzustrecken. Gar gespenstisch ist das alles
und manchem würde sicher recht unheimlich
zumute, erinnerte ihn nicht die kalte Nasen-
spitze daran, daß ja eben der Winter, der
wackere Geselle, ihn nur zum Scherze neckte.
— Die rechte, wirkliche Winterfreude scheint

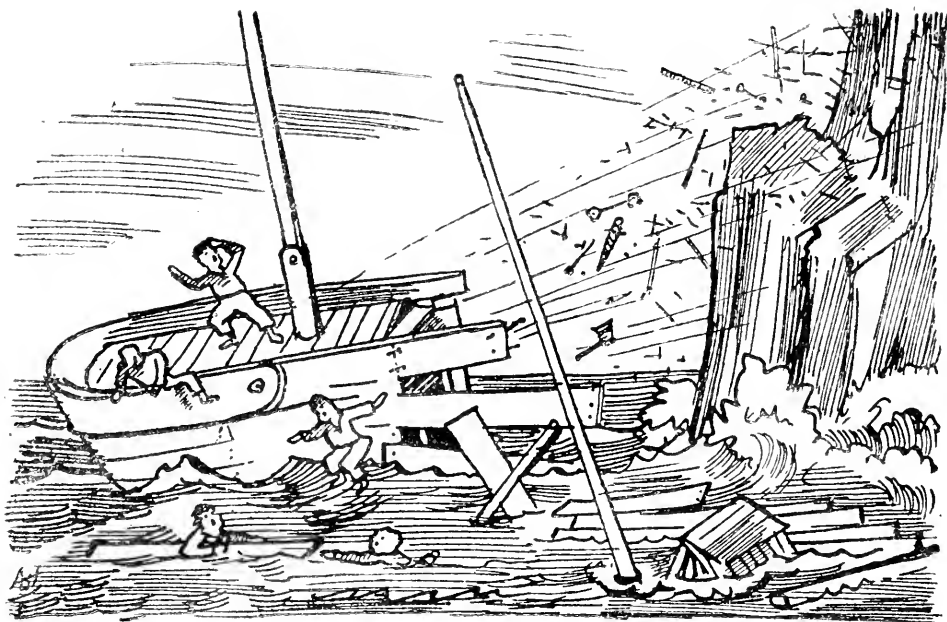


Der Winter als Zauberer.

Die verschneiten Telegraphenstangen und Bäume ähneln Angeheuern und Riesen, die den einsamen Wanderer zu bedrohen scheinen.

auch unser kleiner Freund, auf dem Titelbild, zu empfinden, der mit dem Tannenbaum und fest verschmückten Weihnachtspateten auf Stiern zu Tale fährt. Vielleicht hat er eben den Weihnachtsmann gesehen.

Winter und Weihnachten, wie festlich klingt das! Nur Geduld, in wenigen Tagen schon klopft Knecht Ruprecht an die Türen, und wer artig gewesen ist, den wird er gewiß nicht übergehen!



In früheren Zeitaltern glaubten die Seelente, daß es im Ocean große Magnetfelsen gäbe, die die eisernen Nägel aus den Planken der Schiffe an sich rissen, so daß Mann und Maus untergingen.

Das Rätsel der magnetischen Kraft

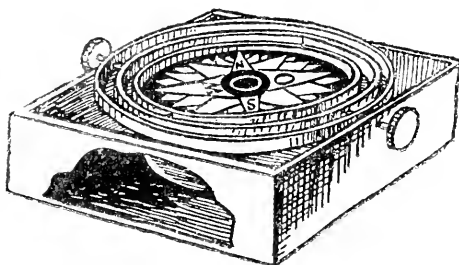
Von Dr. P. Fiedler.

Einmal ging der Viehhirt Magnes, der seine Herde auf dem heiligen Berge Ida weidete, so erzählt uns der alte römische Schriftsteller Plinius, mit seinen groben, nagelbeischlagenen Schuhen, den eisenbewehrten Stecken in der Hand, eine verlausene Geiß zu huchen. Da kam er an einen Ort, wo er noch nie gewesen. Mit einem Male blieb er wie angewurzelt stehen: seine Füße hockten am Boden, daß er sie kaum zu erheben vermochte, und sein Stab wurde von geheimnisvoller Kraft zur Erde gezogen. Da Magnes sich dies Rätsel nicht zu erklären vermochte, begann er an der Stelle nachzugraben, und siehe, er fand einen schwar-

zen Stein, der das Eisen anzog, und den man seitdem nach dem Namen des Finders „Magnet“ nennt.

Nach einem andern, schon glaubwürdiger klingenden Berichte des Altertums soll der Magnetstein zuerst in der Nähe der Stadt Magnesia in Indien (Kleinasiens) in Bergwerken gefunden worden sein und von dieser

Stadt seinen Namen empfangen haben. Und vollends die Seefahrer, die ja zu allen Zeiten gern übertrieben und „aufgeschnitten“ haben, wußten von großen Magnetfelsen zu berichten, die plötzlich alle eisernen Nägel aus den Schiffsplanken an sich rissen, so daß die Schiffe mit Mann und Maus untergingen.



Der Schiffstompag oder die Busssole ist ein in Oel schwimmender Kompaß mit einer sehr empfindlichen Magnethadel.

Griechen und Römer scheinen nur die Tragkraft des Magneten gekannt und bestaunt zu haben, jene Eigenschaft, die den in der Natur nicht gerade seltenen Magneteisenstein befähigt, Eisen an sich zu ziehen und festzuhalten und es zugleich damit „magnetisch“ zu machen. Es ist in Wahrheit eine seltsame Eigenschaft, die dieser Stein besitzt, und selbst heute wissen wir nicht, worauf sie letzten Endes beruht. Dieser Magneteisenstein bildet mehrfach ganze Lager, so z. B. bei Schmiedeberg im Riesengebirge, im Ural und besonders hoch im Norden Schwedens, wo jährlich Mengen von über einer Million Tonnen Erz gewonnen werden.

Um seiner Tragkraft willen hätte freilich das Magneteisenerz wohl kaum seine hohe Bedeutung für unsere Kultur erlangt, wenn dem Steine nicht eben noch eine andere, kaum minder rätselhafte Kraft innewohnte, jener Trieb, sich mit der Längsachse in die Nord-Süd-Richtung zu stellen. Wie es scheint, haben die Chinesen schon vor Christi Geburt

die Kompaßwirkung des Magnetsteines gekannt und sich zunutze gemacht. Sie sollen kleine Wagen besessen haben, auf denen eine magnetische Figur derart drehbar angebracht war, daß sie mit der Hand immer nach Süden wies. Als Erfinder des eigentlichen Kompasses gilt der Italiener Flavio Gioja, der als erster im Jahre 1302 die auf einem Stifte schwebende Magnetonadel mit einer Windrose verbond. Damit erst war die Magnetonadel für die Schifffahrt wirklich brauchbar geworden. Der Kompaß ermöglichte erst alle die großen Entdeckungen zu Meere, die mit dem 15. Jahrhundert begannen. Aber noch immer barg die bewegliche Magnetonadel genug der Geheimnisse. Allgemein bekannt ist, daß Kolumbus auf seiner ersten Entdeckungstour (1492) durch eines dieser Rätsel in große Aufregung versetzt wurde. Am 13. September, bei Einbruch der Nacht, beobachtete er nämlich, daß die Kompaßnadel nach links vom Nordpunkt abwich; die gleiche, ihm ganz unerklärliche Er-



Wie der magnetische Nordpol entdeckt wurde: Der englische Kapitän James Ross fand im Jahre 1831 mit Hilfe eines Kompasses den magnetischen Nordpol der Erde.

schinnung zeigte sich auch drei Tage später wieder, und „die Seelente gerieten“, so heißt es in seinem Tagebuch, „darüber in Verzweiflung und waren sehr niedergeschlagen; noch niemand hatte so etwas erlebt, sie fürchteten schon, daß sie sich in einer andern Welt befänden“. Was Kolumbus hier mit seiner Magnetnadel widerfuhr, nennen wir heute die „Mißweisung“ oder „Deklination“. Man ging der Ursache solcher mit der Zahl der Seereisen immer häufiger beobachteten Mißweisungen nach und gelangte allmählich zu wichtigen Entdeckungen auf dem Gebiete des Erdmagnetismus. Unsere Erde selbst ist ein riesiger Magnet, mit einem Nordpol und einem Südpol, die beide die irgendwo auf der Erdoberfläche befindlichen Magnete der Kompaß anziehen und zu sich lenken. Magnetischer Nord- und Südpol weichen aber von den geographischen oder richtiger mathematisch berechneten Polen in ihrer Lage nicht unerheblich ab, und eben darum erleidet die Magnetnadel die erwähnte Mißweisung oder Ablenkung von der Nord-Süd-Richtung. Aber nicht nur eine mehr oder minder starke Abweichung der Magnetnadel von der Nord-Süd-Richtung macht sich bemerkbar: die frei aufgehängte Nadel zeigt auch je nach der Ent-

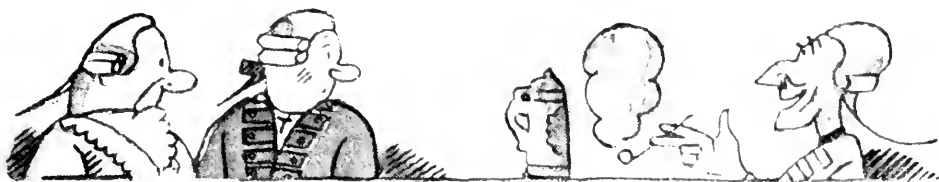
fernung des Beobachtungsortes von den magnetischen Polen der Erde eine schwächere oder stärkere Neigung nach unten, die man „Inklination“ nennt; am magnetischen Erdpol muß sich also die Nadel geradezu senkrecht zu diesem einstellen. Von dieser Erwägung und Beobachtung geleitet, zog 1831 der englische Seemann Kapitän James Ross aus, den magnetischen Nordpol zu entdecken. Er fand ihn auch in der Tat beim Kap Murchison auf der Halbinsel Boothia Felix, unweit der Hudsonbai in Nordamerika. Zehn Jahre später ging er mit zwei Schiffen nach Süden, um nun auch den magnetischen Südpol zu ermitteln; aber infolge der unüberwindlichen Eismassen gelangte er nicht bis zu dem Pole selbst, sondern konnte nur feststellen, daß dieser Gegenpol im Süd-Viktoria-Lande zu finden sein müsse, wie das der deutsche Mathematiker Gauß berechnet hatte. Im Jahre 1903 hat der norwegische Polarforscher Amundsen den magnetischen Nordpol nochmals aufgesucht und ermittelt, daß dieser Punkt nicht festliegt, sondern täglich um 10–200 Seemeilen (1 Sm. = 1,855 Kilometer) schwankt. Durch immer zahlreichere Beobachtungen und immer genauere Untersuchungen mit der Magnetnadel sind wir allmählich der Lösung des Rätsels vom Erdmagnetismus etwas näher gekommen. Wir wissen heute, daß die Quelle dieser an sich uns noch immer geheimnisvollen Kraft die Sonne ist, und daß die täglichen, jährlichen und in noch größeren Zeiträumen auftretenden Schwankungen der Magnetnadel zu den Sonnenflecken in Beziehung stehen. Erdbeben und Vulkanausbrüche vermögen die Nadel ebenso abzulenken wie das „Nordlicht“.

Immer empfindlicher und immer zweckmäßiger ist die Magnetnadel allmählich eingerichtet worden, und aus dem ganz einfachen Schiffskompaß, der Kolumbus nach Amerika leitete, ist jetzt ein „Schwimmkompaß“ entstanden, der, in Ringen aufgehängt, jede Schwankung des Schiffes der Nadel fernhält, und bei dem die Windrose beweglich ist und an ihrer Unterseite eine Anzahl um die Mitte symmetrisch angeordneter Magneten zeigt.



Kolumbus entdeckt zu seiner Ueberraschung die Abweichung der Magnetnadel.

Die Lügenabenteuer des Freiherrn v. Münchhausen



Münchhausen erzählt, wie er in
24 Stunden
um die Erde reiste



In 24 Stunden um die Erde zu kommen, ist nicht weiter schwer, meine Herren. Sie wissen „doch“ sicher noch aus der Schule, daß sich der Erdball in 24 Stunden einmal vollständig um seine eigene Achse dreht. Ich stiege also im Ballon auf, verankerte diesen recht fest mittels einer 300pfündigen Kanonentugel und lasse vom lieben Gott die ganze Erde an mir vorbeidrehen. Ich habe mir alles ordentlich an und in 24 Stunden bin ich wieder wohlbehalten zu Hause.“

Peter und Oliver

Vom Liffjungen zum Industriekönig

Eine Jugenderzählung von Heinz Weiten.

(6. Fortsetzung.)

Jetzt sah Peter, wie die Hofwächter, von ihren Hunden begleitet, drei gefesselte Männer brachten. Alle drei steckten in Uniformen von Konstablern. Peter war einer der wenigen gewesen, die nicht gleich hinuntergestürzt waren. Doch jetzt kam auch er. Vom Fenster aus hatte er die drei „Blumen“ erkannt.

Wenn sie ihn jetzt vor allen Leuten als ihren Bekannten angeben würden! Langsam, vorsichtig, um nicht aufzufallen, schlich er sich an der Häuserreihe entlang, bis er in die Nähe der Gefangenen kam. Mr. Cluppins erkannte Peter sofort. Er nickte ihm zu. Peter flüsterte aufgeregt: „Werdet Ihr sagen, daß Ihr mich kennt?“

Mr. Cluppins schüttelte energisch den Kopf. „Wir sind keine Schuster, sind Gentlemen, mein Junge. Hast uns auch nicht verraten. Wir halten dicht. Doch jetzt treffe dich. Da kommen sie schon.“

Das Polizeiautomobil rollte auf den Hof und nahm die Verbrecher mit. Peter stieg wieder die Treppen hinauf, zog sich warm an und begann, die Zeichnung des Bogenspanners noch einmal zu studieren. Noch immer arbeitete dieser nicht ganz genau. Jetzt sah Peter plötzlich den Fehler. Er lief mit dem Zeichenbrett hinüber zum alten Baner, den er aus dem ersten Schlaf weckte. Mit leuchtenden Augen saßen beide vor der Zeichnung. --

Mr. Crandall studierte aufmerksam das vor ihm liegende Modell. Ja, das war einmal etwas Ordentliches, etwas Großes. Er ließ sofort die Patentansprüche ausarbeiten, erhöhte die versprochene Prämie auf 6000 Dollar für jeden der beiden Erfinder und gab ihnen außerdem namhafte Gehaltserhöhungen. Arm in Arm mit Peter verließ der alte Baner die Fabrik. Währenddessen saß Bob im Allerheiligsten dem Chef des Riesenwertes gegenüber. Mr. Crandall hatte gutmütig gelächelt, als Bob sich auf seinen Bruder berief, der ihn an Mr. Crandall mit seiner Unternehmung

empfohlen habe. Mr. Crandall würde gewiß eine große Anzahl Filmanteile zeichnen.

„Daß Peter Euer Bruder ist, junger Mann, glaube ich Euch. Aber daß er Euch empfohlen hat, glaube ich weniger.“ Dann vertiefte er sich für einige Minuten in die Ausführungen und Pläne, die Bob vor ihm ausbreitete. Und schüttelte den Kopf. „Pakt das wieder zusammen. Es ist nichts für mich. Bin kein Freund von Filmfischen.“

Bob wollte erwidern, wollte erklären, daß es sich hier um etwas anderes, um etwas ganz anderes handle. Doch Mr. Crandall hatte schon auf einen silbernen Knopf gedrückt. Ein Diener erschien auf der Schwelle.

„Der nächste Besucher, bitte! Good by, junger Herr. Es hat mich gefreut.“ --

Am Abend saßen Peter und der alte Baner wieder beisammen; aus dem Vogelzimmer klang leises Flöten. Ein Nachtvogel lockte sein Weibchen. Peter drückte die Hand des alten Mannes und sah ihn leuchtenden Auges an: „Wir arbeiten jetzt immer zusammen, wir sind die Firma Baner & Hillmer.“

* * *

Was er scherzhaft gemeint hatte, sollte Wahrheit werden. Doch eine ganze Reihe von Jahren ging noch ins Land. Peter wurde erster Geselle, Unterinspektor, Bürochef, zuletzt sogar Profurist trotz seiner Jugend. Der alte Crandall hatte den Jungen lieb gewonnen wie Miß Perowne, und wenn er die beiden zusammen sah, ging ihm das Herz auf. Doch nicht allzu oft waren Peter und Irene zusammen. Denn all seine freie Zeit opferte Peter dem alten Baner. An jedem Abend saßen sie zusammen und grübelten über ihrer Idealschreibmaschine, die sie bauen wollten.

In der ersten Zeit war es noch öfter vorgekommen, daß sie kleine Reisen unternahmen, als Bob und Hilde noch dabei waren.

Da fuhren sie alle fünf zusammen nach den Niagarafällen, gingen auf schmaler Brücke unter dem Riesenfall hindurch, hinüber auf die kanadische Seite, wo seit dreißig Jahren die letzten Indianer die letzten Mostassins verkaufen, die sie zu Hunderten und Tausenden aus New York beziehen. Sie fuhren in den Yellowstonepark (sprich: jellostohn), den größten Naturpark der Welt, und sahen staunend die großen Gensire, sahen Bären und andere wilde Tiere harmlos hier herumlaufen.

Denn der Mensch, der hier bei den Tieren zu Gast ist, schießt nicht und benimmt sich möglichst geräuschlos, um seine Wirte nicht zu stören.

Doch alle diese Ausflüge hörten auf, als Bob mit Silbe fortfuhr. Der Ueberweltfilm hatte zu arbeiten angefangen. Er war ein recht großes Unternehmen geworden, in das viele kleine Leute ihr Geld steckten, da die Reklame sehr geschickt war. Auch Tom Patterson, der im Grand Union-Hotel vom Listbon zum Empfangs-

chef aufgestiegen war, verkaufte all seine Papiere und nahm dafür Anteile am Ueberweltfilm. — In allen Staaten Nordamerikas besaß der Ueberweltfilm eigene Ateliers, in San Francisco und in Philadelphia, in Ohio, in Panama, selbst droben im Norden, Montana und Nord-Dakota. Ueberall wurden die Filme der Ueberweltfilmgesellschaft gedreht, und immer waren Bob Hillmer und sein Filmstar, die schöne Misk von der Stroaten, dabei. Sie wurde hundertmal aus brennenden Häusern gerettet oder roste auf wilden Mustangs über die Prärie, sprang aus heranbrausenden Expresszügen, flog im Luftschiff auf oder ließ sich von einem Helden, der im gefährlichsten Augenblick stets zu erscheinen hatte, im Automobil oder durch ein Motor-

boot retten. Das entzündete immer wieder das Publikum. Von Zeit zu Zeit schrieb sie kleine lustige Karten, die die beiden Erfinder mit Eifer verschlangen. Bob schrieb selten einen Gruß an. Peter verfolgte gelegentlich in den Zeitungen seinen Weg, bekümmerte sich aber sonst wenig um ihn. All sein Eifer galt seiner neuen Erfindung, der Ideal-Maschine, die die Vorzüge aller Maschinen in sich vereinigen sollte. Er saß halbe Nächte lang über den Zeichnungen und drehte das Licht

erst ab, wenn die Morgen Sonne zum Fenster herein-grüßte.

Der alte Bayer sprach manchmal mit Peter über Silbe und verhehlte ihm auch die Bedenken nicht, die er gegen den Ueberweltfilm hatte. Wenn er so redete, wurde es Peter unbehaglich zu Mute.

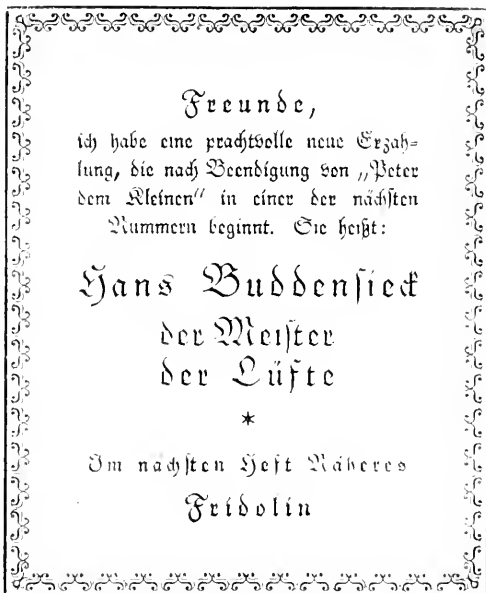
Als Peter eines Abends in seiner Bibliothek saß, kam der alte Bayer zu ihm und legte ihm wortlos eine Zeichnung hin. Schon nach den ersten flüchtigen Blicken stutze

Peter. Dann sprang er auf, eilte auf den Alten zu und umarmte ihn. „Das ist sie! Jetzt haben wir sie fertig. Hurra für Bayer, ein Hurra für den größten Erfinder!“ Er schrie es so laut, daß der kleine Negerbon, der ihn bediente, den Kopf zur Tür hineinsteckte.

„Haben Master befohlen?“

„Nein, du Wollkopf, Master haben nichts befohlen. Oder halt doch. Ja, halt zum Teufel, du Schornsteinfeger. Master will etwas. Lauf hinüber in das Kasino und hole zwei Flaschen Wein, aber vom besten, vom allerbesten.“

Der Bon kam, brachte Wein und zwei Gläser. Die Freunde stießen miteinander an. „Die neueste Schreibmaschine soll leben, hurra!“ —





Der Regeerboy steckte erstaunt seinen schwarzen Wollkopf zur Tür herein, als er Peters Freudengeschrei über die geglühte Erfindung hörte.

Der alte Bayer trank behaglich sein Glas leer. „Ehrlich verdient ist der Wein, denn 10 000 Dollar bekommen wir mindestens pro Mann, was meint Ihr?“

Peter hatte sich in einen Sessel geworfen und die Beine übereinandergelegt und lächelte. „Nein, diesmal bekommen wir gar nichts.“

Der Alte glaubte sich verhöhnt zu haben. „Gar nichts?“

„Ja, gar nichts. Denn mit dieser Maschine,“ Peter sagte es langsam und mit Betonung, „mit dieser Maschine machen wir uns selbständig. Wir gründen eine eigene Fabrik.“

Der Alte sprang von seinem Sessel auf. „Eine eigene Fabrik? Sollen Grandall brothers Konkurrenz machen! Steigt Euch der Wein in den Kopf, mein Junge?“ Peter blieb sitzen, lächelte nur. „Nein, ich weiß genau, was ich sage. 50 000 Dollar haben wir beide schon zusammen, und das ist ein Anfang. Später geben wir Anteile aus, und dann zeichnen alle, wenn sie sehen, was dahinter steckt.“ „Weiß gar nicht, warum ich es tun soll,“ brummte der Alte. „Ich will ja fort aus diesem verdammten Land, in dem die Menschen sich gegenseitig zu Tode heizen. Warum soll ich mir hier eine Fabrik aufladen?“ Er wurde aber jedenfalls schon schwankend.

Peter nahm seinen Vorteil wahr. „Eben deshalb ist es gut für Euch, wenn wir es tun. Ihr kommt dann viel früher nach Deutschland zurück. Wenn Ihr mir nachgeht, könnt Ihr vielleicht schon in einem Jahre fahren. Ich kaufe Euch dann Eure Anteile ab.“

Der Alte gab nach. „Besprich es mit Miß Perowne! Ist ein höllisch geachtetes Mädel, klüger als zehn Clarks zusammen. Besprich es mit ihr.“ —

Am nächsten Morgen hatte Peter eine lange Unterredung mit Irene Perowne, die ihm nach einigen Bedenken zustimmte. „Ich habe selbst 20 000 Dollar, die ich gespart habe. Dafür zeichne ich auch Anteile. Ich gebe sie Euch, aber unter einer Bedingung!“

Peter runzelte die Stirn. Er wußte sofort, was sie meinte. Seit Jahren bat sie ihn, einmal nach Chitago zu fahren und die Eltern zu besuchen. Irene sah ihn an. Er hielt ihren Blick aus. „Mein Wort darauf! Wenn die Firma Bayer & Hillmer fest im Sattel sitzt, fahre ich.“ —

Die Firma Bayer & Hillmer wurde gegründet. In der Fultonstreet 127, im 37. Stockwerk lagen die Büros der jungen Firma. In den Parterreräumen des Hinterhauses war die Fabrik, in der die „Famos“ konstruiert wurde. Sehr schnell ging es vorwärts, so schnell fast wie mit dem Ueberweltfilm, der noch immer in Alaska droben die Eroberung des Nordpols kurbelte. Aufträge über Aufträge kamen ins Haus. Nach einem Vierteljahre mußten schon neue Fabrikräume zugenommen werden. Die „Famos“ war die erste Schreibmaschine der Welt. Auf jeder Ausstellung erhielt sie Ehrenpreise. Bald traten konkurrierende Firmen zusammen, um Gegenmaßregeln zu erwägen. Denn die „Famos“ riß alle Käufer an sich. Nach einem halben Jahre erhielten Bayer & Hillmer die erste Abrechnung, die auch die kühnsten Erwartungen übertraf. Irene, die just bei ihnen war, stand neben Peter und hielt seine Hand. „Seht seid Ihr ein reicher Mann, Peter Hillmer. Seht löst Euer Wort ein und fahrt nach Chitago!“ Peter lächelte. „Ihr seid ein strenger Gläubiger, Irene. Aber Ihr habt recht. Noch heute mit dem Nachtzug will ich fahren.“

Dem alten Bayer hatte der Reichtum keinen Segen gebracht. Schon, daß er sich von seinen Vögeln hatte trennen müssen, hatte ihn tief geschmerzt. Schlimmer war es, daß er mit seinen Befürchtungen Bobs wegen recht behalten hatte. Droben in Alaska war der Ueberweltfilm in der größten Aufgabe, die je ein Film sich gestellt hatte, zusammengebrochen. Man hatte nie alles erfahren, was vor sich gegangen war. Man sprach vom Untergang von Schiffen, von Eskimos, die wertvolle Apparate zerstört und die ganze Zeltstadt in Brand gesteckt hätten. Doch alles waren nur Gerüchte. Gewiß war nur, daß der Ueberweltfilm seine Zahlungen eingestellt hatte. Bob, der Generaldirektor, und die große Filmdiva Miß Dolly van der Straaten aber waren verschwunden. Unter den ersten Leidtragenden und Betrogenen war Tom

Patterson gewesen. Sofort war er zu Peter gekommen, und dieser war froh darüber, daß er durch das Angebot einer gut bezahlten Stellung in seiner Fabrik ihm den Verlust zum Teil ersetzen konnte. Er hatte ihn zum Lagerverwalter gemacht und freute sich, daß Patterson sich schnell eingewöhnte. Doch daß Hilfe verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt war, war schlimmer. Noch am Tage vor dem Brande sollten beide Geschwister im Lager gewesen sein. Peter hatte Nachforschungen nach ihnen anstellen lassen, und das war alles gewesen, was er erfahren konnte: sie waren im Automobil zur Küste gefahren, hatten das Auto dann zurückfahren lassen und waren nicht wieder gesehen worden. Hatten sie einen Walfischfänger getroffen, der sie aufnahm? Waren sie verschollen?

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei für die Feiertage

Ratschläge von Onkel Otto.

Freunde,

Kurz vor meiner Abreise nach China fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich euch für die Weihnachtsfeiertage keine Gesellschaftsspiele oder Zauberkunststücke erzählen konnte. Ich klagte dem Kollegen Soldi mein Leid, und siehe da, er enthüllte mir sozusagen „das Ei des Kolumbus“. — „Schreibe doch jetzt schon darüber,“ sagte er zu mir, und ich ließ mir das nicht zweimal erzählen. — Wenn ihr dies lest, bin ich schon lange unterwegs nach China. Ihr aber könnt in den Feiertagen, wenn ihr viel Besuch habt, das zum Besten geben, was ich euch hiermit erzählen werde.

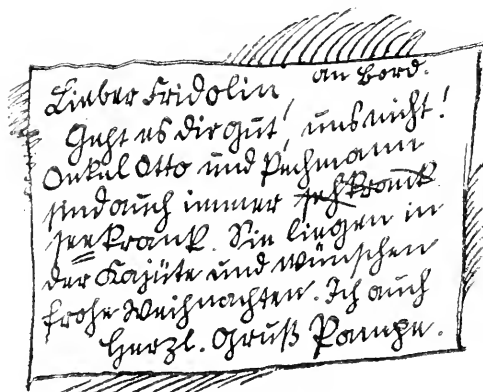
Einer von euch läßt sich vier Hüte geben und erzählt dann: „Ich breite die vier Deckel hier gemütlich auf dem Tische aus; einen neben den anderen, und lege dann unter jeden Hut einen Pfeffertuchen. Ich werde jetzt alle vier Kuchen aufessen und dennoch nachher alle vier Stücke unter einen der von euch zu bestimmenden Hüte zurückzaubern. Ihr seid ein wenig mißtrauisch? Bitte: hier, ich esse jetzt alle vier Pfeffertuchen. Bestimmt ihr jetzt gefälligst, unter welchem Hut die Kuchen liegen sollen. Unter dem dritten? (Er setzt sich den ausgewählten dritten Hut auf.) So,

meine hochwohlblühlichen Freunde, jetzt habe ich die verzehrten vier Kuchen wieder unter einen Hut gebracht!

Nun noch etwas anderes. Alle sitzen im Kreis herum, einer dicht neben dem anderen. Der Spielleiter ordnet an, daß jeder Mitspielende seinem linken Nachbarn einen Satz ins Ohr zu flüstern hat, der mit dem Wort „warum“ beginnt, dem anderen neben ihm Eigenden aber einen anderen Satz leise zu sagen hat, der mit dem Worte „weil“ anfängt. Wenn jeder zwei Sätze weitergegeben und auch zwei Sätze von seinen beiden Nachbarn erhalten hat, dann muß der Reihe nach laut zuerst jedesmal der Satz mit „warum“ und gleich darauf das Zugesagte mit „weil“ ergänzt werden. Da kommen z. B. folgende Dinge zum Vorschein: „Warum hat Hermann heute Nacht seine Stiefel nicht vor die Tür gestellt?“ — „Weil mein Vater mit dem Luftballon nach Krebsjauche fuhr.“ Die Geschicklichkeit des Spielleiters kann eine sehr lustige Stimmung bewirken,



Die erste Nachricht von der Expedition



Diese Karte erhielt Fridolin als erstes Lebenszeichen von der Expedition, die zur Rettung Laatsch und Bommels ausgesandt wurde.

Allerlei für den Weihnachtstisch



Freunde! In der vorigen Nummer habe ich euch von meinen prächtigen „Fridolin-Spielen in der Tüte“ erzählt. Wer hat sich inzwischen noch nicht „Wu-Pu“, das chinesische Brettspiel, „Fridolins Löwenjagd“, „Meine Worte, Deine Worte“, „Fridolins Himmelsreise“ oder „Wupdiwup“ gewünscht? —

Heute nun mache ich meinen Gabensack nochmals sperrangelweit auf. Da purzelt zuerst der „Fridolin-Kalender“, ein Abreißkalender für 1924, heraus. Das ist ein ganz lustiger, bunter Kerl, der jeden Tag etwas Neues zu zeigen und zu erzählen weiß. Von eigenartigen Pflanzen berichtet Fridolins Kalender, vom ersten Telegraphen, von einem Ränguruh, das einen Boxkampf aufführte. Und Scherze gibt es zum Weitererzählen, Kunststücken zum Nachahmen, Anekdoten zum Lachen. Es wäre aufrichtig schade,

wenn einer von euch ohne den „Fridolin-Kalender“ ins neue Jahr hinübergelitten würde.

Als letzte Weihnachtsüberraschung rollt mein „Fridolin-Briefpapier“ heraus. Sieht einer meine Vögel, die in hübschen Mappen, Blocks und Schachteln aufbewahrt sind, und betrachtet die bunten Bilder von Onkel Otto, Onkel Toldi, Benjamin Pampe, Laatsch und Bommel und meiner Wenigkeit, und liest erst gar die lustigen Verse, dann will er nie mehr mit Briefschreiben an seine Freunde aufhören.

Zum Schluß will ich euch noch von andern Dingen, nämlich Büchern erzählen, die sich Kasper-Bücher nennen. Die sind ganz reizend, und alle von dem urdrolligen Elia geschrieben und von Meister Trier mit bunten Bildern geschmückt.

Der Kasper, von dem jedes dieser 4 Bücher erzählt, ist ein ganz schlauer Junge, der mit seinen 12 Jahren die unglaublichsten Streiche vollführt. Er reist zum Nordpol, verlebt eine Nacht bei den Tieren im Zoo, läßt sich von den Menschenfressern bewundern und besucht höchstpersönlich den Teufel.

Diese Kasper-Bücher sind im Allstein-Verlag erschienen und für 1,20 Goldmark in allen Buch- und Papierhandlungen zu haben. Nun wollt ihr aber noch wissen, wo man alle meine Herrlichkeiten erstehen kann und was diese kosten? Ihr kriegt die „Fridolin-Spiele in der Tüte“ für 90 Goldpfennig, den „Fridolin-Kalender“ für 1 Goldmark, das „Fridolin-Briefpapier“ für 1,10 Goldmark, 95 und 45 Goldpfennig in Kaufhäusern, Buch- und Papierhandlungen und Spielzeuggeschäften. Wer sie dort nicht antrifft, kann sie auch direkt vom Fridolin-Verlag, Berlin SW, Kochstr. 23, beziehen. Dann muß er aber den Betrag in wertbeständigem Briefmarken oder in wertbeständigem Geld einsenden.

Sechs Tage habt ihr noch Zeit. Nutzt sie gut zum Wünschen aus! Fridolin.



Kasper verschaffte Napoleon in der Höhle das Vergnügen des Schlittschuhlaufens.

Rätsel-Ecke

Eisbenträtsel.

Aus den Eisbän:

bahn — ban — batt — be — ber — breit
 — cher — da — de — den — der — di —
 di — di — di — e — e — ef — ch — en —
 er — fal — fen — fern — gen — ger —
 gru — grund — grün — haus — i — i — im
 — im — in — ke — ker — lei — lin —
 ma — mal — mer — mil — mu — mün
 — nan — ne — ne — ner — nor — nor —
 ot — pe — ra — ra — rat — re — ren
 — se — son — spre — stein — swi —
 ta — te — ter — ter — tes — to — tor —
 ur — um — un — un — vos — we — zi — zy
 sind 29 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein
 Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:
 1. Erfinder, 2. ehemaliges deutsches Schiff,
 3. Stadt in Frankreich, 4. Pferd, 5. Haus-
 gerät, 6. männlichen Vornamen, 7. geistig

Minderwertigen, 8. Padeort, 9. Kopfbedeckung,
 10. Land in Asien, 11. Beruf, 12. Festung,
 13. Vergütung, 14. öffentliche Einrichtung,
 15. weiblichen Vornamen, 16. Himmelsrichtung,
 17. Schweizer Kurort, 18. Teil des Hauses,
 19. Frucht, 20. Pflanze, 21. Insel, 22. Kunst-
 stätte, 23. Titel, 24. öffentliches Gebäude,
 25. Wandervolk, 26. Tier, 27. Kopfbedeckung,
 28. Verkehrsmittel, 29. Königreich in Europa.

Seltzam.

Die Eins-zwei siehst du auf dem Feld.
 Wenn „blume“ du hinzugestellt.
 Aus drei wird mancherlei gebrannt.
 Der Eins-zwei-drei klingt über Land.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 5.

Eisbenträtsel.

Gutes Werkzeug, halbe Arbeit.

1. Gründonnerstag, 2. Ulrich, 3. Terra-
 totta, 4. Eichel, 5. Suppensieb, 6. Woche,
 7. Europa, 8. Rüster, 9. Rutenkorb, 10. Zange,
 11. Emmi, 12. Unversität.

8—3 = 6: Se(ela)chs.

Fridolins Lachkabinett

„Warum bist du denn so ärgerlich?“

„Ach, mein Vater will mir alles zu
 Weihnachten schenken, was auf meinem
 Wunschzettel steht.“ —

„Und da ärgerst du dich?“

„Na ja, daß ich nicht noch mehr aufge-
 schrieben habe.“

※



Paul wettet mit seinem Freunde Fritz,
 daß er 30 Tage nicht essen und 30 Nächte
 nicht schlafen werde. Am vierten Tage nun
 nach Abschluß der Wette besucht Fritz ihn
 und fragt: „Na, wie fühlst du dich denn?
 Hast du gar keinen Hunger, bist du denn nicht
 müde?“

„I wo,“ erwiderte Paul, „ich esse eben
 bei Nacht — und schlafe bei Tag.“

※

„Mama, ich habe Leibweh. Ich glaube,
 der Rollmops, den ich gestern abend ge-
 essen habe, bellt in meinem Magen.“

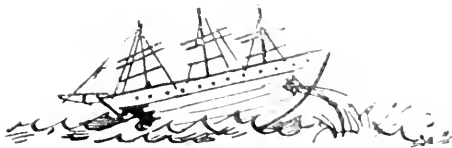


Marie und ihr Bräutigam Peter gingen
 spazieren und begegneten einer riesigen
 Bulldogge. Peters Haltung ließ in den fol-
 genden Augenblicken viel zu wünschen übrig.

Als sie glücklich an dem Hund vorüber
 waren, wandte sich Marie vorwurfsvoll an
 Peter: „Peter, du hast gesagt, du würdest
 für mich selbst dem Tode ins Gesicht sehen.“

„Ja, ich weiß,“ antwortete Peter, „und
 es war mir auch Ernst damit. Aber — aber
 — die Bulldogge war doch nicht tot!“

※

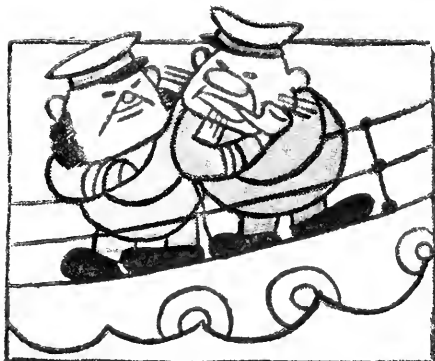


Wie rettet man ein Schiff, das vorn ein
 Loch hat? — Man schlägt hinten auch eins
 hinein, damit das Wasser da wieder heraus-
 laufen kann.

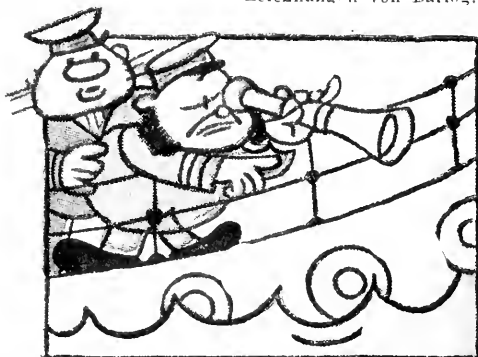
Viel Lärm um nichts

oder das interessante Wassertier

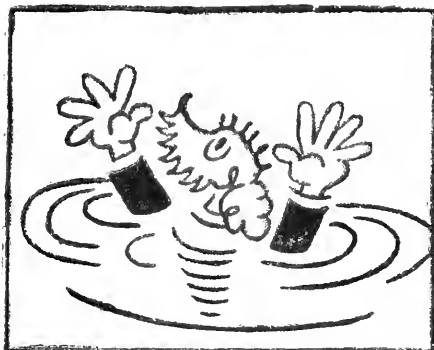
Zeichnungen von Barlog.



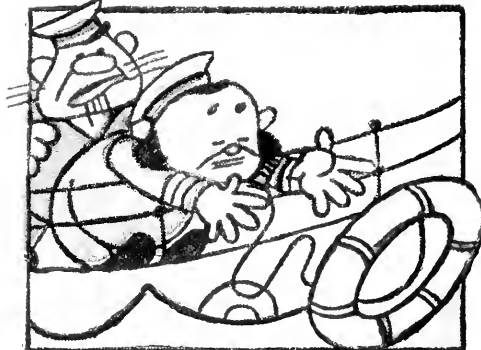
Wie schön ist's, sich was zu vertellen,
Wenn so das Schiff freit durch die Wellen
Wenn eine sanfte Brise käufelt
Und facht die weißen Wellen kräufelt.



Doch manchmal wird's auch wild bewegt,
Wenn auf dem Meere sich was regt.
Dann nimmt man vor das Aug' das Rohr
Und forschet nach: was geht da vor?



„Sperre, ein Biest, halb Mensch, halb Köter,
Zerteilt die Bogen mit Gezeiter!
Das wär' was fürs Panoptikum,
Da staunt das ganze Publikum!“



„Heraus mit unserm Rettungsring!
Wir tapern das verrückte Ding.
Solch neues Monstrum von Amphibie,
Das bringt Billionen uns beliebt!“



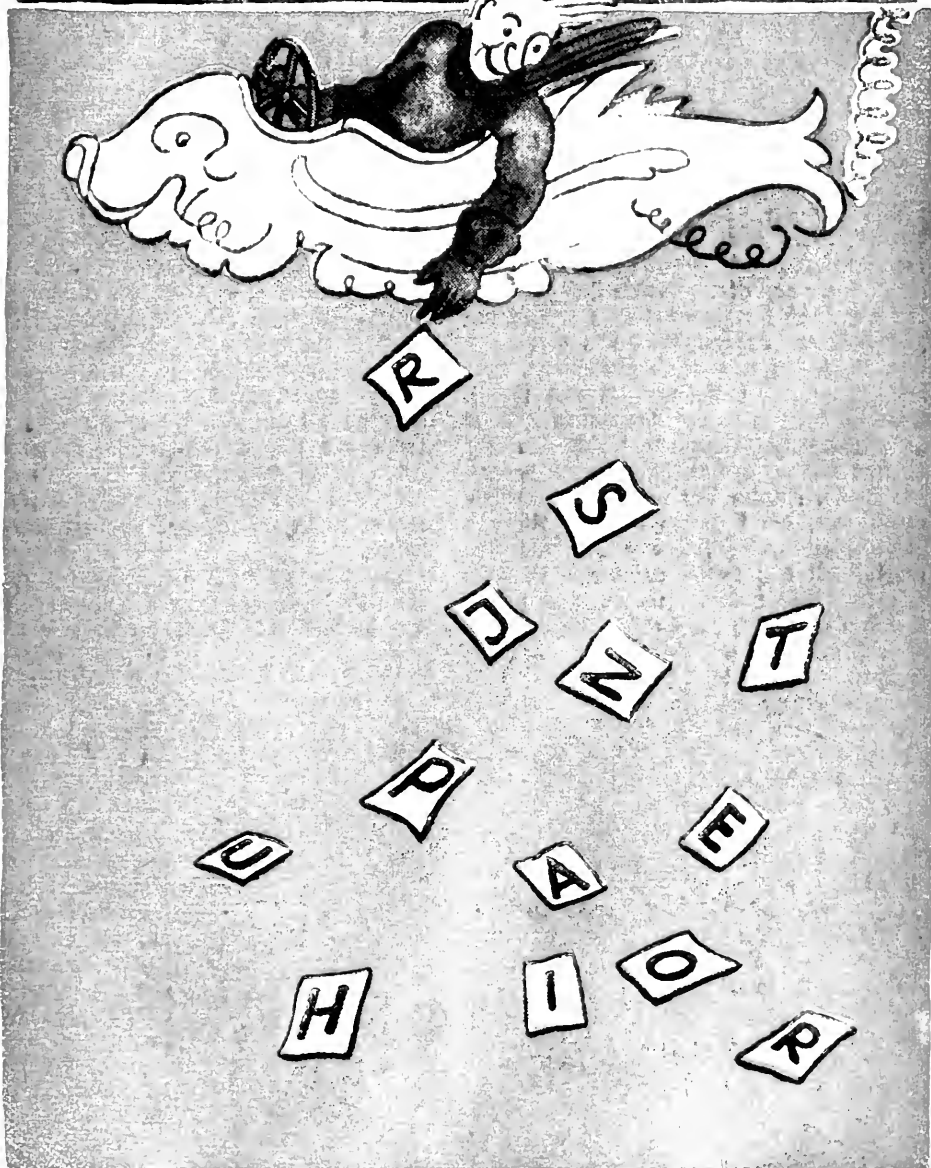
Das rätselhafte Wesen facht
Den Rettungsring mit großer Gacht.
Es rudert, strampelt, hüpft und schwimmt
Bis es zum Bord des Schiffes kommt.



Dort facht Entsetzen beide Schiffer.
Das Luftschloß der Billionen-Ziffer
Zerfliegt — und alles war Gequadel.
Ein „Mensch“ tau raus mit seinem Dackel!!!

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORTS UND ABENTEUER



Fridolius rätselhafte 13 Buchstaben.

Wer legt sie zu Worten zusammen, die etwas Zeitgemähes ergeben?

Der Zarenspiegel

Eine Anekdote über Peter den Großen



Von Karl Escher.

Der Zar von Rußland, beschloß einstmals, dem Kaiser von China ein Geschenk zu schicken. Und zwar einen herrlich geschliffenen, riesengroßen Spiegel. Damit die kostbare Gabe unterwegs nicht durch die Erschütterung bei der endlosen Wagenfahrt zerbrochen wurde, befahl der Zar, daß ihn sechs Soldaten tragen sollten. Die sechs Träger wurden von vierzig Bewaffneten begleitet. Die Spiegelexpedition nach China machte sich also auf den Weg, und die sechs Soldaten trugen den zerbrechlichen Spiegel Wochen um Wochen quer durch das unermessliche Rußland, über Hochgebirge, durch Steinwüsten und Flüsse. Als sie dicht vor der berühmten Mauer waren, die das chinesische Reich von der übrigen Welt abtrennte, holte sie ein berittener Kurier ein, der Tag und Nacht vorwärts gerast war, um sie rechtzeitig zur Rückkehr aufzufordern. Der Zar von Rußland war nämlich mit dem Kaiser von China in Meinungsverschiedenheiten geraten, und konnte ihm nun unmöglich ein Geschenk schicken. Das

hätte dann so ausgesehen, als ob Peter der Große sich vor dem Sohn des Himmels demütigen wolle. Es blieb den sechs Spiegelträgern und ihren bewaffneten Begleitern also nichts anderes übrig, als das zerbrechliche Ding auf demselben Weg wieder quer durch Rußland nach Sankt Petersburg zurückzutragen.

Der Kurier machte gleichfalls Kehrt und berichtete dem Zaren, daß sein Auftrag wunschgemäß ausgeführt war. Der

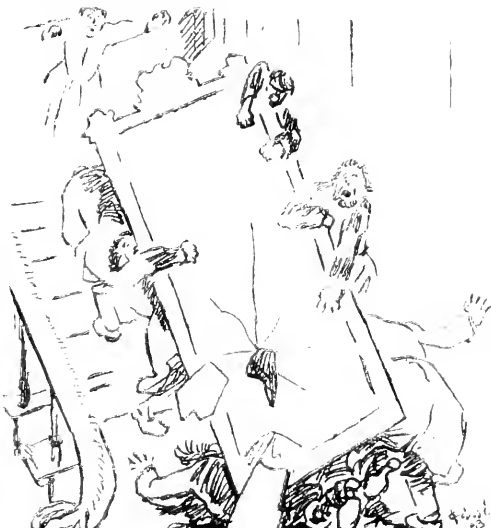
Oberstallmeister Graf Rutusow, der zufällig zugegen war und die wunderbare Spiegelgeschichte mit anhörte, rief aus: „Ich will wetten, daß die sechs Soldaten den Spiegel nicht heil wieder von der chinesischen Grenze zurückbringen!“ — „Abgemacht,“ sagte der Zar lachend, „ich halte die Wette, denn ich vertraue meinen Soldaten! Wer gewinnt, erhält eine goldene Tabaksdose!“

Wochen vergingen, da, an einem Vormittag, wurde dem Zaren die Rückkehr der Spiegelexpedition gemeldet. Sofort forderte er Graf Rutusow auf, mit ihm ans Fenster zu gehen und zuzuschauen, wie der Zarenspiegel zurückgebracht wurde. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die sechs Soldaten und trugen den gläsernen, zerbrechlichen Schatz ganz und makellos, trugen ihn auf ihren Händen, so wie sie ihn durch das riesige russische Reich hin und her getragen hatten.

Zar Peter rieb sich die Hände als er das sah und fragte den Grafen Rutusow: „Nun, was sahen Sie?“ In diesem Augenblick aber

stolperte einer der sechs Träger der Kostbarkeit auf der Schloßtreppe, stürzte hin — und der Spiegel, der über Berge und durch Steinwüsten durch das ungeheuer große Rußland heil gewandert war, schlug auf die Steinstufen des Zarenpalastes und zerbrach in viele tausend Scherben.

„Was ich sage?“ antwortete ruhig Graf Rutusow, mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, „ich habe meine goldene Dose gewonnen!“



auf der Treppe des Zarenpalastes stürzte einer der Träger, und der Spiegel zerbrach.

JAPANISCHE RINGKÄMPFER

und die Kunst des Jiu-Jitsu



Japanische Ringkämpfer.

Zwei japanische Ringer beim Kampf. Der dritte Mann ist der Schiedsrichter.

Die Japaner pflegen neben der alten Kunst des Fechtens seit Jahrhunderten auch den Ringkampf. Die japanischen Ringer sind meist wahre Fettklöbe von mehreren Zentnern Gewicht, was in den in Japan geltenden Ringkampfsregeln begründet ist. Sie besagen nämlich, daß derjenige Ringer verloren hat, der von seinem Gegner von der Matte heruntergedrängt ist. Es genügt schon, wenn ein Ringer mit einem andern Körperteil als den Fußsohlen den Boden berührt. Deshalb wird auch viel mit Bein- stellen gearbeitet, was beim griechisch-römischen Ringkampf, wie er in Deutschland gerungen wird, verboten ist. Gerungen wird auf einem Filzteppich von etwa 6 Meter Durchmesser; die Kämpfer sind nur mit

einem Lendenschurz bekleidet. Die japanischen Ringkämpfer besitzen beinahe übermenschliche Kräfte; der bedeutendste von ihnen war Hitachyama, der Jahre lang alle seine Gegner besiegte hatte.

Auch ein deutscher Ringer hat schon einen der japanischen Riesen besiegen können. Es war Carl Abs, der in Amerika den damaligen japanischen Meister Matsuda Saratichi warf. —

Weniger Kraft, aber mehr Geschicklichkeit als japanischer Ringkampf erfordert die ebenfalls in Japan gepflegte Kunst des Jiu-Jitsus (bedeutet soviel wie „Sanfte Kunst“). Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war uns Europäern das Jiu-Jitsu völlig unbekannt. Das hat sich geändert, als



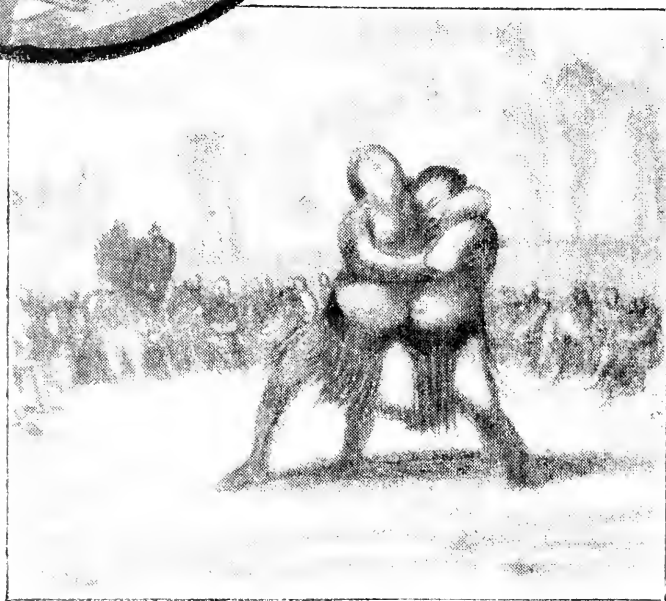
Zwei Jiu-Jitsu-Kämpfer,
auf eine Gelegenheit zum
Angriff wartend.

Bald nach der Jahrhundertwende die ersten Jiu-Jitsu-Kämpfer nach England kamen und jeden Ringler und Boxer, die sich ihnen entgegenstellten, leicht und mühelos hinwarfen, oder durch schmerzhaftes Griffen, die aber keine Verletzung des Gegners herbeiführten, zum Aufgeben des Kampfes zwangen.

Eigentlich ist China die Heimat des Jiu-Jitsu, wo eine geheime mandschurische Sekte, deren Mitglieder verpflichtet waren, die sie gelehrt Geheimnisse nicht zu verraten, als erste diese Kunst betrieb. Ein japanischer Arzt hat es später in Japan eingeführt. Es nahm in Ostasien einen ungeahnten Aufstiege, und bald beherrschte jeder Japaner die geheimnisvolle Waffe.

Was bezweckt nun das Jiu-Jitsu? Sein Name sagt es uns. Die „sanfte Kunst“ will ohne jede Stoß-, Stieb- und Schußwaffe den Gegner besiegen und unschädlich machen, allein durch einige Kunstgriffe. Mit wenig Kraft soll man viel Kraft meistern, der Schwächere den Stärkeren bezwingen. Jede Stellung des Kampfes erfordert einen bestimmten Kunstgriff, die Anwendung des Jiu-Jitsu im Kampf Kopf und Schnelligkeit.

Der Hauptgrundsatz dieser Kampfsportart, von der man nicht ohne Unrecht



Jeder der japanischen Ringkämpfer versucht, seinen Gegner von der Matte herunterzudrängen, was ihm nach den Regeln den Sieg verschafft.

behauptet, daß sie wohl über 300 Angriffs- und Verteidigungsarten hat, ist: Nachgeben, um zu siegen. Auch manchmal sich einem Stärkeren beugen, abwartend sich verhalten, seine Kräfte nicht unnütz verausgaben, sondern schonen, um plötzlich mit aller Schnelligkeit einen Griff auszuführen, der den



Angriffsstellung beim Jiu-Jitsu. (Jiu-Jitsu bedeutet „Sanfte Kunst“.)

Kampf siegreich beendet. Das ist der Sinn des Jiu-Jitsu.

Beim Ueben müssen die beiden Gegner die Rollen des Siegers und des Besiegten abwechselnd übernehmen, um sich gegenseitig

nicht allzusehr wehe zu tun. — Die einzelnen Kunstgriffe des Jiu-Jitsu, die mitunter nämlich recht schmerzhaft sind, haben den Zweck, den Gegner zur „Bermannst“ zu bringen, wie der Japaner sagt.

Die Geburt des Mondes

Von Bruno S. Bürgel.

Unser stiller Nachbar im Raum, der Mond, steht uns so nahe, daß man ihn fast wie eine dem Festland Erde vorgelagerte Insel betrachten kann, und wie bei einer solchen leicht auf den Gedanken kommt, daß die nahe, kleine Welt des Mondes vielleicht so etwas wie ein Kind der Erde ist.

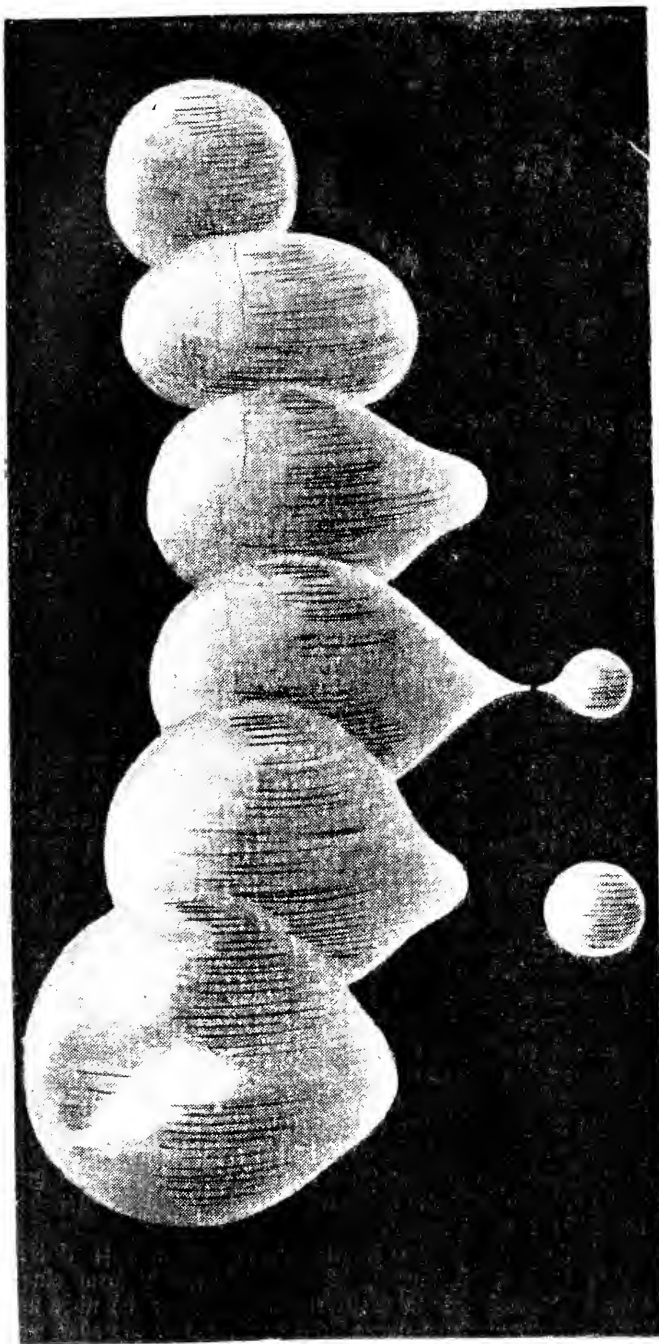
Wenn man sich die Frage vorlegt, wie denn der Mond in die Nähe der Erde kam, wie es kommt, daß dicht bei unserm Wohnstern ein kleiner Himmelskörper vorhanden ist, der ihm untertan, ihn seit grauen Tagen umkreist, bleiben ja überhaupt nur zwei Möglichkeiten der Beantwortung. Entweder Erde und Mond entstanden aus der gleichen Masse, die sich irgendwie später in diese beiden Körper spaltete, oder der Mond ist ein vielleicht an ganz anderer Stelle des Weltalls entstandenes Gestirn, das später in die Nähe der Erde gelangte und von diesem mächtigeren Stern „eingefangen“ wurde. Diese letztere Anschauung trifft für einige der neun Monde, die den Riesenplaneten Jupiter umkreisen, sehr wahrscheinlich zu.

Der Erdmond freilich kam nicht auf diese Weise zu uns, er entstand zweifellos mit der Erde zugleich aus gleicher Masse.

Nach Anschauungen, die unser Philosoph Kant und der französische Mathematiker Laplace entwickelten, entstanden ja Sonne, Planeten und Monde aus einer gewaltig ausgedehnten, zunächst sehr dünn verteilten Masse, in der sich — wie Kant meinte — um den Mittelpunkt, der die Sonne abgab, viele größere und kleinere Massenanhäufungen bildeten, die zu Planeten und Monden wurden. Laplace dagegen nahm an, daß sich infolge der Drehung der mächtigen Sonnenmasse an deren Äquator Ringe ablösten, die jeder einen Planeten formten, und daß sich in gleicher Weise aus den Planetenmassen die Monde entwickelten.

Sehr wichtige Untersuchungen von Roche, Darwin (dem Sohn), Jeans usw. geben uns heute nun Aufschluß über die Geburt des Mondes.

Die Kugelform, so zeigen diese Untersuchungen, ist die Gleichgewichtsform eines solchen Weltkörpers, solange er sich nicht um seine eigene Achse dreht. Tut er das aber, wie unser Erdball, so zerstört die nun auftretende Zentrifugalkraft, die die Massen von der Drehungsachse zu entfernen sucht, die Kugelform. Die Kugel plattet sich ab. Ueber-



Die Geburt des Mondes.

Durch immer schnellere Drehung der Erde plattete diese sich ab und nahm Birnenform an. Schließlich löste sich ein Teil von ihr los und umkreist sie heute noch als Mond.

steigt die Umdrehungsgeschwindigkeit eine gewisse Grenze, so kann die damit wachsende Fliehkraft den ganzen Körper zerreißen. Bevor das eintritt, hat er die Form eines sehr länglichen Eies angenommen.

Aber durch eine Art Anlagerung der Massen kann ein solcher Weltkörper vor der Zerstörung bewahrt bleiben, und nimmt dann Birnenform an, die schließlich, wenn die Drehung sehr beschleunigt ist, zum Zerfall des ganzen Gebildes führt. Zwischen ihrem runden und ihrem spizen Ende bekommt die „Birne“ eine Einschnürung, und schließlich trennt sich der kleinere Teil ab, wird zu einem selbstständigen Weltkörper, der um den größeren, den Mutterkörper, kreist in zunächst engen, aber immer mehr wachsenden Bahnen. — So muß sich also auch der Mond einmal von der Erde gelöst haben, als sie noch gasförmig oder doch glühendflüssig war, und Darwin berechnet, daß unser Planet sich damals schon in 3 bis 5 Stunden einmal um sich selbst drehte. In ferner Vergangenheit standen sich also Erde und Mond bis zum Berühren nahe. Langsam vergrößerte sich, beeinflusst durch die Erdkräfte, der Mondabstand, und er wird, wenn Darwins Voraussetzungen zutreffen, sich später wieder verkleinern, bis unser Trabant endlich auf die Erde stürzt, Mutter und Sohn sich wieder vereinigen.

Ein Abenteuer in Abessinien



Ein Kampf mit Pavianen.

östlich des Hawaschs, des Hauptstromes Abessiniens, ist der Boden meilenweit durch tiefe, enge Täler und Schluchten zerklüftet, deren Wände von unzähligen großen und kleinen Höhlen durchjucht sind. Diese Gebiete bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte von allerlei Getier, hauptsächlich aber dienen sie zahlreichen Affen zum sicheren Unterschlupf. Vor allem haufen die zwar sehr klugen, aber boshaften Paviane hier auf den Höhen der Bergwände, wo sie sich mit meisterhafter Geschicklichkeit Schlafkammern, Vorratsräume und regelrechte Burgen herrichteten. —

Wir waren auf der Rückreise von der Hauptstadt nach der Küste begriffen, als unser eingeborener Begleiter, Mussa, in der Nähe des Hawaschs den Vorschlag machte, einen Kastrag einzulegen, um einen Abstecher in eines der Täler zu machen, wo wir leicht irgendein Wild aufreiben würden und auch bei dieser Gelegenheit einigen benachbarten Felshöhlen einen Besuch abstatten könnten.

So streiften wir denn am frühen Morgen durch die wildromantischen Hänge, wo wir auch wirklich ganz gute Jagdbeute machten, die einem Schwarzen zum Transport ins Lager übergeben wurde. „Sag' dem Koch, daß wir um 12 Uhr essen wollen,“ bestellten wir ihm, als er davontrottete.

Aber es sollte anders kommen. Unter der Führung von Mussa schlenderten wir einige Kilometer weit durch Felspalten einer etwa hundert Meter breiten Schlucht zu, in deren Mitte ein schmaler Gebirgsbach eilig dahinsprudelte, umsäumt von einem breiten Streifen dichtlaubiger Johannisbrotbäume. Eine zerrissene, steil emporragende Wand wies Dutzende von Öffnungen auf, in denen, ebenso wie auf Felsvorsprüngen zottige, braune Gestalten mit fast hundsformigen Kopf und weit hervortretender Schnauze

saßen. Andere Paviane liefen oder kletterten aus kaum mannsbreiten Pfaden zum Boden hinab oder vom Boden aufwärts. Als wir aus dem schützenden Dickicht heraustreten und uns einige alte Paviane gewahr wurden, ließen sie einen schrillen, trillernden Pfiff ertönen, was zur Folge hatte, daß die unterwegs befindlichen Tiere in größter Hast ihren Bohnungen zutrebten. Nachdem wir uns einige Augenblicke diesem seltsamen Schauspiel hingegeben hatten, folgten wir dem Rate Mussas und kletterten einige hundert Meter neben der Affenkolonie auf einem steilen, mühevollen Pfade zu einer Reihe Höhlen empor, deren weite Öffnungen auf besondere Größe und Tiefe schließen ließen. So wähten wir uns vor den aufgeschreckten Tieren sicher.

Wir hatten mehrere Höhlen in aller Gemütsruhe durchsucht, als plötzlich beim Heraustreten auf einen kleinen Vorsprung ein Stein von der Größe einer Regelfugel dicht neben uns niederfiel. Gleich darauf flog ein zweiter in noch größerem Umfang mitten zwischen uns und riß Mussa den breitkrempigen Tropenhelm vom Kopfe. „Die Paviane,“ rief er und sprang zurück, was auch wir sofort taten, und zwar keinen Augenblick zu früh. Denn kaum befanden wir uns im Schutze der Höhle, als ein Hagel von Steinen jeglicher Größe niederprasselte, während ein ohrenzerreißendes

Ein Stein riß Mussa den Tropenhelm vom Kopf.





In der Erzählung: „C...
Als einer der Paviane dicht an die Höhle herankam, entzündete Mussa das berei-

des Geschrei die Luft erfüllte. Wir sahen anfangs die Sache von der scherzhaften Seite an, aber Mussa sah sie weit ernster an; er legte, gegen die Steinwürfe durch einen Vorsprung ziemlich gedeckt, auf dem Bauche liegend, zu den Affen hinüber und bewachte dorth, wie er befürchtet hatte, wohl

ein Duzend Paviane schreiend und zähnefleischend zum Kampf bereit aufgezo- gen. „Das ist böse,“ meinte er bedenklich. „Wenn sie auch nicht wagen werden, uns hier anzugreifen, so ist es doch nicht unmöglich, daß sie uns einen ganzen Tag belagern. Barmütlich haben die Bestien in einer dieser



Abenteuer in Abessinien.

gte Häuflein Brennmaterial und trieb dem Tier den Rauch und die Flammen zu.

Söhne Borräte aufgeschapelt und wollen diese nun verteidigen.“ — „Aber wir können sie doch einfach niederhauen. Wir haben doch genug Waffen.“ Miska schüttelte den Kopf. „Das ist eine zweischneidige Waffe, denn haben wir erst einen der Affen getötet, so werden sie als andern, so alt, so jung, in

sinnloser Wut auf uns stürzen, jede Gefahr mißachtend, und bei ihrer Kraft und Verwegenheit ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß wenigstens einzelne an uns herankommen, und dann sind wir verloren. Wenn wir uns aber ruhig verhalten und sie nicht reizen, werden sie sich wahrscheinlich mit der

Begehung begnügen und schließlich die Geduld verlieren und gegen Abend abziehen.“

— „Wenn sie aber nun doch hier herankämen?“ — „Dann werden wir sie durch einen kräftigen Fußtritt oder Kolbenstoß hinunterwerfen. Wir haben hier aber eine bessere Waffe.“ Und Muffa langte nach einem Baumstumpf, der wohl vor Jahren einmal von Jägern hierher geschleppt worden war. Was er meinte, verriet Muffa nicht.

Der Steinregen hatte inzwischen aufgehört, dagegen hörten wir plötzlich das Geschatter der Affen viel mehr in unserer Nähe, und ein Blick überzeugte uns, daß die Herrschaften wahrscheinlich zum Angriff übergehen wollten. Jetzt zeigte sich die Gewandtheit des Affensinners. Er ließ aus von dem Baumstumpf Späne und Splitter abhaden, die er vor dem Eingang aufhäufte und mit umherliegendem Urat bedeckte. „So,“ meinte er mit zufriedennem Lächeln, „nun können sie kommen.“ Mehrere Stunden blieb alles ruhig. Bis gegen Mittag plötzlich zwei tollkühne Jünglinge auf unseren Zufluchtsort aufkrochen und in unmittelbarer Nähe davon Hock machten, wahrscheinlich in der Absicht, mit einem letzten Satz die Höhle zu gewinnen. Doch Muffa kam ihnen zuvor: er entzündete rasch das bereitgelegte Häuflein Brennmaterial und trieb mit seinem Tropen-

helm den Affen die Flammen und den Rauch entgegen, so daß sie kreischend, sich überstürzend, verschwanden.

Dieser Mißerfolg hielt die andern aber nicht von der weiteren Belagerung ab.

Schließlich übermannte einen meiner Gefährten die Ungeduld, und er gab auf einen gerade heraufklimmenden Pavian einen Schuß ab. Das Tier stürzte in die Tiefe, während die anderen, durch den Knall erschreckt, für einen Augenblick regungslos am Platz verharrten. Dann aber stürzten sie plötzlich unter durchdringendem Wutgebrüll, zähnefletschend unserer Festung entgegen. Unsere Lage wurde jetzt tatsächlich gefährlich. Es wurde für uns wirklich ein Kampf auf Leben und Tod. Immer näher kamen die Paviane, und einem gelang es, mit einer Hand das Bein Muffas zu umklammern, der unvorsichtigerweise den Fuß zu weit vorgestellt hatte, während ein zweiter sich in unsere Höhle selbst hineinschwang. Beide mußten daran glauben.

Da bligten am jenseitigen Rande der Schlucht drei Schiffe auf. Im Nu verschwanden die Paviane. Wir waren gerettet. Unser braver Koch hatte sich, durch unser Fernbleiben beunruhigt, aufgemacht, uns zu suchen, und war im richtigen Augenblick angelangt.

Peter und Muffa Von Liffjungen zum Tuffstein König

Eine Jugenderzählung von Heinz Wetten.

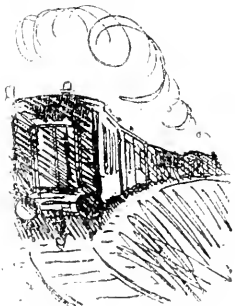
(Schluß.)

Peter sah im Westerpreß und fuhr Chirago entgegen. Dann kam er nach Hause, und

alles war, wie er es sich gedacht hatte. Stolz blickte der Vater auf den feinen Herrn, der, von seinem Diener gefolgt, dem Pullmanwagen entstieg. Die Mutter fiel ihm in die Arme und hielt ihn fest, als ob sie ihn nie wieder loslassen

wollte. Doch sie konnte ihre große Enttäuschung nur schwer vor ihm verbergen. Sie hatte bestimmt gehofft, daß er Hilfe mitbringen würde. Als Peter sagte, daß man von Hilfe noch keine Spur entdeckt habe, daß aber Miß Perowne und sein Gefährte noch ihr suchten, faltete sie die Hände und blickte zum Himmel. Gottlob, noch war nicht alles verloren!

Dann lenkte Peter die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet, sprach von seiner Fabrik, erzählte vom alten Vater und von Miß Perowne und von tausend Dingen, von denen er glaubte, daß sie die Eltern interessieren würden. Am nächsten Tage besuchte er die Chefs der Stock Yards und setzte durch, daß





Zu der Erzählung: „Peter der Kleine.“

Hilde und Bob ruderten zu dem Walfischfänger hinüber, der sie ruf nach Hause nehmen sollte.

Seine Eltern für die Dauer seines Besuchs vollen Urlaub erhielten, da er sich bereit erklärte, die Vertreter zu bezahlen. Und dann machte er mit ihnen Ausflüge, durch die Stadt im Automobil und aufs Land und mit der Lustjacht an den Ufern des Michigan entlang. Es waren Tage des schönsten Glückes.

Drei Monate blieb Peter in Chicago, dann kehrte er nach New York zurück. Doch die Nachrichten, die ihn hier empfangen, waren die besten nicht. Von drei großen Konfurrenzfabriken waren Klagen wegen Patentverletzung eingereicht, Anträge beim Gericht waren gestellt worden, daß der Firma Bayer & Surfen die Herstellung ihrer Schreibmaschine „Famos“ verboten werden solle. Es waren sofort Gegenanträge eingereicht, Gutachten beantragt worden. Mit Feuer eifer stürzte Peter sofort in die Arbeit, die wie eine Flut von allen Seiten über ihm zusammenbrach. Ein Jahr lang schaffte er unter den schwierigsten Verhältnissen. Der Ernst der Schreibmaschinenfabrikanten kämpfte gegen ihn mit allen Mitteln. Dann fiel der vorläufige Schiedsspruch. Der Richter verurteilte das Urteil, daß die Fabrik Bayer & Hillmer sofort ihre Pforten zu schließen habe, und zwar für so lange, bis die Gutachter entschieden hätten, ob die „Famos“ eine Nachahmung wäre oder nicht.

Peter saß im Privatbüro und las das Urteil und las es immer wieder. Bayer saß ihm gegenüber und starrte vor sich hin. Er hatte das Urteil nur flüchtig gelesen und beiseite gelegt. Das war schlimm, sehr schlimm; aber was ihn quälte war noch schlimmer. Ueber ein Jahr war Hilde, sein Trautchen, wie er sie nannte, verschwollen, und noch immer war keine Nachricht von ihr gekommen.

Peter überlegte noch, als ein Mensch in abgerissener, schäbiger Kleidung sich schen durch die Tür ins Zimmer drückte.

Mit einem Satz war der alte Bayer aufgesprungen, stand vor Bob Hillmer und packte

ihn an der Brust. „Du Hund, wo hast du dein Kind, was hast du aus Hilde gemacht?“

Bob Hillmer verzog das Gesicht zu einer Grimasse. „Ich weiß nicht, Sir, wo sie ist. Bei meiner Seligkeit! Ich weiß nichts von ihr. Bis New York fuhrten wir zusammen. Ein Schiff aus der Walfischbai hatte uns mitgenommen. Und zuletzt fuhrten wir mit der Bahn. Vor dem Bahnhof ließ sie mich stehen. Sie sagte, daß sie allein für sich sorgen würde. Das ist vor acht Monaten gewesen. Seitdem habe ich nichts von ihr gehört.“

Finstern blickte Peter auf den Bruder. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, Irene Perowne stürzte mit allen Anzeichen freudiger Erregung ins Zimmer. „Ich habe sie gefunden. Sie ist im St.-Vincent-Kinderasyl als Pflegerin. Der Pförtner hat ver-gessen, sie im Bezirk anzumelden. Sonst hätten wir sie längst gehabt.“

Peter stand auf. „Gott sei Dank! So wären wir wenigstens diese Sorge los. Ich will es sofort der Mutter telegraphieren.“

Dem alten Bayer liefen unaufhörlich die Tränen über das Gesicht. „Die Kleine ist da. Mein Trautchen ist wieder da. Sie soll nicht in St. Vincent bleiben. Ich hole sie.“

Er schritt langsam zur Tür. Bob räusperte sich. Da wandte Bayer sich um und machte die Tür weit auf. „Lauf, so schnell Ihr könnt, die Treppen hinunter. Sonst packe ich Euch am Kragen und werfe Euch hinab.“

Bob ging, ohne etwas zu erwidern, schnell hinaus. Als er draußen war, machte Bayer die Tür wieder zu. „So. Nun ist hier wieder eine Luft, die ein anständiger Mensch atmen kann.“

Er stand neben Peter und hielt den Arm um ihn. „Nicht den Kopf hängen lassen, mein Junge! Und jetzt gehe ich zu Mr. Cran-dall. Er wird uns wieder aufnehmen.“

„Ja,“ rief Miß Perowne, „und wir gehen mit. Peter zögerte noch. Irene Perowne nahm seine Hand und zog ihn zur Tür. „Er

wird nicht so schlimm über Euch urteilen, Peter. Ich verbürge mich dafür, daß Ihr nicht vergeßlich an seine Tür klopfet.“

Und Irene behielt recht. Mr. Crandall war durchaus nicht empört, wie Peter geglaubt hatte. Er streckte ihnen beide Hände entgegen und hielt sie fest und sagte: „Willkommen zu Hause!“

Doch dann fügte er hinzu: „Ist das wirklich notwendig gewesen, Peter Hillmer?“ Eine Weile blieb es still im Zimmer. Doch Mr. Crandall hielt es für angezeigt, zum Schluß zu kommen. „Ich habe Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Ihre Maschine „Famos“ ist eine Erfindung, die ich mit 200 000 Dollar ansehe. Ich kaufe Ihnen Ihre Fabrik gegen diese Summe ab. Die Hauptsache aber ist dieses: Wünschen Sie, daß ich Ihnen die Summe von 100 000 Dollar pro Mann auszahle, oder wollen Sie Anteile an den Werten von Crandall Brothers? In diesem Falle wäre ich bereit, Sie als vollberechtigte Teilhaber aufzunehmen.“ Peter und Bayer sahen ihn an, starr, ohne ein Wort herauszubringen. Mitinhaber von Crandall Brothers! Mitinhaber! Bayer fand zuerst die Sprache wieder. „Ich bitte Euch, mir meinen Anteil auszuzahlen, und sage Euch vielen Dank für alles Gute. Denn ich will nach Deutschland zurückkehren, und das Trautel soll mit mir gehen.“

„Wird sie denn mitkommen?“ Mr. Crandall wandte sich an Irene. „Bitte, Miß Perowne, holen Sie sie! Wir müssen sie selbst fragen.“ Vor der Tür wurden Mädchenschritte laut; zwei Stimmen flüsterten. Irene schob ein scheues, verweintes Mädel ins Zimmer, das unschlüssig zwischen den Männern stehen blieb und mit furchtsamen Blicken zu Peter hinüberschielte.

Der alte Bayer war aufgestanden; langsam ging er auf Hilde zu. „Will mein Trautel mit mir nach Deutschland kommen? Ich kaufe ein Häuschen, ein hübsches Häuschen mit einem Garten davor. Und mein Trautel soll darin mit mir wohnen.“

Niemand wunderte sich über die wunderliche Rede. Alle kannten den Plan des

Alten. Auch Mr. Crandall war durch Irene Perowne darüber aufgeklärt worden, daß der alte Bayer in Hilde sein Kind wiedergefunden zu haben glaubte. Hilde hing am Halse des alten Mannes. „Ja, ich will mit Euch gehen. Und eine gute Tochter will ich Euch werden.“

„Wenn Ihr erlaubt, Sir,“ sagte der alte Bayer und hielt sein Mädelchen fest im Arm, als ob er sie nie wieder loslassen wolle, „wenn Ihr erlaubt, gehen wir beide jetzt, das Trautel und ich. Denn es gibt noch manches zu richten. Mit dem Nachtzuge wollen wir nach Chicago fahren zu den Eltern. Ich denke wohl, daß sie sie mir geben werden. Und dann fahren wir nach Deutschland.“

Mr. Crandall riß einen Scheck aus seinem Block und schrieb eine Anweisung auf 100 000 Dollar aus. „Da, alter Freund, habt Ihr Euer Geld. Bevor Ihr fahrt, sehen wir uns noch. Auf Wiedersehen!“

Er drückte beiden die Hände und sah ihnen nach, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatten. Dann wandte er sich an Peter. „So, Mister, und nun zu Euch. Ihr seid mir noch eine Antwort schuldig. Oder lohnt es sich nicht, dem alten Crandall zu antworten, wenn er jemand die Compagnieschaft anbietet? Das Angebot ist bis heute noch niemand gemacht worden.“

Peter stand auf, hielt sich an seinem Stuhle; er zitterte am ganzen Körper. Jetzt erst begriff er alles in seiner ganzen Tragweite. Taumelnd machte er einige Schritte auf Mr. Crandall zu.

„Sir! Ist — das — wahr? Wirklich wahr?“

Mr. Crandall nickte, dann drückte er ihn neben sich in das Sofa. „So, mein Sohn, hier bleibst du sitzen.“ Er stand auf und trat zu Irene.

Mr. Crandall nahm sie an der Hand und führte sie zu Peter. „Hier, mein Sohn, ist jemand; bei dem magst du dich bedanken. Sie hat für dich gesprochen und deine Partei genommen vom ersten Tage an, da du zu uns kamst. Sie ist immer auf deiner Seite gewesen.“

Peter stand vor Irene, hob die Arme und legte sie auf ihre Schultern. Und blickte ihr in die Augen. „Irene, Reni, du?“ Zwei Arme legten sich um ihn. Zwei Menschen hatten sich gefunden.



Hans Buddensieck, der Meister der Lüfte

Freunde,

Seht seid ihr sicher schon gespannt, wie meine neue Geschichte „Hans Buddensieck, der Meister der Lüfte“ ist. Alles will ich nicht verraten, aber ein wenig will ich von Hans erzählen.

Er ist der Sohn eines Bergmanns, in dem schon früh der Drang nach Abenteuern wach ist. Er wandert hinaus in die Welt, mit seinem Freunde, und findet den „goldenen Herrgott“. Der bringt ihm Glück, so daß er bald seinen Sehnsuchtstraum erfüllen und Flieger werden kann. Bis zum Nordpol dringt er vor; der berühmteste Flugzeugführer wird er im ganzen Land.

Die Erzählung ist wundervoll und spannend. Ihr werdet mit Lesen nicht aufhören können.

Fridolin.

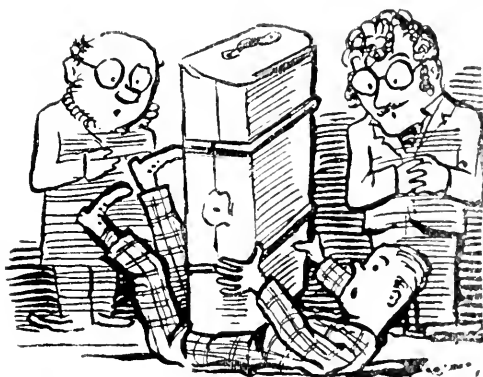
Ein Brief von Onkel Otto

An Bord, Ende Dezember.

Lieber Fridolin,

Leider habe ich Dir zu Weihnachten nicht schreiben können, da ich, wie alle anderen Teilnehmer unserer Fahrt, viele Tage seetrant war. Im Winter ist auch der Meeressgott schlechter Laune und läßt die Wellen peitschen, daß sie wütend hochgehen. Im Atlantischen Ozean war es schlimm. Am schlimmsten aber in der gefährdeten Ecke des Golfs von Biscaya, den wir alle verwünschten. Benjamin Pampe glaubte, ein neues Mittel gegen Seetrantheit gefunden zu haben. Er hatte sich seinen Koffer auf den Bauch gestellt, damit dieser nicht rumoren konnte. Prof. Pechmann war aber aus Versehen so heftig dagegen gelaufen, daß der Koffer umstürzte und im Sturz ein ganzes Eßgeschirr und eine Lampe mit sich riß, die in tausend Stücke gingen. Man hat ihm sofort die Rechnung überreicht, die er bezahlen mußte. Reizend sind einige unserer Fahrtgenossen, die wir nach überstandener Seetrantheit im

Mitteländischen Meer kennen lernten. Erstens ein indischer Degen schluder, der in Europa in Theatern und im Zirkus aufgetreten ist, und nun nach Bombay zurückfährt. Er hat uns seine Kunststücke vorgeführt; sie waren fabelhaft. Dann eine allerliebste kleine Afrikanerin aus Abessinien, die Taihutulopu, auf deutsch das Antilöpschen, heißt, und grade so flink und behende, wie ihre dicke Mutter, die wir das Nilpferdchen taufen, unbeweglich ist. Das Antilöpschen verkürzt uns die Zeit, die uns sonst sehr lang werden würde, weil wir fortwährend an die Unglücksbrüder Laatsch und Bommel denken müßten, deren Befreiung aus chinesischen Räuberhänden unserer großen Reise einziges Ziel ist. Wir spielen mit Antilöpschen Wu-Pu, das



Benjamin Pampe stellte sich zum Erstaunen der andern seinen Koffer auf den Bauch.

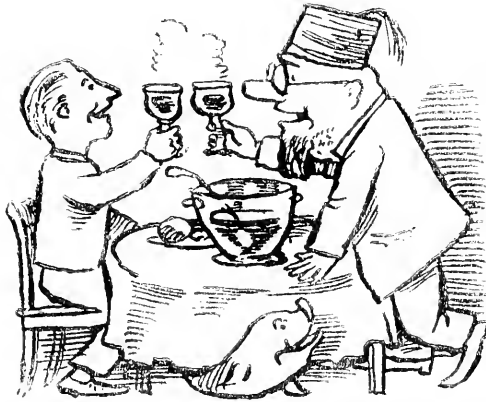
nene Fridolinsspiel, und entdeckten bei ihr, die erst neun Jahre alt ist, eine große Begabung für Brettspiele. Das kommt wohl daher, daß der Orient die Heimat des Schachspiels ist, das dort Männlein und Weiblein von Jugend auf spielen. Kein Wunder, daß das sehr viel leichtere, lustige Wu-Pu erst recht auch der Jugend gefällt. Der dritte, von dem ich Dir erzählen muß, ist der Kapitän des Schiffes, der ein prächtiger alter Herr ist, aber, glaube ich, das Blaue vom Himmel herunter läßt. Natürlich nur, um aufzuschneiden und seine Erlebnisse interessanter zu machen, von denen er bei Tisch alle Tage erzählt. Vom Degen schluder, vom Antilöpschen und vom Lügenkapitän das nächste Mal mehr.

Dein

Otto.

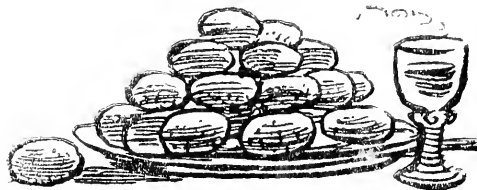
Silvester!

Prosit Neujahr! Freunde, diese Worte ergeben sich, wenn ihr die Buchstaben richtig zusammensetzt, die auf der Titelseite aus meinem fliegenden Delfin zur Erde herniederflattern. Ich wollte euch mal eine Probe meines neuen Buchstabenspiels geben, das ich euch unter dem Namen „Meine Worte — Deine Worte“ kürzlich vorgestellt habe, und bei dem es gleichfalls darauf ankommt, aus Buchstaben, die vom



„Prosit Neujahr, lieber Fridolin!“

Schoße eines Mitspielers auf den Tisch flattern, Wörter zu bilden. An langen Winterabenden, namentlich Sonntags, ist dies das schönste Gesellschaftsspiel, und aufregend ist es, wenn einer dem andern ein Wort durch Vergrößern wegnimmt! Wenn also beispielsweise aus einem „Schlei“ durch Hinzufügen eines zweiten „l“ und eines „a“ ein „Achilles“ wird. Oder wenn aus „Wintersport“ „Wintersport“ entsteht, aus einem „Was ist das?“ das schöne „Amsterdamm!“ Selbst, daß dieses Spiel, das in England und Amerika fast jedes Kind kennt, erst durch mich in Deutschland bekannt gemacht



Das Ende des alten, der Anfang des neuen Jahres.

wird. In jenen Ländern spielen es alt und jung durcheinander und erfreuen sich gemeinsam daran.

Doch ich wollte etwas zum Jahreswechsel sagen. Wie wird das neue Jahr wohl werden? Als großes

?

steht es vor uns, aber ich sage mir: Schlechter, als das vorige, das nun mit Recht zum Hades wandert, kann es nicht ausfallen. Himmel, stellt euch vor, wohin es geführt hätte, wenn der Nullenwahnsinn weitergegangen wäre, und ihr bald mit Quadrillionen hätten rechnen müssen. Wenn ihr euren Eltern aufschreiben müßtet: Ausgegeben für ein Diarium

130 000 000 000 000 000 000 000 Mark, und wenn ihr viele solcher Bandwurmzahlen etwa addieren müßtet! Nein, da ist's ein Segen, daß die Welt so „markerschütternd“ nach anderer Währung geschrieben hat, daß nun die Rentenmark mit ganz bescheidenen Ziffern zum Vorschein gekommen ist.

Möge dieser Fortschritt nur ein Anfang sein, und im Schoße des neuen Jahres noch sonst viel Gutes emporblühen! Mein Wunsch für euch alle geht dahin, daß ihr bald wieder ohne Gewissensbisse zum Frühstück oder Abendbrot ein Ei essen könnt und ein schönes Stück Schinken oder Wurst und Käse. Daß alle diese Genüsse bald wieder unsere gewohnte Speise werden mögen, die wir nicht, wie Fernes, erst herbeisehen müssen, darauf, Freunde, Prosit Neujahr!

Euer Fridolin.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde,

einigen Neugierigen kann ich mitteilen, daß ich bereits eine ganze Menge Lösungen von meinem Preisrätsel „Das verrückte Gedicht“ bekommen habe. Wer mir seine Lösung noch nicht gesandt hat, muß sich beeilen. Noch sind zehn Tage Zeit.

Dann noch eine wichtige Angelegenheit. „Admiral Bobb“ ist im Verlag Ullstein, Berlin, als Buch erschienen. Fridolin.

Rätsel-Ecke

Gilbenrätzel.

Aus den Eilben:

e — em — fan — in — li — ly — mi — rie
 — sel — tan — te — te — um — wil — ze
 sind 6 Wörter zu bilden, deren End- und Anfangsbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Verwandte, 2. männlichen Vornamen, 3. Tragtier, 4. Heeresabteilung, 5. Lehranstalt, 6. weiblichen Vornamen.

*

Welches Wort enthält sich selbst zweimal?

Fridolins Lachkabinett

Aus Mannes Aufhak.

Die Turnhalle.

Wenn man unsere Turnhalle betritt, fällt einem zuerst das Red ins Auge.



„Du, Paule hat Brügel gestriegt!“

„Wofür denn?“

„Vor der ganzen Klasse.“

„Ne, id' meine, worüber?“

„Na, über'n Rücken.“

„Ach, Quatich, was er getan hat?“

„Geschrien hat er.“

*

Gäzerfrage.

Mit welchem Ball läßt sich nicht spielen?

(Mit dem Sonnenball.)

Welche Mühle wird ohne Wasser und Wind angetrieben?

(Die Raftemühle.)

In welchem der beiden Wörter steht der größere Fehler, in Propp oder Fisen?

Gleichung.

Beim Militär bin ich bekannt
Und werd' ein Dichter auch genannt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 6.

Gilbenrätzel.

Ein Fleißiger findet immer zu thun.

1. Edison, 2. Imperator, 3. Rantes, 4. Falbe, 5. Leiter, 6. Emil, 7. Idiot, 8. Swin-
münde, 9. Zylinder, 10. Jäbten, 11. Gerber
12. Ehrenbreitstein, 13. Rabatt, 14. Fern-
sprecher, 15. Irene, 16. Norden, 17. Davos,
18. Erker, 19. Tomate, 20. Immergrün,
21. Walta, 22. Museum, 23. Eßendi, 24. Rat-
haus, 25. Zigeuner, 26. Ufe, 27. Turbau,
28. Untergrundbahn, 29. Norwegen.

Seltjam: Gløden, Ton, Glødentou.



Zwei Jungen gehen über eine Brücke. Möglicly fällt der eine ins Wasser, und der andere fängt an, furchtbar zu schreien. Der verunglückte Junge wird gerettet; da tritt ein Herr auf den Schreienden zu und sagt:

„Warum schreiest du denn so? Dein Bruder ist ja gerettet.“ — — —

„Na, dann ist es gut. Er schuldet mir nämlich noch 20 Milliarden.“

✱

„Bapa, das Thermometer ist gefallen.“

„So, wie tief denn?“ — — „Drei Meter aus dem Fenster, und dann war es kaputt.“

Ein Droßkentuſcher will ſich ein paar Stiefel kaufen. „Welche Nummer haben Sie?“ fragte das Fräulein. „4748“ lautete die Antwort.

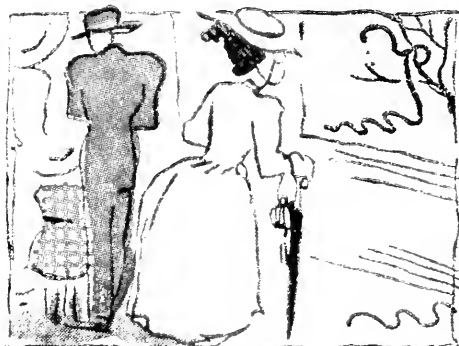
✱



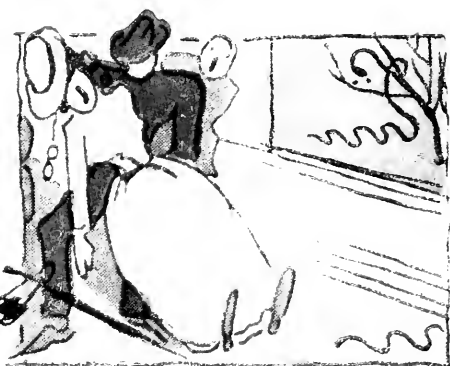
Ein Druckfehler.

Die Feldherren setzten sich an das Wachfeuer und brieten den Schlachtplan.

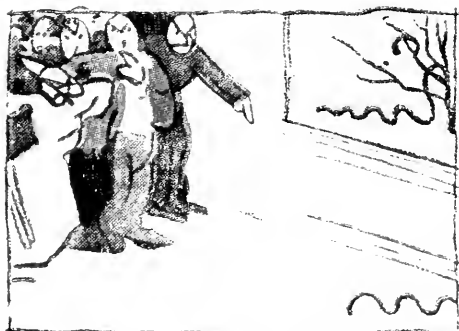
Die falsche Schlange



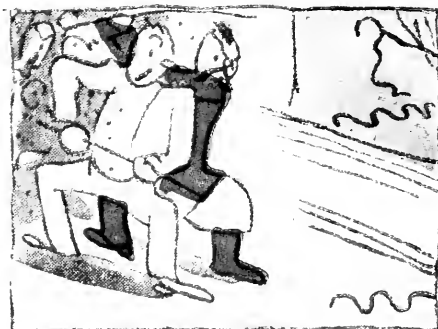
Was auf dem Meergrund triecht herum,
Das sieht man im Aquarium.
Beim Anblick solcherlei Reptiles
Da lernen selbst Erwach's'ne vieles.



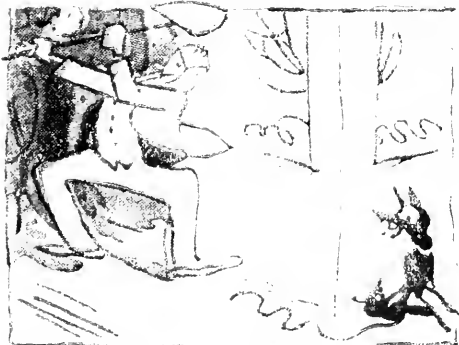
Doch weh, wenn eine von den Schlangen
Sich jäh befreit, die da gefangen.
Die Dame fällt in Ohnmacht prompt,
Der Kavaliere zu Hilfe kommt.



Das Publikum, zurückgedrängt,
Sieht, was sich da am Boden schlängelt.
Sieh's mit Entsetzen und Erblassen,
Und niemand weiß, was tun, was lassen.



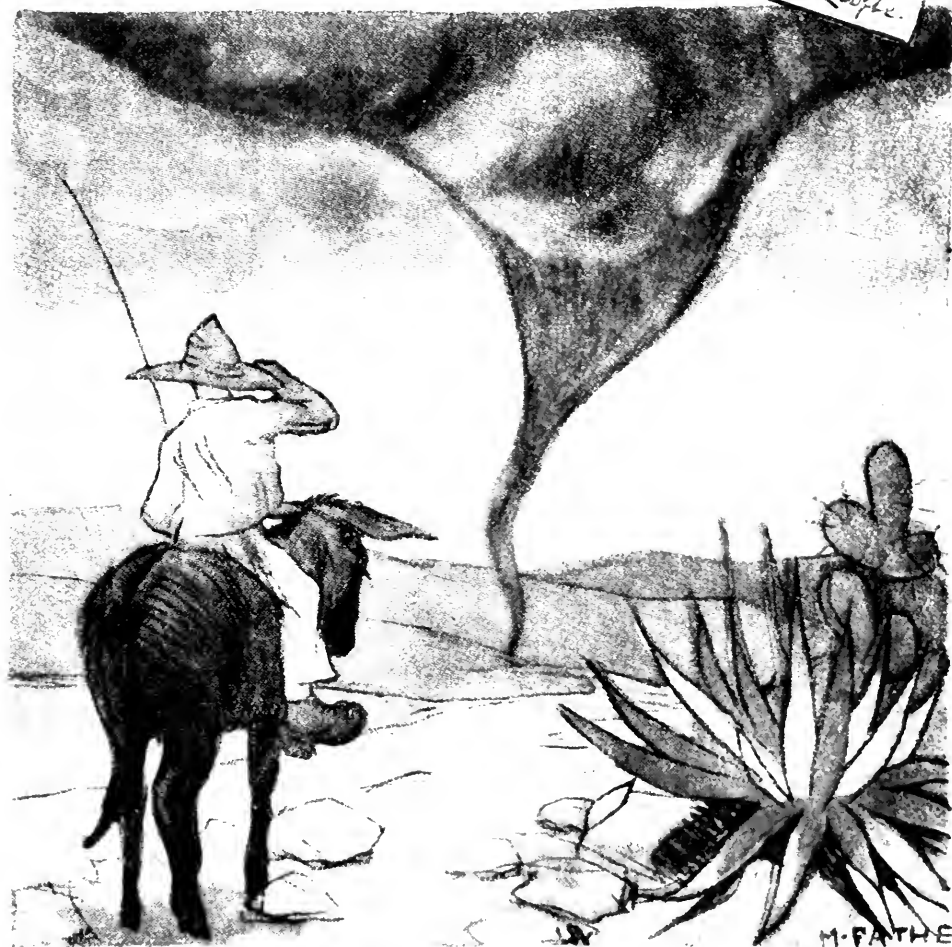
Bis sich zwei Heiden, küßeweiß,
Löstöfen aus der Männer Kreis.
Mit Haden und mit Eisenstippen,
So geht's dem Untier an die Rippen.



Gefannt guckt, weil es ihm zu dumm.
Flücht um: die Säuerede rum
Und sieht die schlottenden Gebete
Beim Anblick seiner Sandeleine.



Sie war's, die alle so erschreckte
Und sich am Boden harmlos streckte,
Wo man geglaubt, die Schlange traud'!
Das Publikum hält sich den Bauch.



Eine Luftkugel, die mit rasender Geschwindigkeit durch das Land braust und alles zerstört, was sich ihr in den Weg stellt. (Zu dem Artikel: „Luft- und Wasserhosen.“)

Luft- und Wasserhosen

Von Dr. Georg Körbich.

Sowohl, auch solche Hosen gibt es. Allerdings tömt ihr sie nicht zerreißen. — Ihr wißt doch, wo immer wir auch auf der Erde stehen mögen, auf dem höchsten Gipfel der Berge, im tiefst erbohrten Erdbacht: überall sind wir in das unsichtbare Gas- und Dampfmeer eingeschlossen, das wir Luft nennen, und ohne das es kein Leben auf Erden gäbe. Fische auf dem Grunde dieses mehr als 300 000 Meter tiefen Luftmeeres sind wir gleichsam, und wie für gewöhnlich die Fische im irdischen Salzmeer von den haushohen Wogen nichts merken, so kommt uns gar nicht zur Empfindung, wie bewegt der Luftozean, in dem wir leben, zu jeder Stunde ist. Wir fühlen auch nicht, mit welcher Schwere diese hohen Luftmassen überall auf uns lasten, und doch trägt jeder von uns, das kann man durch Versuche nachsicher erweisen, ständig das ungeheure Gewicht von 12—14 000 Kilogramm Luft. Wir fühlen diesen „Luftdruck“ nicht, weil er gleichmäßig von allen Seiten her, von oben, von unten, von rechts und links auf uns wirkt, und weil die Luft im Innern unseres Körpers den gleichen Druck nach außen übt. Wollt ihr euch einmal davon überzeugen, was Luftdruck ist, so braucht ihr nur aus einer

kleinen Glasflasche die Luft möglichst herauszusaugen und dann mit der Zunge die Flaschenöffnung zu schließen. Ihr werdet sofort merken, wie eure Zunge in die Flasche hineingezogen oder richtiger hineingedrückt wird infolge des Luftdrucks von außen und des nunmehr fehlenden Gegendrucks im Innern der Flasche. Das kann sogar recht schmerzhaft werden, und wenn wir die Flasche dann wieder von der Zunge, an der sie festhaftet, reißen, gibt's einen kleinen Knack: hörbar strömt die Luft wieder in die luftleer gemachte Flasche.

Ich glaube, es wird auch bekannt sein, daß die Luft durch Wärme, wie man sagt, „aufgelockert“ und darum leichter wird. Diese erwärmte, leichte Luft steigt deshalb in die Höhe, was ihr schnell in jedem Zimmer feststellen könnt. Kalte Luft lastet stärker auf allem; mit anderen Worten, der Luftdruck ist an kalten Stellen größer. Die wissenschaftliche Wetterkunde, die „Meteorologie“, bezeichnet diese Verschiedenheiten des Luftdrucks als „Minimum“ (minderer Luftdruck) und „Maximum“ (höherer Luftdruck) und hat zugleich ein dabei in Erscheinung tretendes, allgemeingültiges Gesetz erkannt: die Luft



Die verheerende Wirkung einer Luftbose (Tornado).

Häuser werden abgedeckt, manchmal sogar in die Luft gewirbelt, Bäume entwurzelt und alles verwüstet.



Wie Wasserhosen aussehen.

Die mit rasender Geschwindigkeit vorwärtsbrausenden Wassersäulen werden sogar großen Schiffen gefährlich.

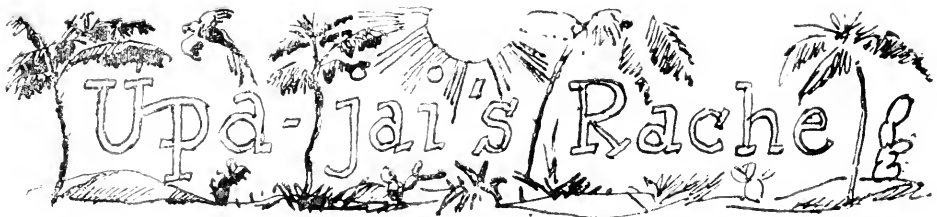
strömt immer von Gebieten hohen Drucks nach jenen niedrigen Drucks hin, was ja ohne weiteres erklärlich ist, weil ein Maximum ein Uebermaß von Luftdruck, ein Minimum aber einen Mangel davon darstellt. Der niederländische Physiker und Meteorologe Buys-Balloz (sprich: bus-ballo) hat dazu noch gefunden, daß bei solchem Abfließen der Luft infolge der ständigen Drehung unseres Erdballes der Luftstrom auf der nördlichen Halbkugel etwas nach rechts, auf der südlichen aber entsprechend nach links abgelenkt wird. Stellt ihr euch also bei uns so auf, daß ihr dem herrschenden Winde den Rücken zuehrt, so könnt ihr mir aller Sicherheit prophezeien: „Links von mir und etwas nach vorn liegt ein barometrisches Maximum, hinter mir aber und etwas nach rechts ein barometrisches Minimum.“ Nicht wie ein Fluß jedoch in seinem Bette, in geradem oder geschlängeltem Lauf, strömt die Luft, vom Maximum zum Minimum hin, sondern die ständige Drehung der Erdfugel bewirkt es, daß dieses Strömen in Kurven, Spiralen, in Wirbeln geschieht. Ist der Luftdruckunterschied sehr beträchtlich, wie das



Eine Luft hose oder ein Wirbelwind im kleinen, wie man sie so oft sieht.

unter heißen Himmelsstrichen und auch in einigen Gebieten Nordamerikas und anderswo infolge der sehr schwankenden Tagestemperaturen häufig der Fall ist, so kann der Wirbelwind, oft nur einige hundert Meter breit, zum verheerendsten Wirbelsturm („Zyklon“, griechisch) anschwellen, der mit der rasenden Geschwindigkeit von 50 Meter in der Sekunde dahinbraust. Solche Wirbelstürme sind die berühmten „Hurrikane“ (von dem Indianerworte „hurakan“, d. h. Sturm) im Gebiet der westindischen Antillen-Inseln; in den südostasiatischen Meeren nennt man sie „Taifune“ (chinesisch tai-feng, großer Wind). Die gefährlichsten aller Wirbelstürme sind aber die „Tornados“ (vom spanischen „tornar“, brechen), die zumal östlich vom Felsengebirge in den amerikanischen Staaten Kansas, Missouri und Iowa infolge der hier jäh wechselnden Temperaturunterschiede in der wärmeren Jahreszeit ziemlich häufig auftreten. Anfänglich droht vom Himmel nur eine kleine, dunkle

Wolke. Mit einem Male senkt sie sich trichterförmig herab, zieht sich zu einem Schlauch aus, dem „Elefantenrüssel“, wie der Amerikaner vergleicht, nähert sich mehr und mehr dem Erdboden und saugt nun mit unwiderstehlicher Gewalt alles in ihren Wirbeltrichter hinein: Bäume werden entwurzelt, Menschen und Tiere gepackt, ja ganze Häuser emporgerissen und mit fortgewirbelt. Solche Tornados im kleinen sind auch die „Windhosen“ und „Wetterssäulen“, die wir nicht selten auch bei uns beobachten können, und die manchmal großen Feuersbrünsten, Waldbränden und dergleichen ihre Entstehung verdanken. Hierbei strömt die Luft von allen Seiten herbei, kreist um den Mittelpunkt in Spiralen und steigt, sich nach oben hin zum Trichter verbreiternd und Sand und Blätter aufsaugend, mit Ungeheuerem empor. Kommt die meist rasch davonwandernde Windhose mit einer Wasserfläche in Berührung, so saugt sie das Wasser empor und wird zur seltsam geformten „Wasserhose“.



Eine lustige Elefanten Geschichte von Hans Hyan

„Sei gegrüßt, o König der Tiere! Du Perle Indiens! Auserwählter der Götter!“ Der bucklige Wärter in der Menagerie Kassaplanta dienernd andauernd vor den letzten der Zwergesanten in der Stallreihe, die hinter dem großen Leinwandzelt lag. „Willst du die Gnade haben, den Dicktopf in diesen Eimer zu tauchen, du Scheusal, du alter Halunke, Warzenschwein aus den Schluchten des Himalaja?!“

Die Elefanten, im ganzen fünf, standen etwa im zehnten Jahre und wurden wegen ihrer noch geringen Größe „Zwergesanten“ genannt. Sie waren am linken Hinterbein gefesselt. Standen mit dem Kopf der Stallgasse zugewendet. Diese Dickhäuter wollten sehen, was um sie her vorgeht; würde man sie, den Pferden gleich, mit dem Kopf nach der Kasse zu anketten, sie würden alles kurz und klein brechen. Denn die Kraft auch nur eines mittleren Elefanten ist so gewaltig, daß ihn selbst die stärksten Ketten auf die

Dauer nicht halten können. So stehen sie in ihrer Box und schaukeln, weil sie fühlen, daß sie sich bewegen müssen, abwechselnd je ein Vorderbein und ein Hinterbein hebend, wie Boote im Wellengang; der Rüssel pendelt dabei hin und her. Sie sind immer wachen Sinnes, es entgeht ihrer Aufmerksamkeit nicht das Kleinste, und wenn etwas ihren Anmut oder ihre Lust erregt, so klatschen sie mit den großen Tellerohren, machen „Arrump! Arrump!“, oder sie stoßen jenen schrillen Trompetenton aus, der den Elefantenjäger im Urwald im Jagdsieber erschauern läßt.

Upa-jai war der klügste von den fünf in der Menagerie. Er verstand jedes Wort, was der bucklige Wärter ihm sagte. Und die kleinen, blinkernden Augen des Tieres, das etwa die Höhe eines Zugschens hatte, wichen nicht um eine Linie von dem Wärter, der selber drüben in der Sonnenheimat des Tieres gelebt und die blumenreiche Sprache

der Bewohner Indiens sich angeeignet hatte. Dieser kleine Kerl, der sich Patric nannte und bei Dublin in Irland zu Hause war, war ein Spaßvogel, aber ein boshafter! Er hatte seine Lust daran, die Tiere in der Menagerie zu necken und zu ärgern. Und wenn ihn auch die Elefanten eigentlich nichts angingen, weil die Leoparden und Tiger drüben auf der anderen Stallseite seiner Obhut anvertraut waren, so versäumte er doch nie, vor dem letzten Elefanten, dem Upa-jai, stehen zu bleiben und ihn zu ärgern.

Upa-jai verstand alles. Er bewegte leise seine Zellerohren und ließ den Rüssel schaukeln, während Patric von neuem sich bis zur Erde verbiegend ihn heuchlerisch höhnte:

„Hat deine Gnade die Kohlrüben zertraten und in den Mist geschmissen, du Abgesandter des Himmels? Du Sonnenschein über den Blumenhügeln von Schiras?! Ja, du hattest die Gewogenheit, sie nicht zu fressen, weil Hilda-hoh, dein hochverehrter Nachbar, Zuckerrüben bekommen hat! Und warum gebe ich dir die Kohlrüben, die für deinen dicken Bauch noch viel zu schade sind, du schmieriges Vorsteuervieh, du Esel von einem Elefanten, warum gebe ich dir nicht auch die süßen, wohlschmeckenden Zuckerrüben, du Hundesohn, du Ausfäfiger?!“

Upa-jai trompetete auch einmal, seinen Gleichmut verließend, laut los. Der Irländer sprang rückwärts, und der Tierbändiger Herrmann, der gerade mit dem Clown Glio-Glio im Gang zur Manege stand, meinte:

„Wissen Sie, Patric, Sie werden eines Tages die But Upa-jais zu fühlen bekommen! Die Elefanten vergessen nie, was man ihnen antut, Gutes wie Böses . . . sie rächen sich stets, ebenso wie sie auch unerhört dankbar sind!“

Der bucklige Irländer lief lachend davon. Was sollte ihm der dumme Elefant wohl anhaben? . . . Er begriff, obwohl er ein Jahrzehnt lang mit den Tieren umging, ihre so einfache und freundliche Seele niemals.

* * *

Am Nachmittag bei der ersten Vorstellung streifte das Bumaweibchen, das gerade Junge hatte und nicht von ihnen fort aus



Patric konnte es nicht unterlassen, Upa-jai zu necken.



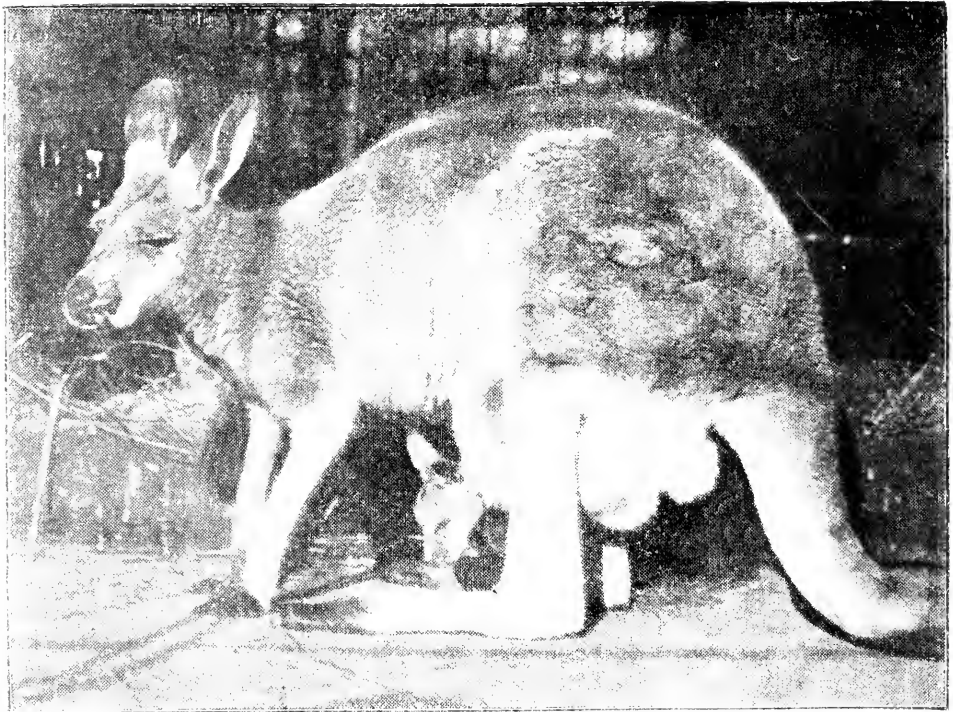
Wie eine furchtbare Keule hatte des Elefanten Rüssel den kleinen Irländer getroffen, der in mächtigem Bogen durch die Luft, gerade in den Stalleimer flog.

dem Käfig wollte. Und Patric, der ganz hinten links in der Wärterkammer mit einem Kollegen Sechshundsechzig spielte, der mußte auf den großen Pfiff des Wändigers laufen, was er konnte. Er kam im Galopp die Stallgasse entlang, er hatte nicht aufgepaßt und wußte: Merrimann verstand darin keinen Spaß! Die Tiere mußten bereit sein zur Vorstellung, sonst gab's ein Donnerwetter! Das ließ ihn, der sonst nie verzahkümmte, um den Stand des fünften Elefanten einen respektvollen Bogen zu machen, Upa-jai in diesem Augenblick ganz vergessen.

Upa-jai aber hatte seinen Feind kommen sehen. Er stand lauernd und hielt seinen Rüssel bereit, wie ein Fechter seine Stiehwaffe. . . . Da, jetzt war Patric mit seinen klappernden Pantoffeln heran! Im allerletzten Augenblick fiel ihm der Elefant ein: er variierte, wollte links weg . . . zu spät! Der Rüssel des Elefanten, eine furchtbare Reule, traf ihn an den Schädel, daß er vorwärts

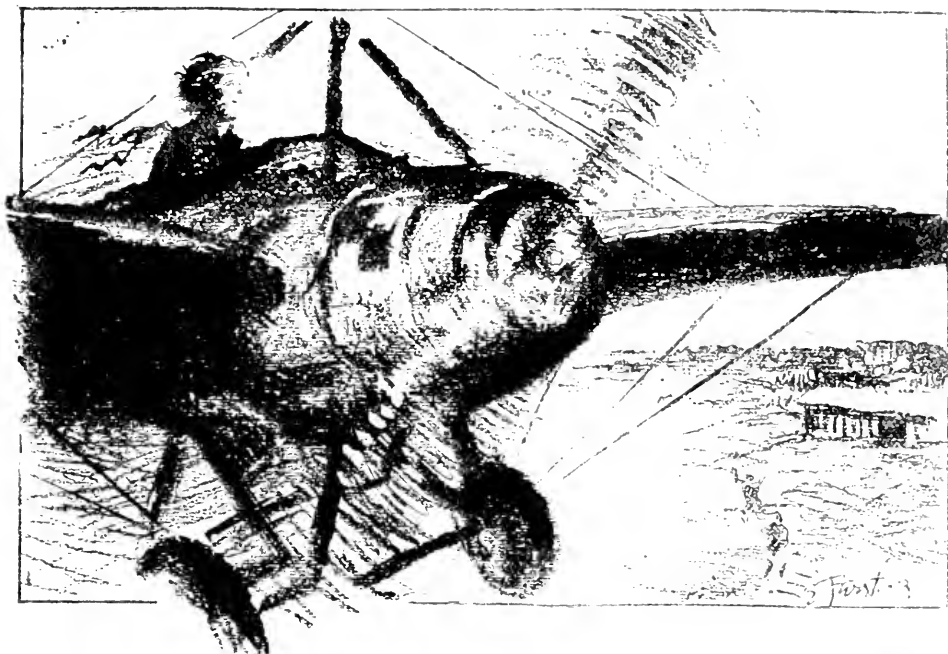
flog, mit dem Kopf in den Stalleimer hinein, wobei seine Beine einen Moment fast senkrecht in der Luft standen. Aber der Elefant, nicht faul, gab ihm noch eins auf die Schwergewichtsseite! Und nun schlug Patric ein regelrechtes Rad, dabei traf er die Stallwand mit den Füßen, und die Rüben, die oben auf dem Bord lagen, die herrlichen Ruderriiben, die er Upa-jai vorenthalten hatte, kullerten herab, gerade vor des Elefanten Füße, der sie mit triumphierendem Trompetenstoß in Empfang nahm, sie sofort allein trat und mit dem Rüssel in den Schlund stopfte. Patric lag wie tot am Boden. Jetzt kam der Kollege aus der Wärterkammer und hob den langsam sich Erholenden auf. Auch Merrimann eilte herzu und sagte ärgerlich:

„Natürlich! Ich hab's ihm vorausgesagt: ein Elefant kennt die Stunde seiner Rache besser als ein Mensch! Uebrigens wird ihm das nicht schaden, der Schädel eines Irlandsers ist nicht so leicht kaputt zu kriegen.“



Eine Känguruhmama mit ihrem Jungen.

Bei den Beuteltieren verbringen die Jungen, die ganz winzig klein, nackt und blind bei der Geburt sind, ihre erste Lebenszeit in dem wärmenden Beutel der Mutter, in den sie Schutz suchend zurückkehren, auch wenn sie bereits „auf eigenen Füßen“ zu stehen gelernt haben.



Hans Buddensieck

der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Verisch.

Freunde, hiermit beginne ich die neue, lange Erzählung „Hans Buddensieck, der Meister der Lüfte“, von der ich euch schon berichtete. Hoffentlich gefällt sie euch.
Fridolin.

Der goldene Herrgott.

Hans Buddensiecks Heimat war ein larm- und stauberfülltes Hüttenwerk, wo er in ärmlichsten Verhältnissen aufwuchs. Als er fünfzehn Jahre alt war, schluckte auch ihn die große Arbeitsmaschine, in der sein Vater schon zwanzig Jahre am Ausstich des glühenden Hochofens stand und das feuerflüssige Roheisen aus der Ausstichöffnung wie aus einem großen Titanenfaß herausströmen ließ.

Hans kam zur Erzhalde, wo er die Eisenerze in kleine Wagen verladen und diese zum Schräganzug eines Hochofens schieben mußte. Sein treuer Freund Kurt Axelrad, der mit ihm zur Schule gegangen war, war auch in die Eisenhütte eingetreten, und der Zufall

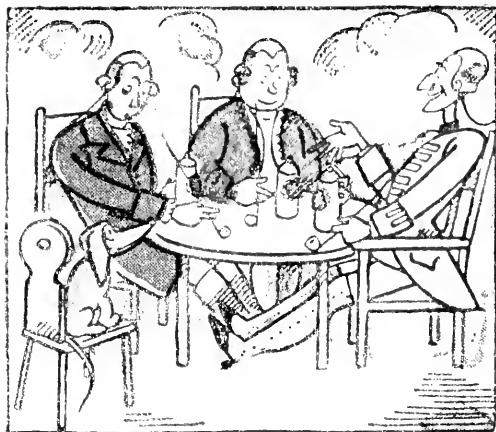
wollte es, daß sie die gleiche Arbeit verrichten mußten.

In der Vesperpause saßen die beiden oft zusammen auf dem braunen Schutt, und während sie mit vollen Backen ihr Schwarzbrot lauten, erlebten sie im Geist allerlei wundersame Geschichten und Abenteuer. Hansens stille Sehnsucht war es schon seit langem, einmal Flieger zu werden. Als höchstes Ziel schwebte ihm vor Augen, in propellerrauschendem Flugzeug Tausende von Metern über die Erde hinwegzufliegen und in die schimmernden Wolken zu tauchen.

Hans Buddensiecks Stimmung wäre vielleicht manchmal etwas trübselig geworden, wenn nicht Kurt Axelrad gewesen wäre, der hoch und heilig schwor, das Geld müsse ihm einmal zum Fenster hereinregnen, sei es nun durch Spekulation mit riesenhaften Mengen Kaffee oder Tabak, oder auch durch irgendeine

Die neuen Lügenabenteuer a

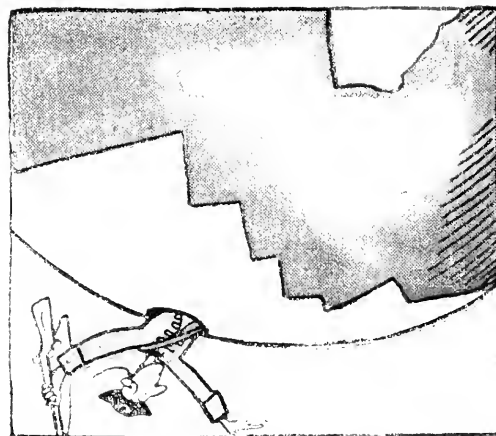
Münchhausen erzählt von



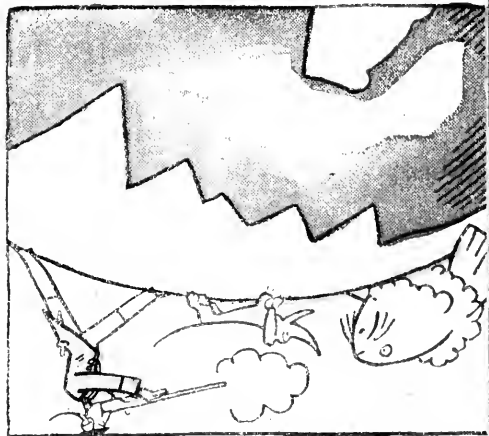
Sie wundern sich sicherlich, meine Herren, daß ich meinem Dachshund die Kugel verschnitten habe? Das ist nämlich deshalb, weil er herartig scharf im Graben ist, daß —



Nun, ich werde von vorn erzählen: Es ist noch gar nicht allzu lange her, da schickte ich ihn eines Tages auf den Dachs. Er gräbt und gräbt — und kommt nicht wieder.



Aber meine Furcht war unbegründet, denn allmählich wurde es immer kühler, schließlich sogar kalt, und ich kam zu meinem Erstaunen am Südpol, wieder ans Tageslicht.



Meine Verblüffung wuchs aber noch mehr, als ich meinen Dackel sehe, der einen mächtigen Seeflöwen verbeißt, der gleich darauf von mir mit Leichtigkeit erlegt war.

Baumwollfarm, die er zu ungeahnter Blüte bringen würde.

„Weißt du auch, daß bei uns der goldene Herrgott begraben ist?“ fragte er einmal Hans Buddensiefel, als sie gerade auf einem Rippwagen saßen und ihr Vesperbrot verzehrten.

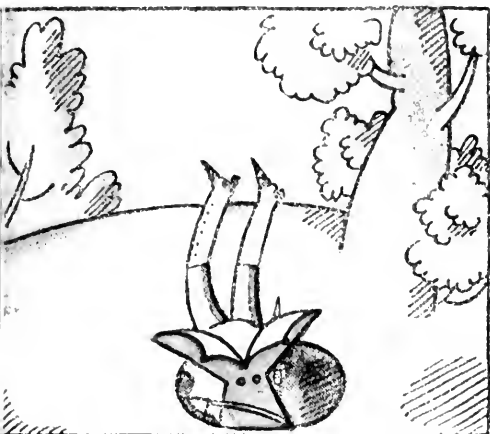
„Der goldene Herrgott?“

„Ja, der goldene Herrgott! Du weißt es nicht?“

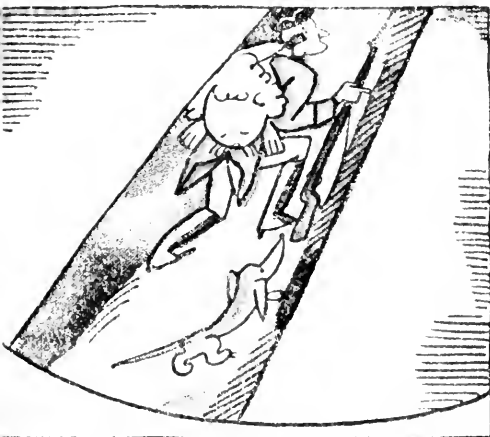
Kurt Axelrad blickte den Freund mit erstaunten Augen an. „Das ist eine wunderbare Geschichte!“ sprach er ernst. „Ziguner haben es vor Jahren verraten. Eine alte Zigmuerin soll eine Tafel gefunden haben, und auf der Tafel stand in fremden Buch-

Freiherrn v. Münchhausen

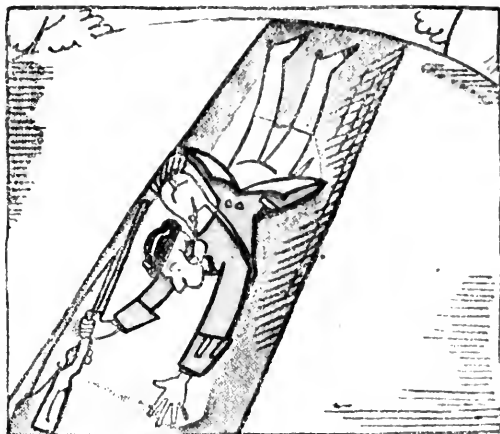
dem scharfen Dachshunde.



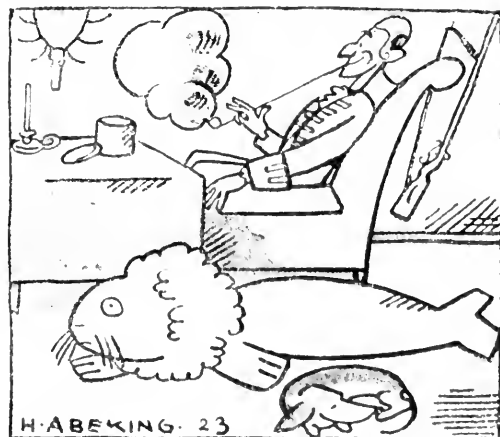
Ich warte eine halbe Stunde, ich warte eine Stunde, zwei . . . da wird mir aber, wie Sie sich wohl denken können, die Zeit zu lang. Ich ihm also mit einem kühnen Sprunge nach.



Jetzt allerdings wurde die Geschichte schwieriger, denn Sie können sich wohl denken, daß der Heimweg eine keineswegs leichte Arbeit war, und ich mußte wirklich schuften.



Das war ein Rutsch, meine Herren. Je mehr ich mich der Mitte des Erdballs näherte, desto heißer wurde es, und ich hatte wirklich Angst, daß meine Büchse plötzlich schmolz.



H. ABeking. 23

Ich habe es aber geschafft, und als Beweis der Wahrheit meiner Erzählung können Sie, meine Herren, noch heute bei mir in der Wohnung das Fell des Seelöwen bewundern."

staben, die wir nicht lesen können, daß in unserer Gegend der goldene Herrgott begraben ist."

"Aber wer hat ihn denn begraben?"

"Das weiß kein Mensch! Auch weiß niemand, wie er aussieht. Aber er wird eines schönen Tages von einem besonderen Glückskind gefunden werden."

Hans Buddensiefel war erstaunt und lächelte unglänzig. Er glaubte nicht recht an solche Märchen.

"Was meinst du, wenn wir ihn finden würden?!" sprach Rurt Axelrad mit einer gewissen Hochachtung und sah im Geiste schon wieder einen mächtigen Großhandelsheeren in sich.

Da rief die heisere Dampfspeise wieder zur Arbeit, und die beiden Freunde schoben die Erzwagen weiter über die wackeligen Kleinhahnschienen zum rauchenden Hochofen.

Als Hans seinen Wagen umgeklippt hatte, überkam ihn plötzlich das Gefühl, er müßte nach seinem Vater sehen, der dort gleich um die Ecke herum am Ausstich stand. Er konnte sich selbst nicht erklären, warum er mit einem Male auf diesen Gedanken kam, aber es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Er ging einige Schritte, bog um die Ecke und suchte unter den schweißbedeckten Menschen seinen Vater. Jetzt sah er ihn, wie er, nur mit einer dünnen, schmierenigen Hose bekleidet, gerade den Ausstich öffnete. Ein glühender, sprühender Feuerstrom ergoß sich in blindwütiger Vernichtungsgier in einen bereitstehenden Behälterwagen. Ein Feuerregen kieg auf, schwarzgelber Qualm brodelte, und in dieser Hölle sah Hans Buddensieck seinen Vater stehen.

Eine Weile blieb der Junge wie festgebannt, und ein dumpfes, unbekanntes Gefühl stieg in ihm hoch, für das er keine Erklärung fand.

In diesem Augenblick hatte Hans Buddensieck seinen Vater zum letzten Male gesehen.

In der darauffolgenden Nacht um 11½ Uhr geschah das Unglück. Aus unbekannten Ursachen brach der Feuerstrom aus und vernichtete in seiner fessellosen Wut drei Menschen, die gerade vorm Ausstich standen, darunter den alten Buddensieck.

Es gab eine große, feierliche Beerdigung, und dann kam die Not. Der Verdienst reichte nicht mehr aus für Mutter und Sohn, und als Frau Buddensieck Dienst im Hause eines Obergeringieurs annahm, beschloß Hans, auf sein fernes Ziel loszusteuern und die Heimat zu verlassen. Zu seiner Mutter sprach er vorerst nichts von diesem Plan, aber Kurt Agelrad enthüllte er es, und dieser sah sofort Gold und Reichtum und versprach dem Freund, mit ihm zu ziehen und seinen Eltern einfach davonzulaufen.

In einem Sommerabend draußen im nahen Wald besprachen sie den Plan. Jeder wollte einen Brief zurücklassen, worin stehen sollte, daß sie die Heimat verließen, um draußen ihr Glück zu finden. Mit dem festen Vorsatz, bald aufzubrechen, schieden sie an diesem Abend!

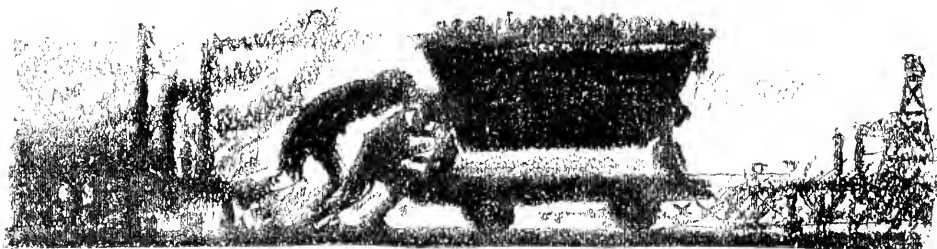
Als Hans Buddensieck im Bett lag, flog er in Gedanken in die reinen, weißen Wolken, sah sich mit Brille und Sturzhaut am Steuer sitzen, und bei dieser Vorstellung kam eine große Glückseligkeit über ihn. Kurt Agelrad aber wühlte seinen Phantasiekopf in die Kissen und jubelte: „Der goldene Herrgott! Der goldene Herrgott!“

Ein seltsamer Fund.

In einer der darauffolgenden Nächte schnürte Hans Buddensieck sein Bündel. Den Brief an seine Mutter legte er auf den Tisch und schickte sich an, leise auf den Zehenspitzen das Haus zu verlassen. Als er so reisefertig mitten im kleinen Dachkammerlein stand und sich ein letztes Mal umschaute, wollte es ihn schwer ums Herz werden. Ueber seinem Bett hing ein alter Spruch: „Gott schütze dich!“ An diese drei Worte wollte er sich klammern. Das Bild seines Vaters tauchte vor ihm auf, und er sah ihn schweißbedeckt mit nacktem Oberkörper im Qualm- und Feuerschein des Hochofens stehen. Nun lag er draußen unter der Erde.

Hans Buddensieck schluckte mit Gewalt sein Weh hinunter und schlich sich in der Dunkelheit tastend über die Holzstiege. Unten vor der Zimmertür blieb er hochatmend stehen und lauschte in die Finsternis, die ihn umgab. Hinter dieser Tür schlief seine Mutter und hatte keine Ahnung, daß er hier nächtlichen Abschied nahm. Er legte den Kopf nahe ans Schlüßelloch, als wollte er auf ihre Atemzüge hören.

Dann überwand er auch diesen schwersten Augenblick und ging hinaus ins Freie, wo ihn die helle Mondnacht umfing. Noch einmal wandte er sich um und lauschte. Ihm war, als



ob seine Mutter ihn gerufen hätte; aber das war wohl nur Einbildung.

Auf der Straße setzte er sich in flotten Marsch, und ohne sich noch einmal umzusehen, lenkte er seine Schritte dem nahen Walde zu. Gerade schlug die Turmuhr die elfte Stunde, und das war die Zeit, wo er sich mit dem Freund am Rand des Gehölzes treffen wollte. Als er an die Stelle kam, saß auch Kurt Agelrad, ein Ränzlein auf dem Rücken, schon auf einem umgestürzten Baumstamm und piff ein lustiges Liedlein. Ihm schien der Abschied leichter gefallen zu sein. —

Durch tiefen Buchenwald führte die Straße über den Berg und von da aus in die Ebene. Bald wurde die Straße steiler, und als die beiden etwa eine Stunde gegangen waren, kam doch allmählich die Müdigkeit über sie, und so wurde ihr Marsch nun immer langsamer, und im Gehen fielen ihnen fast die Augen zu.

„Ich bin so müde!“ sprach Kurt Agelrad und blieb eine Weile stehen.

Hans Buddensied hatte einen Gedanken. „Vielleicht können wir in der Kugelhöhle übernachten und dann am frühen Morgen weitermarschieren!“

Kurt war es zufrieden, und sie stiegen langsam weiter, bis sie auf den Gipfel des Berges kamen, wo irgendwo im Dickicht die Kugelhöhle lag.

Bald gähnte vor ihnen eine riesige, verwitterte Felsenschlucht. Im Innern hörte man das Geräusch von tropfendem Wasser, das langsam durch Moose und Flechten hindurchsickerte.

Sie drangen ins Innere der mächtigen Höhle vor und kamen, sich im Dunkeln langsam weitertastend, in einen kleinen, trockenen Höhlenraum, in dem feiner Sand auf dem Boden lag.

„Hier wollen wir ausruhen und schlafen!“ sprach Kurt Agelrad, warf seinen Ranzgen auf die Erde und breitete die kleine Decke aus, die er mitgenommen hatte. Hans folgte seinem Beispiel, und bald lagen sie eng aneinandergeschmiegt in dem kahlen Felsenraum und streckten behaglich die müden Glieder aus.

Plötzlich schreckte Hans Buddensied auf. Ihm war, als habe jemand etwas gerufen. Ein wenig ängstlich blickte er sich um und sah einen engen Felspsalt. Dabei empfand er plötzlich einen seltsamen Drang, dort einmal näher nachzusehen und das ganze Höhleninnere mit Gründlichkeit zu untersuchen.



In einer Ecke der Höhle saß zusammengekauert ein Knochenstelett.

Leise und behutsam, um den Freund nicht aus dem Schlaf zu wecken, erhob er sich und ging nach dem Spalt. Er versuchte, sich hindurchzuzwängen, was ihm auch nach einigen Bemühungen gelang. Drinnen war es finster und der Boden hoch mit Geröll bedeckt. Hans Buddensied ging einige Schritte weiter, tastete mit den Händen in die Dunkelheit und merkte nun, wie ein schmaler Gang schräg abwärts führte. An einer Stelle mußte er sich bücken und durch ein Loch kriechen, dann konnte er einen schwachen und gedämpften Lichtschein wahrnehmen. Als er diesem Lichtschein nachging, kam er plötzlich in einen zweiten niedrigen Raum, wo ein etwas dumpfer und modriger Geruch herrschte. Hier drang von oben spärliches Licht durch einen zerrißenen Fels.

Hans Buddensied schaute sich um und wurde von einem lähmenden Schreck getroffen. In einer Ecke saß zusammengekauert ein Knochenstelett. Mit hochgezogenen Beinen, den Kopf auf die Knie gesunken, hockte es wie im Schlaf da und machte einen grauerregenden Eindruck.

Hans fand aber bald seine Fassung wieder und ging näher auf das schlafende Knochengestell zu. Mit klopfendem Herzen betrachtete er seine grauwolle Entdeckung und sah mit

einem Male einen glühenden Gegenstand, den das Skelett an einer Kette um den Hals trug.

In einem unwiderstehlichen Drang griff Hans nach dem glänzenden Gegenstand und versuchte, ihn wegzunehmen. Da das Skelett aber den Knochenkopf auf den hochstehenden Knien aufgestützt hatte, konnte er die Kette nicht entfernen. Er suchte nach einem Schloß, fand es aber nicht, und als er nun ein wenig an der Kette zog, sah er plötzlich eine Bewegung in den Knochen. Mit einem leisen Aufschrei sprang er zurück und hörte nun ein dumpfes Poltern und Rumpeln, das in dem engen Raum mehrfachen Widerhall fand. Als er wieder hinschaute, sah er, daß die Knochengestalt in sich zusammengesunken war.

Hans Buddensieck, der kreideweiß im Gesicht war, merkte nun, daß er das Amulett mit der Kette in der Hand hielt. Er ging näher zum Licht und betrachtete sich den seltsamen Gegenstand. Er schien von Gold zu sein und sah fast aus wie eine dicke Puppe mit gekreuzten Armen und merkwürdig

glühendem Gesicht. Als Hans genauer untersuchte, fand er, daß man das rätselhafte Ding öffnen konnte, ähnlich wie ein Medaillon. Er versuchte es vorsichtig und entdeckte nun zu seiner Ueberraschung im Innern nichts als einen fettigen Staub von grünlicher Färbung.

Aber hier war ja etwas eingraviert, ganz fein und kaum zu entziffern! Hans Buddensieck strengte seine Augen an und las: „1721. der todt verät kynn geheimnis mehr.“

Ein seltsamer Fund, dachte Hans Buddensieck, schloß das Amulett und barg es samt Kette vorsichtig in der Tasche. Vielleicht brachte es ihm Glück. Aber dann durfte er niemand etwas sagen, sonst verlor es seine Kraft.

Als er die unterirdische Gruft verließ, beschloß er, über das ganze Erlebnis zu schweigen. Durch die Finsternis kroch er nach dem Spalt, schlüpfte hindurch und fand den Freund noch schlafend auf der Erde liegen. Da setzte er sich still an seine Seite und dachte über das rätselhafte Abenteuer nach.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Riesenwunder

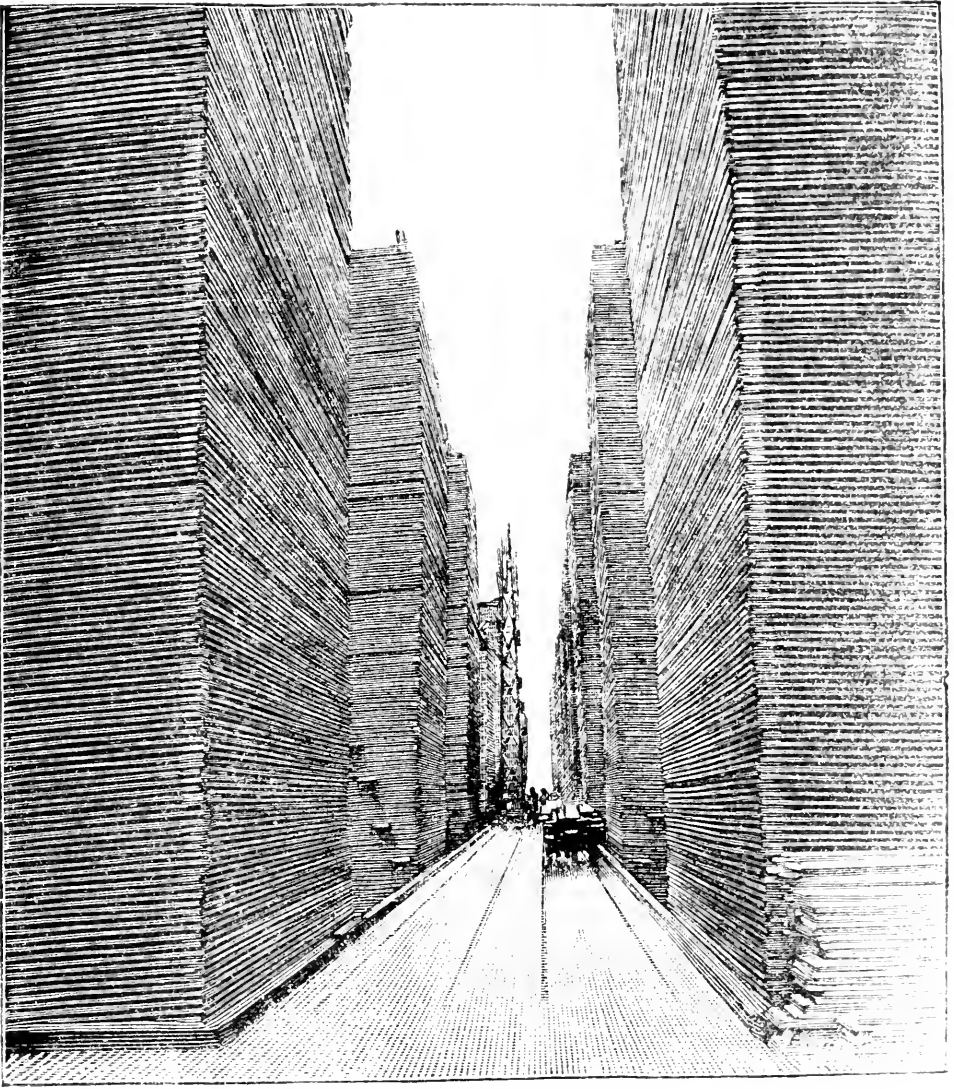
Was wir bei uns nicht haben.

Amerika ist ein großes, großes Land. Seine Bewohner, die Amerikaner, sind auf diese Größe sehr stolz. Sie messen sie beständig und erklären sie immer in Zahlen. Dabei schwindeln sie auch manchmal ein wenig. Aber vieles ist wirklich verwirrend groß in Amerika. Z. B. die riesigen Holzstapel. So werdet ihr sie hier nie zu sehen bekommen. Aber auch nicht nur die Zahl der Automobile ist zehnmal so groß als in irgend-einem andern Land der Welt. Es gibt noch andere Größen in Amerika, die weniger all-

gemein bekannt, aber vielfach noch bedeutender sind. Da ist zum Beispiel einer von den etlichen vierzig Vereinigten Staaten Nordamerikas, Texas, der ist so groß und hat noch so viel unbebautes, fruchtbares Land, daß man dort allein genug Weizen anpflanzen könnte, um die ganze übrige Welt satt zu machen. Denkt, was das heißt! Das haben die Amerikaner bisher nicht getan, aber dafür haben sie die längste Eisenbahn... übers Meer gebaut. Hinter dem Staate Texas, noch weiter südlich, kommt



Eine 10 Kilometer lange Eisenbahnbrücke, die Teilstrecke eine Eisenbahnlinie, die die kleinen Inseln in der Bucht von Florida mit dem Festland verbindet.



Ein amerikanisches Riesenwunder:

Eine Bretterstraße, die auf beiden Seiten von riesenhaften Holzstapeln begrenzt ist.

der Staat Florida, der südlichste von Nordamerika. Florida ist eine lange Halbinsel, die weit ins Mexikanische Meer hinein springt, fast bis hinüber zur Insel Kuba. Von dort, wo das Land von Florida zu Ende ist, führt noch eine Kette von Klippen und Schären weiter durchs Meer, zehn Kilometer weit zu einer ganz kleinen Insel, die heißt Key West (der westliche Schlüssel). Auf dieser Insel wohnen, außer den Zollwächtern, nur lauter Millionäre in ihren

Villen. Diese Millionäre wollten von Florida nicht mit dem Dampfer nach Key West fahren, denn in dem unruhigen Küstenwasser wird man leicht seetrant. Und deshalb ließen sie sich über die Klippen und Schären eine wunderschöne Eisenbahn hinschaffen, die längste Eisenbahn der Welt mitten durchs tiefe Meer. Den Weigen in Texas baut es nicht, aber die Meereisenbahn für die Millionäre baute es — ist Amerika nicht das wunderlichste Land der Erde?

Fridolins Spielecke

Freunde, ich hatte einen göttlichen Einfall. Denen, die meine „Fridolin-Spiele in der Tüte“ schon kennen, will ich Aufgaben stellen, an denen jeder zeigen kann, wie weit er in den Geist des Spiels schon eingedrungen und Meister darin geworden ist. Die aber, die die Spiele noch nicht besitzen, mögen sie hieraus kennen und lieben lernen!

Das lustige Buchstabenspiel „Meine Worte — Deine Worte“ ist die reizendste Unterhaltung für eine ganze Gesellschaft. Ihr wißt schon: alle setzen sich um einen Tisch herum, und einer der Spieler schüttet den Inhalt der Tüte, also die Buchstaben, in eine Schachtel oder einen Hut, hält diese oder diesen auf seinen Knien und wirft langsam, ohne selbst hineinzusehen, einen Buchstaben nach dem anderen von unten herauf auf die Mitte des Tisches, wo die Buchstaben ungeordnet liegenbleiben. Jeder Spieler sucht nun Worte zu bilden und baut die Worte, die er gefunden und genannt hat, auf seinem Platte auf. Wer zum Schluß die meisten Buchstaben zu Wörtern verwenden konnte, ist Sieger. Nun ist aber das Schönste an dem Spiel das Räubern. Wer nämlich ein Wort, das ein anderer schon hat, vergrößern kann, das heißt durch Hinzunehmen von neuen Buchstaben ein anderes, größeres Wort daraus machen kann, der nimmt dem anderen sein kleineres Wort einfach weg!

Sier ergeben sich tausend Möglichkeiten, und ich will euch Aufgaben stellen, damit ihr seht, wie lustig das Spiel ist. Wer kann die Buchstaben der Worte Tibet und Kanal durch Hinzufügen eines e und eines h zu einem großen Wort zusammenstellen? Versucht es einmal, ob ihr nicht ein Wort herausbekommt, das jedem Fridolinleser wohl bekannt ist. Zur Erleichterung teile ich mit, daß es mit L. anfängt.

Eine zweite Aufgabe: Aus den Buchstaben des Wortes Siam soll durch Hinzufügen eines l und eines a ein anderes geographisches Wort entstehen, das aus dem Altertum bekannt ist.

Aus den Buchstaben des Wortes Haus kann durch Zufügen eines e, eines t und eines c ein lustiges Schimpfswort entstehen. Wie heißt es?

Aus dem Wort Rang soll durch Zufügung eines t und eines e eine afrikanische Stadt entstehen. Wie heißt sie? Kommt dann ein weiteres a hinzu, so kann man aus den durcheinandergeschüttelten Buchstaben ein Kriegsmordinstrument machen. Wie heißt dieses? Kommen dann ein u, ein o und ein n hinzu, so entsteht der Name der Helden einer griechischen Sage. Wie heißen sie? So kann ein Wort, das jemand im Buchstabenspiel besitzt, durch Uenderung von Hand zu Hand wandern. Jeder muß es an den nächsten abgeben, der es verlängern kann, bis schließlich Worte entstanden sind, die 10 bis 20 Buchstaben enthalten und jedem Bewunderung abgewinnen. Im nächsten Heft gebe ich die Auflösungen bekannt, bis dahin strengt euch selber an, um sie zu finden.

Auch über Wu-Pu, das chinesische Brettspiel, will ich euch gern in der nächsten Nummer etwas erzählen. Fridolin

✱



Sie geht

Ein Scherz.



Er läuft.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, mein Preisträfler: „Das verrückte Gedicht, Nr. 2“ hat großen Beifall gefunden. Ich ertrinke bald in der Flut der Einsendungen. Ob sie alle richtig sind, kann ich noch nicht sagen. Ihr müßt schon noch etwas Geduld haben, bis ich alles durchgesehen habe. Ein Freund hat mir sogar radiotelegraphisch die Auflösung zukommen lassen. Aber auch ihm habe ich die richtige Lösung nicht verraten. Fridolin.

NB. Ich habe bis heute übrigens keine Nachricht von der China-Expedition. Das beunruhigt mich etwas. Hoffentlich werde ich bis zum nächsten Mal von Onkel Otto hören.

Rätsel-Ecke

Eisbrennrätsel.

Aus den Eisbrenn:

a — ban — che — chow — ei — el — er —
 frank — furt — ge — gram — im — ir —
 le — lo — ma — me — mo — mu — phon —
 pol — roll — rub — sa — sang — schuh
 — sen — stemm — tur — wol

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Deutschland, 2. beliebten Sportgegenstand, 3. weiblichen Vornamen, 4. biblischen Vornamen, 5. Engel,

6. Kunst, 7. Baum, 8. Fluß in Rußland, 9. griechische Gottheit, 10. Sprechmaschine, 11. Kopfbedeckung, 12. Insekt, 13. Werkzeug.

Billiges Holz.

Gibt man dem Strich ein andres Haupt

Oder ein andres linkes Bein:

Ein Baum wird — ob man es wohl glaubt? —

In jedem Fall gewonnen sein.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 7.

Eisbrennrätsel.

Eile mit Weile.

1. Tante, 2. Willi, 3. Esel, 4. Infanterie,
 5. Lyzeum, 6. Emmi.

Antwort: Silbe.

Gleichklang: Hauptmann.

Fridolins Lachkabinett

„Denken Sie sich, ich war gestern Abend bei Meiers eingeladen. Es war mir furchtbar unangenehm, es gab nur kaltes Abendbrot, und ich hatte meinen Bratenrock angezogen.“

✱

„Aber, Herr Meier, was fällt Ihnen denn ein, mit den Händen auf dem Rücken spazierenzugehen, anstatt zu arbeiten?“

„Na, soll ich vielleicht mit den Füßen auf dem Bauch rumlaufen?“

✱



Herr Piefste steht, die Hände mit dem Schirm auf dem Rücken haltend, ganz versteckt vor einem Schaufenster. „N Tag, Herr Piefste,“ sagt da plötzlich ein Junge zu ihm. „Manu, Junge, woher kennst du mich denn?“

„Das sag' ich nich.“

„Junge, ich ichent dir auch 'ne Rentenmarkt, wenn du mir sagst, woher du mich 'ennst!“

„Na, aber erst, wenn ich die Markt habe.“

„Hier, mein Junge — nun also, woher weißt du meinen Namen?“

„Der steht ja hinten auf Ihrem Schirm, Herr Piefste!“

Lottchen: „Ach, Omama, ich hab' den Elefanten im Zoo gesehen. Ist das ultig, wenn er den Zucker mit seinem Staubsauger aufhebt.“

✱



„Märchen, lauf' mal zum Fleischer und sieh, ob er frische Kalbsfüße hat!“ — Nach einer Weile kommt Max zurück und sagt: „Ich konnte es nicht sehen, Mutter, er hatte Schuhe an.“

✱

„Liesel, hole mir einen Matjeshering!“

„Wie heißt der Hering mit Vornamen?“

✱



„Na, Frizchen, wer ist denn der Faulste in eurer Klasse?“

„Ich weiß nicht.“

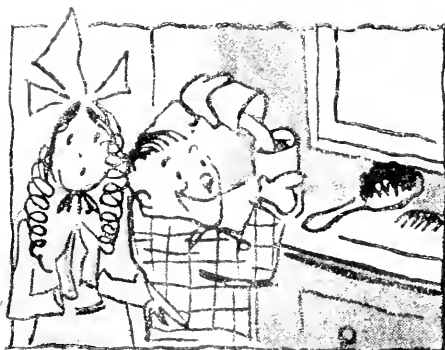
„Na, du wirst doch wissen, wer immer da sitzt und nichts tut, wenn alle in der Stunde arbeiten?“

„Ja, Onkel, der Lehrer!“

Die verhexte Pomade



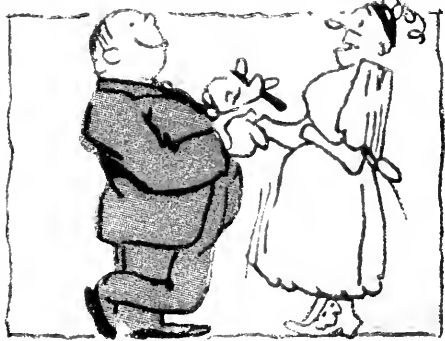
Still steht und friedlich die Pomade
Auf Väterchens Friseur-Schublade.
Doch so zwei wilde, rüd'ge Bungen,
Die sind nach Streichen voll Verlangen.



Auch Bienenhonig pflegt zu kleben,
Abwechslung ist das halbe Leben.
Man füllt ihn ein -- schon steht er da
Im Glas und harrt auf den Pava.



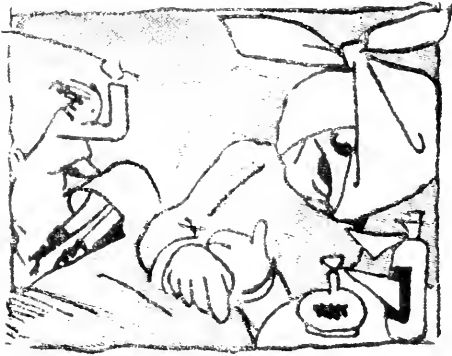
Bergnügt ob der erzielten Glorie
Steht Väterchen bei der Toilette.
Das Bild, das aus dem Spiegel winkt,
Besonders vorteilhaft ihn dünkt.



Drob ist die Stimmung sehr gehoben,
Auch Frauen muß den Scheitel loben,
Und man begibt sich froh und frisch
An den gedeckten Frühstückstisch.



Da plötzlich kommt -- daß Gott erbarm!
Ein ungeheurer Bienenschwarm.
Der Vater wird bis auf die Knochen
Zum Pittolomini zerfressen.



Ferchunden, blutig, blaß und mager
Liegt er auf seinem Schmerzenslager.
Die Täter, die dies angericht't,
Entgehn gerechter Strafe nicht.

Der heitere Fridolin



Ein Reiseabenteuer, das Fridolin bei seinem letzten Fluge hatte.
(Siehe den Bericht auf der nächsten Seite.)

Mein kleines Reise-Abenteuer

(Zu dem Bild auf Seite 1)

*Als ich neulich kurz entschlossen
Meinen Ferien-Flug begann,
Hingen sich in Hinter – Zossen
Plötzlich Passagiere an.*

*Hei, da grunzte mein Delphindchen,
Und vor Aerger ward es blass;
Ich jedoch verzog kein Mienchen,
Sondern bat nur: „Lasst doch das!“*

*Doch vergeblich war mein Bitten,
Keiner von der Stelle wich,
Und es johlten die Banditen:
„Fridolin, wir kriegen dich!“*

*„Ausgeschlossen“ – rief ich heiter
Und zerschnitt die dünne Schnur.
Kaum getan, flog ich schon weiter. –
Mich und kriegen? – Keine Spur!!*

Eingebrochen

Eine Jagdgeschichte aus der Urzeit

Schon den ganzen Tag lang war das Mammut das Ufer des ihm unbekannten, breiten, eisbedeckten Flusses hinabgezogen, von seiner Herde abgesprengt, blutend aus schmerzender Speerwurfwunde, noch immer fast sinnlos von den Schrecken der Jagd. Weither war die Herde, starke Bullen, Weibchen und Junge, von Nahrungsnot gedrängt, durch die unabsehbare schneeweiße Steppe gewandert; nur hier und da hatte man einen erfrorenen Büschel Gras gefunden, an einem Waldrande ein paar Blätter von den verkrüppelten Bäumen reißen können. Außer Hyänen und Wölfen und ein paar Hasen war man keinem lebenden Wesen begegnet. Da waren plötzlich Jäger aufgetaucht, mit rauchenden Feuerbränden, laufend und schreiend, immer enger die Herde einkreisend. Näher und näher kam das Feuer. Das Leittier der Herde hatte sich in wilde Flucht gesetzt. Nun waren die Tiere in eine Schlucht gedrängt worden, die eng und steil in das hügelige Land einschnitt und zum Flusse führte. Mit erhobenem Rüssel, wütend und ängstlich trompetend, waren sie dahingestürzt, daß die Erde dröhnte. Und mit einem Male war dieses und jenes von ihnen gestürzt; tiefe Gruben, mit spitzen Pfählen gespickt, — man hatte sie in seiner Eile vor dem Feuer gar nicht bemerkt — waren auf dem Wechsel zum Flusse von den Menschen ausgehoben gewesen. Ein Anäuel riesiger Leiber, vor Schmerz brüllende Alte und schreiende Junge,

hatte sich alles durcheinander gewälzt, gestuht, zurückweichen wollen. Plötzlich tauchte vor ihnen eine neue Schar von Jägern mit Bränden auf, warf mit weittragender Schleuder Speere in die lebende, schwarze Masse . . .

Das war das letzte, was unser Mammut von dem Todeskampfe seiner Gefährten gesehen hatte. Ihm war es geglückt, durch eine Lücke der Jäger hindurchzubrechen; es hatte ein paar der Menschen zu Boden getrampelt, und dann war ihm ein Speer in die Lehn des linken Hinterbeines gefahren. Weiter und weiter war es gestürzt, der Speerschaft war längst abgebrochen, aber die Wunde blutete und schmerzte mehr und mehr. Und so war es erst eine Zeitlang das Flußufer hinabgetrabt, dann hatte es halt gemacht und versucht, mit dem Rüssel die Wunde zu reinigen. Vergebens. Allmählich kam die Nacht, und wie hinter ihm Hyänen und Wölfe, vom Blutgeruch gelockt, näher und näher heulten, beschloß es, über das Eis zu setzen, und brach ein. Dampf stöhnend suchte es sich vom Eise zu befreien, in die Höhe zu kommen. Vergebliches Bemühen, es sank nur tiefer und tiefer und fühlte in dem eisigen Wasser seine Kräfte immer mehr erlahmen. Das Raubgesindel umheulte es immer näher, es war seiner Beute ganz gewiß. — So starb das Mammut, dessen Skelett nach Tausenden von Jahren von den neuen Menschen in Sibirien gefunden wurde.



Aus der Eiszeit.

Ein Mammut, das im Eise eingebrochen und nun seinen Feinden, den Höhlenjähnen, preisgegeben ist

Der fliegende Mensch

Was man sich früher unter einem lenkbaren Luftschiff vorstellte.

Von Dr. Paul Fiedler.

Es ist uralte Menschensehnsucht, die aus der griechischen Sage von Dädalus und Ikarus zu uns spricht. Vom König Minos in das Labyrinth eingesperrt, erjann der erfindungsreiche Künstler sich Flügel, die ihn und den Sohn durch die Luft tragen sollten, indem er Vogelfedern mit Wachs zu Flügeln zusammenklebte. — Auf den assyrischen Denkmälern unterscheiden sich die Götter von den Menschen allein dadurch, daß sie Flügel tragen, und von daher haben auch unsere Engel ihre Flügel. Im alten China mühten sich vor vielen tausend Jahren die Anhänger des Philosophen Laotse, die Kunst des Fliegens zu erfinden, um sich im Himmel mit der Gottheit vereinigen zu können, und da es mit dem Fliegen nichts ward, erfanden sie den papierernen Drachen, der ihre Gebete zum Himmel tragen sollte. Wie Dädalus hat auch Wiland der Schmied, so erzählt die nordische Seldensage, aus Schwanensittichen sich Schwingen geschaffen, um der Rache König Nidungs zu entgehen, dessen Söhne er heimlich umgebracht hatte. Und das Volk, das seine alten Sagen nicht vergißt, aber schreckhaften Selbengestalten gern ein lustiges, neuartiges Mäntelchen umhängt, weiß zu erzählen, daß „der alte Fischer Krepel aus Leipe bei Lübbenau“ sich eines Tages Storchflügel

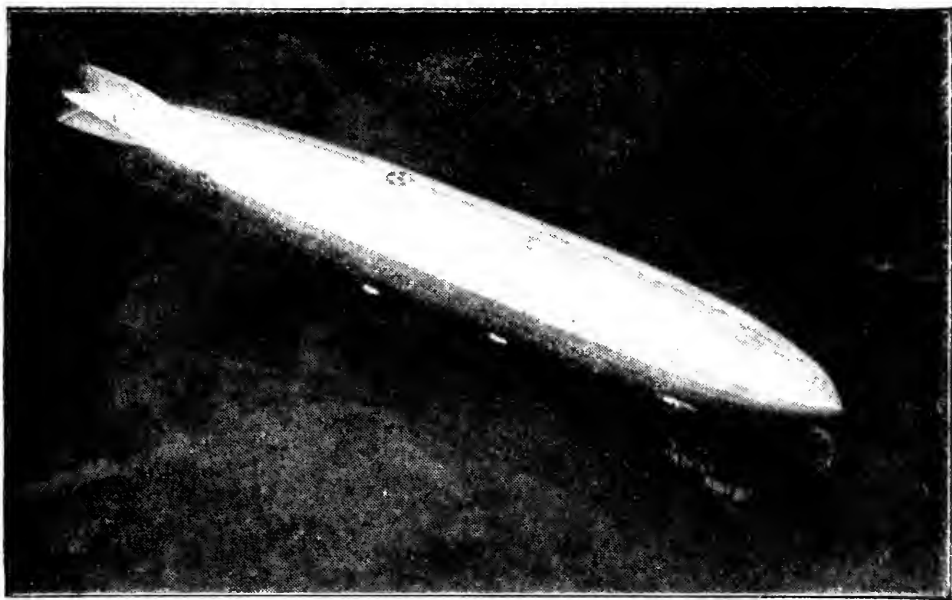
mit Schusterpech anklebte, sich empor schwang, aber alsbald wieder zu Boden stürzte.

Die ersten wissenschaftlichen Versuche, um das Flugrätsel zu lösen, wurden in China gemacht. Nach dem Berichte eines französischen Missionars ließ man bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Peking bei Festlichkeiten Luftballons steigen. Vermutlich wurden diese aus Reispapier hergestellten Ballons in ähnlicher Weise in die Höhe getrieben wie nachmals die berühmte „Montgolfiere“, jener von den Brüdern Montgolfier 1782 erfundene Leinwand- und Papierballon. Sie benutzten zum Auftrieb ihres 10,5 Meter im Durchmesser haltenden, 225 Kilogramm schweren Kugelballons den „Rauch“, d. h. die bei der Verbrennung von Stroh und Wolle entstehende, erhitzte und deshalb dünnere, also leichtere Luft. Der Pariser Physikprofessor Charles verwandte dann zur Füllung solcher Ballons Wasserstoffgas, das erheblich leichter ist als die atmosphärische Luft; den Ballon selbst ließ er aus dünner Seide herstellen, die durch einen Firnisüberzug gasdicht gemacht wurde. Solche Ballons flogen nicht allzu weit, und vor allen Dingen ließen sie sich nicht nach dem Willen des damit Fliegenden lenken. Die ersten „Flieger“ der Montgolfiere waren übrigens ein Schaf, ein Hahn und eine

Ente. Bei dem nächsten Aufstieg wollte man — zwei zum Tode verurteilte Verbrecher die kühne Lustreise machen lassen; allein der junge Naturforscher Pilatre de Rozier protestierte dagegen, daß Verbrecher die Ehre einer ersten Lustreise der Menschheit haben sollten, und erbot sich selber in Begleitung seines Freundes Arlande zu dem Wagnis. Dieser erste Ballonaufstieg von Menschen fand am 21. November 1783 zu Paris statt und währte eine halbe Stunde. Zwei Jahre später erbauten



Der Schlosser Besnier mit dem von ihm erfundenen doppel-flügeligen Flugapparat.



Wie wir heute das Rätsel von dem lenkbaren Luftschiff gelöst haben.
Ein amerikanisches Zeppelinluftschiff über dem Landungsfeld. Von einem Flugzeug aus photographiert.

der Franzose Blanchard und der Amerikaner Jefferys den ersten „lenkbaren“ Luftballon, indem sie an der Montgolfiere Flügel und Ruder zum Steuern anbrachten. Mit solchem Ballon flogen sie tatsächlich von England über den Kanal nach Frankreich, freilich nicht ohne mehrfach in die größte Lebensgefahr zu geraten. Nunmehr tauchten Pläne über Pläne auf, Ballons lenkbar zu gestalten, einer immer phantastischer als der andere. Man baute Luftschiffdampfer, Luftschiffe mit Lokomotiven, Luftschiffe, die mit Elektrizität betrieben wurden. Das „Ei des Kolumbus“ aber war der Ballon eines gewissen Kaiser, der allen Ernstes vorschlug, das Luftschiff von davorgespannten — Adlern ziehen zu lassen. Auch eine ältere, von dem Jesuitenpater Lana (1670) stammende Idee eines lenkbaren Luftschiffs wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder erörtert. Lana hatte vorgeschlagen, vier große Hohlkugeln aus dünnem Kupferblech voll Wasser zu füllen, die Kugeln um 10 Meter zu heben und dann das Wasser ausströmen zu lassen, so daß in den Kugeln ein „Aufsteerer“ Raum entstünde, und das daran befestigte Luftschiff infolgedessen in die Höhe stiege. Leider hatte der kluge Jesuitenpater nicht daran gedacht, daß der größere Luftdruck die Kugeln nach

dem Ausströmen des Wassers unweigerlich zusammendrücken muß. Raum minder phantastisch als die Anfänge der Lenkballons waren die Konstruktionen der ersten Flugmaschinen. Sie lehnten sich alle mehr oder minder an die alte Idee des Dädalus an. Um 1709 erfaßte der Franzose Laurent eine Flugmaschine in Form eines hohlen Vogels, der beiderseits große, aus richtigen Federn zusammengesetzte Flügel hatte; diese Flügel sollte der im Vogel hockende Mensch mit seinen Armen bewegen. — Großes Aufsehen erregte rund achtzig Jahre später ein junger Schlosser, namens Besnier, mit seinem Flugapparat, der gewissermaßen aus Doppelflügeln bestand. Zwei lange Stangen trugen an ihren Enden diese breiten Flügel und ruhten, in Zapfenlagern beweglich, auf der Schulter des Fliegers. Mit Händen und Füßen auf und ab bewegt, hoben sich gleichzeitig der linke Vorderflügel und der rechte Hinterflügel, während die beiden andern sich senkten. Besnier vermochte nach den Berichten seiner Zuschauer mit dieser Flugmaschine in der Tat eine Art von Gleitflug auszuführen.

Wir lächeln heute, wenn wir von so absonderlichen Ballons und Flugzeugen hören. Vergessen wir aber nicht, daß diese Irrwege

nötig waren, um in unsern Tagen die rechte Straße zu finden, die zur reiflichen Lösung des uralten Flugproblems führt. In der

Wissenschaft und Technik steht jeder Schöpfer und Erfinder auf den Schultern seiner Vorgänger.



Anekdoten über berühmte Wissenschaftler

Etwas über Prof. August, Berzelius und Hofmann.

Ein teures Experiment.

Prof. C. F. August, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Spitze des Köllnischen Gymnasiums in Berlin stand, war ein eifriger Mathematiker und Physiker. Er bemühte sich, seinen Schülern durch einfache Experimente die Naturgesetze klarzumachen.

Eines Tages wollte er zeigen, daß die Fallgeschwindigkeit eines Körpers mit der Dauer der Fallzeit in einem ganz bestimmten Verhältnis steht. Mit Hilfe einer Uhr und einer Bleikugel sollten die Fallgesetze der eifrigen Schulfugend erklärt werden. Prof. August nahm in die eine Hand die Bleikugel, in die andere Hand die kostbare Sekundenuhr. Im Eifer des Gefechts vergriff sich unser Physiker aber, warf die Uhr auf den Boden und behielt die Kugel in der Hand.

*

Was ist ein Chemiker?

Heute weiß gewiß jeder auf diese Frage Bescheid. Zur Zeit eines der größten Chemiker des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit Berzelius', wußten es aber noch nicht alle. Und doch hat dieser große schwedische Forscher zu seiner Zeit fast die ganze chemische Welt beherrscht.

Berzelius hatte dabei keineswegs eine große Arbeitsstätte. Alle seine Untersuchungen, seine Bücher und seine Berichte nahmen ihren Ausgang aus einem zweizimmerigen Häuschen. Die Küche war sein Laboratorium. Seine einzige Assistentin war — die Köchin Anna. „Was ist denn Ihr Herr eigentlich?“ wurde sie einmal gefragt. „Er ist Chemiker.“ Darauf die Fragen: „Was ist das? — Was macht er?“ Nach einigem Zögern erklärte Anna: „Ja, das will ich Ihnen sagen: er hat etwas in einer großen Flasche, das schüttet er in eine kleinere und von dieser in eine

ganz kleine Flasche.“ „Ja, und was geschieht dann damit?“ Darauf Anna: „Dann werfe ich es weg.“

*

Die eingesalzenen Bücher.

Der große Chemiker August Wilhelm Hofmann zeigte einmal, wie bestimmte Beimengungen eine nicht leuchtende Flamme zu färben vermögen. Reibt man einen Spiritusdocht mit Kupfersalz ein, so wird die Flamme grünlich, wählt man an dessen Stelle Kochsalz oder eine ähnliche Verbindung, so wird sie gelblich. Ebenso geht es mit der nichtleuchtenden Gasflamme, die man jederzeit im sogenannten Bunsenbrenner zur Verfügung hat. Nun ist ja das Kochsalz fast überall verbreitet. Es findet sich auch im Schweiß unserer Hand, in den Staubeilchen, die überall umherfliegen. Ein Buch, das öfter benutzt wird, enthält eine Unmenge solcher Teilchen, die man mit gewöhnlichem Auge kaum wahrnimmt. So kann man leicht feststellen, ob ein Buch gebraucht ist oder nicht.

Lächelnd erzählte Hofmann: „Bald nach der Entdeckung der Spektralanalyse durch Bunsen und Kirchhoff hatte ein älterer Student zu einem jungen Bruder Studio, der gerade zur Heimreise seine sieben Sachen packte, etwas warnend ge-

sagt: „Du, jetzt kann man kontrollieren, ob einer seine Bücher liest.“ Da erwiderte der Gewarnte: „Wir kann nichts geschehen, ich habe meine Bücher schon alle eingesalzen.“ K. J.



„Wir kann nichts passieren, ich folge meine Bücher ein.“

Hans Buddensief

der Meister der Lüste

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Betich.

Freunde, für diejenigen, die den Anfang dieser Geschichte veräumt haben, will ich ihn hier noch einmal kurz wiederholen: Hans Buddensief, der durch einen Unglücksfall seinen Vater verloren hat, geht mit seinem Freunde Kurt Axelrad auf Wanderschaft, um seiner Mutter die Kosten seines Unterhalts zu ersparen. Seine größte Sehnsucht ist es, Flieger zu werden. Unterwegs kommen die beiden jungen Leute zu einer Höhle, in der sie übernachten. Plötzlich wacht Hans Buddensief auf; er dringt in das Innere der Höhle vor, in der er ein Skelett entdeckt, das ein Amulett um den Hals trägt. Hans nimmt es an sich und kehrt dann zu seiner Lager zurück. Ohne Kurt Axelrad von seiner Entdeckung etwas zu verraten, schläft er wieder ein. Hier beginnt die Fortsetzung.

(I. Fortsetzung.)

Unerwartete Trennung und eine
same Wanderschaft.

Nun waren sie drei Tage gewandert und hatten bereits ein großes Stück Weg zurückgelegt, da sahen sie in der Ferne Türme im flimmernden Sonnendunst.

Fröhlich marschierten sie auf die Stadt zu. Unterwegs überholte sie eine klapperige Bauernkutsche, und darin saß Herr Hopfensief, der Zigarrenreisende, ein dicker Herr mit einer mächtigen Zigarre im Munde. Kurt Axelrad kannte Herrn Hopfensief, da dieser ab und zu in das Kolonialwarenlädchen kam und es mit Zigarren und Zigarettten versorgte.

„Guten Tag, Herr Hopfensief!“ rief Kurt Axelrad in fröhlicher Ueberraschung.

Der dicke Mann mit der komischen Knollennase schaute näher zu, ließ dann das Gefährt halten und sprach mit seiner gutmütig donnernden Stimme: „Sol' mich der Neungeschwänzte, bist du nicht der junge — der junge — — na, wie denn?“

„— Axelrad,“ vollendete Kurt.

„Richtig! Richtig, Axelrad! Ihr habt ja noch ein Wille Cuba zu kriegen! Na, daß mich der Affe trakt, Junge, wie kommst du denn hierher?“

„Auf der Wanderschaft!“

„Wa — waas? Auf der Wa — Wanderschaft? Dir ist wohl bei des Teufels Groß-

mutter eine Ameise ins Hirn gekrabbelt! Und wer ist denn der andere Kimmelsfrige?“

„Das ist mein Freund, Hans Buddensief!“

„So, so! Hans Buddensief! Na, denn steigt man ein, Jungen, und fahrt mit!“

Das gab nun eine lustige Fahrt in die Stadt. Herr Hopfensief fragte die Jungen, wo sie hinwollten, und als er hörte, Kurt Axelrad wolle sich eine Lehrlingsstelle als Kaufmann suchen, und Hans habe die ernste Absicht, Flieger zu werden, schlug er sich auf die Schenkel und stieß ein vergnügt grunzendes Lachen aus.

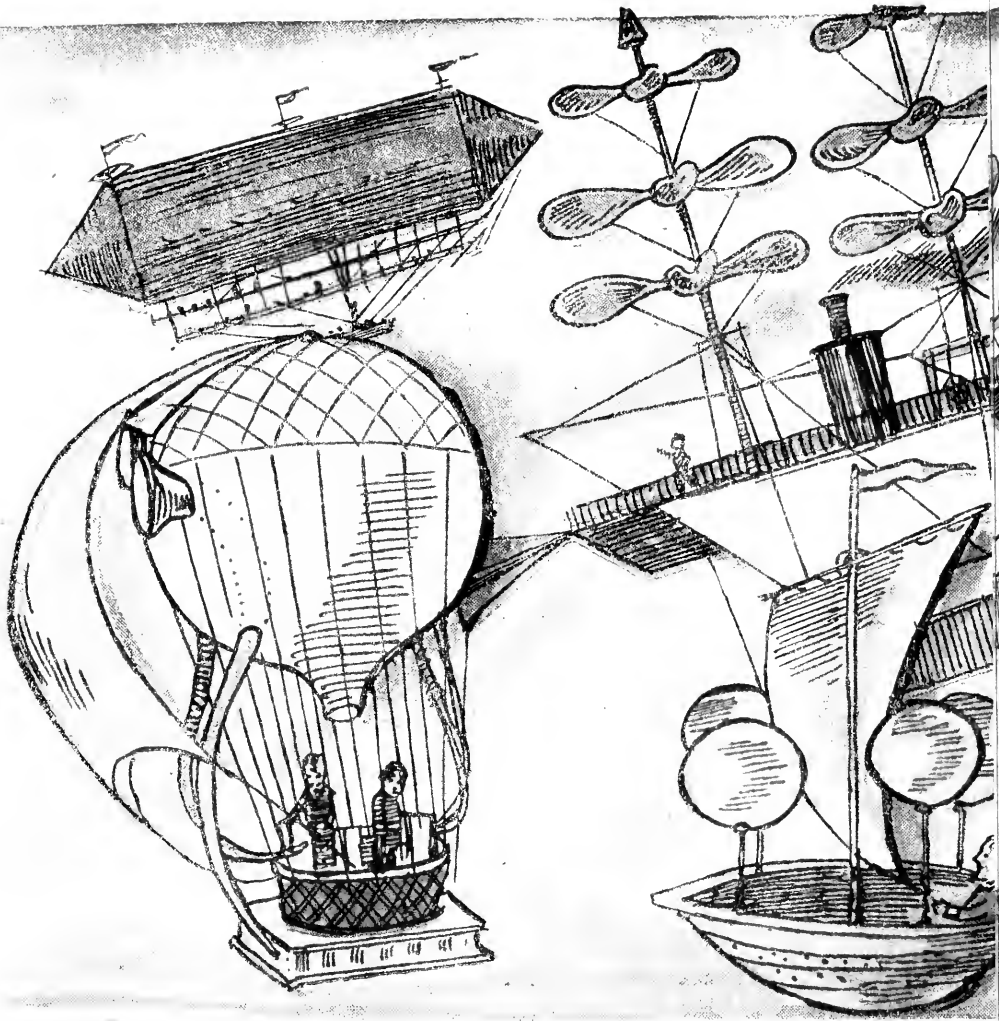
„Nöö, ihr macht mir wirklich Spaß, Jungen! Aber ich sage ja, das trifft sich ausgezeichnet! Weißt du Grüntling denn, daß wir in unserm Engrosgeßchäft gerade einen Lehrlingen suchen? Da können wir ja am Ende die Zeitungsanzeige sparen und dich gleich einspannen. Was meinst du dazu?“

Kurt Axelrad war aufs freudigste überrascht, als er diese glückliche Kunde vernahm, und wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Er schaute nur mit einem scheuen Seitenblick auf den Freund, was Herr Hopfensief sogleich bemerkte.

„Allerdings solche Knochenbrecher, die in der Luft herumfliegen, haben wir leider in unserer Branche nicht. Der fliegende Hans muß also ein Haus weiter wandern.“

Der Wagen war mittlerweile durch die Stadt gefahren, bog in eine Seitengasse ein und hielt dann vor einem Haus, an dem ein großes Schild befestigt war: Kippenberger u. Co., Tabak und Zigarren en gros. Herr Hopfensief quälte sich vom Sitz hoch, stieg langsam und schwerfällig aus, und während der Kutcher die Mustertöffer ins Haus schleppte, sprach der Reisende:

„Nun will ich euch was sagen, Bengels: Wir haben hier oben im Tabaklager eine Kammer, dort könnt ihr die Nacht schlafen; zu essen wird sich auch was finden, und dann will ich nachher gleich mal mit dem Chef



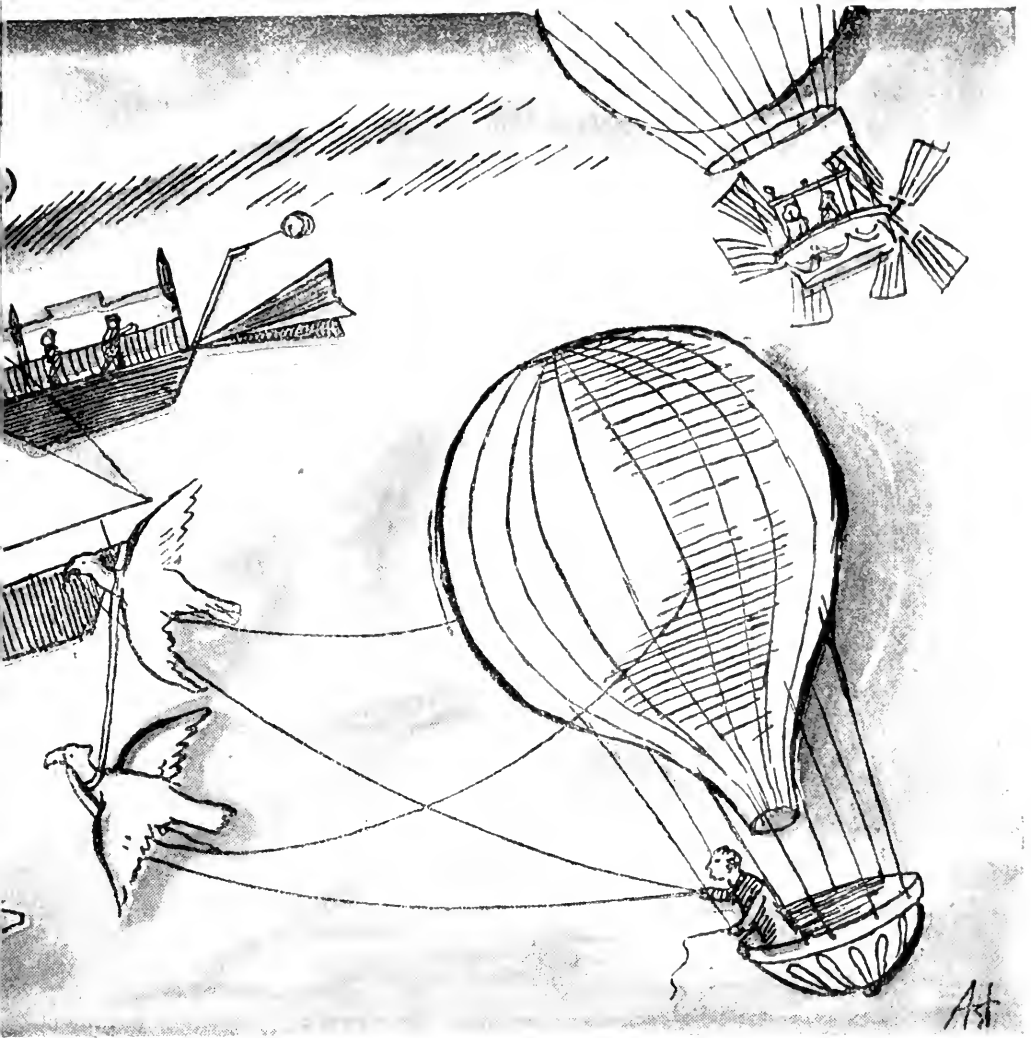
Was sich früher die Menschen unter lenkbaren Luftschiffen (oben, Prosper Weyers Luftlokomotive aus Eisenblech, de la Landelles Schraubenflieger (1843), der Ballon von M.

reden. Ich will mich ein Schaltjahr lang auf einen rauchenden Fabrikshlot setzen, wenn ich die Sache nicht deichste. So, nun kommt mal mit!"

Herr Hopfensich „deichste“ die Sache auch. Nach einer Stunde wurde Kurt Agelrad zu Herrn Rippenberger gerufen, und als er den dunstigen Büroraum mit seinen Schreibpulten und hohen Schraubstühlen verließ, war er Angestellter der Firma Rippenberger u. Co., Tabak und Zigarren en gros.

In die große Freude hierüber mischte sich der Schmerz, daß er den Freund nun verlassen sollte. Aber das war eine eiserne Notwendigkeit und eben nicht zu ändern. Doch Hans freute sich ehrlich, daß der Freund seinen Wunsch jetzt schon erfüllt sah. Gewiß würde auch seine Stunde bald schlagen.

Nachts schlofen sie zum letzten Male zusammen in der Kammer und sprachen noch lange von ihren Zukunftsplänen und Hoffnungen.



ellten. (In dem Artikel auf S. 4: „Der fliegende Mensch.“)
und Ballet (1785). — Unten: Ballon von Terzuola (1855), Lanas Luftschiff (1670) und der Kaiseradler-Ballon (1802).

Am andern Tag, als die Sonne hoch am Himmel stand, wanderte Hans Buddensiefel allein die endlose Landstraße entlang.

Es war ein herrlicher Sommertag. Weit dehnten sich die reifen Aehrenfelder, und von den Kirschbäumen riesen die Buchfinten und Kohlmeisen, so daß es eine Lust war, zu wandern. In der Ferne lag ein dunkler Tannenwald, den Hans Buddensiefel bald erreichte. Als er inmitten dieses Waldes war, überraschte ihn die Dunkelheit. Leise kam die

Nacht und mit ihr das Gefühl der Verlassenheit. Er ging seitab durch hochstämmige Tannen und suchte einen Platz, wo er die Nacht zubringen konnte.

Da ging plötzlich ein glutrotes Leuchten über den Himmel. Hans Buddensiefel sprang halb erschrocken auf und schaute über sich in die Dunkelheit.

Was für eine Erscheinung war das gewesen? Er hatte doch nicht geträumt? Nein, wieder flammte es auf, leuchtete wie Blut



Als Hans die Augen öffnete, stand ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen vor ihm.

und versank. Mit einem Male war alle Müdigkeit von Hans gewichen. Er warf die Mütze weg und kletterte geschmeidig wie eine Kage an einem Tannenbaum empor, bis in den höchsten, schwanfenden Wipfel. Gerade als er oben war und sich festklammerte, erschien das rote Leuchten zum dritten Male. Hans, der über die Bäume hinwegschauen konnte, stieß einen überraschten Ruf aus. Jenseits des Waldes stieg eine funkelnde Rakete hoch, zerplatzte oben und warf mehrere grellrot leuchtende Feuerkugeln von sich. Kaum hatte sich Hans Buddensiefel von seinem Staunen erholt, als ein leise brummendes Geräusch in seine Ohren drang. Wieder zischte in sprühendem Bogen die Rakete hoch, und jetzt hörte Hans dicht in seiner Nähe das Brummen eines Flugmotors. Nun konnte er sich auch die seltsame Feuererscheinung erklären. Hier war offenbar noch ein Flugzeug unterwegs, hatte sich verspätet, und so gab die Heimatstation durch Raketen-signale und Leuchtfeuer den Landungs-platz an.

Hans Buddensiefels Herz klopfte zum Zerspringen, als er nun über sich den Sternhimmel absuchte und das Flugzeug entdeckte, das gerade über den Wald auf ihn zukam. Dann sah er noch, wie der Flieger in einer steilen Spirale abwärts glitt, und dann glänzte ringsum wieder die reine Sternennacht. —

Die Hexe Christa Gralh.

Der andere Tag brachte ihm ein Erlebnis, das ihm unvergesslich blieb. Als er viele Stunden gewandert war, ließ er sich an einem kleinen Wasser, das zwischen Moos und schlanken Farnkräutern hindurchrieselte, zur Ruhe nieder. Ohne daß er es wollte, sank ihm der Kopf nach hinten, und er schlief ein vor übergroßer Müdigkeit.

Als er die Augen öffnete, stand eine Gestalt mitten in den hohen Farnkräutern und schaute ihn neugierig an. Er richtete sich eilig hoch und sah ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, das, die Hände auf den Rücken gelegt, ihn mit ihren schwarzen Kohlenaugen anblickte. Die dunklen Haare hingen zerzaust in das feine Gesicht, und als sie jetzt ein wenig belustigt lachte, zeigten sich zwei Reihen leuchtender Zähne. „Wer bist du?“ fragte sie. „Und warum schläfst du hier?“

„Ich — — ich war so — so sehr müde!“ antwortete Hans und sprang auf die Knie. „Ich komme von weither!“ Er streckte die Glieder und rieb sich die Augen, da er immer noch halb glaubte, dies alles sei ein Traum. „Wie kommst du so allein in den Wald?“ fragte er und kam einige Schritte auf sie zu. „Fürchtest du dich nicht?“

„Pah!“ lachte sie auf und stampfte mit den Füßen. „Vor wem soll ich mich denn fürchten? Willst du mir helfen, Lotte suchen?“

„Ist das deine Schwester?“

Da lachte sie wieder. „Meine Schwester? Lotte ist doch mein Pony!“

„Dein Pony?! Ja, wer — wer bist du denn?“

„Ich bin die Hexe Christa Gralh! Aber nun sei so gut und sag' mir erst mal deinen Namen!“

Sie fand seinen Namen sehr „uttig“, und als sie sich nun zusammen auf die Suche nach der ausgetrickten Lotte machten, fing Christa Gralh lustig zu erzählen an. Nach einer Weile sah Hans Buddensiefel, der sich von seinem Staunen gar nicht erholen konnte, mitten auf einem schmalen Waldweg einen eleganten Zweiradkarren stehen, aber ohne Pferd.

„Siehst du,“ sprach sie, „hier habe ich Lotte ausgespannt, damit sie an den Bäumen herumknabbern kann. Dann bin ich ein wenig

spazieren gegangen, und als ich wieder zurückkam, war Lotte ausgerückt.“ Sie warf die Arme auf den Rücken und schaute Hans Buddensied unternehmungslustig an.

Hans schlug nun vor, jeder solle nach einer anderen Richtung gehen, dann würden sie Lotte gewiß finden. So war es auch. Er fand das Tier in einem niederen Buchendickicht, wo es vergnügt und seelenruthig an den Blättern fraß. Geduldig ließ es sich zum Wagen führen und einspannen.

Plötzlich hörten sie ein lautes: „Kräh, kräh“ über sich, und Christa Gräb klatschte entzückt in die Hände: „Sieh mal die Krähe, den Jakob! Friz Helmskätter sagt immer, er kann auch so gut fliegen wie eine Krähe! Kann er nicht! Er lügt überhaupt!“

Hans Buddensied kam in neuen Staunen. Friz Helmskätter konnte fliegen?

„Wer ist Friz Helmskätter? Kann er fliegen?“

Nun wollte sich Christa Gräb wieder ausschütten vor Lachen. „Ob er fliegen kann? Er ist unser Chespilot!“

„Chespilot?“ Hans fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Friz Helmskätter war ein Chespilot? Im Augenblick schweiften seine Gedanken weit weg, und er schaute immerfort vor sich in die Luft.

„Was machst du für'n Gesicht? Kommt dir das so komisch vor?“

Hans Buddensied zuckte zusammen und sprach halb abwesend: „Komisch? Nein — komisch — eigentlich nicht. Ich weiß nur nicht, — wie kann er bei — bei euch Chespilot sein! Ein Chespilot ist doch ein Flieger, nicht wahr?“

„Na und? Was ist da sonderbar? Ist mein Vater vielleicht nicht Direktor von der Fliegerversuchswerft?“ Sie schaute ihn herausfordernd an.

„Das — — habe ich nicht gewußt!“ antwortete Hans wie im Traum. Hans sann darüber nach, und das Erlebnis dieses Tages wollte ihm immer wunderlicher werden.

„Es wird jezt bald Zeit, daß ich nach Hause fahre. Du sollst aber mit mir kommen. Wir haben kein Platz zu zweien, und du sollst mal sehen, wie fix das geht!“ Damit war Christa schon aufgesprungen, ließ nach dem Wagen und saßte die ungeduldig schnaubende Lotte um den Hals.

Sie kletterten beide in das Gefährt, und dann fuhr Christa Gräb in jagendem Galopp

wie eine wahrhaftige Heze durch den hochstämmigen Tannenwald.

Lebender Ballast.

Seit diesen Ereignissen war etwa ein Monat verlossen, und der Spätsommer zog ins Land. Es war, als hätte die kurze Zeit Hans Buddensieds Leben vollständig umgetrempt.

Wenn er morgens wach wurde, fand er sich in einem kleinen Zimmer, das im Seitenbau einer der Werfshallen lag und ihm als Wohn- und Schlafraum diente.

Die Heze Christa Gräb hatte es erreicht, daß Hans von dem Direktor als Hilfskraft und Monteurechtling eingestellt wurde. —

Früh am Morgen schon wurde es lebendig auf der Werft. Noch bevor der eigentliche Fabrikbetrieb seinen Anfang nahm, erwachte der Flugplatz, und da war es auch schon Zeit für Hans, der immer einer der ersten war. Die großen Hallentore wurden geöffnet und verschiedene Flugzeuge ins Freie gerollt. Die Verspannungen und Verstrebungen wurden nachgesehen, Benzin und Del aufgefüllt und die Steuerungen geprüft. Hans legte bei allem eifrig Hand an und erwies sich so schon bald als äußerst tüchtige und gewissenhafte Hilfskraft. Es dauerte nicht lange, und er kannte die gesamte Einrichtung der Flug-



Helmskätter schob die Brille zurück und fragte Hans, ob er mitfliegen wollte.

zeuge, und da er ein großes technisches Verständnis besaß, fiel ihm das nicht schwer.

Es war ein klarer Herbstmorgen, da wurde die neue Versuchsmaschine, ein moderner Einderer, zum Start geholt, um die erste Versuchshöhe mit vollem Ballast zu machen. Die Maschine hatte zwei Tanks mit Betriebsstoff für drei Stunden und war bestimmt, auf zehntausend Meter zu gehen. Heute sollte ein erster Versuchsflug auf fünftausend Meter gemacht werden.

Hans Buddensiefel half selbst mit, die Maschine ins Freie zu bringen, und eine besondere Auszeichnung war es für ihn, als der Startmeister, der seine Gewissenhaftigkeit kannte, ihn nun beauftragte, sämtliche Steuerfabel noch einmal genau nachzusehen. Mit leuchtenden Augen kletterte Hans in die Maschine und erfüllte seine Aufgabe.

Gerade, als Hans aus der Maschine sprang, kam der Chefpilot Fritz Helmstättler über den Platz. „Na, ist die Kiste in Schwung?“ rief er mit schnarrender Stimme.

„Alles in Schwung!“

„Na, denn rin in die fliegende Bude!“ Mit seinen langen Beinen stieg er in den Führersitz und bewegte die Steuerung, gab Höhen- und Tiefenruder und Quersteuerung.

„Durchdrehen!“ Ein Monteur machte zwei Umdrehungen am Propeller. „Frei?“ rief Helmstättler und griff nach der Kurbel des automatischen Anlassers. — „Frei!“ kam die Antwort zurück.

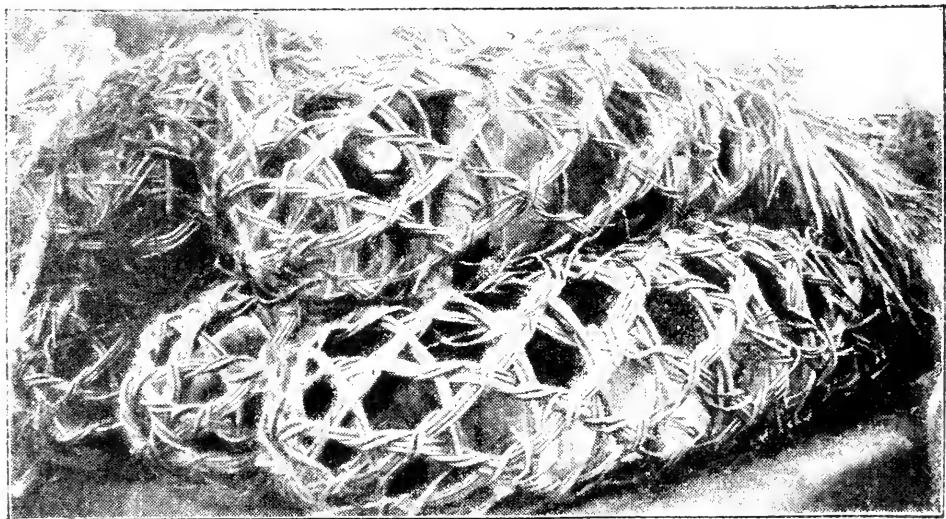
Rauschend sprang der Bierzechnzylinder an, so daß Hans und die beiden anderen Hilfsleute, die das Schwanzende der Maschine niederdrückten, fast über den Haufen geblasen wurden.

Helmstättler droffelte ab, schob die Brille über die Augen, da schien ihm noch etwas einzufallen. „Kinder, was habt ihr denn für Ballast rein?“

Der Startmeister schaute im Notizbuch nach. „Volle Betriebslast für drei Stunden und 80 Kilo Zusatzballast!“

„Nöö, das ist nach der alten Ausgabe! Es sollen 130 Kilo Zusatzballast sein.“ Er schob die Brille wieder zurück, schaute ungeduldig aus der Maschine. „Donnerwetter, und ich muß machen, daß ich abhaue!“

Sein Blick fiel auf Hans. „Mensch! Hänselein!“ rief er, „wenn ich dich richtig abschäße, wiegst du ungefähr soviel! Hast du mal Lust hast, den lebenden Ballast zu machen. Aber fix!“ (Fortsetzung folgt.)



Wie man in China die Schweine verschickt.

Die Porcentiere werden, in Geflechten verpackt, auf einen Dampfer gebracht und dort aufgestapelt. Man füttert sie nur sehr spärlich, und es ist erstaunlich, wie ruhig sich die Tiere dabei verhalten.



Freunde, könnt ihr euch mein Erstaunen vorstellen, als vor einigen Tagen ein Mann in meine Redaktion kommt und mir eine Flasche auf den Tisch stellt mit den Worten: „Hier, von Ihrem Onkel Otto!“ Nachdem ich mich vor Verblüffung beinahe an dem Federhalter, den ich gerade befaute, verschluckt hätte, fragte ich den Fremden, was es denn mit der Flasche auf sich hätte, und er entgegnete lachend: „Das ist eine Flaschenpost für Sie, die ich in der Spree aufgefischt habe. Drinnen steht Ihre Adresse, und der Brief ist mit „Onkel Otto“ unterschrieben.“ Ich konnte gerade noch „Danke schön!“ stammeln, da war der Mann schon weg, und ich sagte schnell nach der zurückgebliebenen Flasche, in der ich, sehr zusammengefallen und kaum leserlich, folgenden Brief fand:

Lieber Fridolin!

Zunächst muß ich dir erklären, weshalb du so lange nichts von mir gehört hast. Die Schuld daran trug aber der große Sturm, in den wir kurz vor unserem Ziel geraten waren. Er war fürchterlich. Noch viel schlimmer aber war die Lügengeschichte des alten Kapitans — von dem ich schon das letzte Mal berichtete —, der behauptete, daß die turmhohen Wellen, die von draußen gegen unser armes Schiff tobten, ein Kinderspiel seien gegen das Unwetter, das er vor einigen Jahren einmal miterlebt hatte. „Wir fuhren“ — erzählte er — „einmal nach Aufschneideria, das irgendwo in der Südsee liegt. Da überraschte uns plötzlich ein Taifun. Was soll ich Ihnen erzählen, meine Herren, als ich auf der Kommandobrücke stehe, kommt plötzlich eine Welle, reißt mich hoch und immer höher, ich kann bald nicht mehr atmen, und doch geht's immer weiter. Eine Stunde, zwei, drei — ich bekomme einen mordsmäßigen Hunger, und glaube schließlich, sterben zu müssen, da — geht's wieder abwärts. Wie im Fahrstuhl. Und mit einemmal, schwupp, stoße ich irgendwo hart auf, und als ich mich erstaunt umsehe, entdecke ich mich auf einem andern

Schiff. Dort hatte mich die Welle abgesetzt. Wegen meines wunderbaren Erlebnisses hatte dann der Kapitän jenes Dampfers mich sofort an seine Stelle erhoben, was mir ganz lieb war, denn so kam ich auf die schnellste Art wieder nach Hamburg zurück, wo der Dampfer gerade hinwollte.“

Was sagst du dazu, lieber Fridolin? Dann wirst du dich wohl auch wegen der Flaschenpost wundern, nicht wahr? Das liegt an dem Regenschlucker, von dem ich dir auch das vorige Mal erzählte. Er verschluckt alles, was ihm in die Finger fällt. Sogar meine Briefmarken mußten, obwohl sie keine Degen sind, daran glauben. Deshalb hatte ich kein Porto und mußte dir auf diesem seltsamen Wege Nachricht zukommen lassen. Antilöphen, der kleinen Afrikanerin, geht es ganz ausgezeichnet. Sie ist so reizend, daß sogar der alte Lügenskapitän sein Schwindeln vor Entzücken vergißt, wenn er sie sieht. Uebrigens muß ich dir für deine Freunde mitteilen, daß das Rote Meer, durch das wir fuhren, gar nicht rot ist, sondern blau. Im Indischen Ozean wurde Pampe von dem alten Lügenskapitän, wie das üblich ist, hereingelegt. Der gab ihm nämlich ein Fernrohr zum Durchschauen und sagte, der schwarze Strich, den Pampe sehen würde, wäre der Äquator. Dabei hatte er ein Haar vor das Glas geklemmt. Ich habe fast ein wenig Sehnsucht nach der Redaktion. Benjamin Pampe hat ebenfalls Heimweh, und er verlangte durchaus, daß ich ihn in die Flasche stecken und zu dir schicken sollte. Pechmann konnte ihn erst beruhigen durch das Versprechen, ein Mittel gegen Heimweh zu erfinden. Es wird was Rechtes werden. — Wenn du das Schreiben erhältst, sind wir schon nicht mehr auf dem Schiff.

Bald mehr. Herzliche Grüße, auch von Pechmann, Pampe und von mir an alle Freunde, und nicht am wenigsten an dich.

Onkel Otto.

Plaudereien mit meinen Lesern

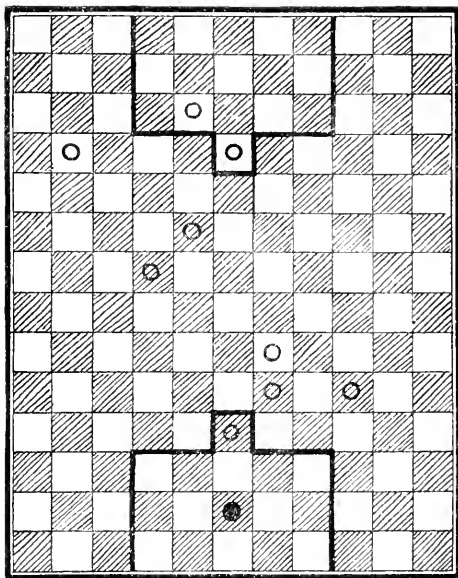
Freunde, herzlichen Dank für die vielen Preisrätfeleinwendungen. Nun habe ich es bald geschafft. In der nächsten Nummer findet ihr die richtige Auflösung. Fridolin.

Fridolins Spielecke

Freunde,

wie versprochen, will ich euch heute etwas von einem anderen meiner „Fridolin-Spiele in der Tüte“, dem Wu-Pu, erzählen:

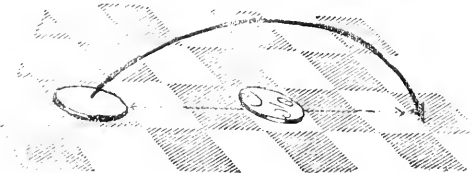
Wu-Pu, das chinesische Brettspiel, ist gar nicht schwer zu spielen. Das Hübsche daran ist, daß die Steine nicht, wie beim Halma, nur andere überspringen, sondern andere weit überfliegen dürfen. Wenn ein Stein mehrere Felder weit von einem anderen entfernt ist, und niemand dazwischen steht, darf er den anderen so überfliegen, daß er ebenso viele Felder hinter ihm landet, wie er von ihm entfernt gewesen ist. Es müssen natürlich, damit er fliegen darf, gerade ebenso viele Felder dahinter frei sein, wie vor ihm frei gewesen sind. Seht euch das Beispiel in meinem Bilde unten an. Der weiße Stein steht 3 Felder weit von dem anderen entfernt, und hinter dem anderen sind ebenso viele Felder frei. Folglich darf der weiße Stein, wenn er am Zuge ist, den anderen in weitem Bogen überfliegen, so daß er nach dem Flug wiederum 3 Felder weit von ihm entfernt steht. Der Bogen, der im Bilde zu sehen ist, bezeichnet die Flugbahn. Natürlich kann man auch Flüge nach allen Richtungen hin zusammensetzen, also im gleichen Zuge so lange wie es geht, weiterfliegen, nach rechts und links, geradeaus, schräg, rückwärts, wo gerade Steine überfliegbar sind. Ihr könnt euch denken, wie lustig das Fliegen ist, und daß „Wu-Pu“ noch viel schöner ist als Halma, das gewiß ebenfalls viele von euch gern haben. Ich will euch für einen solchen zusammengefügten Flug eine sehr schwere Aufgabe stellen, an der ihr knabbern sollt. Seht oben das zweite Bild. Meine Frage lautet: Wie kommt der schwarze Stein nach den Regeln des Wu-Pu in einem einzigen zusammengefügten Fluge am weitesten? Ihr werdet in der nächsten Nummer die Auflösung finden.



Wie kommt der schwarze Stein nach den Regeln des Wu-Pu-Spieles in einem Flug am weitesten?

Nun zur Auflösung der Aufgaben in meinem vorigen Heft zu dem „Fridolin-Spiel“ „Meine Worte — Deine Worte!“

Meine Fragen hießen, ob jemand aus den Buchstaben der Wörter Tibet und Kanal, wenn ein c und ein h hinzukommen, ein einzelnes großes, neues Wort bilden könne. Denen, die es nicht finden konnten, sei verraten, daß man aus diesen Buchstaben das Wort „Lachtabinett“ zusammenstellen kann. Aus den Buchstaben des Wortes „Haus“ und c, t und e kann ein „Schaute“ entstehen, aus „Klang“, t und e die afrikanische Stadt „Tanger“. Wenn noch ein a hinzukommt, entsteht daraus eine fürchterliche „Granate“. Aus den Buchstaben dieses Wortes, durch Hinzufügen von o, u und n können dann die griechischen Helden, die „Argonauten“ gebildet werden. Wer von euch ist mit dem Wort „Siam“ hereingefallen? Mancher glaubte wohl, sowie ein l und ein a hinzugekommen waren, die griechische Seeschlacht bei „Salamis“ gefunden zu haben. Aber ich wollte euch nur aufs Glatteis führen. Zu „Salamis“ war noch ein zweites „s“ nötig, und ohne dieses reichen die Buchstaben nur zur „Salamis“-Wurst. Wer also im Spiele „Salamis“ aufgerufen hätte, wäre mit einem Tadelstrich bestraft, und Salamis wäre zum Freiwort erklärt worden. Fridolin.



Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — alt — am — an — as — baum — be
— bel — di — e — e — ei — für — fant —
lla — gel — go — gram — ka — le — le
— leit — lent — li — li — li — min —
mo — nach — nant — ne — muss — so
— rechts — rei — rum — sau — se — te —
tew — tiv — tow — walt

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. italienischen Komponisten, 2. Stadt in Thüringen, 3. juristischen Beruf, 4. Ort an der Havel bei Potsdam, 5. Blasinstrument, 6. Gewerbebetrieb, 7. Dichtgüter, 8. wiederkehrende Melodie, 9. Vogel, 10. Nordseeinsel, 11. Prophet, 12. Offizier, 13. Waffentrock, 14. eilige Nachricht, 15. Baum.

Vielseitig.

Mit „W“ muß es im Hause steh'n,
Mit „B“ kannst du's im Nähzeug seh'n.
Mit „E“ wird's auf der Erde liegen,
Mit „T“ bereitet's dir Vergnügen.

Ergänzungsrätsel.

Rob—hn. Dross—rt. Schwef—d.
Seid—ft. Wech—lg. Mand—um.
Reg—hn. Schließ—rt. Apf—um.
Fest—llon. Hampe—nde. Papp—um.
Kupp—u. Hob—nk. Kneb—rt.
All das wird gleich verständlich sein,
Setzt eine Insel statt der Striche ein.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 8.

Silbenrätsel.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

1. Frankfurt, 2. Rollschuh, 3. Jema, 4. Emanuel, 5. Cherub, 6. Gesang, 7. Erle, 8. Bolshoi, 9. Apollo, 10. Grammophon, 11. Turban, 12. Imme, 13. Stemmisen.

Billiges Holz: Linie, Pinie, Linde.

Fridolins Lachkabinett

„In jeder Gesellschaft ist mindestens ein Esel.“

„Wieso denn?“

„Das Wort jagt es doch, — G—esel—l—schaft.“

*

Lehrer: „Warum hat die Giraffe einen so langen Hals?“

Schüler: „Weil der Kopf so weit von der Schulter weg sitzt.“

*



Kurt kommt aus der Schule und erzählt seinem Vater, der Lehrer habe gesagt, die Menschen stammen vom Affen ab. Kurts Vater, der mitten im Lesen gestört wird, jagt darauf wütend: „Ja, du vielleicht, ich nicht!“

*

„Herr Schulze, Sie haben doch eine eigentümliche Figur: Ab und zu nehmen Sie ab und ab und zu nehmen Sie zu.“

Gast: „Kellner, ich hatte doch Kalbsleber bestellt, und Sie bringen mir Kalbsleder.“

*



Der kleine Albert möchte im Zoo gern auf einem Kamel reiten. Seine Mutter hat aber nicht das Geld dazu und jagt tröstend: „Laß nur, Albert, wenn wir nach Hause gehen, trägt Onkel Karl dich Hudepade. Das ist genau daselbe!“

*

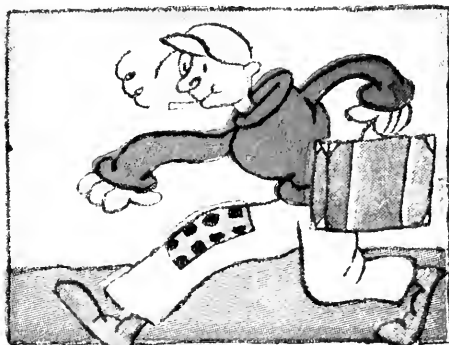
Freunde, falls die Bestellung für den nächsten Monat bei der Post noch nicht erneuert ist, bitte ich meine Postbezieher dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle ich für Februar den „Seiteren Fridolin“, so wie Name und Adresse.

Fridolin.

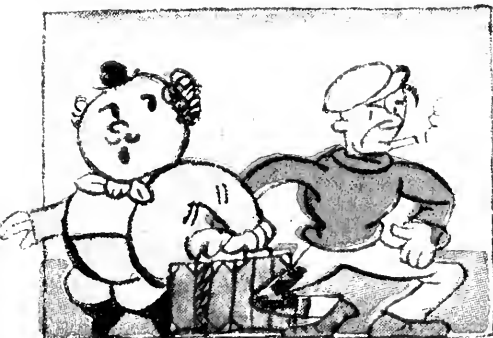
Die betrogenen Betrüger



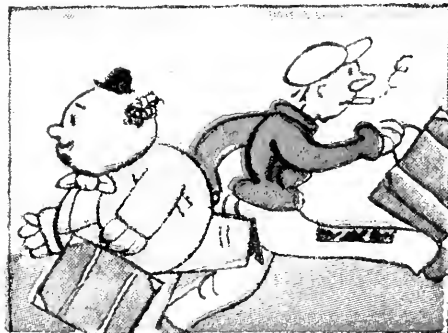
Einmal fand Herr Stiehl mit viel Geschick
Den allerneuesten Diebstahls-Trick,
Und zwar 'nen Trick, der gar nicht schwer ist.
Mit einem Koffer, welcher leer ist.



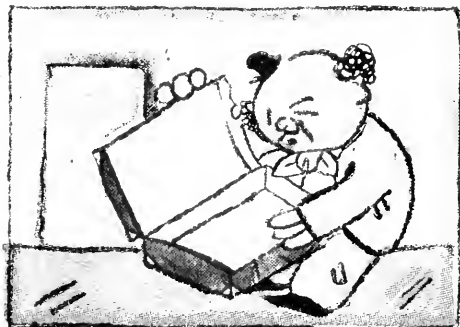
Doch oft geschieht's in einer Stadt,
Daß wer den gleichen Einfall hat,
Hier kommt Herr Krumm geschwind daher
Sein Koffer ist nicht minder leer.



Ein jeder hoffet auf Gewinn,
Denn jeder stellt den Koffer hin
Und freut sich, als er unbelauscht
Ihn mit dem anderen vertauscht.



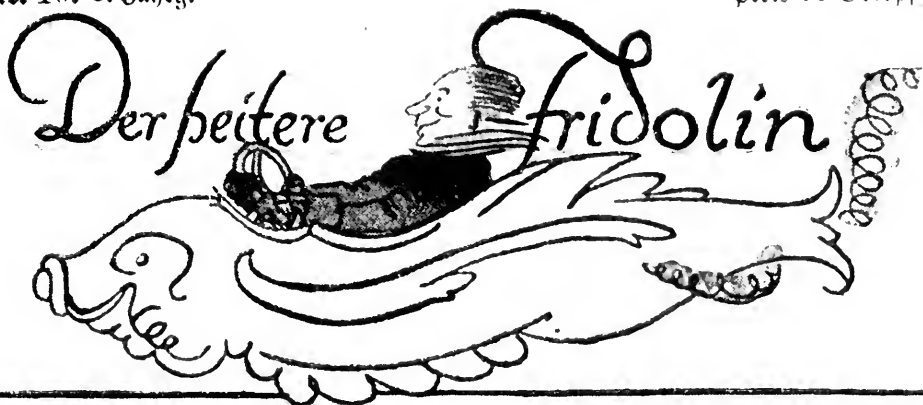
Und so vollführt man mit Geschick
Den listig ausgedachten Trick.
Man grüßt sich nicht und spricht kein Wort,
Man lächelt nicht — und „fliehet“ sich fort.



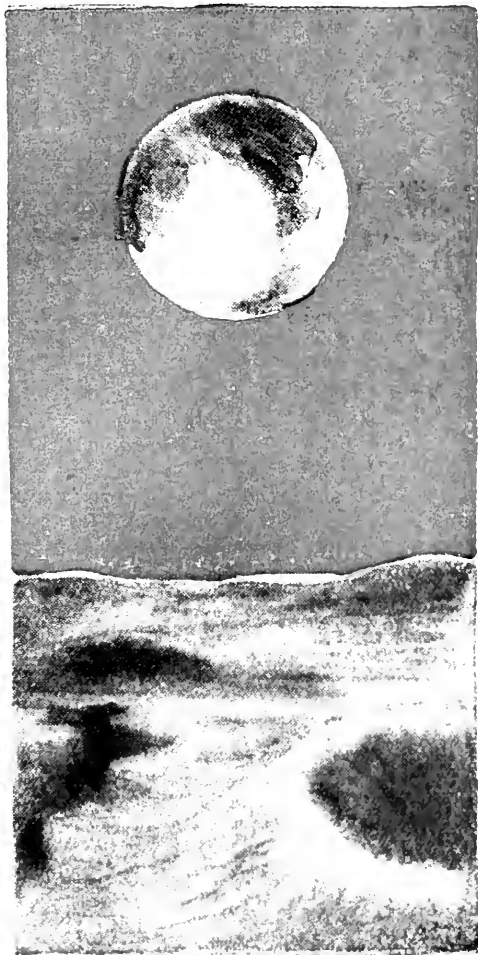
Nicht sehr erheblich der Gewinn ist,
Wenn in dem Koffer gar nichts drin ist;
Man schimpft den anderen Betrüger.
Ja, nach der Tat ist mancher klüger.



Doch ist der and're auch nicht froh,
Denn ihm erging's ja ebenso.
Wir haben es ja kommen sehen;
Es ist den Burschen recht geschehen!



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Das Rätsel des Mondes. (Zu dem Artikel auf Seite 2.)

Der Mond von der Erde aus gesehen. Wie die Erde, vom Mond aus gesehen, uns erscheinen würde.

Das Rätsel des Mondes

Was wir von unserem Nachbarn im Weltall wissen.

Der Mond hat auf die Phantasie des Menschen immer eine ganz besondere Anziehungskraft gehabt. Wie ein guter Freund erscheint er uns, der durch sein ruhiges Leuchten die Schrecken der Nacht vermindert, der „so stille“ am nächtlichen Himmel durch die Wolken geht. Und so flog die Sehnsucht des Menschen schon in ältesten Tagen hinauf zum Monde, sah Gestalten in ihm, träumte sich Menschen oder sonstige Lebewesen auf ihm, wie Münchhausens Mondbewohner etwa, und als die Erfindung des Fernrohrs dann unser Auge in ungeahnter Weise schärfte, da nahm es auf dem Monde jene seltsamen Dinge wahr, von denen wir uns hier einmal unterhalten wollen. Aber zunächst: Was ist der Mond eigentlich? Ein kleines Gestirn, das die Erde als Trabant umkreist, wie die Erde selber sich um die Sonne dreht, und das uns von allen Gestirnen am nächsten steht. Nur 384415 Kilometer ist der Mond von unserer Erde entfernt, eine Strecke also, die ein moderner Flug in etwa 6 Monaten durchfliegen würde. Viel kleiner ist dieser Trabant als die Erde; den Durchmesser seiner Kugel hat man auf 3480 Kilometer errechnet, und 49 Monde kann man in unsere Erdfugel hineinpacken. Der Mond ist auch als eigenes Gestirn viel älter als die Erde; er sah diese noch in feuerflüssigem Zustande, sah auf ihr Meere und Erdteile sich sondern, sah allmählich Leben entstehen, Pflanzen und Tiere, und wenn wir ihn — den toten, altersgefurchten — heute mit unseren Fernrohren betrachten, so lehrt er uns, wie einmal in fernen, fernen Zeiten die Erde aussehen wird — und auch dann noch wird er die starre, eisige, alles Lebens bare Erde als getreuer Trabant umkreisen. Laßt uns nun diesen Mond, der wie die Erde sein

Licht von der Sonne empfängt, im Fernrohr anschauen. Da sehen wir auf seiner Oberfläche unzählige Berge, ganze Gebirgszüge von eigenartiger Gestaltung. Im hellen Sonnenschein sehen wir diese Berge tiefe Schatten werfen und können daraus ihre Höhe erschließen; wir sehen auch dunklere, riesige Ebenen, die der Astronom „Meere“ nennt, und die einstmals vielleicht wirklich wogengepeitschte Ozeane waren. Immer wieder aber locken uns die seltsamen Mondgebirge — man sieht diese Berglandschaften am besten im ersten oder letzten „Biertel“ des Mondes; wer von euch darüber mehr erfahren möchte, der lese nach, was Bruno S. Bürgel in seinem schönen Buche „Aus fernen Welten“ erzählt — die Mondgebirge, die so täuschend ausgebrannten Kratern der riesigsten Größe gleichen. Es sind wohl auch einstmals gewaltige Vulkane gewesen, aber sie sind längst erloschen, kein Feuer glüht mehr im Innern des Mondes. Der höchste Mondberg erreicht die Höhe des Everest im Himalaya (8000 m); die Kraterkessel selbst kleinerer Berge vermögen bequem Groß-Berlin oder London mit seinen Vorstädten in sich aufzunehmen. So wissen wir heute auf dem Mond recht gut Bescheid, freilich nur auf derjenigen Seite, die uns ständig zugewandt ist; denn da der Mond sich nicht um seine Achse dreht, kennen wir die der Erde abgewandte Seite nicht. Welchen Anblick muß wohl unsere Erde, vom Monde aus gesehen, bieten?

Dem Monde fehlt jede Lufthülle. Darum gibt's dort keinen blauen Himmel; am tief-schwarzen Firmament leuchten ununterbrochen neben dem feuerroten Sonnenball alle Gestirne, heller als das Sonnenlicht noch.



Wie die Oberfläche des Mondes aussieht. Der größte Mondberg hat die Höhe des Everest (8000 m).

Unsere Erde schwebt als riesige Scheibe unter ihnen, und da ja auch sie nicht selber leuchtet, sondern ihr Licht von der Sonne empfängt, so würde man sie als „Bollerde“, „zunehmende“, „abnehmende“, „Neuerde“ sehen

und in ihrem milden Lichte die Ozeane auf ihr und die Erdteile beobachten können, ja, mit gutem Fernrohre sähe man auch gewiß Berlin, London oder New York, zumal wenn dort abends das Lichtmeer aufleuchtet.

Auflösung des Ferien-Preis-Rätsels

Fridolins verrücktes Gedicht Nr. 2.

Freunde, mein diesmaliges Preisrätsel war eine ziemlich harte Nuß, und nicht alle haben sie knacken können. Aber doch immerhin ziemlich viele, so daß ich das Los entscheiden lassen mußte. Ein Zeichen wie schlau ihr alle seid! Die richtige Auflösung findet ihr nebenstehend.

Die Gewinner, die sich jeder ein schönes Buch oder etwas anderes aus dem Fridolin-Verlag wählen dürfen, heißen: Als Hauptgewinner: 1. Erate Büchen, Stettin-Bredow, Mchstr. 37; 2. Rudi Intel, Berlin, Brückenstr. 2; 3. Else Bohn, Hamburg, Hoheluftchauffee 6.

Als Nebengewinner: 4. Siegfried Moriz, Barmen-Ritt, Berliner Str. 83; 5. Karl Lenders, Köln, Krefelder Str. 73; 6. Eberhard Schmidt, Düsseldorf, Steinstr. 83; 7. Franz Steinbrüggen, Hamburg, Angerstr. 13; 8. Aristide Rigan, Berlin-Friedenau, Wilhelmshöher Str. 28; 9. Kurt Nabel, Schönebeck, Elbstr. 16; 10. Anton Hengstler, Zürich, Agnesstr. 8; 11. Walter Schellbach, Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Str. 26; 12. Elly Dygösch, Benthen, Dygöschstr. 10; 13. Ruth Landau, Hamburg, Uhlenhorster Weg 49a; 14. Konstroller Nik, Dillingen-Saar, Schulstraße 24; 15. Elfriede Lühr, Hannover, Leinestraße 6; 16. Emil Seiß, Mannheim, Burgstraße 16; 17. Boris Perloff, Zehlendorf, Hauptstr. 48; 18. Reinhold Walther, Halle, Mansfelder Str. 9; 19. Boris Blantenfeld, Riga, Sprennstr. 1/3 w 10; 20. Eva Weber, Neu-Esting 73, Post Oldging O.-Bayern; 21. Erwin Schwarz, Tempelhof, Berliner Str. 169; 22. Fris Eidam, Frankfurt a. M., Helmholz-

*Mittags schlich der kleine Peter
Übers eingeschneite Feld;
Und begrüßte seine Freunde.
Die zur Schneeschlacht aufgestellt.*

*Peter aber stand und blickte
Mit Betrübniß auf die Schar,
Denn er durfte ja nicht spielen.
Weil er ungezogen war.*

*Traurig ging er fort zur Schule.
Doch der Lehrer sagte: „Geh!“
Seine Strafe war erlassen.
Weil heut gar zu schöner Schnee.*

str. 30; 23. Alfred Starupa, Siemensstadt, Bergstr. 1; 24. Walter Bulen, Berlin, Elisabethstr. 12 b; 25. Elisabeth Reul, Frankfurt a. Main, Saalburgstr. 42; 26. Hans Robert Steen, Bremen, Schwachhauser Heerstr. 33; 27. Artur Kieselbach, Berlin-Salensee, Katharinenstr. 7; 28. Wolfgang Lerch, Wien, Reiznerstr. 21; 29. Joachim Friedrich Baumgart, Danzig, Schichangasse 23; 30. Richard Thuß, Griesheim,

Hauptstr. 32; 31. Heinz Bartsch, Groß-Salze, Allendorffstr. 8; 32. Edith Färber, Delsnig, Markt 4; 33. Edi Henke, Düsseldorf, Schumannstr. 71; 34. Bruno Pfarr, Berlin, Invalidenstr. 100; 35. S. Sakowitsch, Riga, Kapselfstr. 19; 36. Willi Brünnel, Stettin, Friedebornstr. 25; 37. Otto Mühlberg, Frankfurt a. Main, Schweizerstr. 25; 38. Hans Ehrler, Crimmitschau, Moltkestr. 6; 39. Erich Röger, Riesa, Hauptstr. 19; 40. Gerhard Fink, Berlin-Lichtenberg, Altpodienstr. 47; 41. Hans Reibmanz, Meran, Herzog-Rudolf-Str. 8; 42. Harry Krause, Düsseldorf, Zietenstr. 38; 43. Lilli Bing, Wien, Sint. Zollamtstr. 11; 44. Erhard Beder, Breslau, Sirischstraße 32; 45. Walter Bollrath, Karlsruhe, Waldstr. 55; 46. Erich Beder, Berlin, Wiener Str. 51; 47. Helmut Jung, Halle, Viktoriastr. 8; 48. Hansheinz Spag, Würzburg, Theresienstraße 4; 49. Julius Appel, Offenbach a. M., Arndtstr. 14; 50. Beatrice Schumann, Plauen i. Vogtland, Pausaer Straße 116.

Wer diesmal bei der Verlosung keinen Preis bekommen hat, muß sich aufs nächste Preisrätsel verträumen, vielleicht hat er dann mehr Glück.

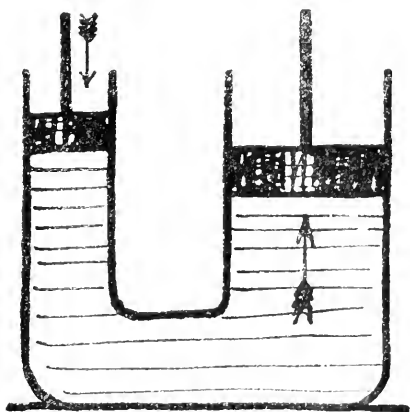
Fridolin.

Ringen des Wassers im Wasser

Etwas von der hydraulischen Presse.

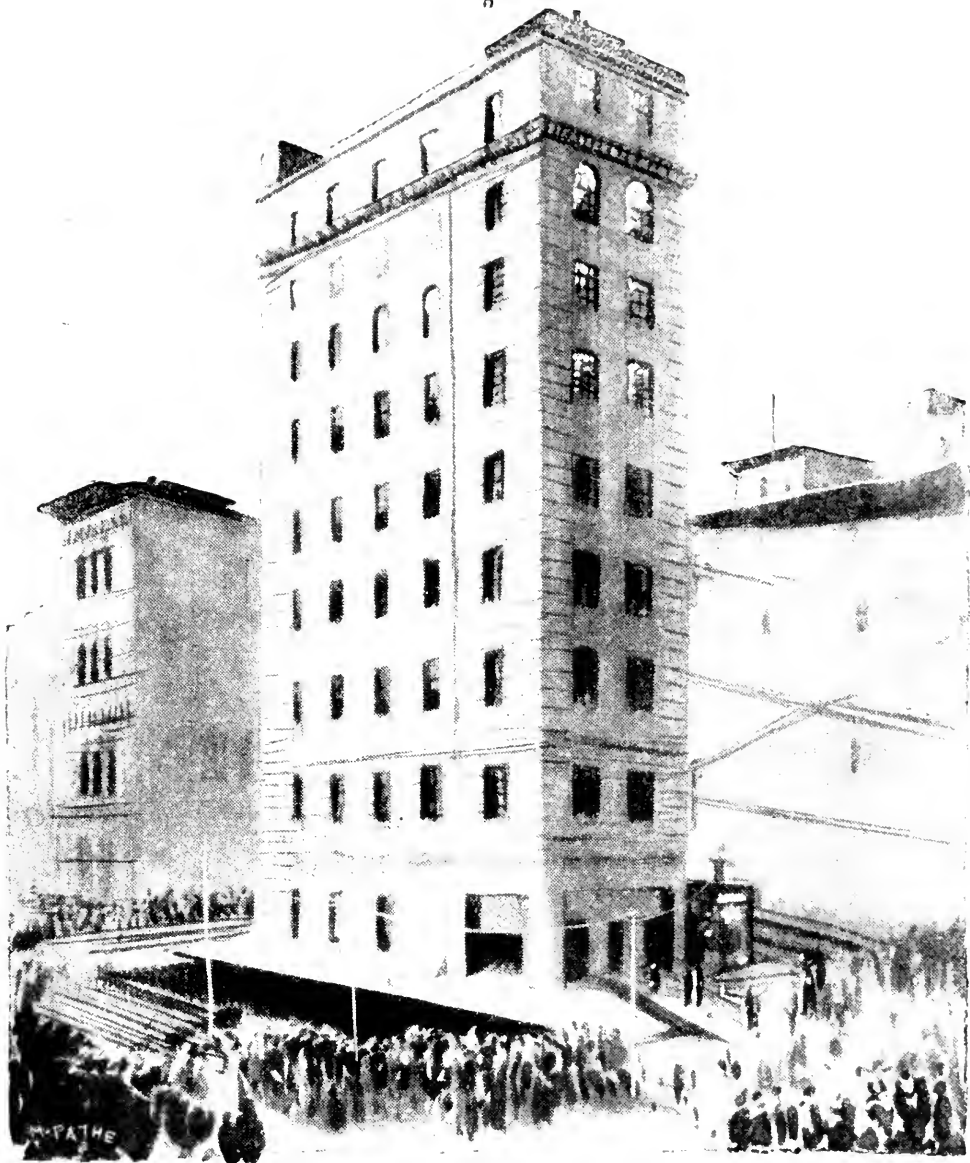
Von Dr. Ernst Abt.

„Wohl das Beste ist das Wasser,“ singt der alte griechische Dichter Pindar einmal, und der große Naturforscher und Philosoph Aristoteles wurde nicht müde, immer wieder auf die hohe Bedeutung guten Trinkwassers für die Gesundheit hinzuweisen. Ueberhaupt brachten die Griechen dem Wasser eine geradezu göttliche Verehrung entgegen, schufen überall künstlerisch geschmückte Brunnen und ziemlich früh schon Wasserleitungen, die die Städte oft von weither mit gutem Quellwasser versorgten. Umso erstaunlicher ist es, daß sie und auch die Römer, wie es scheint, nicht zu jener einfach zu machenden Beobachtung gelangt sind, die wir heute wissenschaftlich das „Gesetz der kommunizierenden (d. h. miteinander in Verbindung stehenden) Röhren“ nennen, und die ihnen bei ihren Wasserleitungsbauten doch so viel Arbeit erspart und Schwierigkeiten leicht hätte überwinden helfen. Dieses physikalische Gesetz lehrt uns, daß die Oberfläche, der Spiegel, einer nicht bewegten Flüssigkeit in zwei miteinander verbundenen Röhren (z. B. in einem Glasrohr, das in



Der Druck der miteinander in Verbindung stehenden Röhren ist, bei der doppelten Breite der rechten Röhre, dort $4 \times$ so stark wie in der linken. Auf dieser Beobachtung beruht die Erfindung der hydraulischen Presse.

Form eines lateinischen U oder eines Hufeisens gebogen ist) gleich hoch steht. Das zu wissen ist wichtig, wenn es sich darum handelt, eine Wasserleitung über ein Tal oder einen Fluß hinwegzuführen. Die Alten bauten in diesem Falle riesenhohe Brücken über Tal und Fluß, während wir heute die Wasserleitung an dem einen Abhang des Tals hinab, am andern wieder hinaufführen: muß doch der Wasserspiegel hüben wie drüben nach dem genannten Gesetz in gleicher Höhe stehen. Die Kenntnis dieses Gesetzes ist nun auch von Wichtigkeit für ein Gerät, das der Londoner Mechaniker Joseph Bramah — nebenbei bemerkt, der Erfinder unseres Wasserklosetts — im Jahre 1795 erfann, und das wir „hydraulische Presse“ (Hydraulik, aus den griechischen Wörtern für „Wasser“ und „Röhre“ gebildet) nennen. Wenn wir auf Wasser, das sich in einem vollständig gefüllten und geschlossenen Gefäß befindet, einen Druck ausüben, so pflanzt sich dieser nach allen Seiten gleichmäßig fort. Haben wir beispielsweise ein kommunizierendes Röhrenpaar vor uns, von denen die eine Röhre erheblich weiter, sagen wir einmal doppelt so weit wie die andere ist, und drücken wir den Abschlußdeckel der engeren mit einem Gewicht von 5 Kilogramm nieder, so wird der Deckel in der weiteren Röhre — sein Durchmesser ist doppelt, seine Fläche also viermal so groß wie der kleine Deckel — mit einem Druck von 4×5 Kilogramm emporgepreßt, und außerdem ein entsprechender Druck auf alle Wandungen der Röhren ausgeübt. Es kommt also bloß darauf an, das Verhältnis der beiden Deckeldurchmesser zueinander zu vergrößern, den Druck auf den kleinen Deckel zu verstärken, um eine außerordentlich starke Kraftleistung zu erzielen. Auf diesen Erfahrungen und Gesetzen beruht die hydraulische Presse Bramahs, die der Erfinder nur als Presse für Gläs, Heu, Baumwolle uß. verwandte, die inzwischen aber von der Technik zu hoher Vollendung ausgebildet worden ist und heute im prakti-

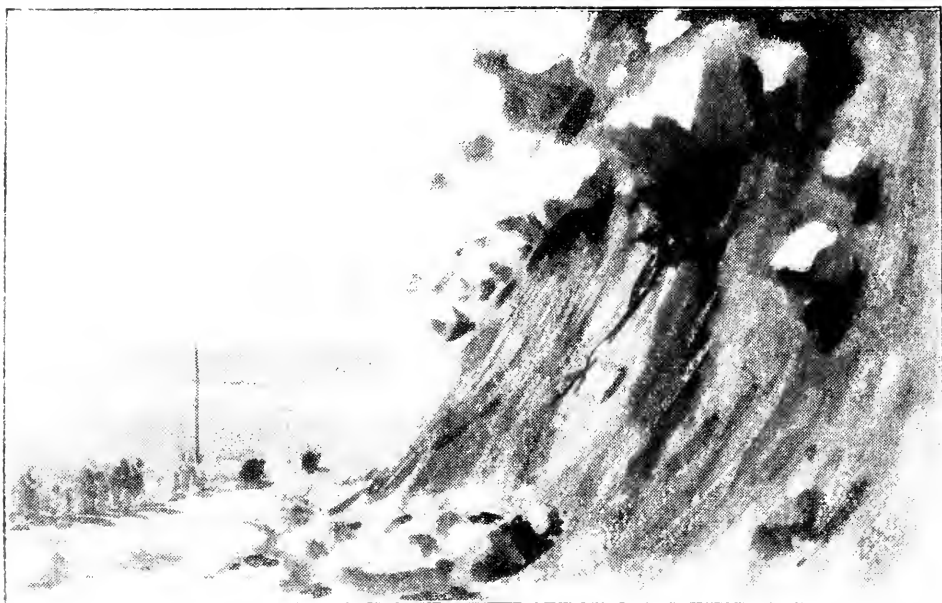


Riesenkräfte im Wasser.

Wie ein Geschäftshaus in New York mittels hydraulischer Pressen auf einen andern Platz gerückt wird.

ischen Gebrauch die mannigfaltigste Benutzung findet. Mit der hydraulischen Presse prüfen wir heute z. B. die Widerstandsfähigkeit von Dampfkesseln und Kesselanlagen ohne jede Gefährdung der Prüfenden. Denn wenn wirklich der zu prüfende Kessel dem doppelten Druck seiner Bestimmung nicht standhält, spritzt an der Bruchstelle nur etwas Wasser aus, während durch den Druck des Dampfes

der Kessel sofort in Stücke zerrissen würde. Die hydraulische Presse dient zum Betriebe von Fahrstühlen und Fabrikten und Häusern, zur Bewegung von Lastkränen usw. Ist nur eine genügend widerstandsfähige Leitung vorhanden, so kann das „Presswasser“ der Hand- oder Dampfpumpe, die den einen Dedel oder Kolben unseres Beispiels niederdrückt, auf beliebig weite Entfernung zu dem Kolben des

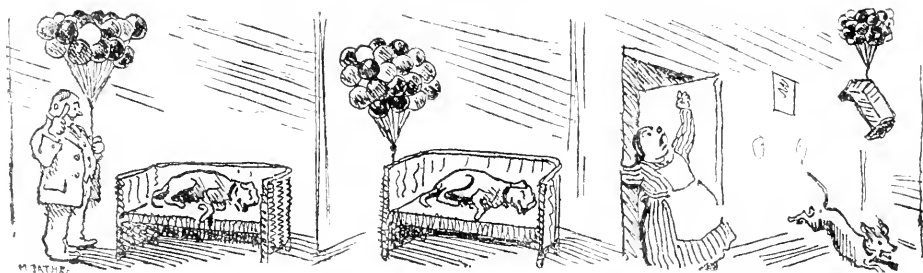


Wie die Kraft des Wassers ausgenutzt werden kann.
Eine Felswand, die, statt wie bisher durch Dynamit, durch hydraulische Druckmaschinen gesprengt wird.

„Arbeitszylinders“ geleitet werden; ja, man kann von einer Kraftstation aus auch mehrere hydraulische Druckmaschinen arbeiten lassen. Die ganz gewiß merkwürdigste Verwendung fand die hydraulische Presse vor einer Reihe von Jahren in Berlin, als es galt, dem schweren, eisernen Kriegerdenkmale auf dem Kreuzberg seine bleibende Stelle zu geben. Durch 12 hydraulische Pressen wurde das ganze Denkmal einmal um 8 Meter in die Höhe gehoben und gleichzeitig mit der Achse um etwa 24 Grad gedreht. Solche „Versetzungen“ von Denkmälern, Häusern u. s. w. mit Hilfe der hydraulischen Presse sind namentlich in Amerika vielfach gemacht worden. Eigenartig ist auch die Verwendung der Presse zum Empor-

heben von Brücken, damit im Augenblick größere Schiffe unter der Brücke durchfahren können: beide Enden der Brücke werden dabei gleichzeitig und gleichmäßig gehoben. Solch eine Brücke mit hydraulischer Hebevorrichtung ist beispielshalber die an der Einfahrt des Hafens in Magdeburg-Neustadt. Ganz neuerdings findet die hydraulische Presse auch im Bergwerksbetriebe entsprechende Verwendung. Man sprengt nämlich unterminierte Felswände hier nicht mehr mit Dynamit oder ähnlichen gefährlichen Sprengstoffen, sondern durch den ungeheuren Druck des Wassers, den eine hydraulische Presse in großer Entfernung von dem Sprengherde mühelos und zuverlässig auf das Gestein ausübt.

Der motorlos fliegende Tessel



Hans Buddensief

der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Petzsch.

Freunde, für diejenigen, die den Anfang dieser Geschichte versäumt haben, will ich ihn hier noch einmal kurz wiederholen: Hans Buddensief, der durch einen Unglücksfall seinen Vater verloren hat, geht mit seinem Freunde Kurt Axelrad auf Wanderschaft, um seiner Mutter die Kosten seines Unterhalts zu ersparen. Seine größte Sehnsucht ist es, Flieger zu werden. Unterwegs kommen die beiden jungen Leute zu einer Höhle, in der sie übernachten. Plötzlich wacht Hans Buddensief auf; er dringt in das Innere der Höhle vor, in der er ein Skelett entdeckt, das ein Umkleet um den Hals trägt. Hans nimmt es an sich. — Am nächsten Tag findet Kurt Axelrad eine Lehrstange. Herr Hopfenst, ein alter Geschäftsfreund, hat ihn bei der Firma Rippenberger u. Co., Tabak und Zigarren ein „ros. untergebracht. Hans zieht allein weiter. Doch nach zwei Tagen findet auch er Unterkunft. Mitten im Wald hatte ihn ein kleines Mädchen, die Herr Christa Grahl, aufgespürt und zu ihrem Vater gebracht, der Direktor von einer Fliegerversuchsanstalt ist. Hans wird von ihm als Monteurelehrling eingestellt. — Eines Tages steigt der Chefpilot Herr Helmstatter in einer neuen Maschine auf. Er fragt Hans, ob er Lust hat, mitzufliegen. Hier setzt die 2. Fortsetzung ein.



Der eine Flügel des Apparates begann zu flattern, und die Maschine stürzte ab.

Als Hans Buddensief zur Besinnung kam, saß er im Beobachteritz der Versuchsmaschine, war mit Eury vorschrittsmäßig angeschafft und hatte Sturzhaube und Brille auf.

„Frei?“ — „Frei!“

Aufschauend, mit tiefem Steuer lag der Eindecker im Start, raste einige zehn Meter über die Grasfläche und hob sich dann mit majestätischem Schwung in die Luft. In den ersten Augenblicken sah und hörte Hans Buddensief nichts; dieses Ereignis hatte ihn so überwältigt, daß schimmernde Tränen der Begeisterung in seinen Augen standen. —

Die krumme Tante.

Die milde Herbstsonne schien durch das offene Fenster, als Hans eine Landkarte studierte. Plötzlich drang ein helles Richern an sein Ohr, und als er überrascht aufblickte, sah Christa Grahl lachend auf dem Fenstersims und hielt einen Photographenapparat hoch. Die Langeweile hatte sie mal wieder geplagt, und so war sie auf den Gedanken gekommen, das Händlein anzufischen. „Komm mit,“ rief sie in heller Begeisterung, „wir wollen photo-

graphieren. Ich habe eine Idee! Ich knipse dich auf der krummen Tante!“

„Auf — der — krummen Tante?“

„Kennst du die krumme Tante nicht? Komm mit, dann will ich sie dir zeigen.“

Sie gingen zusammen über den Platz nach einem der älteren Schuppen, den Christa öffnete, um in die linke Ecke zu gehen. „Siehst du, hier steht die krumme Tante! Helmstatter hat sie so getauft. Jetzt mach' los, wir schieben sie hinaus!“

Hans Buddensief sah, daß in der Ecke ein alter, auffallend kleiner Eindecker stand.

Mit vereinten Kräften zogen sie die „krumme Tante“ ins Freie, und dann mußte Hans Buddensief hineinklettern.

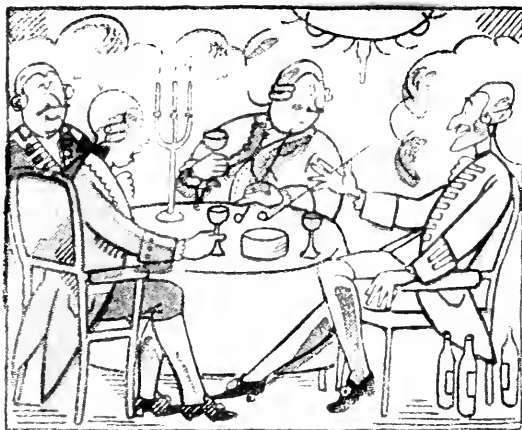
„Eigentlich schaust du elegant aus in dem Museumsstück!“ rief Christa lachend und drehte vorn am Propeller.

„Weißt du was, Hans?“ sprach Christa. „du müßtest mit dem Wackelgestell eigentlich mal losfliegen.“ —

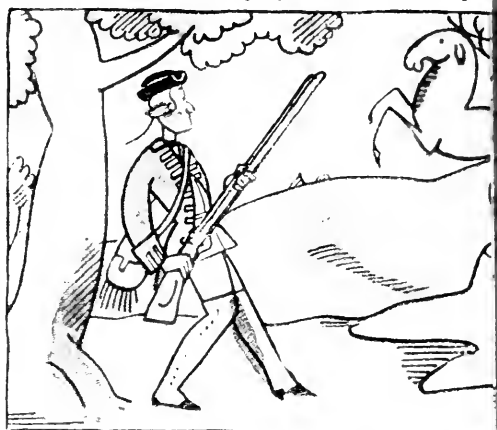
Der Gedanke ließ Hans Buddensief keine Ruhe mehr. Im Traum erschien die „krumme Tante“ und lockte ihn. Tag und Nacht verfolgte sie ihn, und schließlich ging eine Nacht

Die neuen Lügenabenteuer d

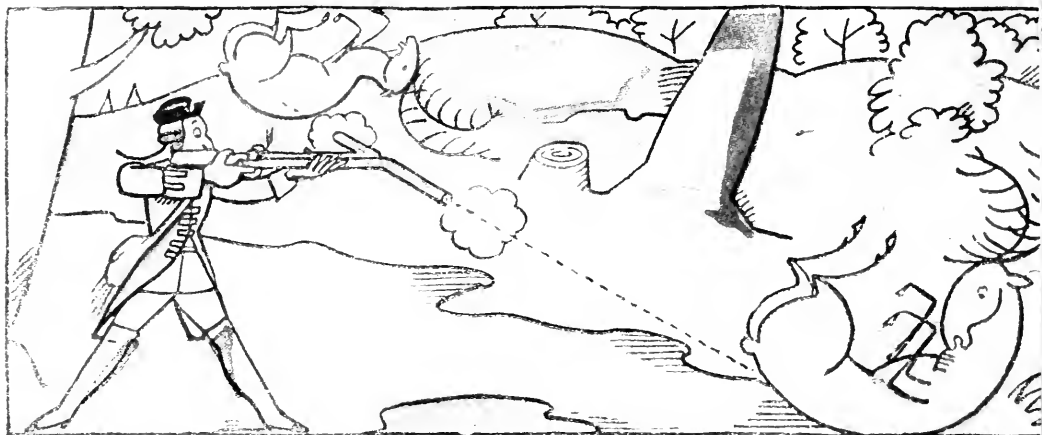
Münchhausen erzählt, wie er zu



„Sehen Sie, meine Herren, ich kann nur immer wieder sagen: Glück muß der Mensch haben, aber sich auch, wenn nötig, zu helfen wissen.“



Ich gehe da neulich auf Hirsche, meinen guten Doppelläufer, der mir schon zu manch aufständigem Boß verholzen hatte, über der



... ziele, gebe Feuer und — beide Hirsche sind aufs Blatt getroffen. Meine Freude über die gute Beute können Sie sich sicherlich vor-

stellen. Ich schleppe die beiden Tiere also nach Hause, und merke unterwegs schon, daß ich nicht mehr richtig sehen kann.

von ihr aus, der er nicht widerstehen konnte

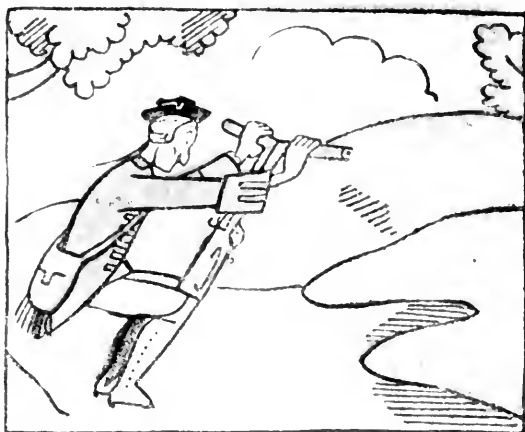
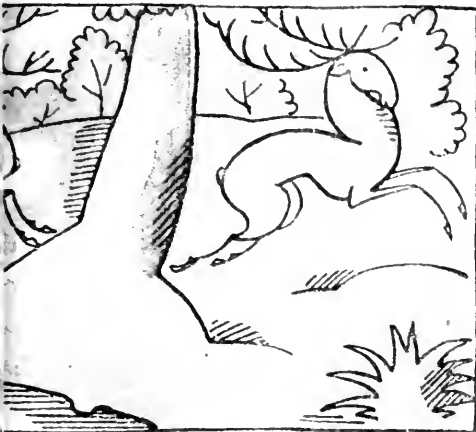
In einem windstillen Herbstmorgen, als gerade der Tag graute, hörte der Nachtwächter des Flugplatzes mit einemmal ein sonderbar verdächtiges Geräusch. Er hob den Kopf und lauschte. Ja, zum Donnerwetter, da lief doch ein Motor! Das war doch Propeller-

geräusch, wenn auch nicht so laut und dröhnend wie sonst! Er ging hinaus auf den Platz, sah, daß er recht hatte, eilte betroffen nach dem alten Schuppen und blieb dort sprachlos vor Schreck stehen. Was hatte sich denn ereignet?

So reich ihn seine Peine trauern, rannte er zurück durch das Tor und hinauf in die

Freiherrn v. Münchhausen

Hirsche mit einem Schuß erlegte.



Schulter. Da springen plötzlich gleichzeitig zwei kapitale Sechsender vor mir auf, der eine nach rechts, der andere nach links.

Was tun? Sie können sich denken, daß ich mir keinen entgehen lassen wollte. Ich biega also die Läufe meiner Büchse auseinander, ...



Das kam nämlich daher, daß sich, zu meinem großen Leidwesen, bei dem Zielen nach beiden Seiten meine Augen verquer gestellt hatten,

so daß ich noch beinahe vierzehn Tage lang durch die Nase trinken und durch das Ohr rauchen mußte, da ich den Mund nicht finden konnte."

Wohnung des Direktors, der gerade beim Ankleiden war. „Herr Direktor! Herr Direktor!“

„Na, was ist? Sie sind ja ganz außer Atem! So reden Sie doch, Mensch!“

Der Nachtwächter stotterte und deutete mit der Hand nach oben. „Herr Di — Di — Direktor! Der P — P — Buddensief — i — i —

i — i — i ist eben auf de — de — der — Krummen Tante' ge — ge — gestartet!“

„Was ist? Woer ist?“ Direktor Grabi vernahm jetzt auch das Motorgeräusch und stürzte halb angekleidet hinunter auf den Flugplatz. Wahrhaftig! Dort flog die „Krumme Tante“! In etwa dreihundert Meter Höhe wackelte und schwankte sie über den Platz,

machte jetzt eine etwas eckige, waaghalsige Rechtskurve, richtete sich langsam und schwerfällig auf und stieg weiter in den sonnigen Morgen. „Ja, ist der Mensch denn verrückt! Der bricht sich ja doch alle Knochen im Leib!“

Durch alle Türen und Tore kamen nun Menschen und starrten der „krummen Tante“ nach, die, fortwährend schwankend, mit ihrem summenden Motor davonwatschelte.

Eben tauchte sie in ein kleines Wolkenmeer, und dann war sie verschwunden. . . .

Oben aber saß Hans Buddensiefel am Steuer. Alle Träume und alle Hoffnungen hatten sich mit einem Schlage erfüllt. Er war in einer Stimmung, die sich nur schwer beschreiben läßt. Mit glänzenden Augen saß er im Führersitz, eine Welt voll Glückseligkeit in der hämmernenden Brust, und nur immer von dem einen Gedanken erfüllt: Nun fliegst du! Nun fliegst du ganz allein und nur auf dich selbst angewiesen! Wenn ihn seine Mutter sehen könnte, zuckte es dann durch sein Hirn, und Kurt Axelrad und Herr Hopfenstisch!

Er merkte, wie die Maschine schwankte, drückte ein wenig und gab Gegenverwindung.

Als Hans Buddensiefel in die Tiefe schaute, befand er sich in etwa vierhundert Meter über dem Spiegel des Sees. Er näherte sich einer kleinen Wolkeninsel, und bald tauchte er in schimmernden Dunst, durch den er die Erde wie durch einen seefensthaft beleuchteten Schleier schwimmen sah.

Hier machte Hans Buddensiefel den ersten Fehler. Er ging in eine leichte Rechtskurve, kam unbewußt in eine halbe Spirale und verlor die Orientierung, zumal er sich über der Wolkendecke befand. Etwas unsicher geworden, nahm er das Gas fort und ging in Gleitflug, den er anscheinend etwas zu steil ansetzte, denn einige der feinen Lükendröhte sprangen, aber das Rabel selbst hielt noch. Als Hans Buddensiefel in die Wolkendecke kam, verlor er das Maß und setzte den Gleitflug noch steiler. Mit viel Fahrt kam er durch die Wolken, und als er abwärts schaute, befand er sich in kaum zweihundert Meter über dem großen Wald, der sich weithin erstreckte. In richtiger Erkenntnis wollte er Gas geben, beging aber den zweiten Fehler, daß er die Maschine zu hart abging. Dieser Fehler wurde zur Katastrophe. Das linke Stirntabel riß, und der Flügel fing zu flattern an. Hans Buddensiefel besaß die Geistesgegenwart, daß er sofort den Gashebel zurückriß und die Zündung abstellte. Die nächsten Sekunden

mußten über sein Leben entscheiden. Mit vollständig klarem Kopf behielt er das Steuer in Händen und versuchte, die Herrschaft über die Maschine zu behalten. Aber es half nichts. Die „krumme Tante“ ging nicht mehr aufs Steuer. Die Fläche bog sich zurück, und in weit ausfallenden Bewegungen flatterte das Flugzeug in die Tiefe. —

Maria.

Hans fühlte ein jagendes Hämmern und Stechen im Kopf, als er wieder zu sich kam. Langsam öffnete er die Augen und schaute verwundert nach oben.

„Mutter,“ hauchte er, „Mutter, gib mir Wasser!“

Es dauerte eine Weile, da fühlte er etwas Rasses an seinen Lippen, und dann trank er in gierigen Zügen. Ein wenig wandte er den Kopf und sah ein Mädchen an seiner Seite sitzen. Es war Christa Grabs.

Aber wie seltsam war sie gekleidet! So einfach und ärmlich, fast wie ein Bettelkind. Und mit nackten Füßen.

„Christa!“ sprach er matt. „Bist du es? Wo kommst du her?“

Da beugte sich die Gestalt über ihn: „Ich heiße Maria!“ sprach sie.

„Ma — ri — a?“

Wieder versuchte er darüber nachzudenken, und nun wurde alles wirr in seinem Kopf. „Wo — bin ich denn?“

„Weißt du denn nicht, daß du mit deinem Flugzeug hier in den Wald gestürzt bist? Ich habe dich gefunden und will jetzt Vater rufen, daß wir dich in die Hütte bringen. Quast muß solange bei dir bleiben!“

Hans Buddensiefel hob ein wenig den Kopf und sah einen kleinen, stichelhaarigen Vadelhund im Moos sitzen und mit schief geneigtem Kopf aufmerksam und neugierig mit seinen hellen Auglein herüberspähen. Das war Quast. Und er, Hans, war abgestürzt? Möglicherweise kam ihm die Erinnerung.

„Ja ja! Nun weiß ich's! Ich bin ja mit der krummen Tante abgestürzt! Ja ja! Aber du — du bist doch Christa?“

Das Sprechen und Nachdenken hatten ihn so angestrengt, daß ihm der Kopf nach hinten fiel. Er glaubte in eine gährende Tiefe zu sinken und verlor das Bewußtsein. — — —

Als er die Augen öffnete, war es Nacht, und er lag ausgekleidet in einem kleinen Bett. Auf dem Tisch, der vorm Bett stand, brannte eine Kerze mit gelber, zuckender Flamme.

Aufs tiefste verwundert, schaute er sich um. Es war ein niedriges, ärmliches Zimmer, wo er sich befand, und wieder sah die Gestalt bei ihm und sah ihn unverwandt an.

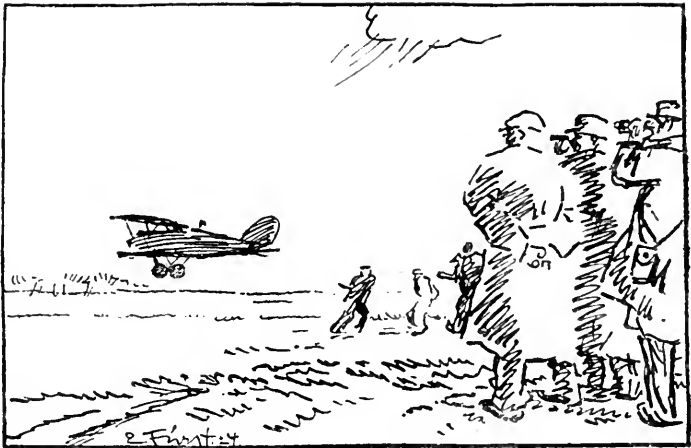
„Christa!“ sprach er und wollte dieses Rätsel nicht begreifen. „Christa, wo find wir?“ Er tastete nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Ich bin Maria! Bleib nur still liegen, du wirst bald wieder gesund sein. Der Arzt war schon hier, und morgen wirst du mit dem Auto geholt.“

Hans schloß wieder die Augen und schien in einen Halbschlaf zu sinken, in dem er oft unverständliche und zusammenhanglose Worte murmelte. Ein goldenes Blinken und Gleifen leuchtete von Hans Buddensiecks Brust. Maria griff danach und hielt das goldene Amulett in Händen, jenen seltsamen Fund aus der verborgenen Felsenkammer der Kugelhöhle. Sie betrachtete es lange und aufmerksam, um es dann vorsichtig zu öffnen. Grauer, fettiger Staub! Sie erschrak ein wenig über den Inhalt, und etwas schien in ihrem Gedächtnis zu dämmern. Sie ging langsam in eine dunkle Ecke und zog eine alte Kommodenschublade auf. Als sie zurückkam zum Lager, hielt sie ein kleines, winziges Fläschchen aus Gold in den Händen. Sie öffnete es und leerte den Inhalt auf ein Stück Papier, das auf dem Tisch lag. Derselbe Staub, wie ihn das Amulett Hans Buddensiecks enthielt. Da richtete Hans sich ein wenig im Bett hoch und verlangte Wasser. Als er getrunken hatte, und seine Blicke neugierig im Raum umher-schweiften, sah er das goldene Fläschchen auf dem Tisch liegen. Er nahm es in die Hand und betrachtete es, und Maria schaute ihn dabei mit fragendem Erstaunen an.

„Was ist das?“ fragte er.

„Es ist ein altes Ding,“ erzählte sie, „und ich weiß nicht, wie lange wir es schon haben. Aber schon sehr lange, ich glaube von Urgroßvater her. Vater hat mir mal erzählt, es soll von alten Zigeunern stammen, die vor langer Zeit hier lebten und durchzogen. Sieh hier, dieser Staub ist in dem Fläschchen. Ich weiß



Vor den Augen der Prüfungskommission stieg die Flugmaschine leicht und elegant in die Höhe.

nicht, was es zu bedeuten hat. Es soll aber ein großes, glückliches Geheimnis sein, das tief in der Erde schläft.“

Maria nahm den Staub, füllte ihn langsam in das Fläschchen.

„Morgen werden sie dich holen und dann — dann —“ Sie schlug die Augen nieder und sprach nicht weiter.

„Und dann?“ fragte er.

„Dann bin ich wieder allein!“

„Ist dir das leid, Maria?“

Da senkte sie den Kopf, und Hans Buddensieck sah zwei Tränen aus ihren Augen quellen.

Hans erhält das Führer-abzeichen.

Hans Buddensiecks waghalsiges Abenteuer auf der „krummen Tante“ war der eigentliche Anfang zu seinem ruhmvollen Aufstieg. Von seinem unglücklichen Sturz hatte er sich verhältnismäßig rasch wieder erholt, und eines Tages wurde ihm eine unerwartete Botschaft. Direktor Graf wollte ihn Flugzeugführer werden lassen.

Am Tage, da er diese Nachricht erhielt, ging er mit Quasti, den ihm Maria damals als Andenken mitgegeben hatte, nach Feierabend zu der einsamen Höhlenhütte, wo Hans von seinem Glück erzählen wollte.

In der darauffolgenden Woche nahmen die Echrsflüge ihren Anfang, und Hans Buddensieck erwies sich als ein so gelehriger Schüler, daß Fritz Helmstädt, der ihn einschulte, eigentlich gar nicht viel zu tun hatte. Schon nach dem dritten Aufstieg sagte er: „Mensch,

Buddenstedt! Sie stiegen wie ein Pojanenengel und landeten wie ein Specht! Was soll ich mich abschniden! Sie machen noch ein paar Starts mit mir. Wenn Sie was verkehrt machen, haue ich Ihnen den Knüttel ins Kreuz! Dann können Sie mir den Buckel tragen und alleine abhauen!"

In wenigen Schulstügen machte Hans Buddenstedt die vorschriftsmäßige Schule durch, versuchte mit Erfolg mehrere Auslandungen, und eines schönen Tages schnarrte Helmstätt: „Hans, wenn morgen keine Windstärke 11 ist, dann kriegen Sie die Kiste voll Ballast und ziehen los! Verstanden?"

Am andern Morgen, es war ein Herbsttag im Oktober, erschien die Prüfungskommission am Platz. Sie bestand aus Direktor Graß, Fritz Helmstätt und einem Chespiloten der Hansa-Flugzeugwerke. Auf dem Platz stand eine D-Schulmaschine mit laufendem Propeller. Einige Arbeiter füllten

den vorschriftsmäßigen Ballast ein. Da die Arbeit in den Fabrikräumen noch nicht begonnen hatte, füllte die gesamte Arbeiterschaft den Platz.

Hans Buddenstedt war sichtlich erregt.

Ohne sich zu besinnen, stieg er in den Führersitz der Maschine und — merkwürdig! — als er das Steuer in Händen hielt, kam völlige Ruhe über ihn. Jede Erregung schwand, und er fühlte sich so sicher wie in Abrahams Schoß. Sein Start war elegant und leicht, ebenso wie die Landung, und als er aus dem Führersitz stieg, war sein Gesicht unbeweglich, nur die Augen glänzten. Die Herren kamen erfreut auf ihn zu und gratulierten. Als sie ihm die Hand schüttelten, war er ganz benommen und wußte nichts zu sagen.

Helmstätt nahm den Barographen und zog das Barogramm heraus. Es zeigte sich, daß Hans aus viertausend Meter gelandet war. (Fortsetzung folgt.)



Herr Tropius, der uns Nachricht von der Expedition überbrachte

Vor vier Tagen schlug mir im Traum ein Hammer auf den Kopf, wovon ich erschreckt aufwachte. Aber siehe da, das Hämmern hörte nicht auf. Schließlich begriff ich: es hatte jemand seit fünf Minuten an die Tür geklopft, und davon war ich jetzt glücklich wach geworden.

Also schrie ich: „Herein!“ Und es kam ein brillant-liebenswürdiger Herr, der mir völlig fremd war. „Sind Sie?“ — fragte er so gleich. „Sawohl, der bin ich,“ antwortete ich sachgemäß. „Ich soll Ihnen nämlich Grüße bringen. Von der Expedition. Von Onkel Otto, von Benjamin Pa —“ — „daß noch einmal, das ist ja fabelhaft. Mit wem habe ich eigentlich das Vergnügen?“ „Alexander Theophil Tropius, Forscher und Sammler aus dem China-Lande.“ Und dann erstattete er Bericht.

Unsere Freunde waren glänzend in China angekommen. Zwar hatte sich Benjamin Pampe noch rasch einen Zahn verstaucht und

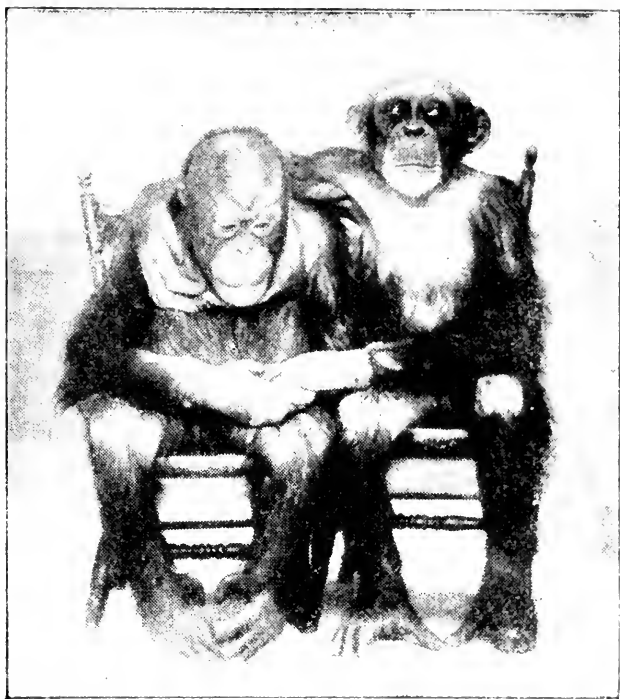
Antilöphen war ins Gelbe Meer gepurzelt, wodurch sie beinahe die Gelbsucht bekam, Onkel Otto hatte dem alten Lügenkapitän und allen übrigen Mitreisenden eine schwungvolle Abschiedsrede gehalten, und Pechmann jedem eine Fridolinnummer zum Andenken geschenkt. Aber dann waren die drei Helden wohlbehalten ins Innere des Landes gezogen. In Tientsin wurde Station gemacht. Dort hatte Herr Tropius sie auch im Gasthaus zum „goldenen Regenwurm“ getroffen. Allerdings in höchst betrübter Laune. Denn Freund Pampe war am Morgen einem indischen Fakir nachgelaufen, der dort eine Vorstellung gab, und hatte ihm das ganze Reisegeld gegeben, damit er ihm die Kunst verrate, wie man auf Glascherben sitzend Schinkenbrote verzehren könne. Da hat ihm der Fakir gesagt, er solle sich in eine Nilpferdhaut wickeln, dann ginge es glänzend. Onkel Otto war außer sich, aber er versicherte, es werde ihm in den nächsten Tagen gelingen, Laatsch' und Bommels Spur zu finden.

Ich danke Herrn Tropius herzlich für seine Schilderung. Eigentlich sehe ich rosig in die Zukunft. Die drei werden schon die chinesischen Räuber klein kriegen. Glaubt ihr nicht auch? Onkel Soldi.

Wenn einer eine Kamera kriegt, so hat er was zu knipsen.

Freunde, jeder von euch weiß, daß Geburtstag und Wunschzettel zwei untrennbare Begriffe sind. Neulich bin ich 3 Jahre geworden. Diesen Umstand habe ich weidlich ausgenützt und eine Liste meiner Wünsche aufgestellt, die so lang war, wie der Äquator breit ist. An erster Stelle wünschte ich mir einen Photoapparat. So einen richtigen, modernen, kleinen, der sich gut im Delphin verpacken läßt. Und ich bekam tatsächlich einen geschenkt. Rasch besorgte ich mir frisches Benzin, gab meinem braven Lustdroschkentier noch ein Stück Zucker und flog auf eine Aufnahme-reise los.

Was ich da alles entdeckte und sah! Ich könnte euch stundenlang Bilder zeigen. Besonders Tiere. Die sind mir geradezu auf die Platte gerannt. (Natürlich



Simbo und Bumbo, meine zwei Freunde aus Borneo.

auf die photographische, nicht etwa auf den Kopf!!) Zwei besonders gelungene Aufnahmen will ich euch hier zeigen. Die eine stammt aus Borneo. Da hatte ich auf einer Kaffeeplantage haltgemacht. Möglicherweise sah ich ein merkwürdiges Freundespaar sich auf einer Bank sonnen. Ein Orang-Utan hatte einen Schimpanse freundschaftlich umgefaßt und ihm seine neuesten Affengeheimnisse anvertraut. Echt ihr, wie nachdenklich der Schimpanse deswegen ist?

Das andere lustige Paar fand ich in der Ukraine. Da erwischte ich die beiden Bärenjungen bei ihrer Frühstückspause in einem herrlichen, sonnigen Park. Die schlürften ihre Milch! Man bekam ordentlich Durst beim Zusehen. — Es ist doch herrlich, wenn man eine Kamera besitzt!

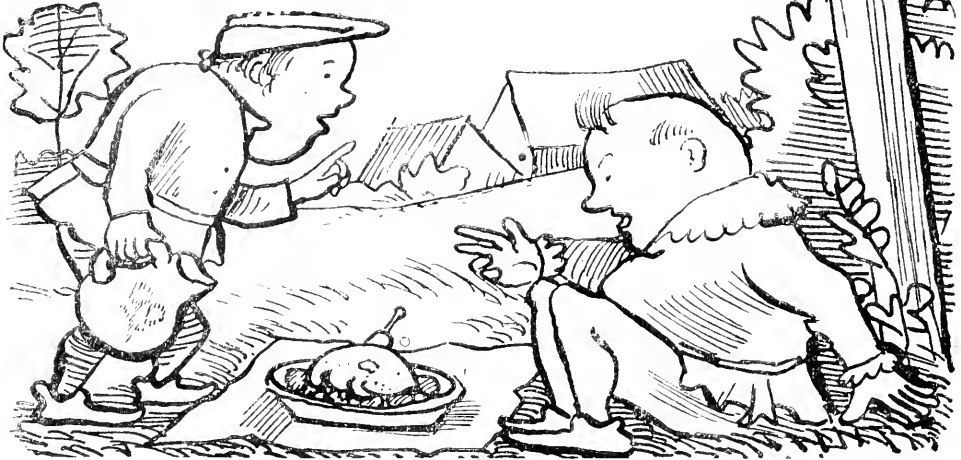


Wie Peg und Behchen ihren „bärenmäßigen“ Hunger stillen.

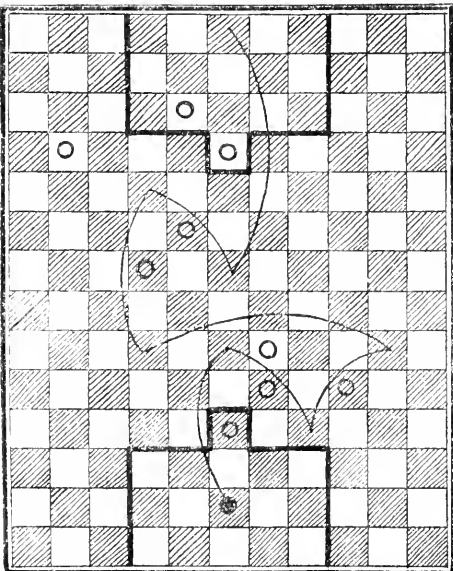
Fridolin.

Der kluge Hühnerbeindieb

Einst ging ein Herr mit seinem Diener Frik auf Wanderschaft. Unterwegs bekam er Hunger und schickte Frik ins nächste Dorf, damit er ein gebratenes Huhn hole. Frik hatte aber ebenfalls guten Appetit und konnte nicht widerstehen: er aß eines der Beine des Huhnes, und als sein Herr erstaunt fragte, wo denn das zweite Hühnerbein sei, entgegnete er: „Ja, Herr, hierzulande haben die Hühner nur ein Bein.“ — Als man weiter wanderte, kam man an einem Hof vorbei, wo die Hühner in der brütenden Mittagsruhe tatsächlich alle auf einem Bein standen. „Seht Ihr, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein!“ rief Frik. Da machte sein Herr: „Ach, kich!“, und die Hühner hatten plötzlich zwei Beine. „Ja,“ sagte daraufhin Frik ernsthaft, „das hättet Ihr bei dem Brathuhn auch machen müssen.“



„Ja, Herr,“ sagte der Diener Frik zu seinem Herrn, „hierzulande haben die Hühner alle nur ein Bein.“



Fridolins Spielecke

Die Lösung der Wu-Pu-Aufgabe aus der vorigen Nummer.

Freunde, in der vorigen Nummer habe ich euch in meiner Spielecke eine Wu-Pu-Aufgabe gestellt. Sie lautete: „Wie kommt der schwarze Stein nach den Regeln des Wu-Pu-Spiels, eines der spannendsten „Fridolin-Spiele in der Tüte“, in einem zusammengefügten Flug am weitesten?“ Ich glaube, nicht alle von euch haben dieses Rätsel lösen können, und deshalb veröffentliche ich nebenstehend die Lösung. Die Boagen bezeichnen die Flugbahn des Steines.

Nächstens mehr.

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bee — beth — del — di — dieb —
drei — e — e — e — erd — fel — gum
— i — in — ka — la — li — lös — mi —
pa — ra — rad — re — rent — ri — sa
— sche — sehen — si — ta — trans —
us — ven — wa — weiss

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Klebstoff, 2. Alpenblume, 3. durchscheinendes Gemälde, 4. Mädchen-namen, 5. Indianer, 6. Eßgerät, 7. Spitzbube, 8. Baum, 9. Fixstern, 10. Wohlgeruch, 11. Gartenfrucht, 12. Fluß in Burma, 13. Fahrzeug.

Im Garten.

Dem Gärtnerkna-eins zwei ich nicht,
Mir scheint, er maust Zwei-eins, der Widt!

Belohuter Fleiß.

Aus der Schule bracht' es heim der Sohn;
Bekam's geköpft zu Tisch als Lohn,
Nochmals geköpft als Nachtschrein.
Nochmals geköpft rief Mütterlein
Mit „3“ am Schluß dem Sohn es zu.
Der folgt' der Aufford'ung im Nu.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 9.

Silbenrätsel.

Der Apfel faellt nicht weit vom Stamm.

1. Diabelli, 2. Eisenach, 3. Rechtsanwalt,
4. Altgeltow, 5. Posaune, 6. Färberei, 7. Ele-
fant, 8. Leitmotiv, 9. Flamingo, 10. Amrum,
11. Elias, 12. Leutnant, 13. Vitewka, 14. Tele-
gramm, 15. Rußbaum.

Vielseitig: Wand, Band, Sand, Tand.

Ergänzungsrätsel: Elba.

Fridolins Lachkabinett



„Warst du in Amerika?“

„Ja.“

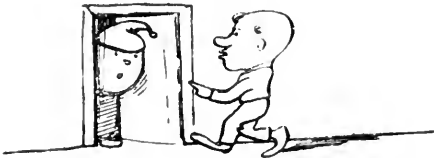
„Kannst du Amerikanisch?“

„Ja.“

„Wie heißt denn „Schnee“ auf Amerika-
nisch?“

„Das kann ich nicht sagen, im Winter
war ich nicht drüben.“

*



Der Hotelbedienter klopft an die Zimmer-
tür und fragt: „Wollte der Herr um sechs
oder um sieben geweckt werden?“

Da tönt von innen eine Stimme heraus:
„Um fünf, zum Donnerwetter!“

Hotelbedienter: „So, ich wollte Ihnen nur
sagen, es ist eben acht Uhr.“

Günther, der erst drei Jahr alt ist, war
mit seiner Mutter verreist. Als er zurück-
kommt, wird er von dem Papa von der
Bahn abgeholt und erzählt nun mit lauter
Stimme, begeistert von allem, was er erlebt
hat. Die Leute in der Elektrischen hören
belustigt zu. Auf einmal sagt Günthers
Mutter: „Schrei doch nicht so!“

Da fragt Güntherchen: „Schläft hier
jemand?“

*



Eine Löwenbändigerin reicht einem
Löwen mit dem Munde ein Stück Zucker. Das
Publikum sieht mit angehaltenem Atem zu.
Da ruft der Direktor der Schaubude: „Wer
macht das nach?“

Darauf eine Stimme: „Ach — — — dem
Löwen!“

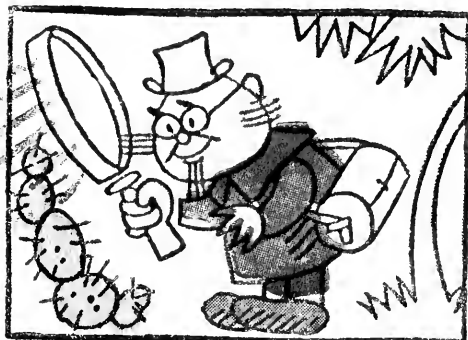
*

Mariechen im Laden: „Mutter möchte ein
Leinenband haben!“

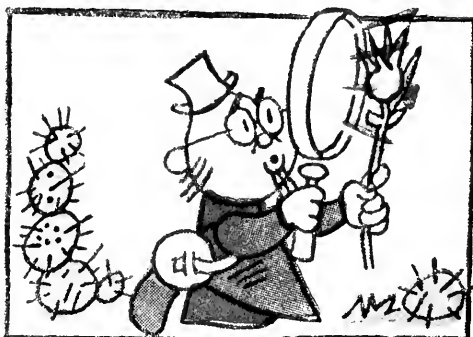
Verkäuferin: „Schön, wie lang denn?“

Mariechen: „Ach, Fräulein, — für
immer!“

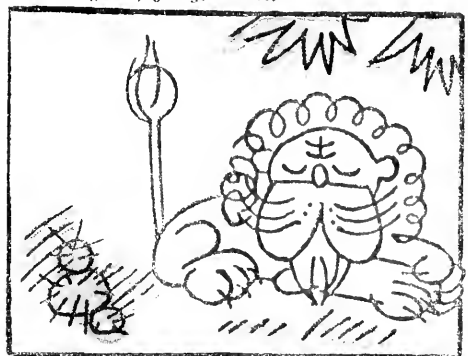
Vorsicht ist die Gante des Afrikaforschers



Ein Forscher mit Vergrößerungsglas
Dringt in das Inn're Afrikas.
Dort blüht in des Äquators Nähe
Die grüne, zackige Kaktus.



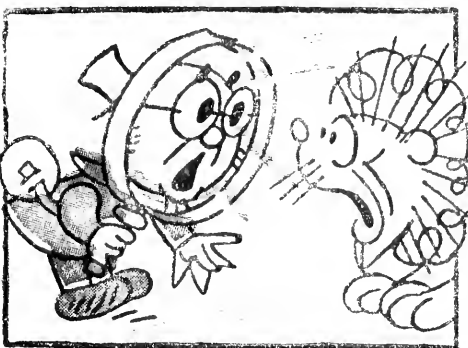
Hier wimmelt es von ganz enormen,
Berrückten, wunderlichen Formen,
Die alle unters Glas er nimmt
Und sorgsam prüft, ob alles stimmt.



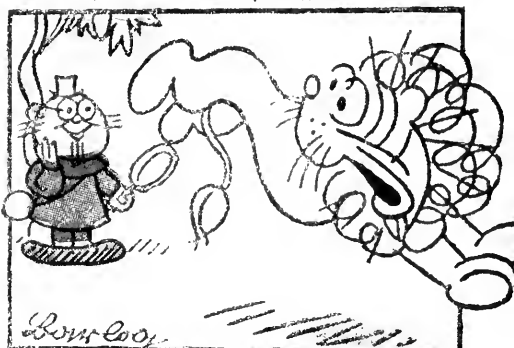
Im Wüstenlande schließt in Ruh
Der Löwe seine Augenlein zu.
Nicht ahnend, daß der fremde Gast
Sich unterdes mit ihm befaßt.



Der kühne Forscher geht aufs Ganze,
Er sieht die wunderliche „Pflanze“
Und nimmt von hinten und von vorn
Das seltsame Gebild aufs Korn.



Den Löwen, welcher höchst empfindlich,
Empört dies freche Treiben gründlich.
Schon hebt er sprungbereit die Fäuste,
Da — sieht er eine Teufelsfrage.



Mit solchem wüßten Teufelsknaben
Will keiner was zu schaffen haben,
Man hat nur Schwierigkeiten dann:
Dum „löwt“ er fort, so rasch er kann.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT UND FREIZEIT

VON PATHE

Fortsetzung der Erzählung

Hans Buddensieck

Der Meister der Leise



Japanische Bogenschützen, beim Dratelschießen. Sie glauben aus den Dreffern die Zukunft lesen zu können. (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Dratelsberglaube“.)

Orakel - Aberglaube

Wie man sich früher die Zukunft glaubte deuten zu können.

Die Zukunft erraten, sein Schicksal deuten zu können, ist ein uralter Wunsch des Menschen. Noch unkundig der großen Zusammenhänge im Naturgeschehen, glaubt der Wilde alles um sich herum belebt und ihm freundlich oder feindlich gesinnt. Geister leben im Baum, im See, im Stein, in jedem Tiere, in jedem auch von Menschenhand gefertigten Dinge. Und diese Geister haben im Glauben des Wilden eine ungeheure Macht über die Menschen; man muß sie deshalb durch Opfergaben günstig für sich stimmen. Dann helfen sie dem Menschen, dann sagen sie ihm auch sein zukünftiges Schicksal voraus. Das ist ein unter allen Völkern und zu allen Zeiten verbreiteter Glaube, und er hat sich so tief in unser Gedächtnis eingepreßt, daß auch wir noch immer solchem Aberglauben in manchen Dingen frönen. Wenn wir beispielsweise in der Silvesternacht Blei gießen und aus der Form des ins Wasser gegossenen Bleis etwas herauslesen wollen, was uns unser Schicksal im künftigen Jahre enthüllen soll, so ist das

nichts anderes, als was unsere germanischen Vorfahren taten, indem sie mit Stäben „das Los warfen“. Der Priester oder der Familienvater schnitt zu diesem Zwecke einen Zweig von einem fruchttragenden Baume ab, teilte ihn in mehrere Stücke und warf die Stücke dann, wie ohne Absicht, auf ein am Boden ausgebreitetes Gewand. Dann betete man zu den Göttern, hob aufs Geratewohl drei Stück auf und suchte daraus die Zukunft zu deuten. Diese Weissagung aus Stäben hat sich in Friesland noch bis ins 15. Jahrhundert erhalten. Großes Ansehen erfreut sich als Orakel bei uns auf dem Lande noch immer der sogenannte „Erbbschlüssel“, d. h. ein alter in der Familie ererbter Schlüssel. Man bedient sich seiner beispielshalber, um einen Dieb zu ermitteln. Er wird an einen Faden gebunden und schwebend stillgehalten. Dann jagt man die Namen derer her, die man im Verdacht hat, und bei Nennung des richtigen Namens bewegt sich der Schlüssel. Das ist natürlich kürzester Aberglaube, eine Dumm-



Das „Los-Werfen“ bei den alten Germanen. Aus den Teilen eines Altes glaubten die Alten, die Zukunft lesen zu können.

heit, die oft üble Folgen haben kann. Bei den Wilden nennen wir solchen Aberglauben Fetischismus. Zum „Fetisch“ oder zu deutsch „Zauberding“ kann alles und jedes werden. Der Afrikareisende Lichtenstein erzählt, wie er einmal bei den Kaffern die Entstehung eines Fetichs erlebt hat. Es war bei einem Schiffbruch ein europäischer Anker ans Land gespült worden. Der Häuptling befahl dem Schmied, ein Stück davon abzubreaken und Lanzenspitzen daraus zu schmieden. Zufälligerweise starb der Schmied ein paar Tage später, und sogleich brachten die Kaffern seinen Tod mit seiner Tat in Verbindung, und der Anker wurde zu einem mächtigen Fetisch erhoben.

Viele Völker leben in dem Glauben, aus dem Vogelsitze, aus der Stimme der Vögel und ähnlichem die Zukunft deuten zu können; bei Griechen und Römern wurde solche Deutung zu einer wahren Kunst ausgebildet und von bestimmten Priestern geübt. Die Priester der Germanen weisagten aus dem Wiehern der weißen, heiligen Rosse. Das Auslegen der Träume, das Deuten der Karten und vieles andere gehört in diese Art von Aberglauben, und bei dem Glauben an den Wert solcher Orakel spielen Denkfehler wie der oben von den Kaffern erwähnte eine große Rolle. In Japan schießt man Pfeile auf eine ferne, mit



Mit Hilfe des alten „Erbsschlüssels“ glaubt man noch heute, Diebe entlarven zu können.

allerlei Zeichen versehene Scheibe und ließ aus dem Sitz des Schusses eine Vorbedeutung für sein Schicksal heraus. Dr. E. A.

Seltame Spuren

Was die Expedition entdeckte, die zur Befreiung Laatsch und Bommels ausgesandt ist.

Freunde, ein jeder gehe mit seiner Zeit mit. Nicht vorneweg, aber auch nicht allzu lange hintennach. Diesen weisen Satz habe ich von jeher befolgt. So hielt ich jetzt den richtigen Augenblick für gekommen, um mir einen Radioapparat zuzulegen. Aber wohin sollte ich mir die Antenne bauen lassen? Auf das Redaktionshaus? Dann haben alle anderen mehr davon als ich selbst. Denn meistens bin ich ja unterwegs. Doch die nötige Einsicht kam. „Mit wem bist du unterwegs?“ so fragte ich mich. „Immer mit dem —“ und rasch ließ ich die Antenne am Schwanz meines braven Lustdelphins anbringen. Der verwunderte sich erst ein wenig, wollte sie beschnuppern, was ihm jedoch dank seiner Gelenkigkeit nicht gelang, gewöhnte sich aber bald daran und hört jetzt mit gespitzten Ohren

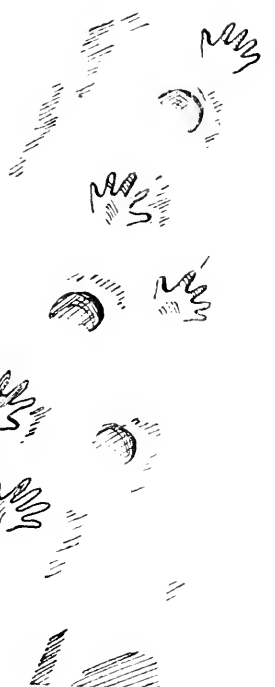
ergeben zu, wenn uns mitten im Fluge die herrlichsten Dinge erzählt werden.

Neulich hatte ich einmal die chinesische Wellenlänge eingeschaltet. Man kann nie wissen, wofür etwas gut ist. Aber in diesem Falle wußte ich es bald. Denn auf einmal, frei und deutlich durch den Aetherraum schwebend, ließ sich Onkel Ottos tönende Stimme vernehmen. Um ein Haar wäre ich vor freudigem Staunen aus dem Delphin gepurzelt, wenn ich nicht im letzten Moment die Leuchtstange als schützenden Balken umarmt hätte. Und als ich erst hörte, was er berichtete! Denkt euch, sie haben sie! Nein, ich will nicht überreiben. So weit ist es noch lange nicht. Aber —


Als Onkel Otto mit seinen Gefährten von Tientsin aufbrach, und Benjamin Pampe, wie

er es von dem Wirte gelernt hatte, erst noch dreimal den Boden küßte, wobei er sich eine Stecknadel in die Lippe stieß, waren sie weiter in das Innere des Landes gezogen. Bald dehnte sich die unendliche chinesische Steppe vor ihnen aus. Als es Nacht wurde, und sich kein Gasthaus zeigte, legten sie sich zum Schlafen auf den Boden nieder. Professor Pechmann meinte, ihm könne die ganze Steppe gestohlen werden, wenn er dafür eine Steppdecke bekäme. Aber dieser Wunsch ist ihm ausnahmsweise nicht erfüllt worden.

Am nächsten Morgen brach die Expedition frühzeitig auf. „Ach du lieber Bommel — Laatsch, alles ist Quatsch, Quatsch, Quatsch!“ piff Benjamin Pampe. Dazu noch so falsch, daß Onkel Otto sich zu einer ruhefordernden Backpfeife genötigt sah. Aber Benjamin Pampe duckte sich rasch, wollte dem Schläge ausweichen und — jauchte mit einem Freudenschrei in Onkel Ottos bereitgehaltene Handfläche. Der hielt verbucht inne. „Hier, hier,“ brüllte Pampe. Und siehe da: Auf dem Boden, in gleichmäßigen Abständen, hatten sich ganz sonderbare Spuren eingedrückt. Ramen sie von einer Trommel oder von einem Nilpferd? Von einer Wildente oder



Unsere Hilfsexpedition entdeckte auf ihrem Wege durch die chinesische Steppe ganz sonderbare Spuren.



einem Marabu? Professor Pechmann und Onkel Otto standen schweigend vor diesem Rätsel. Pampe aber behauptete steif und fest, er erkenne Laatsch's Hände und Bommels Rückenverlängerung. Man müsse unbedingt dieser Spur folgen. Das sei hier die erste Bürgerpflicht. Die beiden anderen schüttelten die Köpfe. So ein Blödsinn! Ein ausgesprochener Pampe-Vorschlag. Aber vielleicht könne man ein seltenes Tier erjagen oder ein vorsintflutliches Ungeheuer entdecken. Beider Eifer war geweckt. Und sie —

Hier brach plötzlich der Bericht ab. Ich hatte vor Aufregung an der Antenne gespielt, eine falsche Wellenlänge erhalten, und plötzlich tönte mir das Lied entgegen: „Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht — —“ Hastig kurbelte ich zurück. Aus China kam aber keine Nachricht mehr.

Run heißt's Geduld haben. Vielleicht, wer weiß? — Fridolin.

Vom Klub der Langbärtigen

In Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der wundervollsten Torheiten, gründet man leidenschaftlich einen Klub noch dem andern. Angefangen mit dem Klub der Stotterer, der hohen Zylinderhüte, der Papageienbesitzer und der Zahnknechteneinhaber, ist man jetzt auf den ruhmreichen Gedanken verfallen, einen „Klub für Langbärtige“ ins Leben zu rufen.

Seine Mitglieder zeichnen sich durch besonders prächtigen und üppigen Bartwuchs aus. Ueber dem Eingang ins Klubhaus prangt eine Nieseninschrift: „Je länger, je lieber!“ Allwöchentlich findet ein Bartmessen statt. Besonders tüchtige „Bärtler“ werden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Der nebenstehende Held ist Vorsitzender des Vereins und muß riesig aufpassen, daß er beim Gehen nicht ständig über seinen Bart stolpert. Er besitzt einen 40 cm langen, breitahnigen Kamm und braucht geschlagene 59 Minuten, um seinen Bart ordentlich durchzukämmen. Dabei entsteht regelmäßig ein prachtvolles Feuerwerk, da die Haare außerordentlich elektrisch sind.

Einmal im Jahre wird ein Bartrennen veranstaltet. Anstatt in einen Sack zu schlüpfen, bindet man sich die Füße mit seinem Bart zusammen und hüpfst nun los. Der Sieger bekommt einen Bartorden. Wer dreimal hintereinander Sieger ist, wird Bartkönig.

Ja, es gibt komische Sagen in Amerika. Man muß sie einfach glauben und darf sich nicht darüber ereifern. Sonst — streitet man um des Kaisers Bart.



In Amerika besteht ein Klub der Langbärtigen, dessen Vorsitzenden ihr hier seht. Es ist der Mann mit dem längsten Barte der Welt

Brichst Du mir die Zunge — Brech' ich Dir die Zunge



Wie, man kann sich nicht die Zunge brechen? — Habt ihr eine Ahnung! — Wer kann mir recht deutlich die Begriffe

„Gestern“, „Heute“ und „Morgen“ klar machen?

Das ist sehr einfach, aber zungenbrecherisch. Ich verrate es jedoch nur, wenn ihr recht schnell Nachfolgendes her sagt. Also:

Vorgestern war gestern gestern und vorgestern heute, gestern war vorgestern morgen und gestern war gestern heute und ist morgen vorgestern. Heute war vorgestern übermorgen und gestern morgen und ist morgen gestern und übermorgen vorgestern. Morgen ist übermorgen gestern und war gestern übermorgen. Übermorgen ist morgen morgen und übermorgen heute.

Man kann das beliebig weit fortsetzen. Ich glaube aber, es ist schon genug, damit ihr Zungenwurst machen könnt. Also frisch versucht: Hals- und Zungenbruch!

Hans Krug.

A N O G

Etwas von dem Leben der Eskimos

Noch im Norden Kanadas, an der Grenze des ewigen Schnees, baut Anog, der Eskimo im Sommer sein Häuschen auf. Es ist roh aus Brettern und Seehundsfellen zusammengezimmert und dient gerade dazu, um während der Nacht einen sicheren Unterschlupf zu gewähren. Anog, das Familien-

oberhaupt, ist unumschränkter Herrscher über ein riesiges Landgebiet, beinahe so groß wie ganz Deutschland, denn das mächtige Kanada ist kaum bevölkert, und keine staatliche Gewalt macht den wenigen Menschen dort ihre Jagdgebiete, die sie zum Lebensunterhalt unbedingt brauchen, streitig.

Während der wenigen Sommermonate macht Anog es genau wie alle seine Stammesgenossen: er verpackt seine Angehörigen in dem großen Familienboot, stopft außerdem noch alle Felle, das Ergebnis der Jagd im vergangenen Jahre mit hinein, und fährt dann zur nächsten größeren Stadt, wo er seine Beute bei Händlern gegen Eßwaren, Zuckerzeug und Schmuckachen, wie Glasperlen, bunte Tücher usw. eintauscht. Er kehrt dann mit seiner Familie wieder heim und erwartet nun in Ruhe den Winter, der dort oben sehr rauh ist.

Im Winter beginnt das eigentliche Wanderleben der Eskimos. Recht und schlecht kommt dann Anog mit seinen Angehörigen durch diese trostlose Zeit. —

Als Anog eines Morgens aus seiner Hütte trat, sah er, daß sich in der Nacht ein unendliches Eisfeld zwischen seinen Wohnplatz und die Fischgründe geschoben hatte.



Anog, der Eskimo, tötet einen eben gefangenen Fisch durch einen Biß ins Genick.



Ein von Eskimos harpuniertes Walroß versucht zu entkommen; die andern Herdentiere halten sich immer in der Nähe des gefangenen Gefährten auf, wie um ihm zu helfen.

Das bedeutete entweder verhungern oder sofortigen Ausbruch, um etwas Eßbares zu erlegen.

Die Hauptnahrung der Eskimos besteht aus Fischen und aus dem Fleisch und Fett von Walrossen und Seehunden. Um Fische zu angeln, haben die Völker der Eismeer eine ganz eigenartige Methode. An einem Stück Schnur wird, statt wie bei uns ein Wurm, ein Stückchen Elfenbein befestigt, das durch ruckartige Bewegungen der Hand hin und her geführt wird. In der andern Hand hält der Fischer einen Speer mit einer gabelartigen Spitze. Mit ihm stößt er sofort zu, wenn ein Fisch der Schnur naht und anbeißt. Mit einem Ruck reißt er das gefangene Tier aus dem Wasser und tötet es durch einen Biß in das Genick. Die Walroß- und Seehundsjagd ist etwas schwieriger.

Anog, der seiner Familie vorausgeeilt war, die erst noch alles, was sie an notwendigem Hausrat besaß, auf den großen Hundeschlitten gepackt hatte, entdeckte plötzlich eine Herde Walrosse. Die Tiere ruhten, an einem Eisloch liegend, ahnungslos auf den kalten Schollen. Rasch machte Anog seine Harpune bereit und schlich sich an die Herde heran, sprang blitzschnell auf und warf mit außerordentlicher Geschwindigkeit seine Waffe nach dem nächstliegenden Bullen, der zu spät zu flüchten versuchte. Mit Hilfe seiner inzwischen herbeigekommenen Angehörigen wurde nun das sich im Tode stampf sträubende Tier an Land gezogen und gleich an

Ort und Stelle aufgeschnitten. Die fast noch dampfenden Fleischteile wurden, so roh wie sie waren, von den hungrigen Wäulern verschlungen. Was nicht gegessen wurde, nahm man auf dem Schlitten mit. Die Eingeweide erhielten die Hunde, die nicht weniger hungrig als ihre Herren waren. So war für die nächsten Tage vorgesorgt.

Nun kam die Nacht und mit ihr die große Gefahr in den Eisfeldern: der weiße Tod. Die riesigen Schneemassen, die so fein wie Sandkörnchen vom Himmel rieseln, bedeuten sicheres Verderben für alles Lebende. Darum müssen sich die wandernden Eskimos einen Unterschlupf suchen oder ihn selbst mühsam aufbauen. Sie besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit darin, und auch Anog hatte in kurzer Zeit, mit Hilfe seines Elfenbeinmessers eine genügende Anzahl Blöcke aus festgefrorenem Schnee geschnitten, um eine Hütte zu bauen, die er sogar mit einem Fenster aus einem Eisstück versah. In ihr wurde dann ein Feuer angezündet, dabei aber streng darauf geachtet, daß die Temperatur nicht über 0 Grad stieg, da ja sonst der Schnee geschmolzen wäre. Dann legten sich alle zur Ruhe. — Die Eskimos schlafen unter einer Decke, eng aneinander geschmiegt, um die Wärme der Körper auszunützen.

Am kommenden Tage war Anog in aller Frühe wieder auf den Beinen. Seine erste Arbeit war, die Hunde zu füttern, die immer draußen vor der Hütte gelassen wurden. Dann nahm er selbst etwas Nahrung



Oben: Estimo-
tagskleidern,
boot, in de

Unten: Spi-
d

zu sich und war nun, nach dem „Frühstück“ wieder zum Ausbruch bereit. Auch die übrigen Familienmitglieder hatten sich indessen fertig gemacht; alle Geräte wurden auf den Schlitten gepackt, die Hunde vorgespannt und weiter ging die Fahrt in das unendliche Reich des Eises. Anog machte meist den Führer. Der Schlitten kam nur langsam vorwärts, da es mit der Bodenbeschaffenheit dort im Norden so schlimm bestellt ist, daß oft ein ganzer Tag gebraucht wird, um nur einen Kilometer zurücklegen zu können.

Anog hatte immer die Augen offen. Jetzt entdeckte er einen Eisfuchs, den er binnen kurzem erlegt hatte, dann wieder hatte er einen leicht zu befahrenden Weg für den Schlitten gefunden und zeigte das seinen Leuten an. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Starr schaute er auf ein faustgroßes Loch in der Eisdecke, schlich sich heran und scharrte vorsichtig den leichten Schnee ringsum fort. Hier winkte Jagdbeute: Seehunde.

Die Seehunde sind nämlich gezwungen, ungefähr alle 20 Minuten Atem zu holen, und müssen zu diesem Zweck ein Loch in dem Eise offen halten, aus dem sie von Zeit zu Zeit auftauchen, um die Schnauze aus dem Wasser stecken zu können. Ein solches „Luftloch“ hatte Anog entdeckt. Und er wartete nun auf die Beute.

Da tauchte ein dunkles Etwas empor und blüßschnell fauste die bereitgehaltene Harpune herunter. Der Seehund war getroffen und wollte nun mit aller Macht davonschwimmen. Und es gab einen Kampf zwischen dem Jäger und dem Wild, bei dem letzteres, wie so oft, den kürzeren zog, da der Estimo fast immer Unterstützung findet, mit deren Hilfe er das schnell ermattete Tier bezwingt. Das Eis wurde aufgehackt, der tote Seehund aus dem Wasser gezogen und nun gab es gleich an Ort und Stelle einen Festschmaus.

Aus alledem könnt ihr ersehen, daß das Leben der Estimos nur aus Jagden, Kämpfen und Arbeit besteht. Vergnügungen kennen diese einfachen Leute eigentlich gar nicht. Aber mißmutig sind sie trotzdem nicht. Das könnt ihr schon glauben; dazu sind sie viel zu sehr an ihr hartes Dasein gewöhnt.





mit ihren bunten Fest-
dem großen Familien-
e weite Fahrten unter-
nehmen.
ide Estimotinder vor
Sommerzeit.

Hans Buddensieck der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Betisch.

Freunde, heute beginnt die 3. Fortsetzung von meiner Erzählung „Hans Buddensieck, der Meister der Lüfte“. Für diejenigen, die den Anfang der Geschichte nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Hans Buddensiecks Abenteuern steht. Wer solch einen Druck haben will, sende mir 5 Goldpfennig ein. Fridolin.

(3. Fortsetzung.)

Kurze Zeit darauf, als Hans Buddensieck für die Welt schon mehrere erfolgreiche Versuchsflyge gemacht hatte und auf einem neuen Eindecker die erstaunliche Höhe von 10 580 Meter erreicht hatte, wurde ihm eine frohe Botschaft: Kurt Agelrad wollte ihn am nächsten Sonntag besuchen. Natürlich mit Herrn Hopfensich.

Am Sonntag nachmittag kamen die beiden tatsächlich angerückt. Hans hatte sich mit dem neuen Fliegerabzeichen geschmückt und kam ihnen freudestrahlend entgegen. Kurt Agelrad sah einfach vornehm aus. Aus der äußeren Rocktasche schaute der Zipfel eines buntfarbigen Seidentüchleins hervor, und im hellen Schlops prangte eine funkelnde Nadel. Herr Hopfensich war ganz der alte geblieben. Die dicken Hängebacken wackelten, und er schien in heiterster Laune.

Es gab ein frohes Wiedersehen. „Der dickste Bliß soll mir pfeilgerade durch die Därme zischen, wenn Sie nicht 'n verfluchter Kerl sind, Buddensieck!“ polterte Herr Hopfensich, als er das Führerabzeichen bestaunte und sich neugierig auf dem weiten Flugplatz umschaute. „Es ist jetzt, heiß mich die Laus, höchste Zeit, daß ich Sie zu Ihnen sage. Nun hören Sie mal, werden Sie uns auch mal so'n paar Luftsprünge hier vorturnen?“

Hans Buddensieck nickte strahlend mit dem Kopf. „Ich muß noch einige Versuchsflyge machen und will gleich mal unsern Direktor fragen, ob er mit einverstanden ist.“

Als er nach einer Weile zurückkam, brachte er die Heze Christa Gralh mit.

„Das ist Fräulein Christa Gralh!“ sprach Hans feierlich. „Herr Direktor ist leider verreist, aber . . .“

„Aber wir fliegen doch!“ fiel ihm Christa ins Wort. „Soll ich Hansen, den Startmonteur, rufen?“ Hans nickte zustimmend. Und in wenigen Minuten stand D 176, ein Doppeldecker, fahrtbereit am Start.

„Hänslein, ich fliege mit!“ sprach Christa und kletterte gewandt wie eine Rabe in den Beobachterstuhl.

„Na, der junge Herr kann ja auch gleich mit!“ meinte Hansen und schaute Kurt Agelrad an. Dem schoß bei diesen Worten der Schreck in alle Glieder. Er sollte mitfliegen? Zum erstenmal in seinem Leben fliegen?! Ehe er zur Besinnung kam, saß er neben Christa im Flugzeug.

Hansen warf den Motor an, Hans prüfte Gas und Zündung. „Frei?“ — „Frei!“

Da lag er auch schon im Start. Herr Hopfensich stieß begeisterte Rufe aus und streckte den dicken Bauch vor. Hans flog mehrere Flugrunden, steuerte geradeaus über den Wald und landete in einem sauberen Gleitsflug.

„Jetzt muß der dicke Onkel mit!“ rief Christa aus Leibesträften und klatschte in die Hände. Kurt Agelrad kletterte heraus und war begeistert. So schön hatte er sich das Fliegen nicht gedacht. Der dicke Onkel aber kam in eine wilde Erregung. Er blies die Backen auf und rollte die Augäpfel, daß man das Weiße sah. „Daß euch der Donner! Bin ich ein Christkindchen? Habt ihr 'ne Ahnung, was ich wiege? Hundertzweihundneunzig Pfund!“ — „Er hat Angst“, rief Christa Gralh plötzlich, „das ist klar!“

Angst?! Das wollte sich Herr Hopfensich nicht sagen lassen. „Angst?! Ich, Angst?! Ich habe schon an Indianerhäuptlinge die schlechtesten Glimmstengel verkauft. Ich kann eine Knadwurst im Dunkeln essen! Ich und Angst haben?!“ Gravitätisch schritt er zur Maschine und versuchte einzusteigen. Aber es gelang ihm nicht, das Bein so hoch zu heben. Es sah zum Heulen komisch aus. „Kinder ist hier keine Coupétür? Da muß man ja erst noch die Parterreatreobattil studieren. So-hupp!“ — Alle drei halfen

ziehen und heben, und schließlich kam Herr Hopfensitz hinauf.

„Heiliger Gurkensalat, jetzt ist mein Hofenträger geplatzt!“

„Festschnallen!“ — „Frei?“ — „Ha—haalt!“ rief Herr Hopfensitz, „mein Hofentr...!“ — „Frei!“ Hans Buddensiefel gab Gas, ein brausendes Gelächter scholl in das Donnern des Motors, und die D 176 hob sich in die Luft. Herr Hopfensitz flog!

Es war ein großes Ereignis für ihn. Als er wieder glücklich unten war, stotterte er nur: „Ich werde auch noch das Pi... Pi... Pi... Piloten... examen... machen und meine Armeezigarren per Luft verkaufen!“

Marias rätselhafter Traum.

Das Laub fiel von den Bäumen. Aber die Sonne schien noch einmal warm und belebend, da ging Buddensiefel mit Maria durch den dichten Wald. Dort war es, wo Maria ihren Traum erzählte.

„Ich war in deiner Heimat,“ sprach sie mit zurückhaltender Stimme, „und überall war dichter Rauch und Feuerschein. Mit einemmal standen wir auf einem freien Platz und warteten auf etwas. Da ging die Erde vor uns auseinander, und aus einem Loch kletterte ein Knochenmensch heraus. Er streckte den Arm aus, wackelte mit dem schrecklichen Mund und sprach klappernd: „Hier ist das Grab vom goldenen Herrgott!“ Da kamen dann viele Menschen herbei. Sie stiegen in das Loch hinunter und brachten etwas furchtbar Schweres herausgeschleppt. Sie zogen und zerrten, und als es oben war, sah ich, daß es dein goldenes Kettlein mit dem Schmuck war. Aber es war jetzt mächtig groß und schwer und baumelte immer so vor uns in der Luft. Da kam dein Freund Hgelrad. Er saß auf einer Lokomotive, und an der Lokomotive hingen viele tausend Eisenbahnwagen. Als der erste Eisenbahnwagen unter dem großen Ding stand, öffnete es plötzlich sein Maul, und es fielen lauter Goldklumpen in den Wagen.“

Und all die vielen tausend Wagen wurden mit dem Gold gefüllt, und immer noch purzelte es aus dem großen Maul heraus! Und die Leute riefen: „Der goldene Herrgott! Das ist der goldene Herrgott!“ Was saahst du zu solchem Traum, Hans?“ Sie blickte ihn fragend an, und ihre Augen hatten einen stillen Glanz.

„Ich kann es mir nicht erklären.“

Sie zupfte mit der Hand an den feinen

Moospflänzchen. „Was es wohl ist mit dem goldenen Herrgott, du?“

Eine Weile blieb sie still sitzen, und Hans dachte an die Kugelhöhle und an das schlafende Skelett. Etwas Geheimnisvolles mußte walten, von dem der Mensch nichts wußte und nichts ahnte.

Zweiter Teil.

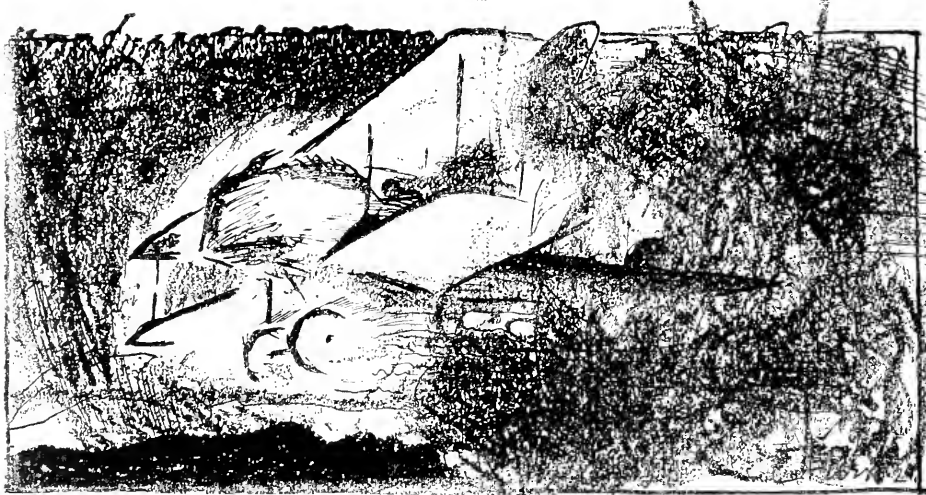
Niels Gyllenborg und Doktor Liljestråle.

Mehr als zwei Jahre waren seit diesen Ereignissen verfloßen. Hans Buddensiefel, der Arbeiterjunge aus dem verqualmten Hüttenwerk, war in Sport- und Fliegerkreisen eine Größe geworden. Erst kürzlich hatte eine amerikanische Zeitung ein ganzseitiges Bild von ihm gebracht mit der Unterschrift: „Hans Buddensiefel, der Meister der Lüfte. Inhaber des Welthöhenrekords. Berühmt durch seinen aufsehenerregenden Flug über die Atlantis.“

Zwei Jahre flugtechnischer Entwicklung hatten ihn zu ungeahnten Leistungen geführt, und kein Flieger vermochte sich mit ihm zu messen. Bei allen Flugkonkurrenzen des In- und Auslandes war er ein wahrhaft gefürchteter Gegner, da er mit vollen-



Bereint schob man Herrn Hopfensitz in die Maschine.



In dem brodelnden Dunst schwebte Hans Buddensiecks Apparat über den Walliser Alpen, von dem rasenden Sturm hin- und hergeworfen.

deter Meisterschaft flog und alle bisher erreichten Leistungen überbot. Doch sein Wesen und sein Charakter hatten sich nicht verändert. Er war nun beinahe zwanzig Jahre alt und zeigte jenes zurückhaltende und bescheidene Wesen, wie die meisten Menschen, die wahrhaft Großes leisten. Sein treuester Freund war immer noch Kurt Agelrad, der sich mehr und mehr zu einem tüchtigen, weitblickenden Handelsjünger auswuchs und in seiner Branche „durch wie ein Blasrohr“ war. Hansens stillste Sehnsucht aber ging in den Wald, nach der einsamen Köhlerhütte, wo Maria lebte, das einfache Köhlermädchen, das er so tief ins Herz geschlossen hatte. —

Es kam die Zeit, da die Alpenflüge wieder modern wurden. Im Frühjahr dieses Jahres war ein Preisausschreiben für Alpenflüge von der Regierung erlassen worden.

Hans Buddensieck startete zu einem kühnen Flug. Er wollte auf einem großen Gletscher des Berner Oberlandes in etwa viertausend Meter Höhe eine Landung machen. Das Fahrgeßtel der Maschine war eigens für diesen Zweck gebaut. Es besaß Räder und Schneeschuhe, die je nach Bedarf verwendet werden konnten. Eine einfache Vorrichtung ermöglichte es, die Räder hochzuziehen, wodurch die Schneeschuhe wirksam wurden und umgekehrt.

Quasti, der stets sein Passagier war, begleitete Hans auch auf diesem Flug, der von so großer und weittragender Bedeutung

werden sollte, und der Hans um Jahre weiterbrachte. Vorläufig ahnte er noch nichts und startete wohlgenut vormittags um zehn Uhr, kam nachmittags in einem süddeutschen Flughafen an wo er eine Zwischenlandung machte. Am frühen Morgen des nächsten Tages nahm er Kurs West-Süd-West und sah bald die Schroffen des schneebedeckten Hochgebirges in der Ferne. Es fing an, stark böig zu werden, und so ging er auf achttausend Meter, wo die Luft ruhiger wurde. Unter ihm lag der Vierwaldstätter See, und vor sich hatte er die vereiste Pracht der Berner Alpen, ein Bild von überwältigender Schönheit. Noch ganz in den Anblick dieses Erdenwunders versunken, gewahrte er einen seltsam dünnen, schleierartigen Dunst über dem Gebirge, während es gleichzeitig immer stärker böig wurde. Dieser Dunst war plötzlich gekommen, und jetzt schwoll auch ein dickes, brodelndes Meer über die Walliser Alpen daher, das sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit über die Berge legte, so daß teilweise nur noch drei zackigen Gipfel wie Inseln aus einem kochenden Meer hervorschaute.

Hans ruhte genug. Der Wind war umgeschlagen. Föhn!! In wenigen Minuten riß der Föhn das Gebirge. Hans Buddensiecks Lage wurde bedenklich; er befand sich über dem Thuner See. Da gab der Motor Fehlzündungen. Er mußte landen, ehe es zu spät war.

Aber es war schon zu spät!

In steilem Sturzflug ging er auf dreitausend Meter und kam auch schon in ein wahnwitziges Schneetreiben. Starke Vertikalböen warfen die Maschine umher. Mit halbem Gas vorsichtig niedergehend, versuchte er gegen die Luftwirbel zu kämpfen, aber der Tanz wurde immer toller.

Hans Buddensieck erkannte mit klarem Verstand die riesengroße Gefahr, in der er sich befand. Er mußte die Maschine drücken, um sie zu halten und war so jeden Augenblick gewärtig, gegen irgendeinen aufstrebenden, im Nebel vergrabenen Felsblock zu brummen.

Da, im letzten Augenblick, schien die Natur ein Einsehen zu haben. Ein Nebelschleier riß in Felsen auseinander, und für eine kurze Zeitspanne sah Hans gerade unter sich einen grünlich schillernden Gletscher. Steil stieß er nach unten, weißer Dunst raste an ihm vorüber, und pridelnde Eisnadeln peitschten sein Gesicht.

Rein gefühlsmäßig fing Hans die Maschine ab, schwebte eine Zeitlang schwankend

im Umriflosen, sackte durch und fühlte festen Boden, auf dem er nach kurzem Auslauf zum Stehen kam. Er war gerettet und hatte zum Glück keinen Bruch gemacht.

Er legte sich im Führersitz zurück und schloß für einige Minuten die Augen. Um ihn tobte der Föhn. Quasti winselte leise und kam auf seinen Schoß gekrochen. Nur wenige Minuten ausruhen! —

Als er die Augen öffnete, hatte der Sturm etwas nachgelassen. Hans war wie in einer grauen Leere, in der er nichts erkennen konnte. Was sollte er beginnen?

Er holte aus dem Gepädraum des Flugzeuges seinen Proviantbeutel und den Schlafsack, und kroch mit Quasti in den warmen, pelzgefütterten Sack. Zum Essen war er zu abgespannt, während Quasti tapfer draußlos aß. Nur wenige Bissen würgte Hans hinunter, trank einen Becher heißen Tee aus der Thermosflasche, und mit einemmal sank ihm der Kopf schwer nach hinten, und langsam fielen ihm die Augen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Meister der Lüfte . . .

Der 15jährige Peter Nidel errang als Segelflieger viele Preise.

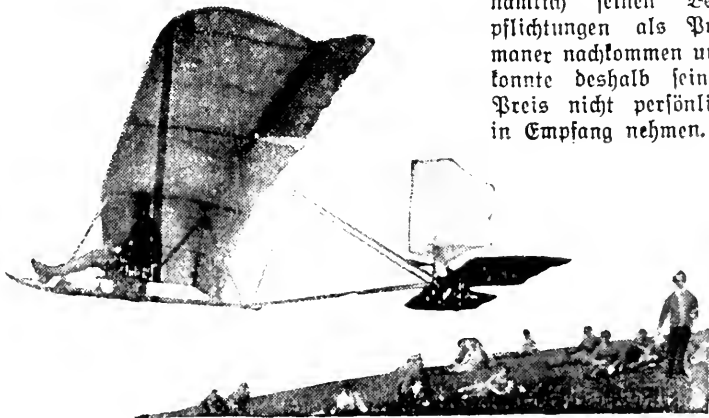
Als sich im August des vorigen Jahres die deutschen Segelflieger wieder wie alljährlich in der Rhön ein Stellbischein gaben, fiel unter den Teilnehmern ein Junge von kaum 15 Jahren auf: Peter Nidel, ein Primaner aus Naumburg, der sich durch sein

frisches Wesen schnell zum Liebling des Fliegerlagers auf der Wassertuppe entwickelte. Schon als

Bierzehnjähriger flog er in der Rhön auf einem selbstgebauten und mit den einfachsten Mitteln hergestellten Segelflugzeug und lenkte durch seine schneidigen Leistungen recht bald die Aufmerksamkeit aller Fachleute auf sich. In dem letzten Wettbewerb der Rhön errang er viele Preise,

so u. a. einen solchen von 20 Millionen, damals noch recht viel Geld; doch als die Preisverteilung vorgenommen werden sollte, da fehlte Peter. Ein Telegramm hatte ihn mit rauher Hand aus dem schönen ungezwungenen Fliegerleben in der Rhön heraus-

gerissen. Er mußte nämlich seinen Verpflichtungen als Primaner nachkommen und konnte deshalb seinen Preis nicht persönlich in Empfang nehmen.



Der erst 15jährige Primaner Peter Nidel auf einem Segelflugzeug bei einem Wettbewerb in der Rhön.



Aus
Onkel

Toldis Witzkiste

Liebe Freunde, huhuhu — u — u — uhh, wie traurig Kurzsichtigkeit ist, muß ich euch erzählen. Da bin ich neulich als Germane auf dem Kostümball gewesen und habe etwas Entsetzliches erlebt. Der Türhüter, der Mann, der einem was abreißt (vom Billett natürlich), wollte mich zuerst einmal gar nicht hereinlassen. „Sie mit Ihrem Kochtopp uff'm Schädel haben hier nicht zu suchen,“ meinte er. Erst als ich ihn freundschaftlich mit dem Speer vor den Bauch piekte, wurde er zugänglicher. Er ließ mich durch. Nun ging's aber schon los! Von allen Seiten stürzte man auf mich zu und drückte mir sämtliche Hände, so daß ich heilstroh war, von dieser Sorte nur zwei zu besitzen. Und wie ich so strahlend durch die Säle wanderte, entdeckte ich in einer Ecke ein Telefon. Hin, den Hörer abnehmen, um Fridolin zu erzählen, wie schön es hier sei, war eins. Da — plö-

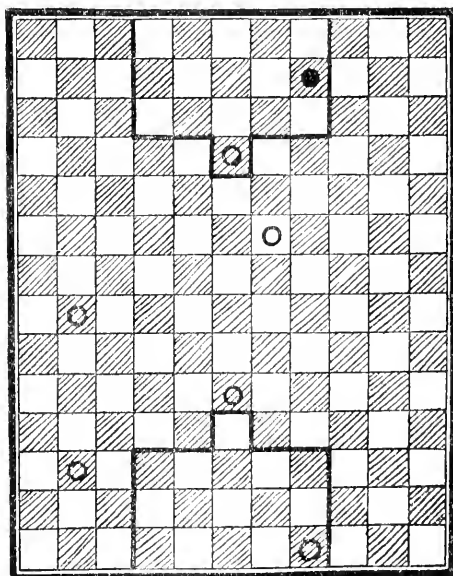
lich — Klatsch! Ich hatte eine Ohrfeige bekommen! Vor Entsetzen fiel ich auf den Rücken und sah nun, was ich angerichtet hatte. Das Telefon bestand nämlich nur aus Pappe und gehörte zu einem Mann, der als Telephonzentrale auf das Fest gekommen war. Diese Telephonzentrale behauptete, ich hätte in sie hineingespuckt. Ob's wirklich so war, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls hatte ich eine geschwollene Backe und mußte nach Hause. Huhuhu, diese Kurzsichtigkeit! Gruß euer

Germanen = Onkel Toldi.

Fridolins Spielecke

Freunde, auf vielseitigen Wunsch bekommt ihr heute die zweite Wu-Pu-Aufgabe. Sie lautet: Wie kann der schwarze Stein nach den Regeln des „Fridolin-Spieles in der Tüte“, dem Wu-Pu, in einem einzigen, zusammengefügten Fluge am weitesten kommen? — Die Auflösung findet ihr in der nächsten Nummer.

Fridolin.



Wie kommt der schwarze Stein nach den Regeln des Wu-Pu-Spieles in einem Flug am weitesten?

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

band — bar — brig — de — do — du — ei
 — ein — fel — ga — ge — gui — hel —
 i — ka — kei — kum — la — le — ling
 — ma — mond — na — nas — neu —
 ni — o — re — sau — si — teel — ten
 — tium — un —

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Weinart, 2. Behörde, 3. Schiffsteil, 4. männlichen Vornamen, 5. Gebirge in Deutschland, 6. Naturereignis, 7. Berg in Asien, 8. Lehranstalt, 9. riesenhaftes Ungeheuer, 10. Stadt in Deutschland, 11. Münze, 12. Umhüllung, 13. Waffe.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer in der zoologischen Stunde: „Wer nennt mir ein Kriechtier?“

Paulchen: „Ein Wurm!“

Lehrer: „Schön. Weißt du noch eins?“

Paulchen: „— noch ein Wurm!“

✱

„Peter, was machst du denn da?“

„Ich schreibe an Lieschen einen Brief.“

„Aber du kannst ja gar nicht schreiben.“

„Das macht nichts. Lieschen kann ja auch nicht lesen.“

✱



Zwei Jungen beschimpften einander mit den üblichen Tiernamen, bis der eine schließlich auftrumpfte:

„Du bist wirklich nicht weit vom größten Hornochsen auf der Welt!“

„Nee — bloß einen Meter,“ — rief der andere und rannte davon.

Alt und neu.

Mit W stets ein trauriger Rest.

Mit T die Kleidung zum frohen Fest.

Ein Zwei-Silben-Rätsel.

Ein unheimlicher Vogel, doch weise genannt.
 Nur selten zu finden im deutschen Land;
 Du launst mich vorwärts und rückwärts lesen:
 Stets bleibe ich das gleiche Wesen.

Rätselige Frage.

Bei welchem Baume sind die ersten beiden Buchstaben zugleich die letzten?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 10.

Silbenrätsel.

Geteiltes Leid ist halbes Leid.

1. Gummi, 2. Edelweiß, 3. Transparent, 4. Elisabeth, 5. Zufa, 6. Löffel, 7. Taschendieb, 8. Esche, 9. Sirius, 10. Lavendel, 11. Erdbeere, 12. Frawadi, 13. Dreirad.

Im Garten: (kna)ben traun, Trauben.

Belohnter Fleiß: Preis, Reis, Eis, iß!



„Mutti, ich spiele nicht mehr mit Willi, — er ist so ungezogen.“

„Was hat denn Willi getan?“

„Er hat gelacht, als ein anderer Junge ein Fenster eingeworfen hat!“

„Pfui, wie unartig. Wer hat denn das Fenster eingeworfen?“

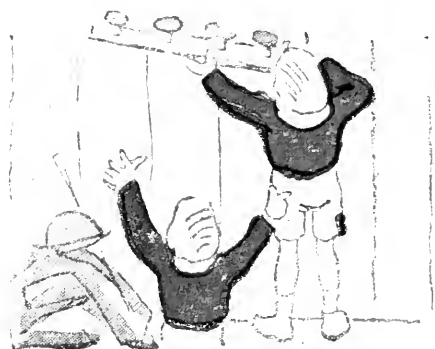
„Ich.“

✱

Freunde, falls die Bestellung für den nächsten Monat bei der Post noch nicht erneuert ist, bitte ich meine Postbezieher dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle ich für März den „Heiteren Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

Das verhängnisvolle Garderobenbrett



In einem ordentlichen Haus
zieht jeder Hut und Mantel aus
Und hängt den Kleidungsgegenstand
Auf einen Haken an die Wand.



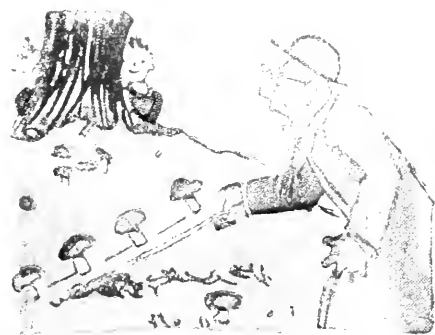
Loch Pitt und Pott, die langen munter
Das Brett sich von der Wand herunter,
Und stürzen quetschvergnügt alsbald
In einen grünen Buchenwald.



Dort haben es die klümmen Knaben
Bei einem Baumstamm eingegraben.
Man harret, — natürlich gut verhehrt,
Bis es ein Wanderer entdeckt.



Und bald sieht auch ein solcher Mann
Boll Eifer sich den Waldpfad an,
Und dankt dem Schöpfer aller Dinge
Für so viel schöne Bissferlinac.



Doch wie er wühlt und wie er gräbt,
Auf einmal sich das Leert erhebt.
Der Sammler ist vor Jörn erschrockt,
Doch merkt er bald, war ihn genarrt.



Zum Glück hat er ein spanisch Rohr,
Das zieht er mit Bedacht hervor:
Und schon erhalten ihre Stelle
Die hierfür vorbestimmten Leise

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



„Hilf“, schrie der Delphin, „ich habe das Schwimmen verlernt!“
(Zu dem Gedicht auf Seite 2.)

Ein wässriges Abenteuer

Zu dem Bild auf Seite 1

Blüten standen an dem Bache,
Der zum Tale plätschernd floß.
Als mit einem lauten Krache
Fiel hinein mein Reise-Roß.
„Wasser“ kreischte der Delphin.
Weil es ihm sehr naß erschien.

Tröstend stand ich an der Halde,
Rief dem Unglücksknaben zu:
„Warte nur Genosse, balde,
Schwimmest an das Ufer du!“
„Kuchen“, schimpfte der Delphin,
„Meine Schwimmkunst ist dahin!“

„Dir mußt' ich als Flugzeug dienen,
Schwimmen kann ich nun nicht mehr,
Siehst du, wie die Fische grien
Und die Vögel ringsumher?“ —
Klagend ließ der Luftdelphin
Sich von mir aufs Trock'ne ziehn



Ein sonderbares Rätsel

Eine Sage aus dem Hessenland.

Ein Erlebnis von Dr. Pfeiffer.



Lange her ist's schon...! Es war noch vor dem Krieg, als ich mit einem jungen Freund, den vollbepackten Rucksack auf dem Buckel und den Wanderstab in der Faust, durchs schöne Hessenland zog...! Kam'en wir da eines Tages in ein Dorf in der „Schwalm“. Plötzlich blieb mein Kamerad stehen, zeigte auf ein altes Haus und rief: „Du, Georg, was soll das wohl bedeuten?“

„Was denn, Erny?“

„Da oben, die Inschrift über der Haustür!“

Ich schaute hin und las den geheimnisvollen Vers, den ich nicht enträtseln konnte. So lautete er:

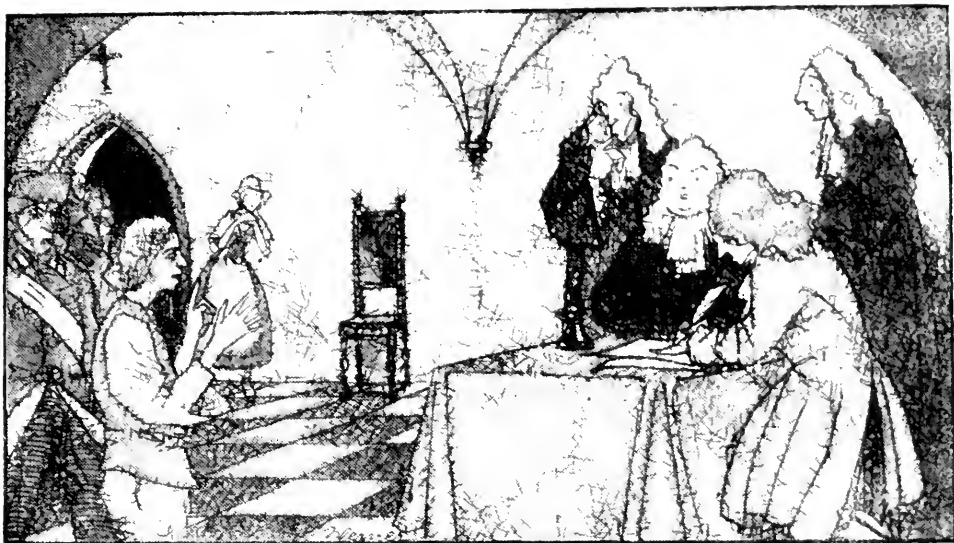
„Als ich Abschied nahm, als ich wieder kam,

Trag ich sechs Lebendige in einem Toten an.

Die sechs machen den siebenten frei...!

Nun ratet mal, was das wohl sei?“

„Was bedeutet wohl der Spruch dort?“ fragte einer der Wanderer.



Als der Bursche das Rätsel gefunden hatte, gab er es dem Gerichtshof auf. Doch niemand, so sehr man sich auch anstrengte, vermochte es zu lösen.

Wir standen vor dem rätselhaften Spruch, schüttelten die Köpfe, rieten hin und her, konnten aber nicht herauskriegen, was er bedeutete.

Kurz entschlossen gingen wir ins Haus und fragten den Bauern. Aber der war schlecht gelaunt, machte ein schiefes Gesicht, brummte, er habe keinen Vers an seinem Haus und wollte auch nicht mit uns gehen, um ihn anzuschauen.

Da war nichts zu machen. Wir traten wieder auf die sonnenhelle Dorfstraße. Da begegnete uns ein würdiger Mann, die Schelle in der Hand, klingelte mächtig laut und verlas ein Gesetz der löblichen Bürgermeisterei ...

So war es damals noch Sitte auf dem Land, neue Bestimmungen bekanntzumachen; so ist es vielleicht jetzt noch in irgendeinem weltverlorenen, abgeschiedenen Nest. Aber der Ausrufer war Beamter! Der mußte doch den Sinn des Rätsels wissen, das uns immer mehr interessierte, je länger wir darüber nachgrübelten. Also fragten wir ihn. Aber er schien ägerlich, in seiner wichtigen Amtshandlung gestört zu werden, wollte andererseits auch seine Unkenntnis nicht eingestehen; jah uns also durch die Brille verächtlich an und murmelte etwas von Käfern und Wirmern in einer Leiche ..., und wir seien

rechte Dummköpfe, wir Stadtleute, so eine einfache Sache nicht begreifen zu können. Darauf schritt er würdevoll weiter, klingelte abermals und verlas die neue Bekanntmachung ein paar Häuser weiter wieder vor.

Wir wußten so viel wie zuvor, und fragten überall, aber umsonst! Endlich im Dorfwirtshaus trafen wir ein altes, graues Männlein, das erzählte uns auf neugieriges Erkunden hin folgende, hübsche Sage:

Vor langer Zeit hatte einmal ein junger Bursch im Dorf einen Gegner im Streit erschlagen. Der Täter war als guter, anständiger Kerl allgemein bekannt; sein Feind stand im Ruf, ein nichtsnuhgiger, böjer Mensch zu sein, der ihn schwer gereizt hatte, weil er seine Braut verfolgte, das Mädchen aber von dem Lumpen nichts wissen und den Braven heiraten wollte. Aber nach dem strengen Gesetz mußten die Richter den Mörder zum Tode verurteilen! Alle Dorfbewohner, am innigsten seine Braut, baten, man möge dem Vermissten das Leben schenken. Darin willigte das Gericht zuletzt auch ein, unter der Bedingung, er solle ihnen ein Rätsel aufgeben, das niemand erraten könne ...! Um dieses Rätsel sich auszudenken, durfte er rund ums Dorf herumspazieren; von fern solaten die Häfcher, damit er nicht entflohe! Er hatte auch sein Ehrenwort gegeben, sich freiwillig

dem Gericht wieder zu stellen, wenn er eine Rätselfrage gefunden hätte.

Lanquam wanderte er durch die frühlinasgrünen Acker und Wiesen, trat in den Kirchhof ein und ging durch die Reihen der Gräber. Plötzlich rief er fröhlich:

„Ich hab's gefunden!“

Er eilte zu dem Gerichtshof zurück. Alle Bewohner kamen neugierig dazugelaufen. Und nun gab er sein Rätsel bekannt:

„Als ich Abschied nahm, als ich wieder kam,
Traß ich sechs Lebendige in einem Toten an.
Die sechs machen den siebenten frei . . . !
Nun ratet mal, was das wohl sei?“

Aber alle überlegten hin und her; keiner konnte es erraten. . . ! Da lachte der Bursch vergnügt, sieesgewiß:

„Kommt mit auf den Kirchhof! Dort will ich es euch zeigen!“

Begierig, die Lösung des schwierigen Rätsels zu erfahren, gingen alle mit, Richter und Bauern. Auf dem Kirchhof führte er sie in einen abgelegenen Winkel, wo der Totengräber alte Gräber geöffnet hatte, um für neue Beerdigungen Platz zu schaffen. Da lag die Hirnschale eines Totenschädels, in der ein Rotkehlchen sein Nest gebaut hatte; sechs junge Vögelchen saßen in dem Totengebein und piepften und zwitscherten der hellen, warmen Frühlingssonne entgegen . . . !

Das war des Rätsels Lösung: in dem Toten, dem Schädel, lebten die sechs munteren Vögelchen; diese aber machten nun den siebenten, den Verurteilten, frei, weil keiner den geheimnisvollen Spruch zu deuten verstand!

Der junge Mann wurde beanadigt, wie man es ihm versprochen hatte. Er wanderte in die Fremde, verdiente viel Geld und kam als reicher Mann nach Jahren wieder. Seine Braut hatte treulich auf ihn gewartet; nun heiratete er sie, baute sich ein schönes Haus, und ließ zur Erinnerung an seine wunderbare Rettung vom Galgen das Rätsel, das ihn freigemacht, über die Türe seines Hofes malen, wo es noch heute zu lesen ist . . .

So lautete die Sage, die uns das alte Männchen damals erzählte. Ist sie nicht hübsch?

Man findet an alten Wohnungen in der Stadt, und vor allem auf dem Lande noch häufig derartige Sprüche und Merkworte, die oft einen eigenartigen, schwer zu erklärenden Sinn haben. Vielleicht kennt der eine oder andere von euch auch solch einen Vers an einem alten Haus seiner Heimat? Dann soll er ihn mir mitteilen; ich will sehen, ob ich davon auch solch nette Geschichte erzählen kann, wie von dem Schwälmer Bauernhaus. Ich hoffe, der Spruch steht heute noch dort, wie 1912 vor dem Krieg. Wer von euch hinkommt, kann ihn sich ansehen . . . !

KLAUS STÖRTEBECKE VITALIENBRÜDER

Von Hermann Esterlitz.

Als im Jahre 1391 die Königin Margarete von Danemark Stockholm belagerte, nachdem sie Schwedens König Albrecht und dessen Sohn Erich 1389 besiegt und gefangen genommen hatte, warben Albrechts Verwandte, die Herzöge von Mecklenburg, in Wismar und Rostock Freibeuter an, um gegen die Königin ins Feld zu ziehen. Diese Scharen nannte man Vitalien- oder auch Vidualienbrüder, weil sie dazu ausersehen waren, Stockholm mit Vidualien und Proviant zu versorgen. (Wegen gleicher Verteilung der Beute nannte man sie auch Vießendeeler, d. h. Gleich-

teiler.) Als sie gegen die Dänen Erfolge hatten, bekamen sie starken Zulauf, und im Jahre 1392 nahmen sie die Insel Gotland ein, setzten sich hier fest, und wurden gefürchtete Seeräuber, die eine für die Allgemeinheit bedenkliche Lösung hatten: „Gottes Freunde, aller Welt Feinde.“

Sechs Jahre später wurden die Vitalienbrüder vom Deutschen Orden von der Insel vertrieben, und auch die Königin Margarete sowie die Hansestädte Hamburg und Lübeck erklärten sie für gemeinsame Feinde. Das war für die Seeräuberbande natürlich

sehr schlimm und hatte auch tatsächlich zur Folge, daß ein Teil von ihnen nach der Heimat zurückkehrte, die meisten sich aber nach der Nordsee verzogen, wo sie bei den friesischen Häuptlingen freundliche Aufnahme fanden.

Von Friesland aus, wo sie sich nun völlig geborgen fühlten, unternahmen sie regelmäßig große Raubzüge, bei denen sie von dem aus Wismar gebürtigen Klaus Störtebeker geführt wurden. Klaus Störtebeker war ein grausamer und unnachgiebiger Geselle, der es aber verstand, mit seiner kleinen Flotte riesige Beute zu erraffen. Er schonte kein Schiff, das ihm in die Hände fiel, und besonders die nach England segelnden hanseatischen Fahrzeuge hatten sehr unter der Herrschaft der Vitalienbrüder auf der Nordsee zu leiden.

Deshalb war es kein Wunder, wenn die Welt der Handeltreibenden aufmetete, als die Kunde von der Gefangennahme Klaus Störtebeckers und des größten Teiles der Vitalienbrüder Europa durchlief.

Durch eine List — man hatte das Steuer des Admiralschiffes, auf dem auch Störtebeker war, mit Blei unbrauchbar gemacht — war es den Hamburgern gelungen, sich in der Nähe Helgolands der Vitalienbrüder zu bemächtigen. Sie mußten sich nach hartem Kampf der Uebermacht ergeben. Man schaffte



Klaus Störtebeker erhält die Nachricht, daß sein Befehl, ein feindliches Schiff zu versenken, ausgeführt sei.

sie mit ihrem Führer Störtebeker nach Hamburg, wo ein außerordentliches Gericht über sie eingesetzt wurde, das alle Räuber einstimmig zum Tode verurteilte.

Nach einer geschichtlichen Fassung soll Störtebeker vor seinem Ende der Stadt Hamburg eine goldene Kette geliehen haben, mit der man die ganze Stadtmauer umgeben könnte, wenn man ihn und seine Gefährten freiließ. Nach anderer Erzählung hatte man

Störtebecker die Freiheit versprochen, wenn er den Ort angeben würde, wo die Schätze der Vitalienbrüder verborgen sein sollten. Er starb aber lieber, ehe er das Geheimnis preisgab. Ein Beispiel für kameradschaftliche Treue hat Klaus Störtebecker vor seinem Tode noch gegeben, indem er als letzte Bitte äußerte, daß alle Kameraden, an denen er nach seiner Rössung vorbeilaufen würde, freigelassen würden. Man gestand ihm dies zu, und siehe da, als vom Beil des Henkers getroffen, der Kopf des Seeräubers in den Sand rollte,

raffte sich der Körper des Enthaupteten zu aller Entsetzen mit riesiger Kraft auf und stolperte tatsächlich an einigen der in einer Reihe aufgestellten Vitalienbrüder vorbei, die daraufhin auch freigelassen wurden.

Doch auch nach dem Tode Störtebeckers war die See nicht vor den Vitalienbrüdern sicher, sie raubten und plünderten noch bis zum Jahre 1429, in dem sie die nordische Stadt Bergen niederbrannten. — Urplötzlich wie sie aufgetaucht waren, verschwand dann aber ihr Name aus der Geschichte.

Der verführerische Branntwein



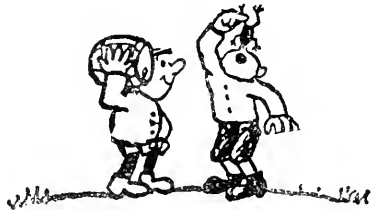
Zwei Freunde, der Mig und der Mag, wollten sich etwas verdienen. Sie legten also all ihr Geld, das sie besaßen, zusammen und kauften ein Fäßchen mit Branntwein, das sie auf dem Markt in der nächsten Stadt mit Nutzen loschlagen wollten.

So zogen sie dann nach Dummernstedt. Es war ziemlich heiß, und unterwegs bekam der Mig starken Durst. Und während er darüber



nachdachte, wie er wohl zu etwas Trinktbarem käme, fühlte er in der Westentasche etwas Hartes. Und siehe da, es war ein Groschen. Diesen gab er dem Mag und sagte: „Weißt du was, lieber Mag, nimm diesen Groschen und laß mich einen Schluck aus dem Faß nehmen.“ Der Mag war damit einverstanden. Als sie nun wieder ein Endchen gewandert waren, bekam der Mag plötzlich Durst, und er fragte den Mig, ob er ihn nicht auch

trinken lassen wollte. Mig sah sich um und entdeckte eine tote Maus. „Wenn du diese Maus verschluckst, dann bekommst du einen Schluck Branntwein.“ Mag verschluckte die Maus und bekam zu trinken. Nach einer Weile wieder der Mig: „Mag laß mich trinken.“ Mag gedachte der vertilgten Maus und ließ Mig einen Frosch verschlucken. Dann



trank Mig einen Schluck Branntwein. Nicht lange, da zog Mag den Groschen aus der Tasche und gab ihn dem Mig. „Da, Mig, hast du den Groschen wieder, laß mich trinken.“ Und er trank und trank, bis nichts mehr in dem Faß war. Da war guter Rat teuer. Der Branntwein war all. Mig hatte einen einzigen Groschen, und: „Warum habe ich eigentlich die Maus verschluckt,“ „und ich den Frosch gegessen,“ jammerten die beiden Freunde. Wer von euch weiß es? —

H. K.





Hans Buddensieck der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Bettsch.

Freunde, heute beginnt die 4. Fortsetzung von meiner Erzählung „Hans Buddensieck, der Meister der Lüfte“. Für diejenigen, die den Anfang der Geschichte nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Hans Buddensiecks Abenteuern steht. Wer solch einen Bruch haben will, sende mir fünf Goldpfennig ein.
Fridolin.

(Fortsetzung.)

Als Hans aufwachte und sich erstaunt umschaute, lag eine unergründliche Stille über dem Land. Er reckte sich, schlüpfte aus dem Schlafsack und sprang aus der Maschine. Ringsum lag das schlafende Hochgebirge in seiner verfunkenen Pracht. Plötzlich stieß Hans einen überraschten Ruf aus. War es Wirklichkeit? Dort, tief unten an einem Hang lag eine Hütte! Ein Fenster war gelb erleuchtet, und das lebende Licht starrte mit mattem Glanz zu ihm herauf! Dort mußten Menschen sein!

Hans nahm Quasti kurz entschlossen in seinen Rucksack, und fuhr langsam auf Schnee-

schuhen der Hütte zu. Drinnen brannte ein schwaches Petroleumlicht, und bei seinem Schein saßen zwei sehnige Männer um den kleinen Ofen und rauchten kurze Pfeifen. Der eine war eine ziemlich lange und hagere Gestalt mit einem glatten Gesicht und lederartig brauner Hautfarbe. Seine Haare waren von auffallend hellblonder Farbe. Der zweite hatte eine mehr gedrungene Gestalt, war ebenfalls blond und trug eine mächtige Hornbrille.

Als Hans in die Hütte trat, gab es große Überraschungen. Die beiden sprangen auf und kamen ihm erstaunt und betroffen entgegen. Quasti hinten im Rucksack stieß ein unbescheidenes Bellen aus, als ob die Hütte und überhaupt das ganze Gebirge hier sein Eigentum wären.

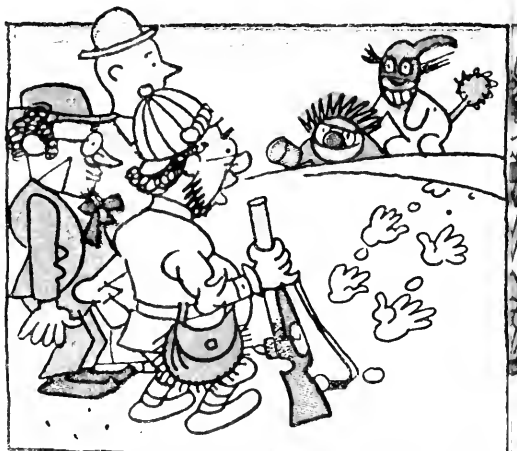
„Heil! Woher so spät in der Nacht?“ sprach der Lange in gebrochenem Deutsch und streckte Hans die nervige Hand entgegen. „Niels Gyllenborg! Aus Stockholm. Mein

Wie unsere Expedition Laatsch

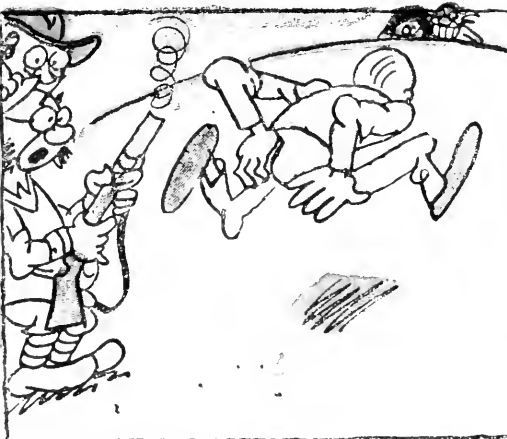
Durch die seltsamen Spuren a



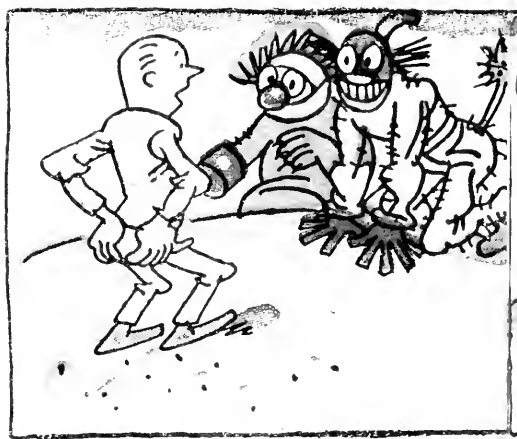
Man sieht im schönen Chinalande
Zuweilen etwas in dem Sande,
Das auch bei näherer Betrachtung
Verdient die eifrigste Beachtung.



Professor Pechmanns Nase zittert,
Als er die Rätselwesen wittert.
Dort stehen kühn sie an der Rampe,
Bestaunt von Otto und von Pampe.



Und Benjamin läuft unentwegt,
Von Schmerz und Reugler angeregt.
Indes seufzt Pechmann abgrundschwer
Und schimpft mit seinem Schießgewehr.



Der Pampe hat sein Ziel erreicht.
Was wunder, daß er jäh erbleicht
Und glaubt, ihn stach 'ne wilde Hommel:
Denn vor ihm stehen — — Laatsch und Bommel

„Freund Dr. Liljestrale!“ stellte er sich und
den Begleiter vor. Als er den Namen Hans
Buddensieck hörte, malte sich neue Ueber-
raschung in seinem straffen Gesicht. „Oh!
Buddensieck! Was sagst du, Liljestrale? Hans
Buddensieck, der bekannte Meister der Lüfte!

Und mitten in der Nacht in die Hütte her-
eingeschnellt!“ — „Allerdings recht abenteuer-
lich!“ erwiderte Hans Buddensieck und lachte.
„Die Herren sind Schweden? Eine wahrhaft
wundersame Begegnung! Meine Maschine
steht droben auf dem Gletscher!“

ch und Bommel wieder fand

die richtige Fährte gebracht.



Dem Pompe macht's den größten Zug;
Er schleicht heran sich wie ein Luchs.
Nur Onkel Otto ahnt die Lunte
Und warnt; doch Pechmann greift zur Flinte.



Zwar zielte unser Freund recht brav,
Nur daß er — ach — den Falschen traf.
Den Teil, auf welchen man sich setzt,
Den hat bei Pampen er verfehlt.



Die wochenlang gefangen waren
Von Räuber- und Banditenscharen,
Und jenen Rotten nur enthielpfen,
Weil sie in die Verkleidung schlüpfen.



Da wurde die Begrüßung herzlich,
Denn man vermiste sich ja schmerzlich.
Man sprach sogleich im Freundesreise,
Daß man zusammen heimwärts reise!

„Waaaas? Wie? Ihre Maschine?“ rief
Gyllenborg, und seine blauen Augen glänzten.

Hans Buddensiefel war wie in einem
Traum. Vor wenigen Stunden noch mitten
im Sturm und Schneetreiben in höchster
Lebensgefahr, saß er jetzt hier am spärlichen

Feuerlein einer Hochgebirgshütte und plau-
derte mit zwei schwedischen Sportsleuten, die
aus Interlaaken kamen und unterwegs auf
einer waghalsigen Hochtour waren.

Im Laufe der zwanglosen Unterhaltung
stellte sich heraus, daß Niels Gyllenborg ein

bekannter schwedischer Sportsmann war, der mit seinen dreißig Jahren namentlich als Polarforscher schon viele Erfolge errungen hatte. Dr. Liljestrale, der etwa zweiunddreißig Jahre zählte, war der Sohn eines reichen Schweden, Direktor einer der großen Erzgruben bei Gellivara. In seinem Beruf war er Dozent an der Universität Upsala, und sein Steckenpferd war die Biologie. Er suchte allerorten nach Amöben, Algen, Flechten, zu welchem Zweck er stets mit Fangwerkzeugen, Gläsern, Lupen und mikroskopischen Glasplättchen ausgerüstet war. —

In seiner echt schwedischen lebenswürdigen und zuvorkommenden Art sprach Niels Gyllenborg im Laufe der Unterhaltung: „Wissen Sie, Hans Buddensieck, daß ich viel an Sie gedacht habe? Namentlich damals, als Sie die Westalpen und den Mont Blanc überflogen. Um es kurz zu sagen: Ich bin selbst kein Flieger; aber ich möchte mit dem Flugzeug zum Nordpol! Dieser Gedanke quält mich schon lange, was, Liljestrale? Was meinen Sie dazu?“

Hans Buddensieck war überrascht, aber seine Unternehmungslust packte den Gedanken sofort beim Schopf.

„Die Algen dort oben sind auch noch lange nicht zur Genüge erforscht!“ fiel sofort Dr. Liljestrale ein, der sich schon, mit Fangnetz bewaffnet, am 87. Breitengrade sah.

Niels Gyllenborg fing gewaltig Feuer, nun er den Gedanken wieder ausgesprochen hatte. „Eines kann ich Ihnen vorweg sagen, Hans Buddensieck, die schwedische Regierung würde eine solche Expedition ohne Bedenken aufs Beste ausrüsten!“

„Mein Vater wird hunderttausend Kronen stiften!“ sprach Dr. Liljestrale in trockenem Ton, und tauchte in Gedanken wieder seine Nase ins Eismeer.

„Ich mache mit!“ antwortete Hans bestimmt, und die Freude glänzte aus seinen Augen.

„Was sagt Ihre Werk?“

„Ich müßte mit Direktor Graß verhandeln. Aber er wird mit Begeisterung für den Plan zu haben sein!“

Niels war ganz in die neue Idee verfallen. „Sie glauben nicht, welchen Reiz die Arktis ausübt, welch eine fremde und ferne Welt das ist. Schnee- und Eismüste, wunderbarste Farben, die Mitternachts-sonne wie eine feurige Kugel über dem Horizont. Um uns nur Eisbären und Walrosse, mit denen die kühnsten Abenteuer zu bestehen

sind, Tausende von Krabbentauchern bis hinauf in den hohen Norden. Dann wieder, wenn die Polarnacht hereinbricht, jene ewige, gespenstische Nacht, wo nur der flackernde Strahlenschein des Nordlichtes am dunkeln Himmel hochschießt, und alles in ein seltsam zuckendes Flammenmeer taucht. O, Buddensieck, ein wunderbares Land voll düsterer Schwermut und Melancholie!“

Lange noch bis tief nach Mitternacht saßen die drei seltsamen Menschen beisammen, und das bisher immer noch unerforschte Gebiet des Polareises beschäftigte ihre Gedanken. —

Am anderen Morgen startete Hans Buddensieck. Eine Zusammenkunft für die nächsten Tage wurde ausgemacht, wobei der Plan gleich näher besprochen werden sollte.

Noch einen letzten Gruß sandte er in die Tiefe, dann stieg er über die Berge hinauf in das strahlende Blau des Himmels.

Ueber das Baltische Meer nach Stockholm.

Die verflossenen Wochen hatten mehrere hochwichtige Besprechungen gebracht, deren Ergebnis äußerst zufriedenstellend war. Direktor Graß von der Deutschen Versuchsanstalt war sofort für den Plan zu haben und gab sein Einverständnis, daß Hans Buddensieck sich an dem Unternehmen, das unter schwedischer Flagge stattfand, beteiligte. Um die Abreise der wissenschaftlichen Forschungs- expedition nicht zu verzögern, wollte die Deutsche Werk ein nach neuestem System gebautes Flugzeug, die „Arktis“, zur Verfügung stellen, während zwei weitere Maschinen von den Schweden bereitgestellt werden sollten.

Einige Tage darauf erschien unerwartet auf der Werk ein lebhaftes Männlein mit einem Segeltuchkasten in der Hand und mit allerlei Gepäck beladen. Es war Herr Kimmrich, Spezialphotograph der „Berliner Illustrirten Zeitung“. Er wollte eine Aufnahme von Hans Buddensieck machen, und traf auch sofort alle Anstalten dazu. Es half alles nichts, Hans mußte im Fliegenderdress erscheinen, wurde von Herrn Kimmrich vor den Apparat gestellt, und kurze Zeit darauf besah er sich auf dem Titelblatt der „Berliner Illustrirten“.

Sechs Tage später stand die „Arktis“ mit laufenden Propellern am Start. Beide Motoren liefen mit Spätzündung, und die Maschine trug volle Betriebslast.

Schon am frühen Morgen hatte sich eine große Menge von Schaulustigen eingefunden. Eine Kommission mit Direktor Graß erschien auf dem Platz und wurde sofort von Kimmrich verfilmt.

Ein Ponn mit einem Zweiradkarrn trabte lustig durch das Einaangstor. Im Wagen saßen dicht zusammengedrängt die Hege Christa in ihrer achtzehnjährigen

Schönheit und — Kurt Agelrad mit Herrn Hopfensiß. Herrn Hopfensiß' Gesicht strahlte wie eine aufgehende Sonne. „Ich will die dicksten Regenwürmer ungesotzten schlucken,“ rief er begeistert, „wenn dies nicht der schönste Tag meines Lebens ist!“

Eine Gestalt aber stand draußen am Rand des großen Waldes und schaute sehnsüchtig herüber, von niemand gesehen. Es war Maria. Gestern war Hans zum letzten mal bei ihr gewesen, und bei den Steinen, wo das Wasser hervorschoß, hatten sie Abschied genommen. Wer weiß, vielleicht für immer . . .

Um sieben Uhr erschien Hans Buddensieß in vollem Fliegerdress auf dem Platz, ganz in seiner stillen und bescheidenen Art. Nach kurzer Unterhaltung stieg er in die Maschine, schob die Brille über die Augen und prüfte Zündung und Steuerungen.

Alles war in Ordnung! Die Klöße wurden von den Rädern weggenommen! Die Herren kamen auf ihn zu und schüttelten ihm herzlich die Hände. Da stürmte Quastli laut bellend über den Platz und sprang hüpfend an der Maschine hoch. Nach seiner Dackelansicht war es geradezu eine Unverschämtheit, ihn zu vergesen. Unter lautem Hallo der Zuschauer wurde er von Hans am Genick in die Maschine gehoben. Die hübsche Szene wurde von Herrn Kimmrich sofort geknipst.

Um sieben Uhr achtzehn Minuten startete Hans Buddensieß. Hüte, Mützen und Schirme



Herr Kimmrich stürzte beim Filmen des Starts über einen Pflock und warf die Beine hoch.

wurden geschwenkt, und der Jubel war grenzenlos. Herr Hopfensiß war so gerührt, daß ihm zwei helle Tränen über die Pudingbaden kollerten. Die Haare sollten ihm meterlang aus den Ohren wachsen, meinte er, wenn der Buddensieß kein S. Id sei! Herr Kimmrich stürzte über einen Pflock und streckte die Beine hoch, aber er hatte den Start verfilmt. —

Die Radiostation gab folgendes Telegramm:

„Hans Buddensieß auf „Arktis“ soeben 7 Uhr 18 Minuten nach Stockholm gestartet.

Deutsche Versuchswerft gez. Graß.“

Hans behielt scharfen Kurs und sah unter sich die Ostsee, die er in dreitausend Meter Höhe überflog. Bald tauchte die Insel Vornholm auf, Deland lag in der glitzernden See, das wunderstrahlende Gotland stieg aus dem leichten Connendunst auf.

Ein Bild von überwältigender Schönheit bot sich ihm, als er über Stockholm flog. Um zwölf Uhr vierunddreißig Minuten landete Hans Buddensieß auf dem Flugplatz der schwedischen Versuchswerft.

Die Erzählung des Geologen.

Am Nachmittag fand eine lange Sitzung statt, in der zuerst Niels Gyllenborg das Wort ergriff.

Der Plan Gyllenborgs war in großen Umrissen folgender: Die Expedition ist in zwei großen Etappen gedacht. Der Ausgangspunkt ist Gellivara, wo die gesamte Ausrüstung und Verproviantierung erfolgt. Von Gellivara geht der erste große Etappenflug nach Epikhbergen Nordostland, und zwar möglichst nach einer der dort gelegenen Inseln. Von Nordostland startet die „Arktis“ mit voller Betriebslast und Ausrüstung und mit Niels Gyllenborg, Dr. Liljestråle und dem Geologen Dr. Olenström mit nördlichem Kurs, um einen Landungsplatz im Padeis zu

haben. Sollte ein Vorbringen mit der großen Maschine nicht mehr möglich sein, so startet Hans Buddensief auf dem in der „Arktis“ eingebauten „Liliputaner“ und versucht, den Pol zu erreichen. Von der größten Wichtigkeit ist die Mitführung einer drahtlosen Station mit einer Sende-Reichweite von mindestens tausend Kilometer. Für die Dauer der Expedition werden vier Wochen angegeben; die Verproviantierung ist jedoch für achtzig Tage zu bemessen.

Die Ausführungen Niels Gyllenborgs fanden lebhafteste Zustimmung. Einer der Regierungsvertreter erhob sich und verlas ein Schreiben, worin stand, daß der schwedische

Staat die Hauptkosten der Expedition tragen würde und dem Unternehmen einen vollen und segensreichen Erfolg wünsche.

Der kurz angebundene Dr. Liljestrale griff in die Tasche und legte, ohne ein Wort zu sagen, einen Scheck über hunderttausend Kronen auf den Tisch. Direktor Swamberg aber goß Sekt in die Gläser, erhob sich und hielt eine zündende, kurze Ansprache an die Teilnehmer der Expedition. Dann klangen die Gläser zusammen, und Niels Gyllenborg reichte allen die Hand zum Dank, wobei ein feuchter Glanz in seine hellen Augen trat. —

(Fortsetzung folgt.)

Meister Bez als Rennfahrer

Was Fridolin auf seinem letzten Fluge sah.

Komme ich da neulich durch ein Städtchen in Westpreußen, und höre schon von weitem lustiges Lachen. Dabei wird mein Delphinchen so unruhig, was ich gar nicht verstand, denn braune Bären fressen grundsätzlich keine Delphine. Ja, es war ein richtiggehender

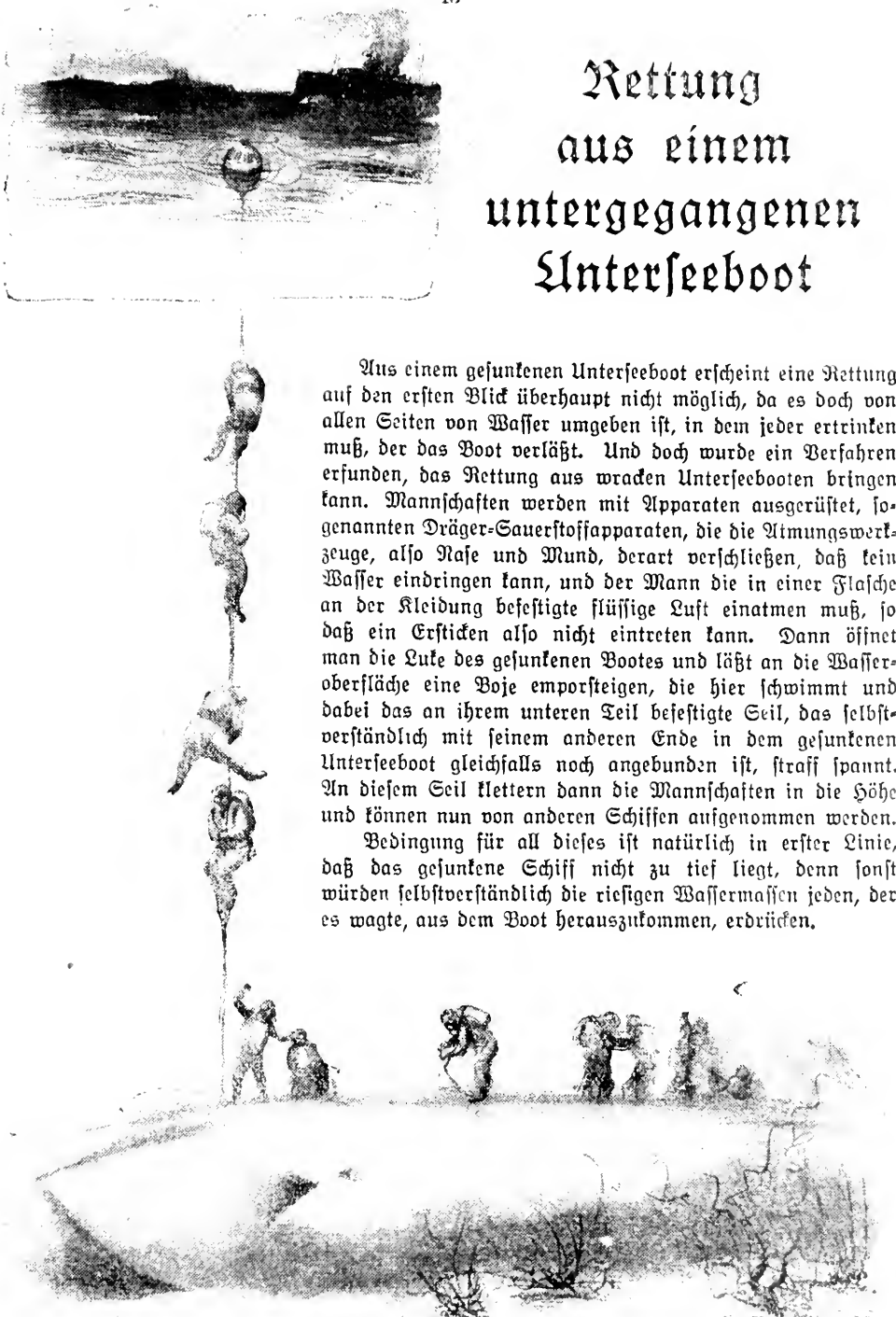
Bär, der zu seinem und aller Zuschauer größtem Vergnügen seine Fähigkeiten als Radrennfahrer bewies. Das sah so drollig aus, daß ich nicht umhin konnte, es auch durch eine Photographie vorzuführen. Was sagt ihr dazu? —

Fridolin.



Ein Bär, der seine Fähigkeiten als Radrennfahrer zeigt.

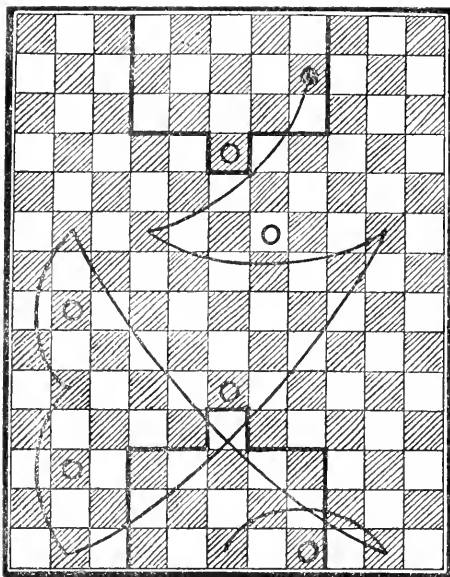
Rettung aus einem untergegangenen Unterseeboot



Aus einem gesunkenen Unterseeboot erscheint eine Rettung auf den ersten Blick überhaupt nicht möglich, da es doch von allen Seiten von Wasser umgeben ist, in dem jeder ertrinken muß, der das Boot verläßt. Und doch wurde ein Verfahren erfunden, das Rettung aus wrackten Unterseebooten bringen kann. Mannschaften werden mit Apparaten ausgerüstet, sogenannten Träger-Sauerstoffapparaten, die die Atmungsorgane, also Nase und Mund, derart verschließen, daß kein Wasser eindringen kann, und der Mann die in einer Flasche an der Kleidung befestigte flüssige Luft einatmen muß, so daß ein Erstickten also nicht eintreten kann. Dann öffnet man die Luke des gesunkenen Bootes und läßt an die Wasseroberfläche eine Boje emporsteigen, die hier schwimmt und dabei das an ihrem unteren Teil befestigte Seil, das selbstverständlich mit seinem anderen Ende in dem gesunkenen Unterseeboot gleichfalls noch angebunden ist, straff spannt. An diesem Seil klettern dann die Mannschaften in die Höhe und können nun von anderen Schiffen aufgenommen werden.

Bedingung für all dieses ist natürlich in erster Linie, daß das gesunkene Schiff nicht zu tief liegt, denn sonst würden selbstverständlich die riesigen Wassermassen jeden, der es wagte, aus dem Boot herauszukommen, erdrücken.

Wie sich die Mannschaft eines seden, untergegangenen Unterseebootes mit Hilfe von Sauerstoffapparaten an die Wasseroberfläche retten kann.



Die Auflösung der Wu-Pu-Aufgabe aus Nr. 11.
Die Linien zeigen die Flugbahn des schwarzen Steines.

Eine seltsame Erfindung

Eine wahre Begebenheit, nacherzählt von
Walter Kelm.

Im Jahre 1810 lebte in Edinburg ein junger Doktor mit Namen David Brewster, ein eifriger Physiker, der sich besonders eingehend mit Optik beschäftigte. Er war zwar als Universitätslehrer angestellt, bezog aber ein derart kleines Gehalt, daß er zunächst nicht daran denken konnte, seine Braut heimzuführen. Er mußte auf bessere Zeiten warten. Doch vertröstete er seine Verlobte, die sich mit der Anfertigung kunstvoller Stickereien befaßte. Oft bewunderte und pries er die Geschicklichkeit ihrer Hände. Sie gab ihm recht, beklagte sich aber, daß es keine schönen und neuen Muster gäbe, die man als Vorlage benutzen könnte. Da kam Brewster auf eine Idee — eine Frucht seiner optischen Studien. „Ich will dir einen kleinen Apparat verfertigen, der im Nu die schönsten Muster hervorzaubert.“

Am folgenden Abend kam er wieder. „Es ist geglückt,“ rief er freudestrahlend. „Hier

hast du das Zauberinstrument. In dieser Pappröhre, in der vorn ein Guckloch ist, befinden sich seitwärts in berechneten Winkelstellungen drei Spiegel und vorn ist vor einem gewöhnlichen Glas ein zum Abschrauben eingerichtetes mattgeschliffenes Glas angebracht. Schüttet man nun in den Raum zwischen den Glasscheiben bunte Glasperlen oder dergleichen, so rollen diese beim Schütteln des Instruments durcheinander, und durch die vervielfältigten Rückspiegelungen gibt es die schönsten Figuren.“

Dank der Erfindung dieses Instrumentes war Brewster bald darauf in der Lage, seine Braut heimzuführen. Er benannte diesen kleinen Apparat Kaleidoskop.



Wenn man durch den kleinen Apparat blickte, sah man die schönsten Figuren.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, ich bin euch eine Aufklärung schuldig. Im Geist sehe ich schon, wie ihr mich alle vorwurfsvoll anschaut, weil ich euch nicht mitteilte, wie Laatsch und Bommel freigekommen sind. Ich muß gestehen, daß ich es eben selbst erst erfahren habe. Also, nicht böse sein, ich hole jetzt alles nach, indem ich euch verrate, daß sie eines Nachts, als alles schlief, einfach ausrückten. Sie zogen die verrottetsten Kleider an und ließen los, was sie konnten. Und nun sind sie gerettet. Hurra!
Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ar — ee — chi — eir — des — di — e
— eg — gen — ha — haupt — hi —
ir — king — la — lab — ma — ma
— mann — me — mit — mont — ra —
re — rog — sal — se — um — wi — ya
sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
und Endbuchstaben, beide von oben nach
unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die
Wörter bedeuten:

1. Einsiedler, 2. Gebirge, 3. Gemisches
Erzeugnis, 4. Erquickung, 5. Frauennamen,
6. Gestalt aus der Odyssee, 7. deutschen Dichter,
8. nordischen Seeheld, 9. Mathematiker
des Altertums, 10. Trauerspiel von Goethe,
11. Vierfüßler, 12. Getreide.

Schmachhaft.

Mit „t“ gebraten, ein Genuß,
Mit „d“ bedeut' ich stets den Schluß.

Hart und weich.

Mit „T“ muß man mich aus dem Boden
heben,
Mit „D“ bin ich klein, meist von Wiesen um-
geben.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 11.

Silben-Rätsel:

Morgenstunde hat Gold im Munde.

1. Malaga, 2. Obigkeit, 3. Keling,
4. Guido, 5. Eisel, 6. Neumond, 7. Sinai,
8. Technikum, 9. Ungetüm, 10. Nassau, 11. Du-
faten, 12. Einband, 13. Hellebarde.

Alt und neu: Brack — Grad.

Ein Zwei-Silben-Rätsel: Uhu.

Rnissige Frage: Zypresse; 9 3.

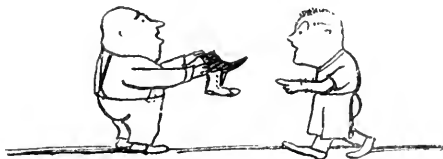
Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Also, wenn ihr von einer Sache
etwas fortnimmt, so wird sie immer weniger.
Versteht ihr das?“

Eine Weile dachten die Jungen nach. Dann
meldete sich Paulchen:

„Aber wie ist das denn mit den zwei
Enden an einem Stock? Wenn ich da beide
abschneide, bleiben doch immer noch zwei
Enden!“

*



Hotelgast zum Hausdiener: „Sie haben
mir ja einen braunen und einen schwarzen
Stiefel vor die Tür gestellt.“

Hausdiener: „Das ist doch ganz sonder-
bar. Das passiert mir heute nun schon zum
zweitenmal.“

*

Onkel: „Der Walfisch kann, so groß er
selbst ist, nur kleine Fische, z. B. Sardinen,
fressen, weil er einen sehr engen Schlund hat!“

Werner: „Wie macht sich denn aber der
Walfisch die Sardinenbüchsen auf, Onkel
Franz?“



Auf der Straße wird ein Spaziergänger
von einem Radler angefahren. Ganz em-
pört schreit er: „Können Sie denn nicht
klingeln?“

„Klingeln schon, aber nicht radfahren!“

*

Lehrer: „Also wir kommen jetzt zur Be-
schreibung des Kamels. — Hör mal, Krause,
wenn du mich dabei aber nicht aufmerksam
ansiehst, nützt mir meine ganze Beschreibung
nichts!“

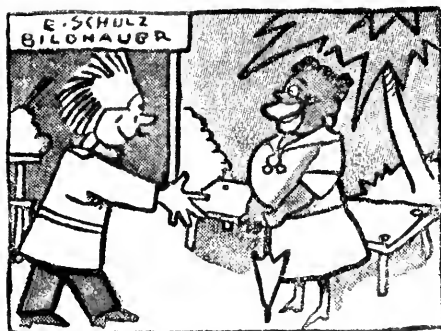
*



Vater: „Kannst du mir sagen, Kurt, wes-
halb die Fische stumm sind?“

Kurt: „Na, rede du mal, Vater, wenn du
den Mund voll Wasser hast.“

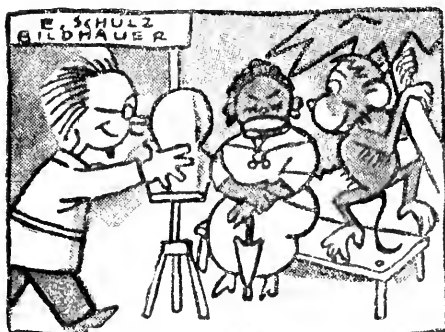
Eine schlimme Verwechslung



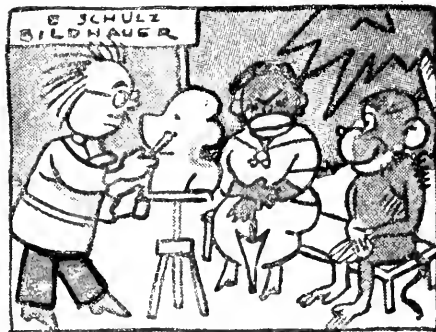
Zuweilen hat ein Negerweib
Auch Lust auf etwas Zeitvertreib;
Und dieser Wunsch wird erst gestillt,
Sieht sie ihr eignes Ebenbild.



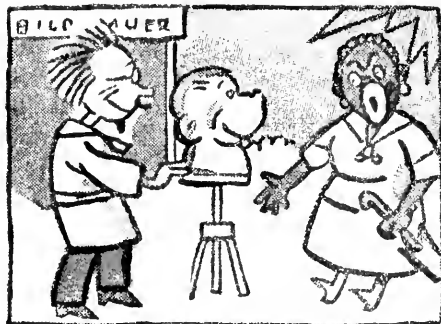
Herrn Schulzens Künstlerehrgeiz schwoll,
Weil er in Ton sie kneten soll;
Zu diesem ehrenwerten Zwecke
Nimmt Platz sie auf der Holzbank-Céde.



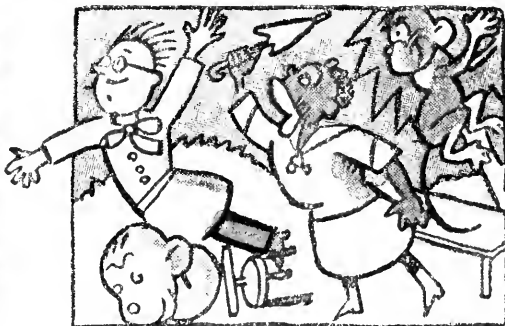
Und während er den Auftrag löste,
Sie in der Sonne selig döstete,
So gab man nicht auf jenen acht,
Der sich daneben breitgemacht.



Ein Künstler ist nicht immer helle,
Schulz wählt den Affen zum Modelle
Und glaubt, er schufte nicht zu zahme
An seiner holden Negerdame.




Hurra! Die Sitzung ist beendet;
Beglückt zeigt Schulz, was er vollendet.
Er hat sich selber übertroffen
Und darf getrost auf Beifall hoffen.



Die Negerin ist anderer Meinung,
Und diese tritt auch in Erscheinung.
Sie fühlt vom Künstler sich betrogen —
Der Affe hat sich still verzogen.

Der feitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Stolzerhobenen Hauptes stampfte Schrapenpflüster mit dem gefangenen Wildddieb daher.
(Zu der lustigen Erzählung auf der nächsten Seite: „Revierjäger Schrapenpflüster“.)

Revierförster Schrapenpüster



Eine lustige Wilddiebsgeschichte.

Der alte Revierförster Ottomar Schrapenpüster war ein gutherziger Mensch, dabei ein ausgezeichnete Beamter, der seinen Dienst pflichtgetreu versah, und ein hervorragender Schütze und gewissenhafter Pfleger seiner Forsten.

Nur einen Fehler hatte er: er trank leicht eins über den Durst, und wenn er mal „einen unter den Haaren“ hatte, konnte er die tollsten Dinge anstellen und dann war nicht gut mit ihm Kirschenessen.

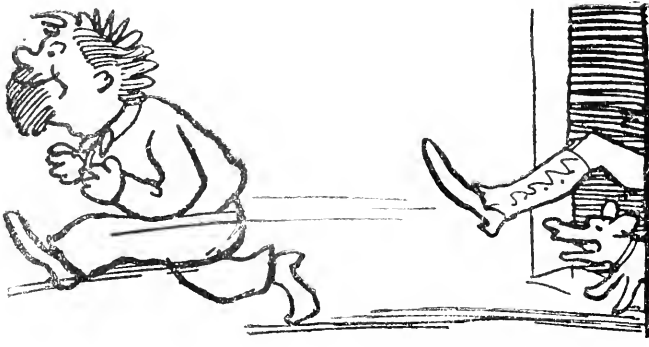
Seit einiger Zeit bemerkte er, daß die Wilddiebe in seinem Revier ihr Unwesen trieben. Er legte sich also auf die Lauer, und richtig gelang es ihm auch, zwei „Geschwätzte“,

das sind Wilddiebe, auf frischer Tat zu erwischen. „Hände hoch!“ donnerte Schrapenpüster die beiden an. Während der eine mit erhobenen Händen in die Knie sank, entkam der andere durch Flucht, die durch die in seinen Hosenboden gefeuerte Schrotladung sicherlich weit eher beschleunigt als gehemmt wurde.

Der andere Strolch, den Förster Schrapenpüster nicht persönlich kannte, erhielt erst eine gehörige Portion Jackenfett und dann wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden. So mußte er hinter dem tüchtigen Schrapenpüster hertraben.



Unterwegs kam man aber an der Dorfschenke vorüber, und der Förster konnte nicht widerstehen. Er kehrte ein und vertiefte sich in



Zechen und Kartenspielen. Der Dieb fing nun an zu kiebigen, das heißt, in die Karten zu gucken und redete dem Förster von Zeit zu Zeit ins Spiel. Das war dem guten Mann aber — wie man sich wohl denken kann — zuviel. „Wenn du nicht das Mul hölst,“ schrie Schrapenpüster erboßt, „so warst' d' rutschmäten!“

Doch der Gefangene hörte nicht auf, dazwischen zu quatschen. Eine Weile hörte der Jäger sich das noch wieder ruhig mit an. Als es aber zuletzt doch zuviel wurde,

sprang er wütend auf und brüllte giftig: „Nut mit son'n Göl'nabel, son'n Dagdieb, dä uns in unse Andacht stört!“

Da richtete der Wildddieb sich stramm auf und meinte: „Den will 'i mal sehn, dä mi rutschmieten kann!“

Und in seiner wahnsinnigen Wut merkte Schrapenpüster gar nicht, was er tat.

„Oho!“ schrie er, „pad' an, Krijschan!“ Und so warf man mit vereinten Kräften ohne Gnade und Barmherzigkeit den Wildddieb wirklich zur Tür hinaus. -

Schlafzwerge

Wie man sich in früheren Zeiten mit mißgestalteten, unglücklichen Wesen die Zeit vertrieb.

Von Karl Gjcher.

Im Jahre 1710 gab Peter der Große von Rußland im Palaste des Fürsten Menschikow in Petersburg eine Zwergenhochzeit. Zwei-

undsiebzig winzige Geschöpfe, von denen viele ungeheuerlich verunstaltet waren, wurden in dem Prunksaal vereint. Die einen mit dicken



Bei Gesellschaften vergnügte man sich früher damit, in riesenhaften Kuchen Zwerge zu verstecken, die zum Vorschein kamen, wenn man das Backwerk anschnitt.

Kürbistöpfen auf dünnen Spinnenbeinchen, andere wieder mit übertrieben langen Armen und einem Buckel auf dem Rücken, schmausfen, sangen und tanzten zur höchsten Freude ihres Gastgebers, der dem Treiben der gepuzten, kleinen Menschlein mit seinen Hofbeamten zusah . . .

In jenen Zeiten gab es an allen Fürstenthöfen solche wunderlichen Geschöpfe, die Hof- und Kammerzwerge, die einfach zum fürstlichen Prunk gehörten. In ihren bunten Kleidern mußten sie sich in der Nähe des Throns aufhalten, wurden geneckt, oft auch gequält, — kurz, es war, als ob sie ein Spielzeug in der Hand irgendeines launenhaften Kindes gewesen wären. Daß die kleinen Gefellen unglückliche Menschen waren, daran dachte keiner. Es war seit dem fünfzehnten Jahrhundert einfach Sitte, sie ständig bei sich zu haben, und man freute sich über

die prächtige Wirkung, die sie machten, wenn sie in scharlachroten, goldbrohenden Gewändern hinter den Fürsten hergingen. Wehrten sie sich gegen dieses Herabziehen ihrer Menschenwürde, so wurden sie ausgelacht; man schalt sie boshaft und heimtückisch und vergaß ganz, daß diese Unglücklichen Schmerzen und Leiden, Scham und Stolz fühlten, genau wie ihre größeren Menschenbrüder.

Ein immer wiederkehrender, roher Spaß war es, die Hofzwerge mit Wein betrunken zu machen; ohne Ende belustigte sich die Hofgesellschaft an diesem abscheulichen Spiel. Einer der berühmtesten der deutschen Hofzwerge Perteo, der am Schloß des Pfalzgrafen bei Rhein in Heidelberg lebte, wurde von abends bis morgens mit Wein vollgepumpt, so daß man ihn eigentlich niemals nüchtern sah. Der Pfalzgraf und seine geschmacklosen Hofleute liebten den betrunke-

nen Däumling und waren stolz auf ihn, und der Ruhm seiner Trunksucht ging durch ganz Europa; ja, er wurde sogar in einem Liede verherrlicht, das auch in unsern Tagen in heiterem Kreise noch gern gesungen wird.

Mit Hilfe der Zwerge ahmten die Hofleute die höfischen Bräuche nach und zogen sie ins Lächerliche; sie ließen den Unglücklichen winzige Rüstungen machen, und dann mußten sie Zweikämpfe ausfechten, oder sie mißbrauchten sie als heimliche Boten. Oft kam es bei den Brunkmaßzeiten vor, daß ein großer Kuchen auf den Tisch gestellt wurde. Sobald er angeschnitten wurde, kam ein buntgekleideter Hofzwerg zum Vorschein und sprang laut lachend über Flaschen und Gläser



Der Zwerg Perteo vom Heidelberger Schloß, der zur Freude seines Herrn, des Pfalzgrafen, immer trunken gemacht wurde.



Peter der Große von Rußland veranstaltete einmals eine Zwergenhochzeit, bei der er zweiundsiebzig der winzigen Geschöpfe um sich versammelte.

weg vom Tisch herab. — Historisch geworden ist das Zwergenverhör, das König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, anstellte. Einer der preussischen Hofzwerg hatte die halb heruntergebrannten Wachs-kerzen im Schloß gestohlen und die Stümpf-chen weiter verkauft. Der sparsame König, dem diese „Untat“ hinterbracht wurde, ließ den kleinen Wicht kommen und ging mit ihm scharf ins Gericht. Aber der schlaue Zwerg wußte sich so geschickt zu verteidigen, daß der König ihn lachend laufen ließ. Uebrigens war er einer der letzten Zwerge an deutschen Fürstenhöfen. Mit der Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten wurde den Hof-
zwerge das Ende bereitet.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte auch noch eine andere, und zwar viel stärkere

Liebhabelei. Er liebte nämlich — die Riesen. Die Riesengarde von Potsdam werdet ihr ja wohl alle kennen. Diese armen Menschen waren für ihn eigentlich auch nur Spielzeug.

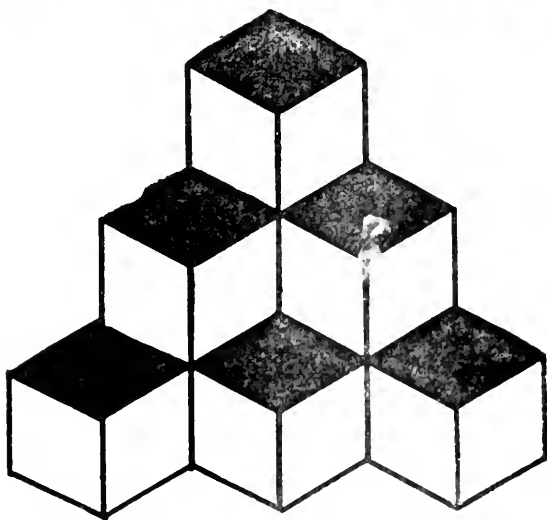
Der rohe Brauch, kleine oder nicht normal gebaute Menschen ganz wie irgendwelche seelenlose Geschöpfe zum Spiel zu gebrauchen, diese Unsitte, die sich von den Römerzeiten bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten hatte, ist uns jetzt vollkommen unverständlich. Uns kommen Hof- und Kammerzwerg oder Hof-narren, die manchmal unbedingt budlig sein mußten, nur noch wie Gespensterchen aus dunklen, verbrauchten Tagen vor. Wir wissen längst, daß Zwerge und Riesen Menschen sind, denen die Natur die ebenmäßige Gestalt ihrer Mitmenschen versagt hat, und die wir be-dauern müssen.

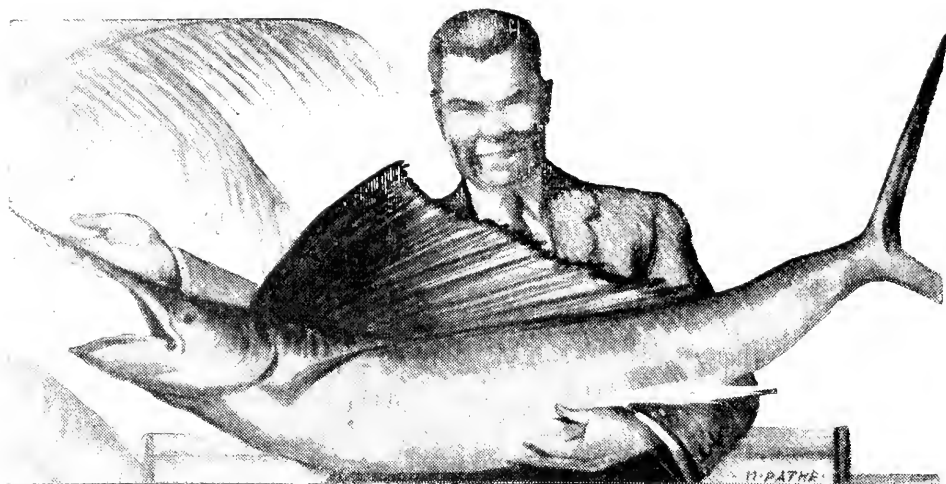
Wieviel Würfel befinden sich in dieser Figur?

Jeder, der einen Blick auf die nebenstehende Figur wirft, wird behaupten, sechs Stück. Und ich bestreite das. Wer wissen will, weshalb, drehe das Heft um.

Stimmst du nicht zu? Die Figur besteht aus sechs Würfeln, die in einer Pyramide angeordnet sind. Die Basis besteht aus vier Würfeln, die in einer Reihe stehen. Die zweite Reihe besteht aus zwei Würfeln, die auf den äußeren Würfeln der Basis ruhen. Die dritte Reihe besteht aus einem einzigen Würfel, der auf den beiden Würfeln der zweiten Reihe ruht.

Fridolin.





Jack Dempsey als — Meisterschwimmer

Jack Dempsey, Weltmeister im Boxen, kennt ihr ja alle. Nun will ich euch heute aber erzählen, daß er nicht nur in dem Boxsport etwas leistet, sondern auch im Schwim-

men. Den jungen Sägefisch, den er in den Armen hält, konnte er erst nach einem anderthalbstündigen Kampf im Wasser erlegen. Das ist doch zweifellos auch eine Meisterleistung.

Ein Karneval in Venedig

Von Traugott Schaller.

Der junge, reiche Goldschmied Sebalbus Welfer aus Augsburg, der zu seiner weiteren Ausbildung in Venedig weilte, hatte so viel vom venetianischen Karneval rühmend hören, daß er vor Begierde brannte, ihn einmal persönlich mitzumachen. Als daher die Zeit der Fastnacht herannahte, nahm er sich von seinem Meister den gern gewährten Urlaub, ließ sich von seiner Meisterin gut auspiessen und zog auf Abenteuer aus. Sebalbus ging von einem Platz zum andern, drängte sich durch das dichte Gewühl der engen Gäßchen, ließ sich puffen und necken und weiter treiben.

Gegen Abend wurde er müde und durstig. Darum trat er in einer Weinstube ein und nahm auf dem einzig freien Stuhl in einem dunklen Winkel Platz. Ihm gegenüber am

Tische saß ein vornehmer Spanier, der immer wieder, von Zeit zu Zeit, von dem Wirt oder der Wirtin etwas zu essen verlangte. Doch die Wirtslente hatten alle Hände voll zu tun. Flüchtig war es dem jungen Deutschen aufgefallen, daß der Spanier sich nach der Brust griff in dem Augenblicke, wo sich Sebalbus am Tische niederließ. Es war so, als ob er dort etwas verbergen trug, von dessen Vorhandensein er sich mit dieser unwillkürlichen Bewegung wohl überzeugte. Eben stürmte mit lautem Geschrei ein Trupp Masken herein und nahm Besitz von allem, was an Eßbarem da war. Plötzlich griff der Spanier wieder, wie von einer unerklärlichen Unruhe gepackt, nach seiner Brust und stieß im gleichen Augenblick einen lauten Schrei aus. „Polizei! Polizei!“ brüllte er aufspringend.

„Herr Wirt, schließen Sie sofort die Türen! Kein Mensch darf mehr hinaus. Ich gebiete es! Ich bin der Gesandte des Königs von Spanien. Man hat mir meine Geheimakten gestohlen, die ich hier bei mir auf der Brust getragen habe.“

Diese Worte ließen mit einemmal den Lärm verstummen. Totenbleich, unter vielen Verbeugungen nahte der Wirt, stammelte Entschuldigungen und fragte seinen hochgestellten Gast, ob er auch ganz bestimmt wisse, daß ihm seine Akten hier in diesem Lokal abhanden gekommen seien.

„Vor fünf Minuten, als dieser junge Mann sich mir gegenübersehte, griff ich danach, und da waren sie noch vorhanden.“

Nach einigem Hin und Her kamen die beiden überein, des Wirts Tochter sofort nach der Polizei zu schicken. Die Tür wurde verriegelt. Die Ebirren (italienische Polizisten) hatten zur Karnevalszeit viel zu tun. So ließen sie auch lange auf sich warten, aber endlich waren sie da. Der Gesandte verlangte, daß jeder Anwesende durchsucht und dann erst entlassen werde. Die Ebirren machten sich an die Arbeit. Sebalbus war der erste, der an die Reihe kam. Da die Akten bei ihm nicht gefunden wurden, konnte er gehen. Die Untersuchung verlief ergebnislos. Die Dokumente waren nicht zu finden. —

Der spanische Gesandte Garcia Hernandez hatte eine schreckliche Nacht. Finster vor sich hinbrütend starrte er in die Dunkelheit hinaus. Für ihn stand fest, daß irgendein im Solde einer feindlichen Macht stehender Spion ihn beraubt hatte. Er war verzweifelt. Was sollte er tun?

Plötzlich fuhr der Gesandte auf. Lange genug schon ertönte das Schlagen mit dem bronzenen Türklopfer, ehe er es gehört hatte. Jetzt öffnete er das Fenster und fragte hinunter. Der Herr Gesandte möge sofort in dringendster Angelegenheit am Portal erscheinen. Garcia Hernandez durchfuhr es heiß und kalt. Wer kam in so später Nacht?

Wenn es Erpresser wären, die für eine sehr hohe Summe ihm seine Dokumente zurückerstatten wollten? Rasch stieg er die Treppe herab und öffnete das Tor. Am Landungssteig stand eine Gondel, und darin ein Maskierter.

„Euer Gnaden,“ sagte der Maskierte, „ich möchte Ihnen zurückgeben, was Sie vermissen.“

Der Gesandte war sprachlos vor Staunen und Mißtrauen. Indessen fuhr der Maskierte fort: „Ich fand Ihre Dokumente heute früh in der Manteltasche meines Maskenkostüms. Ich war einer der ersten, der untersucht wurde. Man ließ mich frei. Im Augenblick, in dem ich die Schenke verließ, muß der Dieb, der die Entdeckung befürchtete, mir die Tasche zugesteckt haben. Ich merkte nichts. Später muß er mich im Trubel des Karnevals nicht mehr gefunden haben. Euer Gnaden können beruhigt sein, niemand hat den Inhalt der Tasche gesehen. Auch ich nicht. Ich bin Kunsthandwerker, und alle Aktenstückelein ist mir ein Genuß. Bitte sehr, hier haben Sie Ihr Eigentum!“

Der Maskierte reichte ihm die Tasche mit den Geheimakten, und der Gesandte ergriff sie mit Ungestüm.

„Mein Lebensretter,“ stammelte verwirrt Garcia Hernandez. „Geben Sie sich zu erkennen. Ich werde Sie belohnen.“

„Meine Verhältnisse erlauben mir, auf eine Belohnung zu verzichten,“ antwortete der Maskierte stolz. Er gab seinem Gondolier ein Zeichen, winkte dem immer noch verwirrten Spanier ein Lebewohl zu, die Gondel stieß ab, und im Nu war sie in der dunklen Nacht verschwunden.

*

Zwei Menschen waren in dieser Nacht glücklich. Der spanische Gesandte, weil er seine Geheimakten wieder hatte, und Sebalbus Weller, denn das war der Maskierte, weil er jemandem aus schwerer Bedrängnis hatte helfen können.



„Ich bin bestohlen!“ rief der Spanier.





Ein Goliathkäfer und Kolibris. — Alle drei Tiere in natürlicher Größe

(Zeichnung von M. Paul)

Verkehrte Welt

Weshalb „verkehrte Welt“? — Weil es sich nicht mit unserer Ansicht deckt, daß Vögel kleiner als Käfer wären. Und hier ist es tatsächlich der Fall. Der riesenhafte Käfer und die winzigen Vögelchen sind in natürlicher Größe abgebildet. Das Käfertier ist ein so genannter Goliathkäfer, den ihr bei uns vergeblich suchen werdet, ebenso wie die beiden Kolibris, die in den Wäldern Brasiliens ihre Heimat haben. Man darf sie zu den schönsten Vertretern ihrer Gattung zählen. — Der Goliathkäfer, ebenfalls über den „Großen Wassern“ zu finden, ist nicht durch besondere Schönheit ausgezeichnet. Dafür aber eben durch ein um so größeres Format. Wer möchte ihn mal so unverhofft über den Tisch kriechen sehen? —

Hans Buddensief

der Meister der Eüste

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Betsch.

(5. Fortsetzung.)

Ueber die nordische Wunderwelt.
— Kampf mit Walrossen.

Von Gellivara, der nordischwedischen Eisenerzstadt aus startete Hans Buddensief nach Spitzbergen. In der Passagierkabine befanden sich Niels Gyllenborg, Dr. Liljestrale und der Geologe Nlenström. Bei Hans saß, hart in die Ecke des Führersitzes gezwängt, der erwartungsvoll dreinblickende Quasti. Kurz nachdem Hans gestartet war, folgten die beiden großen schwedischen Flugzeuge, die den gleichen Kurs nahmen.

Man flog fast genau den 20. Längengrad hinauf, und kam jetzt über die wildromantische Gebirgswelt Nordschwedens, über das zerklüftete Fjeld, überflog die schwedische Grenze und sah bald die Wunderwelt der nordischen Fjordlandschaft zu seinen Füßen. Bis in die verschwimmende Ferne dehnte sich der unermessliche Ozean, und überall an der Küste lagen die felsigen Inseln wie schlafende Herden seltsamer Wasserungeheime, und die blau schimmernden Fjords schnitten tief ins Land ein.

Backbord querab lag Tromsö, und dann ging es hinaus aufs freie Meer. Hans stieg auf viertausend Meter Höhe. Gegen Mittag tauchte die Väreninsel, jenes felsige, zerklüftete Eiland beim 75. Breitengrad, aus den Fluten, und hier kam Hans in das Gebiet des Treibeises. Kein Land ringsum zu sehen, außer dieser schwarzen, finsternen Väreninsel, die achterwärts klein und kleiner wurde. Hans suchte nach den Schweden und fand sie hinter sich: der eine war höher als er, während der zweite etwas tiefer lag.

Um zwei Uhr fünfundzwanzig Minuten sichtete Hans die Grenze des Packeises im Gebiet der Tausend Inseln, die vor Spitzbergen liegen. Nicht ohne einen tiefen Schauer der Ergriffenheit flog er in das dunkle Land des ewigen Eises, in die erstarrte Welt des nordischen Polargebietes. Das Südkap von Spitzbergen war schon passiert, und er sah, wie die schwarzen Felsentlippen, zwischen

denen schimmernder Schnee sich breitete, und die geborstenen Eisströme der Gletscher langsam in die toten Täler trochen.

Die arktische Sonne, die hier auf dem 80. Breitengrad etwa einhundertvierundzwanzig Tage im Jahre überhaupt nicht sichtbar ist, hatte den größten Teil ihrer flachen Bahn bereits zurückgelegt, als Hans Buddensief Spitzbergen-Nordostland überflog und im Gebiet der Sieben Inseln auf einem langen, ebenen Strich alten Küsteneises landete. Es mußte eine der Sieben Inseln sein; denn er sah gleich in der Nähe einen kleinen Gletscher und außerdem mehrere Felszacken aus Schnee und Eis hervorragen.

Die drei schwedischen Teilnehmer stiegen aus der Kabine, und man schüttelte sich froh bewegt die Hände. Hans Buddensief war aufs höchste erstaunt, einmal über das verhältnismäßig milde Klima, und dann vor allem über das erstaunlich reiche Tierleben, das hier herrschte. Tausende von Krabben tauchern flogen kreischend umher, Stummelmöwen und Rosenmöwen kreisten lärmend über dem offenen Wasser, das sich überall seeähnlich gebildet hatte, und eine Schar Lummern flog schnarrend auf. Tausendfüßiges Leben hier im ewigen Eis und jetzt — — !

„Gyllenborg, sehen Sie nur! Was ist dort?“

„Aha! Narwale! Eine ganz lustige Gesellschaft!“

Eine Schar von ungefähr zwanzig Narwalen spielte draußen im offenen Wasser. Sie tauchten auf und verschwanden wieder, schnellten mit den Köpfen hoch und führten ihre blitzschnellen und geschmeidigen Bewegungen aus. Welch wunderbares, fremdländisches Bild von unvergleichlicher Schönheit!

Niels Gyllenborg brachte Apparate, um sofort eine Ortsbestimmung vorzunehmen. Sie befanden sich auf 21 Grad 25 Minuten westlicher Länge und 80 Grad 30 Minuten nördlicher Breite und, wie die genaue Bestimmung ergab, auf der nördlichsten der Sieben Inseln. Temperatur nur — 7 Grad.

Als Hans Buddensiefd sich am Motor zu schaffen machte, landeten die Schweden. In eleganten Spiralen kamen sie tiefer, und bald standen die drei Maschinen unterseht auf dem Eise. Eine Untersuchung ergab jedoch, daß der Platz für eine Verankerung unzuverlässig war, da die Möglichkeit bestand, daß das Rüsteneis sich loslösen könnte und so die Maschinen ins offene Meer getrieben würden. Hinter einem kleinen Kap auf dem festen Lande fand Gnllenberg eine günstige Stelle, und dort wurde auch das große, gemeinschaftliche Zelt aufgeschlagen.

In dicke Wollspelze gehüllt, saßen sie beisammen und feierten ein kleines Fest, wobei es allerlei Federbissen und zum Schluß sogar

Es war elf Uhr nachts, da rollten sich die Teilnehmer in ihre Schlaffäde und sanken bald in die bunte Welt ihrer Träume. —

Hans Buddensiefd fand keinen rechten Schlaf. In einem Halbschlummer hatte er seltsame Bilder gesehen, und verfloßene Ereignisse waren bunt durcheinandergewürfelt aus dem Kessel der Erinnerung getaucht.

Leise wickelte er sich aus seinem Schlaffad, ergriff eine Repetierlinie und trat durchs Zelt hinaus ins Freie. Er schaute auf die Uhr und sah, daß es ein Uhr nachts war. Die Mitternachtssonne stand wie ein karminroter Feuerball tief am Horizont.

Plötzlich horchte Hans auf! Hatte er nicht eine Stimme gehört? Er schaute sich über-



Das Meer war in förmlichem Aufruhr. Rings um Hans tobten die Seeungeheuer, und er war in furchtbarer Bedrängnis.

eine Punschbowle gab, so daß die ganze Gesellschaft in heiterste Laune versetzt wurde.

Dann wurden Karten des Polargebietes ausgebreitet, und man sprach über das weitere Vordringen der „Arktis“. Auch sollte die drahtlose Station möglichst bald aufgestellt werden. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die „Arktis“ auf etwas unebenem Eis zu landen. Eine weitere Gefahr drohte in den Eisproffungen und der raschen Spaltenbildung, zwei Umständen, die eine längere Landung leicht gefährlich werden ließen. Niels Gnllenberg, der alle Tücken des Polar eises kannte, machte allerlei Vorschläge, wie diesen Gefahren am besten zu begegnen sei, und man kam zum Schluß überein, möglichst über den 87. Breitengrad vorzudringen. Von hier aus sollte Hans Buddensiefd dann allein auf dem Liliputaner zum Ziele des ganzen Unternehmens, zum Pol, starten.

rasch um, und jeh: sah er westwärts draußen im offenen Wasser auf einer Eischolle jemand mit den Armen fuchtelnd und herüber-rufen. Hans kletterte den Hügel hinab, lief an der Eiskante entlang nach der betreffenden Richtung und sah nun, daß ein Mensch auf einer riesigen Eischolle im offenen Wasser schwamm und von dem schwachen Ostwind immer weiter vom Land abgetrieben wurde. Hans war so nahe, daß er die Stimme verstehen konnte.

Es war Dr. Viljestrale.

„Mensch!“ rief er in jenem komischen Deutsch herüber. „Buddensiefd! Holen Sie ein Rajal! Ich treibe ja sonst mit glatter Prife in den Ocean hinaus!“

„Wie kommen Sie dorthin?“ brüllte Buddensiefd zurück.

„Ich bin abgetrieben worden und hab's nicht gemerkt.“



Doktor Liljestrale lag auf dem Bauch und hatte eine Stange ins Wasser getaucht.

Buddensieck stürzte nach der Maschine und machte zwei Segeltuchkajaks flott. Quastirannte winselnd an der Eiskante entlang und wollte sich nicht beruhigen lassen.

Da trat Niels Gyllenborg aus dem Zelt und schaute sich verwundert um.

„Ja, in drei Teufels Namen, was treibt ihr denn hier mitten in der Nacht?“

Hans Buddensieck, der gerade ein Kajak auf den Schultern zum Wasser schleppte, rief lachend: „Der Liljestrale schwimmt draußen im Ozean und fischt Algen.“

Im Nu waren die beiden Kajaks flott. Der erste, der hineinsprang, war Quasti. Dann paddelten sie nach der schwimmenden Eisküste, die mittlerweile schon wieder ein Stück weiter hinausgetrieben war. Als sie ankamen, lag Doktor Liljestrale auf dem Bauch und hatte eine lange Stange ins Wasser getaucht. Er war so in seine Beschäftigung vertieft, daß er die Unkommenden erst gar nicht sah. „Sehen Sie bloß!“ sprach er dann in heller Begeisterung. „Diese Menge von Algen und Diatomeen! Auch große Zellenorganismen finden sich massenhaft vor. Großartig! Großartig!“

„Ja ja!“ schimpfte Gyllenborg. „Und derweil treiben Sie ins Ungewisse hinaus! Kommen Sie lieber, wir müssen sehen, daß wir an Land kommen!“

Da stieß Quasti plötzlich ein kurzes, überraschtes Bellen aus, stellte den Schwanz hoch

und spitzte die Ohren. Er mußte irgend etwas Seltsames, vielleicht Gefahr wittern.

Hans Buddensieck blickte auf und sah kaum zwanzig Schritte entfernt ein gewaltiges Ungeheuer, das am Rand des Eises aufgetaucht war.

„Ein Walroßbulle!“ sprach Gyllenborg gleichmütig und ging auf das Tier zu, das jetzt schnell untertauchte.

Es dauerte kaum eine Minute, und es erschien eine ganze Herde dieser Ungeheuer. Überall tauchten ihre riesigen Köpfe aus dem Wasser. Sie stießen von unten gegen das Eis, tauchten in Spalten plötzlich auf und gaben, wenn sie Luft holten, ein gewaltiges Schnauben und Fauchen von sich. Einige kamen in plumpen, schwerfälligen Bewegungen auf das Eis, stießen grunzend die Hauer ein und rollten sich dann zu ungeheuren Speckklumpen zusammen.

„Morgen mittag gibt's Walroßfleisch!“ rief Gyllenborg und griff zur Flinte. Auch in Hans Buddensieck erwachte mächtig die Jagdlust.

„Auf das junge Tier halten!“ sagte Niels Gyllenborg und legte an. Sie feuerten. Das junge Walroß brach in sich zusammen. Die anderen Tiere aber hoben nicht mal die Köpfe und schauten nur halb ärgerlich, halb verächtlich herüber. Plötzlich stieß die Walroßmutter ein klägliches Grunzen aus. Sie beschnupperte das Junge, stieß es an und gab dann einen dumpf grollenden Ton von sich. Dann, wie auf Kommando, stürzte sich die ganze Herde ins Wasser. Die Mutter nahm ihren leblosen Sprößling und verschwand, wobei sich das Wasser ringsum rot färbte.

„Da haben wir's!“ rief Gyllenborg und lud die Flinte. „Sie ist mit der Beute davon. Aber jetzt wird's Zeit, daß wir lospaddeln, wir sind schon wieder ein Stück vom Land getrieben. Vorwärts also!“

Sie setzten die Kajaks ins Wasser, Gyllenborg mit Liljestrale im Doppeltkajak, und Hans Buddensieck allein.

Kaum waren sie ein Stück gepaddelt, als es um sie herum wieder lebendig wurde. Wie auf Verabredung kam die Walroßherde angerückt, und mehrere Bullen schienen mit einemmal recht bössartig zu werden. In gewaltigen Bewegungen durchfurchten sie das Wasser, stießen ihr heiseres und drohendes Bellen aus und streckten die unschönen Köpfe dicht neben den Kajaks aus dem Wasser.

Gyllenborg ließ den Doktor paddeln und hielt die Flinte schußbereit. Da tauchte plötz-

lich ein riesiger Bulle neben Hans Buddensieck auf und fuhr mit wütendem Schnauben am Boot in die Höhe. Hans, der in dieser Entfernung nicht schießen konnte, schlug dem Seeungeheuer das Paddelruder mit aller Wucht auf die borstige Schnauze, worauf es einen Augenblick verschwand und unter das Boot tauchte. Ein Schuß dröhnte, und Hans sah flüchtig, daß auch die beiden Freunde hart von den Tieren bedrängt schienen. Brüllend und einen blutroten Wasserwirbel aufschlagend, verschwand ein Bulle in der Tiefe.

Zwei, drei, vier Köpfe tauchten bei Hans auf, er hatte die Flinte schußbereit, konnte aber nicht feuern. Das ganze Wasser war in kochendem Aufruhr, und jetzt knallten mehrere Schüsse hintereinander. Die andern Gefährten waren wach geworden und nahmen an dem Kampf teil. Olenström schlepte gerade ein drittes Rajak zum Wasser.

Es war ein wahrer Herzentanz. Liljestrale paddelte darauflos, und Gyllenborg feuerte, aber je mehr Schüsse fielen, um so aufgeregter schienen die Polarbewohner zu werden.

Da fühlte Hans einen mächtigen Stoß. Er sah, wie das Rajak buchstäblich hochgehoben wurde, ein plumper, ungeschlachter Fettrücken

schimmerte durchs Wasser, und dann war er auch schon getentert. Er lag im eiskalten Wasser, hielt die Flinte krampfhaft fest und versuchte, das Boot aufzurichten. Die Kälte drang ihm bis auf die Knochen, und jetzt sah er vor sich, keinen halben Meter entfernt, die großen Glogangen des tüdischen Bullen. Quästi kam laut bellend herbeigeschwommen, da stugte das Vieh, schnaubte wütend auf und verschwand.

Mit einem Male, wieder wie auf Befehl, verschwand die unheimliche Schar. Weit draußen tauchten sie noch einmal herauf und ließen ihr ohrenbetäubendes Bellen hören.

Hans Buddensieck wurde mit vereinten Kräften aus dem Wasser gezogen, während Quästi scheltend und schimpfend an Land schwamm.

„Das war eine gefährliche Kiste!“ brummte Niels Gyllenborg, als sie im Zelt saßen und Hans, in Wolfsfelle gehüllt, einen steifen Grog trank. „Buddensieck, da haben Sie mal wieder Glück gehabt!“

Sie schauten nach der Uhr. Es war vier Uhr morgens. Da krochen alle noch einmal in ihre Schlaffäde.

(Fortsetzung folgt..)



Ein Schulinspektor wurde nach einem Besuch in der Schule des Bezirksstädtchens von einem Gutsheerrn zum Essen eingeladen. Während der Mahlzeit erkundigte man sich, ob etwas Lustiges bei der Prüfung vorgefallen wäre.

„Ja,“ antwortete der Gast, „ich nahm mir eine Klasse größerer Jungen vor, um mich über ihre Allgemeinbildung zu unterrichten. So fragte ich ziemlich unvermittelt: „Wer schrieb „Hamlet“?“

Ein Kleiner, den ich zufällig dabei ansah, hob zitternd die Hand und stammelte: „Entschuldigen Sie, ich war's nicht.“

Alles lachte über die Erzählung des Inspektors.

Als sich die Damen nach dem Essen zurückgezogen hatten, rückte der Hausherr seinen Stuhl vertraulich an den des Schulinspektors und sagte schmunzelnd: „Uebrigens, was die Geschichte anbetrifft — vermutlich war es der Bengel doch wohl, nicht wahr?“

✱

In ein Geschäft kommt ganz eilig ein Laufjunge gestürmt, der darum bittet, ihn einmal telephonieren zu lassen. Als der Geschäftsinhaber ihm das erlaubt, ruft er eine Firma an, wo anscheinend der Chef selbst am Apparat ist, denn der Junge fragt: „Sie haben doch vor einem Monat einen Laufjungen gesucht? — Sind Sie mit dem jetzigen zufrieden, oder kann ich an dessen Stelle eintreten?“ Er muß einen abweisenden Bescheid bekommen haben, denn er hängt mit einem „Danke schön“ ab. Der Mann, bei dem er telephonierte hat, sagt nun zu ihm: „Na, junger Freund, diesmal kein Glück gehabt?“ — „Doch, der Laufjunge bin ich nämlich selbst. Ich wollte nur mal hören, ob man mit mir zufrieden ist.“

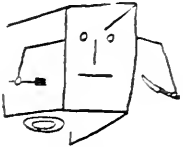
Der Lubi fies von Halls



ein Hönigkugel



mein Pfiffhaller



mein Löffel



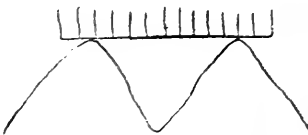
mein Koffel



ein Zehn



*ein Lohr.
Ich dich*



mein Gebirgsbaum

Segen der Sparsamkeit

Eine Anekdote über Professor Koch.

Von Walter Rehm.

Um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Wollstein, Kreis Barmst., der Kreisphysikus Koch mit seiner Familie. Unermüdlich tat dieser Arzt seine Pflicht, um für die Familie das tägliche Brot herbeizuschaffen. Die einzige Freude und Erholung nach getaner Arbeit bildete für Koch die Beschäftigung mit der Wissenschaft.

Koch war einem neuen Gedanken auf der Spur. Ihm schwebte, wenn auch erst unklar, der Gedanke vor, daß alle Ansteckungs Krankheiten durch Erreger auf Menschen und Tiere übertragen würden. Tag für Tag saß Koch am Mikroskop und untersuchte. Doch das Instrument war sehr schlecht. Er hatte nur einige Groschen dafür ausgeben können, und doch brauchte er, wollte er wissenschaftlich etwas erreichen, ein sehr scharfes Glas.

Da entschloß sich Frau Koch, ihrem Manne zu helfen. Jeden Pfennig, den sie erübrigen konnte, legte sie beiseite. Und siehe da, nach Jahren war der Erfolg da. Koch erhielt zu seinem Geburtstage ein neues, gutes Mikroskop.

Die treuherzige Gattin hatte wohl nie geahnt, daß sie mit ihrer Sparsamkeit zur Wohltäterin der ganzen Menschheit werden sollte. Mit diesem neuen, guten Instrument gelang es Koch nämlich, den Erreger des Milzbrandes zu entdecken. Tausende von Menschen, die sonst dieser Krankheit zum Opfer gefallen wären, verdanken Koch und seiner sparsamen Frau ihre Rettung.



Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde, wie ihr in der vorigen Nummer gesehen habt, hat die Befreiungsexpedition die beiden Freunde Saatich und Bommel aufgefunden. Durch einen Funkspruch wurde mir nun mitgeteilt, daß alle glücklich unterwegs sind. In 14 Tagen können sie also schon zurück erwartet werden. Hoffentlich kommt nichts dazwischen.

Fridolin.

Auf die vielen Anfragen, die ich wegen des Preises meiner „Fridolin-Spiele in der Tüte“ bekommen habe, möchte ich noch mitteilen, daß sie eine Mark das Stück kosten. Wenn ihr übrigens nichts weiter sagt, will ich euch noch verraten, daß ich in nächster Zeit neue Spiele in der Tüte herausbringen werde. Sie sind wundervoll.

D. D.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ant — bahn — batt — ber — ber —
dam — do — ed — el — fe — grund —
ha — i — il — is — la — lam — litz — lu —
ma — mann — mi — mu — mund —
na — na — on — pa — ra — se — se —
sei — sep — ta — tem — ter — them —
ti — um — un — ver — wa — xa

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen ein Zitat ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Hunderrasse, 2. festliche Beleuchtung, 3. weiblichen Namen, 4. biblische Figur, 5. bayerischen Vornamen,

6. Fluß in England, 7. Religionsart, 8. Kunststätte, 9. Insel im Atlantischen Ozean, 10. Bezeichnung des Gesichts, 11. Verkehrsmittel, 12. Reinigungsmittel, 13. männlichen Namen, 14. Vergütung, 15. Monat, 16. Landenge.

Sonderbar.

Mit B eine Hauptstadt in fremdem Land,
Schlägst du den Kopf mir ab, siehst du's beim
Elefant.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 12.

Silben-Rätsel:

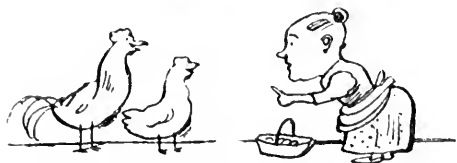
Ehrlich waehrt am laengsten.

1. Eremit, 2. Himalaya, 3. Radium, 4. Lab-sal, 5. Irma, 6. Circe, 7. Hauptmann, 8. Wiking, 9. Archimedes, 10. Egmont, 11. Hase, 12. Roggen.

Hart und weich: Torf, Dorf.

Schmachhaft: Ente, Ende.

Fridolins Lachkabinett



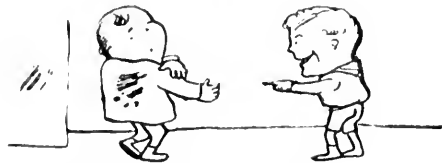
Hausfrau: „Hören Sie, Marie, wenn die Eier frisch bleiben sollen, müssen sie an eine kühle Stelle gelegt werden.“

Magd: „Gut, ich werde den Hennen gleich Bescheid sagen.“

*

Ein Bauer kommt ins Wiener Burgtheater und fragt an der Kasse: „Was spielen's denn?“ — „Was ihr wollt!“ — „Na, denn spielen's mir „Die Räuber!“

*



Klein-Mag stürmt ins Zimmer zu seinem Freund: „Na, Fritz, ist inzwischen was passiert?“

Fritz: „Nee, nichts Besonderes. Nur die Wand, an die du dich lehnst, ist frisch gestrichen.“

August, der seinen Auftrag zu machen vergessen hatte: „Ich weiß gar nicht, weshalb mich unser Deutsch-Lehrer in der letzten Stunde verprügelt hat? Ich hatte doch nichts getan!“ —

„Na, Mensch, gerade deshalb, weil du doch eben nichts getan hattest!“

*

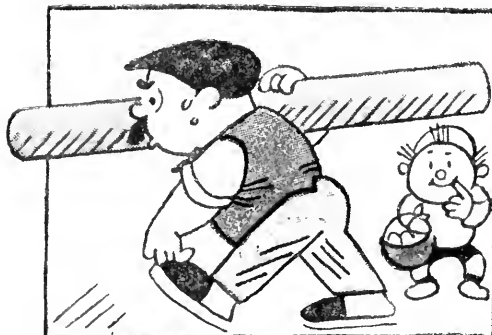


Ein Lehrer erklärt den Schülern das Trennen der Silben und führt als Beispiel an: „Hüh-ner-ei“. Der kleine Mag trennt darauf folgendermaßen: „Schwei-ner-ei“.

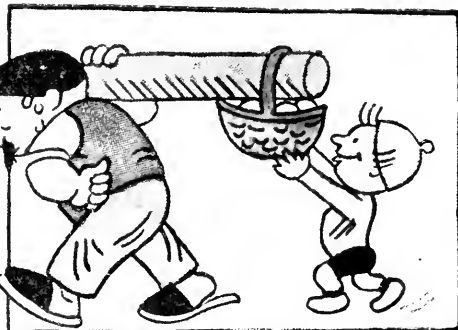
*

Freunde, falls diejenigen von euch, die bei der Post abonniert sind, die Bestellung für den nächsten Monat noch nicht erneuert haben, bitte ich dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle ich für den Monat April den „Süßeren Fridolin“, sowie Name und Adresse.
Fridolin.

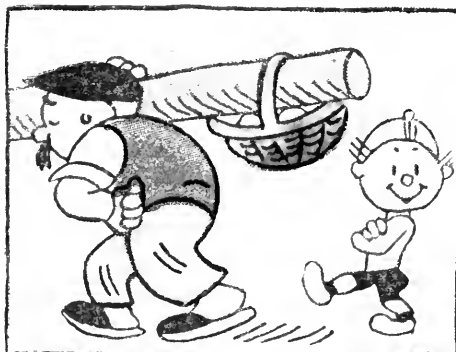
Bestrafte Faulheit



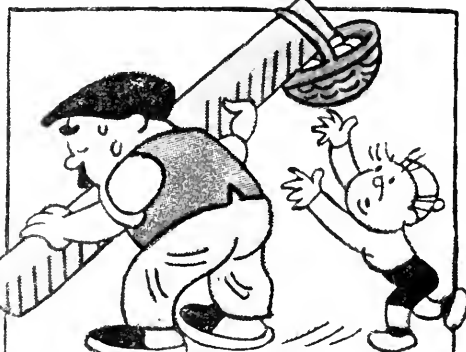
Es scheitert schwiegend hier und schwer
Ein Mann mit einem Holzstiel her.
Beim Anblick dieses starken Mannes.
Kommt ein Gedanke unserm Hannes.



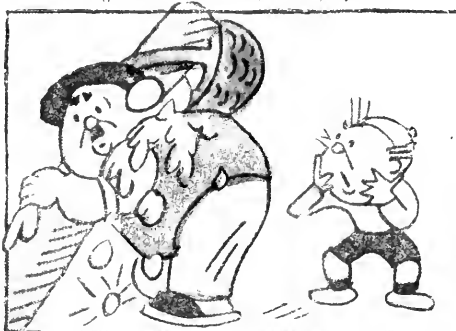
Wie wär's, wenn an das Balkending
Man seinen Korb mit Eiern hing?
Der Mann, der so voll Stärke ist,
Merkt gar nicht, was im Werte ist.



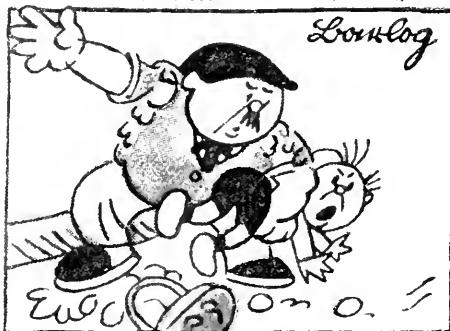
Gedacht, getan. Der Korb hängt oben,
Ist wohlverpackt und aufgehoben.
Der Hannes denkt sich — seht sein Lachen —
So muß man es im Leben machen.



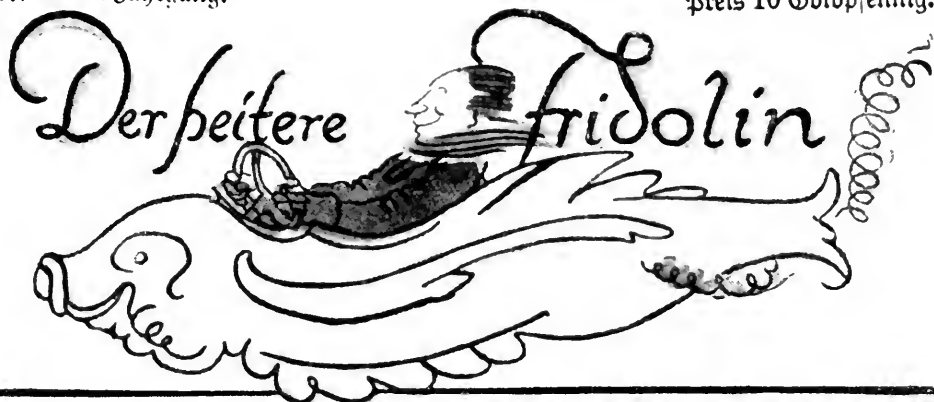
Doch mit dem Glück hat's gute Wege,
Der Tölpel hält den Balken schräge,
Der Hans hat furchtbare Gedanken —
Und schon gerät der Korb ins Schwanken.



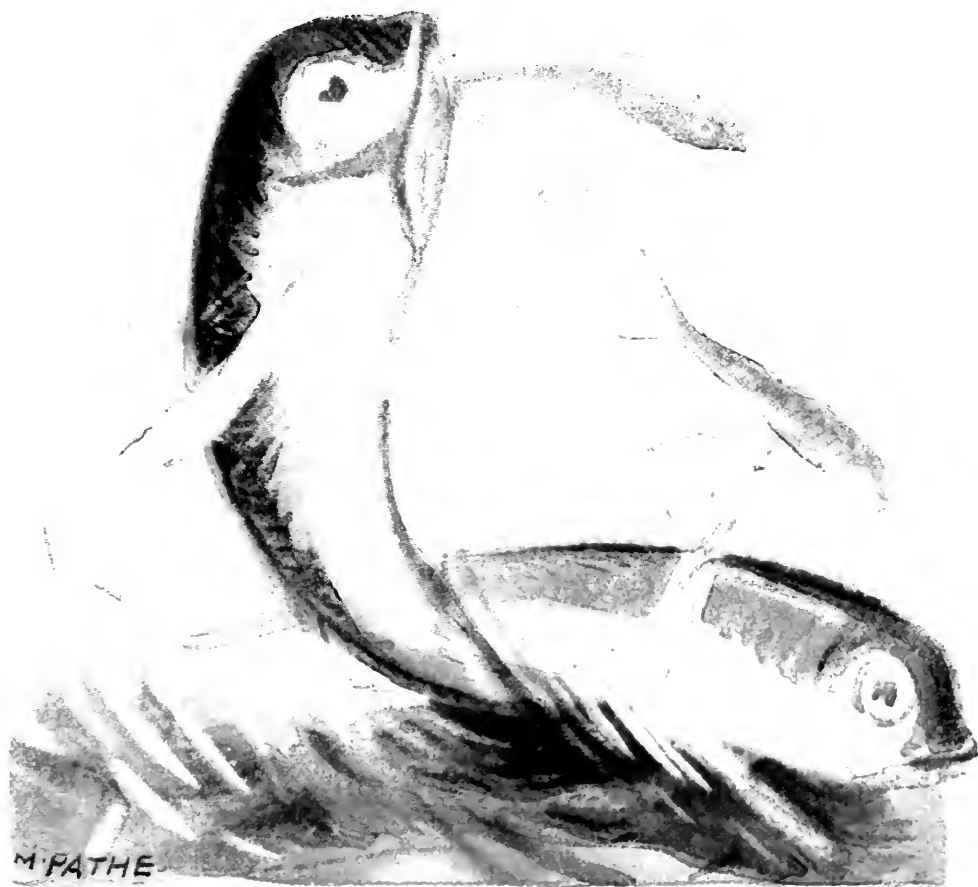
Pardon! — Das Inn're jedes Eies
Fließt schon heraus, halb gelb, halb weiß.
O Unheil, nimm nun deinen Lauf,
Der Hannes hält dich nicht mehr auf.



Zum Zwecke gründlichen Verwaltens
Entledigt sich der Mann des Balkens,
Dann reckt er grimmig seine Pfoten
Und haut den Hannes wie nach Ruten.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR, SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



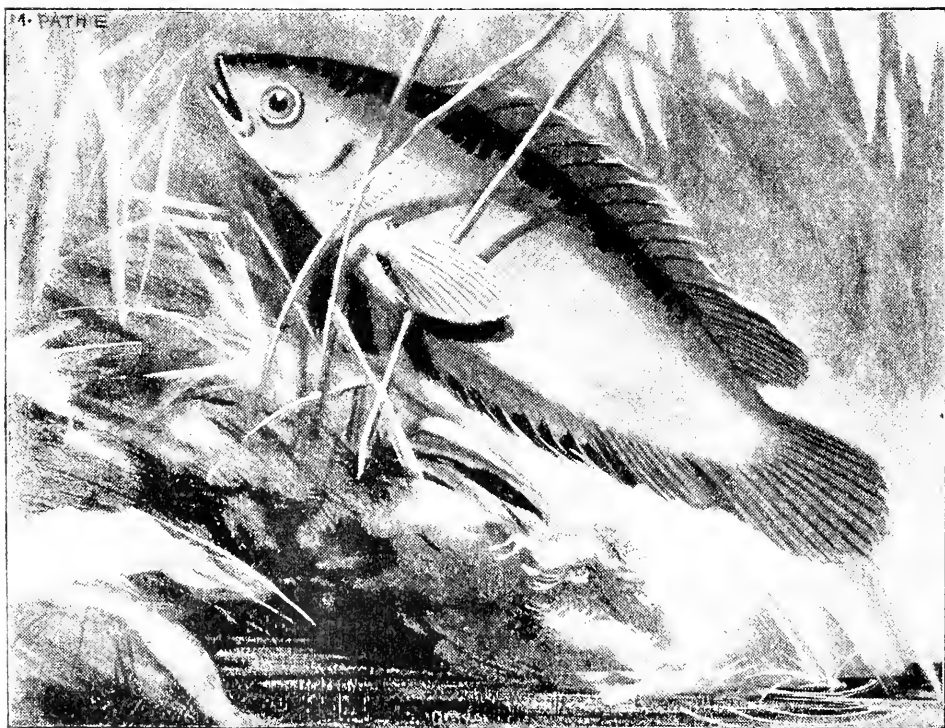
Fliegende Fische, die von Raubfischen verfolgt werden.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Fliegende und kletternde Fische.“)

Fliegende und Kletternde Fische

Von Dr. Georg A. S. Rörbig.

Fliegende und Kletternde Fische — nicht wahr, das klingt beinahe so wie jenes euch gewiß bekannte: „Finster war's, der Mond schien helle“ — mit einem Wort wie Unsinn? Aber es ist wirklich kein Scherz: es gibt eine ganze Anzahl von Fischarten, die mit Hilfe ihrer Brust- oder Bauchflossen regelrecht fliegen können. Da leben z. B. in den tropischen Meeren die sogenannten Schwalbenfische (Exocoetus ist ihr wissenschaftlicher Name), die in ihrem Aussehen den Seringen ähneln; nur haben sie viel längere und breitere Brustflossen, die zu einem Gleitflug wie geschaffen erscheinen, und ihre tiefgegebelte, derbe Schwanzflosse ist gleichsam ein natürlicher Propeller. Wenn diese Schwalbenfische von großen Raubfischen gejagt werden, so schnellen sie sich mit einer starken Propellerbewegung ihres Schwanzes aus dem Wasser, spreizen ihre Flossenflügel weit vom

Körper ab und fliegen nun im Gleit- oder Segelflug, zumeist gegen den Wind, eine beträchtliche Strecke durch die Luft. Sobald der Fisch beim Niedergehen mit der Schwanzflosse einen der hohen Wellenkämme berührt, setzt er wieder seinen natürlichen Schwanzpropeller in Tätigkeit und segelt von neuem in die Höhe. Wenn man will, kann man dieses Gegen-den-Wind-segeln auch mit dem Steigen eines Papierdrachens vergleichen: der Schwung, den sich der Fisch beim Herauschnellen aus dem Wasser mit seiner Schwanzflosse gibt, entspräche dann einem Ruck an der Drachenschnur. Es scheint aber auch, daß die Schwalbenfische mit den Brustflossen wirkliche Flatterbewegungen machen können, wie etwa die Insekten — darüber sind sich, wie man so sagt, „die Gelehrten noch nicht recht einig“. Eine andere Art von fliegenden Fischen bewohnt das Mittelländische Meer.



Ein Fisch, der Klettern kann.
Der in Indien lebende Kletterfisch begibt sich oft auf das Land, um Insekten zu fangen.

Das sind die sogenannten „Flughähne“ (Dactylopterus), schön braun und rot gefärbte, silberglänzende Fische, die sich manchmal auch in die Nordsee, ja, selbst in die Ostsee „verfliegen“. Ein schier noch merkwürdigerer Geselle ist der Kletterfisch: sein wissenschaftlicher Name betont seine Fähigkeiten sogar auf Griechisch und Lateinisch — Anabas scandens. Dieser in Indien heimische Fisch krabbelte, die Brustflossen wie im Gehen spreizend,

den Hinterkörper schnell hin und her werfend, durch das Gras und über den Sandboden, bis er eine Wasserlache oder einen See erreicht hat. Er lebt nämlich in Tümpeln und macht seine Kletter- und Landpartie erst, wenn darin das Wasser in der Sonnenglut versiegt ist, und er vermag den Aufenthalt außerhalb des Wassers deshalb eine ganze Weile zu ertragen, weil er neben seinen Kiemen noch ein besonderes Atmungsorgan besitzt.



Das Radiokonzert

Eine lustige Erzählung von
Else Werkmeister.



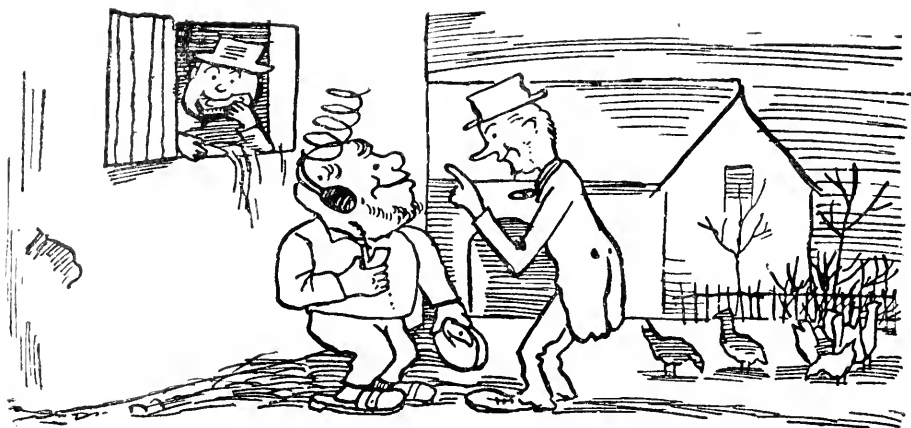
Ein verlockender Duft von gebratenem Speck und Rühreiern stieg durch ein Loch in der Diele hinauf in die Bodenkammer, in der die beiden Freunde Tünnes und Hännnes eine Unterkunft für die Nacht gefunden hatten. Tünnes lag platt auf dem Bretterboden, sog den lieblichen Duft ein und lugte durch das Loch hinunter in die Stube, wo der dicke Bauer mit seiner Familie beim Nachtmahl saß. „Schinkenscheiben jäbelt er sich ab, so dick wie mein Daumen,“ rief Tünnes flüsternd seinem Freunde zu. „Komm bloß mal her und sieh dir den Schinken an!“ Nun lagen sie beide auf dem Fußboden. „Kinder, Kinder, wer auch so was haben könnte! Das wäre etwas für unsern Rucksack!“ Sie beratschlagten. „Haben wir denn gar nichts, was wir dem dicken Bauer andrehen könnten für so ein wundervolles, schweinerne Gebilde!“ Und siekehrten ihre Taschen um in der Hoffnung, daß durch irgendeine geheimnisvolle Fügung vielleicht doch etwas von Wert darin sein könnte. Da zog Hännnes aus der Tiefe seiner Hosentasche ein Paar samtgefütterte Ohrenklappen. „Die brauchen wir nun zum Glück nicht mehr,“ sagte er und spielte an der Feder, daß sie aufsprang. Und als er nun das halbkreisförmige Stahlband, das beim Gebrauch

über den Kopf gelegt wird, und die an den Enden befestigten Klappen betrachtete, fuhr er plötzlich auf: „Himmelskreuz, welch herrlicher Radiohörer!“ Und unter Lachen wurde in einer Ecke geheimer Kriegsrat gehalten.

Nach einer Weile standen die beiden Freunde auf dem Hof, jeder angetan mit seinen Ohrenklappen. An dem Stahlband war eine Sprungfeder befestigt, die vom Scheitel aus geheimnisvoll nach oben ragte. Die beiden lauschten mit verklärten Gesichtern in die Ferne und wiegten sich im Takt



Neugierig kam der Bauer näher, als er die beiden Freunde mit verklärten Mienen etwas Unhörbares lauschen sah,



Während der Bauer entzückt der „Radiomusik“ zuhörte, spielte in Wirklichkeit Hännes auf seiner Mundharmonika einen Walzer.

einer unhörbaren Musik. — „Was habt ihr denn bloß?“ fragte der Bauer, der eben hinzukam. „Radiokonzert,“ sagte Hännes kurz, winkte aber gleich heftig ab: „Still, es geht weiter!“ Nun mußte es etwas ausnehmend Lustiges geben; denn die beiden hielten sich die Seiten vor Lachen und riefen ab und zu: „Herrlich!“ „Gamos!“ Ganz aufgeregt stand der Bauer daneben. Von den wunderbaren Radiokonzerten hatte er ja im Plättchen gelesen, aber im Grunde alles nur für großstädtischen Schwindel gehalten. Nun saßen hier Leute leibhaftig vor ihm, die so ein Zauberding besaßen. „Aus für heute! Schade!“ sagte Hännes. Der Bauer wollte das Ding auch mal versuchen. „Wo denken Sie hin?“ rief Hännes und nahm vorsichtig seinen „Hörer“ ab. „Die Apparate sind viel zu kostbar, die verborge ich nicht. Gib den andern her, Hännes, ich will sie gleich verwahren.“ Er nahm beide, ging hinauf in die Kammer und ließ Hännes mit dem Bauer allein. „Sie gehören ihm nämlich beide,“ sagte Hännes. — „Kann man denn da wirklich etwas hören?“ erkundigte sich der Bauer. — „Aber natürlich! Das schönste Konzert von Berlin her, und überhaupt alles bis nach Amerika!“ Der dicke Bauer konnte sich nicht fassen vor Staunen. Er wollte doch die Sache zu gern einmal selbst ausprobieren; ob denn gar keine Möglichkeit wäre. Hännes dachte nach. „Ja, morgen früh um sechs ist Frühkonzert, und mein Freund schläft gern lange. Da könnte ich herunterkommen und Sie heimlich ein Weilchen zuhören lassen. Damit war der Bauer gern einverstanden. Und so wurde denn alles verabredet.

Am nächsten Morgen um sechs erschien Hännes mit den beiden „Radioapparaten“ auf dem Hof, wo ihn der Bauer in höchster Aufregung erwartete. Die Hörer wurden angelegt und schon erscholl über ihnen eine etwas schnarrende Stimme: „An der blauen Donau, Walzer von Strauß. Ge spielt von Berliner Philharmonikern.“ Und sogleich begannen die gefühlvollen Klänge des Walzers. Der Bauer lauschte hingerissen. Hännes schmunzelte. Ja, ja, Freund Hännes war ein Meister auf der Mundharmonika! Jetzt schmolzen die letzten Takte dahin. Stille. „So ein Ding muß ich haben!“ rief begeistert der Bauer. Und das Ende vom Liede war, daß Hännes einen Radioapparat versprach gegen einen großen, gut geräucherten Schinken. „Aber lassen Sie um des Himmels Willen meinen Freund noch nichts merken! Ich gebe Ihnen den Apparat heimlich, ehe wir wandern. Und vor heut' abend um acht ist nichts zu hören; dann erst fängt der Rundfunk wieder an.“ —

Eine Stunde später standen die beiden Freunde reisefertig vor der Tür. Hännes tat, als hätte er etwas vergessen, und während Hännes immer vorausging, übergab er dem Bauer den Apparat und ließ sich einen Prachtschinken in seinen Rucksack stecken. „Aber vorsichtig umgehen mit dem Apparat!“ ermahnte er noch den Bauer. „Er ist sehr empfindlich, und dann hört man nichts mehr.“ Dann eilte er seinem Freunde nach, und sie verschwanden im Walde. Ob der Radioapparat länger vorgehalten hat oder der Schinken, haben die beiden nie erfahren; denn sie verspürten keine Lust, je wieder nach dem Dorfe zurückzukehren.

Das Wunder des Bernsteins

Was man von dem kostbaren Harz wissen muß.

Von Dr. Adolf Heilborn.

Wir sind arm an Gold und Edelmetall geworden, und so ist allmählich jenes der „blauen Erde“ Samlands und dem Meere abgewonnene, versteinerte, goldgelbe Harz bei uns wieder zu hohen Ehren gekommen, das wir „Bernstein“ nennen. Das Wort, eigentlich Börnstein geschrieben, verrät dem Sprachkundigen die ursprüngliche Verwendung des Harzes: „börnen“ heißt nämlich brennen, und in den ältesten Tagen unserer Kultur haben die germanischen Bewohner der Ostseeküste in der Tat dieses in Jahrtausenden Stein gewordene Harz statt des Kienspans zur Beleuchtung benützt.

Heute wissen wir, daß dieses Baumharz ein Erzeugnis von Kiefern- und Fichtenzwäldern ist, die im Tertiär, also vor mehr als 3 Millionen Jahren, ihre Blüte hatten.

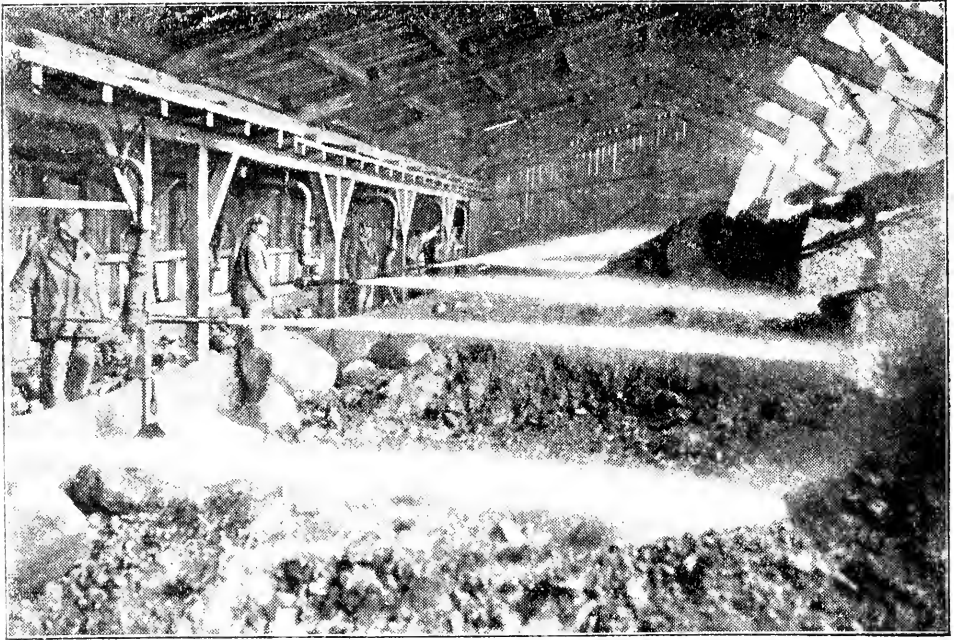
Damals befielen Insekten und andere Baumfeinde die Nadelhölzer; aus vielen Wunden floß das Harz, ward von der Sonne rein geschmolzen und erstarrte schließlich zu Bernstein. Nicht selten blieben diese und jene Baumfresser, aber auch andere Insekten, Blütenteile, Blätter usw. an dem fließenden Harz kleben, wurden eingeschlossen und uns so erhalten. Freilich sind es in den allermeisten Fällen nicht eigentlich Einschlüsse, die wir im Bernstein sehen, sondern nur Abdrücke: die Tierchen sind trotz der Dichte des Harzes bis auf winzige Reste im Laufe der Zeit verwest; erhalten blieben ihre Umrisse, die wegen der Feinheit des Hüllmaterials alle Einzelheiten deutlich erkennen lassen. Der Bernstein ist den Völkern des Altertums, wie es scheint, schon früh bekannt geworden:



Wie der Bernstein gewonnen wird.
Bernsteinfischer an der Ostseeküste. Man sieht hier den gelben Schatz mit Regen.

findet er sich doch auch an anderen Meeresküsten außer der Ostsee, z. B. in Nordafrika, Holland, Friesland usw. Die griechischen Frauen hatten Spindeln daraus oder wenigstens damit verzierte Spindeln, und beim Spinnen der Wollfäden sollen sie jene merkwürdige Eigenschaft des Bernsteins kennen gelernt haben, nach der er dann „Elektron“ (von dem griechischen Worte *helkein*, an sich ziehen) genannt wurde. Wenn er nämlich gerieben wird, zieht er wie jedes Harz kleine Fasern an, hält sie eine Weile fest, und stößt

par den, alle Waffen, Tragbahren, alle Bänke des Zirkus usw. damit geschmückt werden konnten. Das größte Stück wog, wie Plinius aufnotiert hat, 13 Pfund. Später hat man dann den Bernstein auch aus der „blauen Erde“ herausgegraben, durch Taucher aus dem Meere holen lassen und endlich ihn auch durch Bagger aus der See gewonnen. Die Bernsteingräber, oft Gesellschaften von 8 bis 10 Mann, zogen von einer Feldmark zur andern, trafen mit den Besitzern des Bodens ein Abkommen auf halben Gewinn und



Auf der Jagd nach dem kostbaren Harz:
Gesteins- und Erdmassen werden durchspült, damit der Bernstein freigelegt wird.

wie wieder von sich, er wird elektrisch, wie wir heute sagen. Aber nicht deshalb allein wurde das edle Harz begehrt; man freute sich auch an seiner Farbe und Durchsichtigkeit und verwendete es zu Schmuckstücken. Unter Kaiser Nero veranstaltete einmal ein gewisser Julianus ein großes Fechterspiel; um dieses Schauspiel, zu dem ganz Rom zusammenströmte, besonders prunkvoll zu machen, beschloß er, die ganze Arena und alle Geräte mit Bernstein verziern zu lassen. Zu diesem Zweck sandte er eine Expedition an die Ostseeküste; sie brachte solche Mengen Bernstein mit, daß alle Rege zum Aufhalten der Löwen und Leo-

gruben nach Bernstein, ähnlich wie in Kalifornien die Goldgräber. Oft vererbte sich das Gewerbe vom Vater auf den Sohn. Seitdem wird der Bernstein an der samländischen Küste, zumal bei Palmniken nördlich von Pillau, in regelrechtem Bergbau im Großen zutage gefördert. Findet man nun auch nicht selten große Stücke, die sich ohne weiteres zu Schmuck verarbeiten lassen — die größten, bisher bekannt gewordenen Stücke wogen 6,3 und 9,7 Kilogramm —, so überschreiten die meisten Funde doch nicht wesentlich Erbsen- bis Haselnußgröße. Früher hat man diese kleinen Stücke nur chemisch (zu Bernsteinöl

und dergl.) zu verwerten gewußt, jetzt aber werden sie in den staatlichen Bernsteinwerken zu Königsberg nach einem besonderen Verfahren zu größeren, rechteckigen Tafeln zusammengepreßt, und dieser „Preßbernstein“ spielt in der Schmuckindustrie die größte Rolle. Von dem „natürlichen“ ist er im Aussehen eigentlich nur dadurch zu unterscheiden, daß bei ihm die kleinen Farbenverschiedenheiten scharf gegeneinander abgegrenzt sind, bei jenem aber ineinander übergehen. Natürlich hat der Bernstein mit der ihm innewohnenden, geheimnisvollen, elektrischen Kraft seit altersher auch als Amulett Verwendung gefunden. Unsere Vorfahren trugen ihn als Schutz gegen den Kränkheitsdämon, den wir heute „Reißen“ nennen, und noch heute binden wir kleinen Kindern Bernsteinketten um den Hals, in dem Glauben, ihnen so das Zahnen zu erleichtern.

Besonders geschätzt sind der hellgelbe, trübe, perlfarbige Naturstein und der dunklere, bräunlichgelbe „kunst“farbene Bernstein.



Ein seltener Fund: Ein Mann mit einem Bernsteinstück, das mehr als kopfgroß ist.

Hans Buddensieck der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Betsch.

(6. Fortsetzung.)

In höchster Not.

Als der schwedische Pilot Alfredsen am 13. Juni vormittags 7 Uhr 45 Minuten in der Eismüste bei 88 Grad 8 Min. nördl. Breite und 21 Grad 14 Min. westl. Länge den vollständig erschöpften und halb leblosen Hans Buddensieck auffand, nahm er auch ein Buch, das dieser unter dem verschneiten Zelt noch in Händen hielt, in Verwahrung. Es war das „Vordbuch Liliputaner“ und enthielt wertvolle Notizen Hans Buddensiecks, die, wenn auch oft nur lüdenhaft, so doch ein getreues Abbild des wagemutigen Polfluges geben. Hier folgen wörtlich die fesselnd geschriebenen

Vordbuchaufzeichnungen Hans Buddensiecks.

28. Mai. Im Flug. 6 Uhr 54 Min.

Um 6 Uhr 35 morgens auf „Liliputaner“ gestartet von 86 Gr. 55 aus, wo „Arktis“

liegt. Leichter Ostwind und herrlich klares Wetter, nur auffallend böig. Ich steige auf 5000 Meter. Unter mir liegt, rötlich beleuchtet, das ewige Eis. Quasi drückt sich an die vordere Stirnwand, um die Motowärme zu genießen. Mein „Liliputaner“ ist hervorragend. Er steigt wie ein Fahrstuhl und ist wenig wie eine Schwalbe.

Im Flug. 8 Uhr 10 Min.

Ich bin joeben über einem langen, schnurgeraden Strich geflogen. Es muß wohl der 89. Breitengrad gewesen sein. (Anmerkung Gyllenborgs: Buddensieck hat sich hier einen Scherz erlaubt, ein Zeichen, daß er in zuverlässiger Stimmung war.)

Im Flug. 8 Uhr 25 Min.

Unter mir eine Eisschollenwüste. Ein riesiges, unermessliches Chaos von Eistrümmern. Dazwischen schwarze Rinnen. Nirgends ist Land zu sehen, aber vor mir liegt offenes Wasser von tiefschwarzer Färbung.

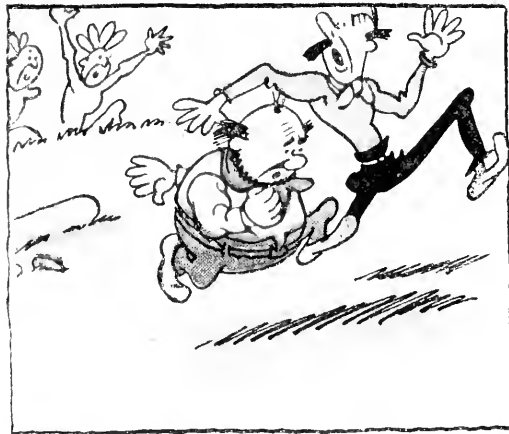
Laatschs und Bommels erstes Abenteuer



Zuweilen hat man tagelang
Den sogenannten Arbeitsdrang.
Auch unsre beiden Spießgesellen
Verspüren Lust zum Bäume-Fällen.



Trotz China, trotz Gefangenschaft
Sind ihre Kräfte nicht erschlaft,
So reden munter sie die Glieder
Und hauen Baum und Nester nieder.



Und weil man auf den Tod erschrocken,
Macht man sich schleunigst auf die Socken.
Jedoch die Rothaut ist nicht faul,
Rückt nach gleich wie ein Droschkengaul.



Und die Entfernung wird geringer.
Schon spreizen grimmig sie die Finger.
Sie kommen näher, sind schon nah,
Und niemand ist zur Hilfe da.

Wenn ich die Zeit nachrechne, muß ich in unmittelbarer Nähe des Poles sein. Ein unerklärliches Gefühl beschleicht mich. Ich weiß nicht, ist es Freude oder Schmerz.

8 Uhr 35 Min.

Bin über offenem Wasser, das sich weit-hin erstreckt. Sollte der Pol eisfrei sein? Nur

ein unergründlich tiefes Meer? Ich will an der Eiskante landen! Ich glaube fast, mein Motor ist ein wenig unruhig geworden.

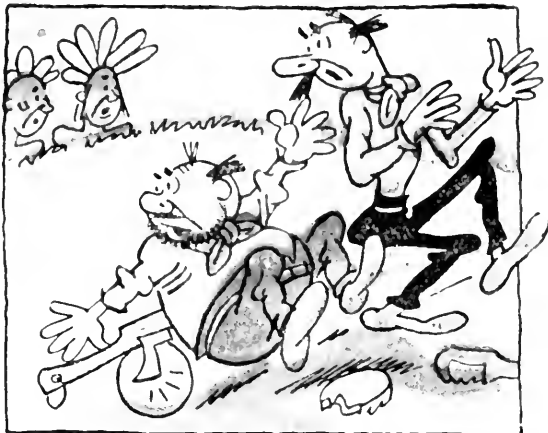
9 Uhr 40 Min.

Bin auf leidlich gutem Eis gelandet, und habe als erstes eine genaue Ortsbestimmung vorgenommen.

er nach ihrer Rückkehr aus China



Er ist gefällt, es ist erreicht,
Die Arbeit war, weiß Gott, nicht leicht.
Der Bommel greift zur Frühstückstasche,
Und Laatsch natürlich zu der Flasche.



Doch mitten in dem schönsten Schmausen
Erfasst die beiden jäh ein Grausen:
Indianer kommen angefeht —
(Was jeden Biedermann verlegt.)



Die Freunde stürzen auf die Knie
Und flehn um Schonung — irgendwie.
Indianer sind zuweilen milde
Und führen Gutes nur im Schilde:



So sagen diese beiden hier:
„Wir sind genau so weiß wie Ihr
Und spiel'n im Film Indianerrollen.
Spielt mit, schlagt ein!“ Die Freunde wollen.

89 Grad 54 Min. nördl. Breite, 20 Grad
16 Min. westl. Länge.

Ein kalter Strom floß durch meine Adern,
als ich mich aufrichtete, um mich in dieser
weltvergessenen Wüste umzuschauen. Nach
Norden ging mein Blick über das Wasser.
Dort, nur 12 Kilometer entfernt, war der
Pol.

Nun sitze ich im kleinen Zelt, und Quasti
ist an meiner Seite. Wenn ich ihm in die
klugen Augen sehe, weiß ich, daß er ein
wahrer Freund ist.

Wie wird es Maria ergehen! Wie wird es
meiner Mutter ergehen! Im Innern bin ich
erschüttert, dort zu stehen, wo seit Jahr-
tausenden der Menschheit Sehnsucht haftet

10 Uhr 25 Min.

Ich trat vors Zelt, um noch verschiedene Messungen und Untersuchungen vorzunehmen. Es ist fast windstill und schwach dießig geworden. In der Luft liegt fortwährend ein donnerartiges Rollen, das oft weit aus der Ferne kommt, dann aber wieder in unmittelbarer Nähe wie ein gereiztes Urtier aufbrüllt. Eines ist gewiß: die „Arktis“ hätte hier nur schwer landen können. — Die Messungen habe ich vorgenommen; es wird Zeit, daß ich an den Ausbruch denke. Quasti bellt, und ich weiß nicht, warum. Er sieht wohl die Erdschneise und wundert sich darüber. Ein Hund wird überall anmaßend und frech. Quasti glaubt bestimmt, der ganze Pol gehöre ihm. Ich will mich zum Start fertig machen.

Im Flug. 11 Uhr 15 Min.

Ich bin noch einmal hinaus aufs offene Wasser. Ueber dem Pol, jenem Fixpunkt der Erde, habe ich ehrfurchtsvoll einige elegante Kurven gedreht und habe jetzt südlichen Kurs. Heimatkurs! Wo wird die „Arktis“ liegen? Ich fliege mit Vollgas; denn ich bin etwas in Unruhe wegen des Wetters. Ich habe 2500 Meter; unter mir liegt — — —

29. Mai, 10 Uhr vorm.

Eine Nacht ist bereits vergangen, seit ich die letzte Aufzeichnung so unerwartet abbrechen mußte. Was hat sich alles in dieser spanne Zeit ereignet! Ich war gezwungen, zu landen. Wie es kam, weiß ich selbst nicht. Ich lag ruhig im Kurs, da wurde mein Motor plötzlich nervös. Er bekam Fehlzündungen und fing an zu stottern. Ich droffelte, ging in Gleitflug und gab wieder Vollgas; es half nichts. Ich sah eine große Stichflamme aus der Kälteschutzverpackung backbords heraus schlagen. Die Kohlen säure trat augenblicklich in Tätigkeit und — gelobt sei Gott — es gelang mir, den Vergaserbrand zu ersticken, aber der Motor setzte aus. Ich mußte landen, ohne Zeit zu haben, einen geeigneten Platz zu suchen, und war auch noch zu allem Unglück gezwungen, mit Seitenwind zu landen. Als ich halb betäubt und mit einem dumpfen Gefühl im Kopf aus der Maschine kletterte, sah ich das Unheil.

Fahrgestellbruch und starke Beschädigung am linken Flügel. Ein lähmender Schreck durchfuhr mich, ich fühlte brennende Stiche in den Ohren und drohte umzufluten. Was sollte ich nun beginnen? Eine Reparatur war unmöglich. Ich mußte mich mit Schlitten

und Rajal auf den Weg machen. Diese Erkenntnis war schrecklich genug, aber ich ließ den Mut nicht sinken; das wäre hier bedenklich gewesen. Vorerst blieb ich bei der Maschine, setzte den Schlitten und das Rajal zusammen und schlug mein Zelt auf. Eine Ortsbestimmung setzte mich auf 88 Grad 51 Min.; ich bin also rund 220 Kilometer von der „Arktis“ entfernt. Nachdem ich mehrere Stunden rastlos gearbeitet hatte, übermannte mich die Müdigkeit. Mit Quasti zusammen nahm ich mein karges Mahl ein und wickelte mich in den Schlafsack. Quasti kuschelte sich eng an mich, und ich fühlte ein gewisses heimatliches Gefühl, als ich den Herzschlag des treuen Tieres an meiner Seite spürte. Ich weiß nicht recht, wie lange ich geschlafen habe, als ich aber aufwachte und ins Freie trat, hatte heftiges Schneetreiben eingesetzt. Was ich gefürchtet hatte, war eingetreten.

2. Juni . . .

Fünf Tage schon im Eis. Verlassen. Schneetreiben! Immerfort Schneetreiben. Jeder Blick ist verhängt, und ich irre durch dieses Chaos, das mich wie ein Würger umgibt. Ueberall türmt sich mir das Eis entgegen, felsentartig steigt es auf und stürzt wieder ab in breite Wasserspalten, so daß ein Fortkommen fast unmöglich ist. Für fünf Tage Proviant! Ich muß Quasti und mich auf halbe Rationen setzen. Ich breche auf. Es ist drei Uhr nachts. Das Thermometer zeigt — 21 Grad.

5. Juni, 2 Uhr nachm.

Ich fühle, wie meine Kräfte etwas nachlassen. Es macht mir unsäglich Mühe, den Schlitten über die Eisgebirge zu bringen. Sieben Stunden wanderte ich ohne Unterlaß durch die grauenvolle Wildnis hindurch. Ob ich jemals wieder grüne Bäume sehe?

Quasti wird unruhig! Was hat er? Am ganzen Körper fängt er an zu zittern. Er bellt wie rasend. Was das wohl zu bedeuten hat! Er scheint vielleicht ei — — —

Ich schreibe weiter. Was hat sich ereignet? Ein Erlebnis, das ich nicht vergessen werde, würde ich auch tausend Jahre alt.

Das seltsame Gebaren Quastis ließ mich doch aufmerksam werden, und ich war gerade im Begriff, die Zeltleinwand beim Eingang beiseite zu schieben, als ich ein grollendes Brummen und hinterher ein merkwürdiges Schnüffeln vernahm. Quasti rannte in furchtbarer Erregung nach vorn, und in diesem Augenblick erschien der Kopf eines mächtigen

Eisbären im Innern des Zeltcs. Im ersten Schreck wußte ich nicht, was tun, und tastete mechanisch nach der Flinte. Keine fünf Schritte vor mir stand der Bär mit einem Jungen, das neugierig und vorsichtig rückwärts gehend, nach dem Zelt spähte. Die Bärenmutter mußte hungrig sein, denn sie kam nun zähnefletschend auf mich zu. Ich legte an und feuerte. Da stieß der gewaltige Bär einen furchtbaren Brüllton aus, hob sich einen Augenblick auf die Hinterfüße und kam dann mit rasendem Brüllen auf mich zugestürzt. Ich sah, wie das Blut aus der linken Seite strömte und wollte ein zweites Mal feuern. Wie es zuging, weiß ich nicht; jedenfalls muß ich auf dem Eis ausgeglitten sein, denn ich lag plötzlich auf der Erde und sah den infolge der Schußwunde in äußerste Raserei versetzten Eisbären dicht über mir. Dies ist das Ende, dachte ich im Verzuken einer Sekunde, da wandte sich der Bär um und ließ von mir ab. Ich sah, daß Quasti sich in seine Weichen verbissen hatte, und diesem Umstand verdante ich mein Leben. Quasti ließ los, und der Bär wollte ihn packen. Blitzschnell erhob ich mich, riß die Flinte hoch und feuerte. Wieder hob sich der Bär mit entsetzlichem Brüllen auf die Hinterbeine, stand hoch aufgerichtet, mit drohend erhobenen Pranken da und saut stöhnend zusammen.

Eine Art Erschlaffung kam über mich. Ich setzte mich auf eine Eischolle und ließ den Kopf baumeln. Eine öde Leere machte sich in meinem Hirn breit. Dann aber riß ich mich gewaltsam zusammen und schloß Quasti in

meine Arme. Er hatte mir das Leben gerettet. Heute abend gibt es Bärenschinken! Freue dich, mein guter Quasti!

10. Juni, 3 Uhr mittags.

Der Widersacher weicht nicht von meiner Seite. Ich habe heute einen großen Teil meines Proviantes eingeblüht; auch mein Patentkocher ist dahin. Nach Ueberquerung langer und spitzer Eisberge erreichte ich jenes Gelände, in dem ich verhältnismäßig rasch vorwärts kam, soweit es meine abgestorbenen Kräfte noch zuließen. Da gab die trügerische Schneedecke nach, und mein Schlitten mit dem Rajak und den Vorräten brach ein.

11. Juni, 8 Uhr vormittags.

Wir haben das letzte Stück Bärenfleisch gegessen —

— wieder ein Stück vorwärts! Ich bin von allen so verlassen! Ich bin am Gestade der Vergessenheit. Es ist 1 Uhr. Ich kann nicht weiter! Wie Lähmung zieht es durch meinen ganzen Körper. Nur schlafen! Ach! Wie schön, wie unaussprechlich schön ist der Schlaf! —

— Quasti winselt! Ihn quält der Hunger. Er ist mager wie ein Skelett. Zehn Tage nur spärliche Nahrung, und jetzt überhaupt nichts mehr.

1 Uhr nachmittags.

Ich weiß und fühle es deutlich: dies ist das Ende! Hier werden wir ausgelöscht. Ich habe keine Kraft mehr, mich zu erheben. O! Wie das Heimweh über mich kommt! Mutter! — —

— — — Maria! Ich sehe dich! — — —



Alfredsen fand den jungen deutschen Flieger halb erstarrt in dem Zelt. Quasti, Hans Buddensieds treuer Begleiter, lag erfroren auf der Eisdede.

Der Ruf des Lebens.

Der kühne schwedische Pilot Alfredsen, der am frühen Morgen des 13. Juni, als das Wetter aufklärte, zur Hilfeleistung startete, fand Hans Buddensiefd um 7 Uhr 45 Min.

Alfredsen landete etwa hundert Meter vom Zelt entfernt, schnallte zur Vorsicht seine Schneeschuhe an und kam eilig über die Eisfläche. Als er die Zeltleinwand auseinander-schlug, sah er Hans Buddensiefd.

Schnell kniete er nieder und rüttelte den Schlafenden an beiden Schultern, aber Hans blieb regungslos. Der Pilot erschrak. Am Ende war Buddensiefd tot. Nahe legte er sich zu ihm nieder und horchte. Nein, er lebt! Ganz deutlich fühlte er die dünnen, warmen Atemzüge. Alfredsen ging zurück zur Maschine, um allerlei Stärkungsmittel zu holen. Hier war es höchste Zeit. Alfredsen flökte dem völlig Erschöpften Kognak und heiße Milch ein.

Da schlug Hans Buddensiefd die Augen auf und sah sich tief verwundert um. Die Erinnerung hatte ihn anscheinend verlassen. Langsam wandte er den Kopf, wie um sich in seiner Umgebung zurechtzufinden. „Marial — Nun muß — ich — sterben!“

Hier war gar keine Zeit zu verlieren. Rasch entschlossen riß Alfredsen das Zelt nieder, lud den bewußtlosen Hans auf die Schultern und schleppte ihn zur Maschine, wo er ihn bedächtig im Beobachtungsraum unterbrachte, mit dicken Wollseilen einhüllte und vorsichtig festschnallte.

Bevor er abflog, nahm er eine Meridianhöhe. Die Ortsbestimmung ergab 88 Grad 10 Min. nördl. Breite und 21 Grad 14 Min. westl. Länge. Temperatur 19 Grad.

Als Alfredsen die Instrumente einpackte, sah er einen dunklen Gegenstand im Schnee.

Es war Quast; er war tot. Steifgefroren lag er zwischen Schnee und Eistrümmern. Der Hunger hatte ihn wohl aus dem Zelt getrieben, und er hatte nicht mehr die Kraft gefunden, zurückzukehren. Der weiße, schweigende Tod war ihm ein stiller Helfer geworden. Der Schwede schichtete einen kleinen Eishügel über seiner Leiche, und stieg dann in den Führersitz. Rauschend erhob er sich in die klare Luft. — — —

Hans Buddensiefd öffnete die Augen, und ihm war, als stiege er aus einem abgrundtiefen, schwarzen Schlund. Wo war er denn? Und horch! Trännte er oder wachte er. Das war doch Propellerrauschen! Er hörte doch

einen Sechszylinder knattern und brummen. Er war doch nicht tot; das war Leben, was ihn umbrandete.

Jemand nahm Gas fort! Horch! Der Motor lief gedrosselt. Oh! Selige Stimme des Lebens! Mit Gewalt arbeitete Hans Buddensiefd sich hoch und sah jetzt vor sich den Piloten am Steuer sitzen. Ein unsägliches Glücksgefühl überkam ihn, und ermattet ließ er sich zurücksinken. Da wandte Alfredsen den Kopf, und als er sah, daß der deutsche Freund erwacht war, lächelte er ihm frohbewegt zu und reichte Hans eine Thermosflasche herüber.

Hans trank in tiefen, gierigen Zügen, und als das Getränk ihn mehr und mehr belebte, kehrte auch langsam die Erinnerung zurück, und Hans fühlte: er war gerettet.

Um 9 Uhr 17 Min. sichtete Alfredsen die „Arktis“. Zwei Strich Steuerbord voraus stand sie auf der schillernden Eisfläche.

Dieser Tag wurde ein wahrer Freudentag. (Fortsetzung folgt.)



Freunde, nun sind wir wieder hier. Unser Vorhaben, Laatsch und Bommel aus den Händen der chinesischen Räuber zu befreien, ist uns ja, wie Ihr wißt, glänzend gelungen. Aber auch sonst bin ich mit der Chinareise sehr zufrieden gewesen. Ich habe nämlich von dort einige sehr hübsche Unterhaltungsspiele mitgebracht, von denen ich Euch gleich etwas erzählen werde. Sehr nett ist der Streichholz-Scherz, der mich drei Danziger-Freistaat-Marken gekostet hat, denn der Chinese, der ihn mit mir spielte, war ein eifriger Briefmarkensammler, und er benutzte meine Unerfahrenheit, um seine Sammlung zu bereichern.

Das Spiel, das Yin, so hieß der Chinese, mir zeigte, geht folgendermaßen vor sich: Man legt 25 Streichhölzer in eine Reihe.

An dem einen Ende nimmt dein Freund immer ein, zwei oder drei Hölzchen weg, am anderen Ende du selbst. Wer zum Schluß eins übrig behält, hat verloren und muß zur Strafe irgend etwas bezahlen. Um nun immer zu gewinnen, mußt du die Sache so machen: Wenn die 25 Streichhölzer richtig hingelegt sind, läßt du deinen Freund 1, 2 oder 3 Hölzchen wegnehmen. Er nimmt also z. B. zwei. Jetzt nimmst du von deinem Ende ebenfalls zwei weg. Er nimmt drei, du eins; er eins, du drei, jedenfalls so viel, daß jedesmal vier herauskommt. Das ist der ganze Witz. Immer nur aufpassen, daß die Zahl vier nicht überschritten wird. Dann gewinnst du jedesmal.

Ein anderer, sehr netter Scherz ist folgender: Sagt einmal euerem Freund, wenn er auf eine ganz bestimmte Art die Hände falte, könne er nicht zum Zimmer hinausgehen, obwohl ihr freundlich die Tür aufhaltet. Wetten? Er wettet: „Blödsinn —

natürlich kann ich das!“ Darauf erklärt ihr kühl lächelnd: „Na, dann falte mal die Hände um das Tischbein und geh' hinaus!“ — Das ist echt chinesisch.

Nun zum Schluß, um das viertel Duzend voll zu machen, will ich euch noch ein hübsches Spiel: das Springspiel, verraten:

Du fragst einen Freund, ob er gut springen kann. Er wird bestimmt darauf antworten: „Genau so gut und hoch wie du.“ Doch mit feierlichem Ernst versicherst du ihm jetzt, daß du glaubst, er könne überhaupt nicht springen, nimmst zum Beweis eine Münze und sagst ihm, wenn er darüber springen könnte, so bekäme er gleich sechs gute Briefmarken. Natürlich nimmt er den Vorschlag sofort an und lacht dich aus. Da nimmst du die Münze, legst sie in eine Ecke der Stube und sagst zu deinem Freund, er solle nun über sie hinüberspringen. Und wenn er dann ein dummes Gesicht macht, lachst du ihn aus. Onkel Otto.

Der neue deutsche Schwergewichtsmeister

Paul Samson-Körner schlägt Hans Breitensträter.

Es ging wie ein Blitz durch alle deutschen Gauen: Wir haben einen neuen Schwergewichtsmeister im Bogen! Hans Breitensträter ist von Paul Samson-Körner geschlagen worden.

Wir Deutschen können auf Paul Samson-Körner stolz sein, denn er ist ein wirklich großer Bogen, der die Farben unseres Vaterlandes immer aufs beste vertreten wird. Paul ist in Zwickau in Sachsen geboren und schon früh nach Amerika ausgewandert. Dort erst entdeckte er seinen wahren Beruf, das Bogen. Er hat drüben mit den stärksten Gegnern gekämpft und war u. a. längere Zeit Trainingsführer des Bogweltmeisters Dempsey, der ihm für

die guten Dienste, die er ihm leistete, viel Geld bezahlte. Vor einigen Jahren erst kam Samson nach Deutschland zurück und bogte

hier mit Hans Breitensträter, den er schon damals schlug. Da sie aber nicht um den Titel gekämpft hatten, blieb Hans Breitensträter weiterhin in seinem Besitz. — Um nun um die Meisterschaft bogen zu können, mußte Samson erst nachweisen, daß er Deutscher sei, denn nur als solcher konnte er die höchste Palme erringen. Er holte sich also seine Ausweispapiere aus Amerika, bekam den zweiten Kampf — diesmal um die Meisterschaft — mit Hans Breitensträter, und schlug ihn. Heil dem Sieger!



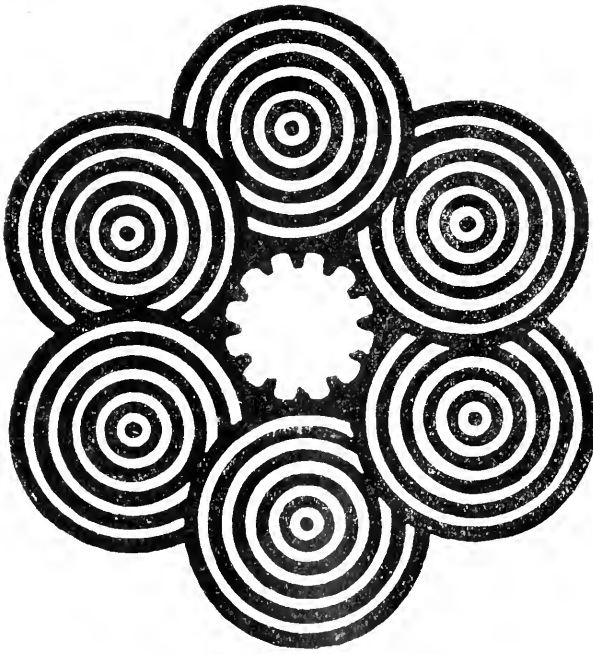
Der neue deutsche Schwergewichtsmeister
Paul Samson-Körner.

Anekdote von Friedrich dem Großen

Friedrich II. von Preußen kam eines Tages völlig unerwartet in eine Dorfschule, um zu sehen, ob dort die Kinder auch brav lernten. Ruhig saßen die Schulkungen in den engen Bänken, die blonden und braunen Büschelköpfe emsig über die Tafeln gebeugt, indes der Lehrer am Pulte mit strengen Blicken über seiner kleinen Schar wachte. Beim Eintritt des Königs sah er auf. Statt jedoch alsbald den erlauchten Besuch willkommen zu heißen, nickte er ihm nur ganz vertraulich zu und fuhr ruhig in seiner Arbeit fort. Erst nach einer halben Stunde schloß er den Unterricht, schickte die Jungen nach Hause und wandte sich dann endlich mit einer tiefen Verbeugung zum König: „Verzeihen, Majestät, meine Grobheit,“ so sprach er, „aber wenn die Buben wüßten, daß noch einer über mir ist, dann wäre überhaupt kein Auskommen mehr mit ihnen!“



Eine interessante, optische Täuschung



Eine Augen-Täuschung: In eine leichte, drehende Bewegung versetzt, scheinen sich die einzelnen Scheiben in der entgegengesetzten Richtung des Zahnrades in der Mitte zu bewegen.

Paßt mal auf, was geschieht, wenn ihr die nebenstehende Zeichnung in die Hand nehmt und in leichte, drehende Bewegung versetzt, etwa so, wie man das Wasser in einem Glase zum Schwingen bringt. Alsbald werdet ihr sehen, daß die einzelnen Scheiben des Musters sich eilig um sich selbst zu drehen beginnen, und zwar alle in der gleichen Richtung, während merkwürdigerweise das kleine Zahnrad, das ihr in der Mitte der Zeichnung seht, in der den Scheiben entgegengesetzten Richtung zu kreisen scheint. Es gibt eine ziemlich große Anzahl solcher Augen-Täuschungen, aber ich glaube, daß gerade diese noch keiner von euch kennen wird. Der Entdecker der überraschenden Wirkung dieses Musters ist der Professor Thompson aus Bristol. — Hoffentlich gefällt es euch!

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Verwandelte Blätter.

Einen Baum kann man sehen
Im Walde stehen,
Und grün, wie's der Brauch,
Ist dieser Baum auch.
Doch wär's nicht viel netter,
Wenn weiß seine Blätter?
Schnell könnt ihr's erreichen,
Wüßt den Endlaut nur streichen.

Wie heißt?

Wie heißt der Knabe, den — verkehrt —
ihr im Salate gern verzehrt?

Wer rät's?

Mit „u“ das Weibchen, mit „a“ der Mann,
Nun rate, wer da raten kann

Der 1—2—3-Vogel.

1—2—3 sitzt im 1 und fängt 2—3,
nun rate, was das für ein Vogel sei.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 13.

Silberrätsel.

Die Art im Haus erpakt den Zimmermann.

1. Dobermann, 2. Illumination, 3. Ella,
4. Adam, 5. Kaver, 6. Themse, 7. Jilam,
8. Museum, 9. Hawaii, 10. Antlig, 11. Unter-
grundbahn, 12. Seife, 13. Edmund, 14. Rabatt,
15. September, 16. Panama.

Sonderbar: Brüssel, Rüssel.

Fridolins Lachkabinett

Mutter: „Fritz, mach das Fenster zu; es
ist so kalt draußen.“

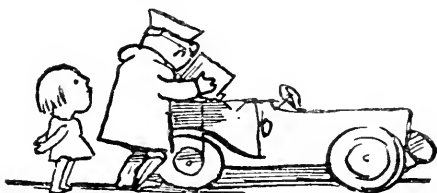
Fritz: „Wird's dann draußen wärmer?“

*

Fremder: „Wie komme ich am schnellsten
zum Opernhaus?“

Junge: „Wenn Sie tüchtig laufen.“

*



Die kleine Annemarie sieht interessiert zu,
wie ein Chauffeur Benzin auffüllt. Da
sagt sie zu ihrer Mutter: „Sieh mal, Mutti,
der Mann hat eben die Pferdekkräfte in sein
Auto geschüttelt!“

*

Lehrer: „Ich habe euch soeben von den ge-
fräßigen Tieren erzählt und euch Beispiele
genannt. Wer kann mir im Gegensatz dazu
ein Tier nennen, das sich mit ganz geringer
Nahrung begnügt?“

Ein Schüler: „Die Motte!“

Lehrer: „Wieso denn?“

Schüler: „Ja, die frisst nur Löcher.“

*

Kassierer zu einem Konzertbesucher, der
25 Pf. hinlegt: „Der Eintritt kostet 50 Pf.“

Besucher: „Ich höre doch nur auf einem
Ohr!“



Karlchen, der zum erstenmal im Seebad
beim Auswerfen von Fischernezen zusieht, zur

Mutter: „Warum spannen denn diese Leute
ihre Hängematten nur im Wasser aus?“

*

Schusterjunge zu einem Leierkastenmann:
„Woraus ist denn das, was Sie hier spielen?“

Leierkastenmann: „Na, aus meinem Leier-
kasten natürlich.“

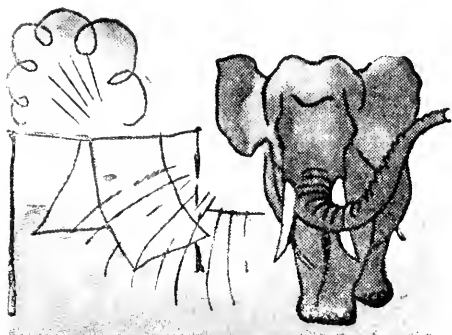
*



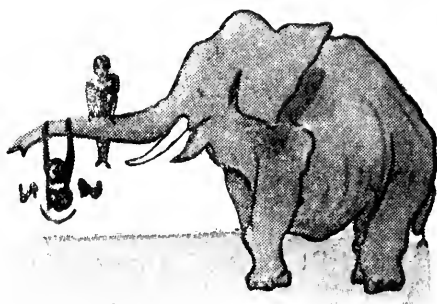
Lotteriereinnehmer: „Ich darf Ihnen also
einige Lose zusenden — möchten Sie lieber
in der Pferde- oder in der Kölner-Dom-Lot-
terie spielen?“

Bauer: „Schicken Sie mir lieber von der
Pferde-Lotterie ein Los, was soll ich denn mit
dem Kölner Dom anfangen, wenn ich den
zufällig gewinnen würde!“

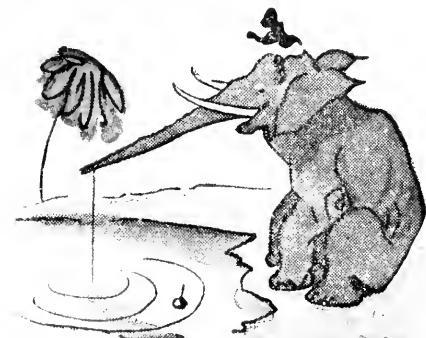
Der Elefant für alles



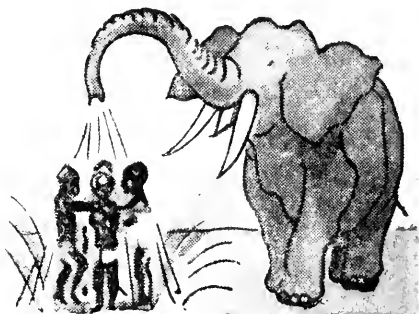
Das brauchbarste Geschöpf im Land
Ist sicherlich der Elefant.
Ganz gleich, ob heiß, ob kalt das Klima:
Beim Teppichklopfen ist er prima.



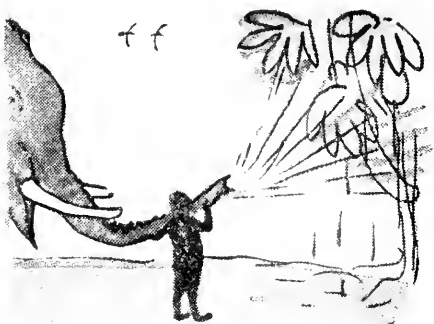
Auf seinem Rüssel kann man schaufeln
Und fröhlich auf und niedergaulen.
Mit Schmunzeln in den biedern Zügen
Läßt er die Kleinen sich vergnügen.



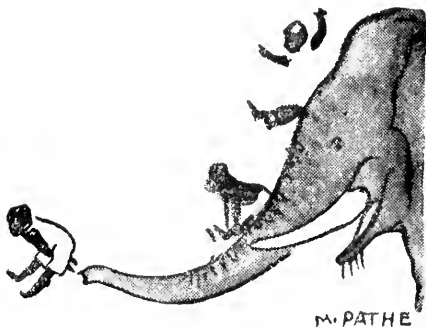
Sodann ist seine lange Schnute
Die allerbeste Angelrute.
Die Dickhaut hat den richt'gen Drill
Und hält beim Fischen mäuschenstill.



Im Sommer sehnt man sich zu Hause
Gar oft nach einer Wasserbrause.
Auch hierzu ist der Rüssel willig
Und liefert diese prompt und billig.

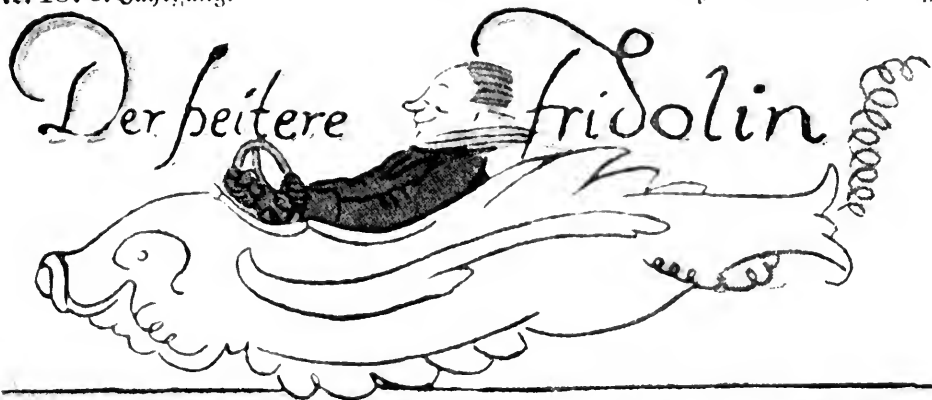


Wünscht man den Garten zu besprengen,
Braucht man sich gar nicht anstrengen.
Denn nie versagt bei größter Hitze
Die Elefanten-Wasser-Spritze.

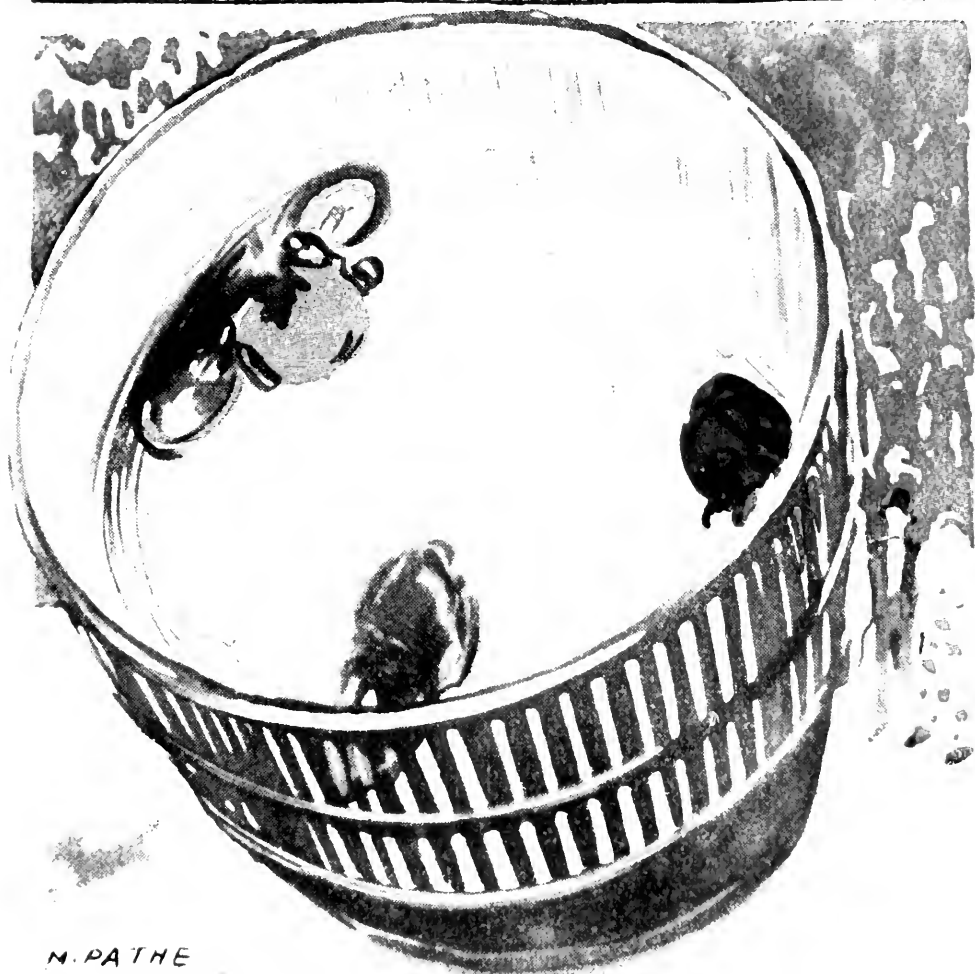


M. PATHE

Seht euch die frohen Mienen an,
Wenn er als Rutschbahn dienen kann,
Fürwahr, das beste Tier im Land
Ist unser braver Elefant.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT SPIEL SPASS UND ABENTEUER

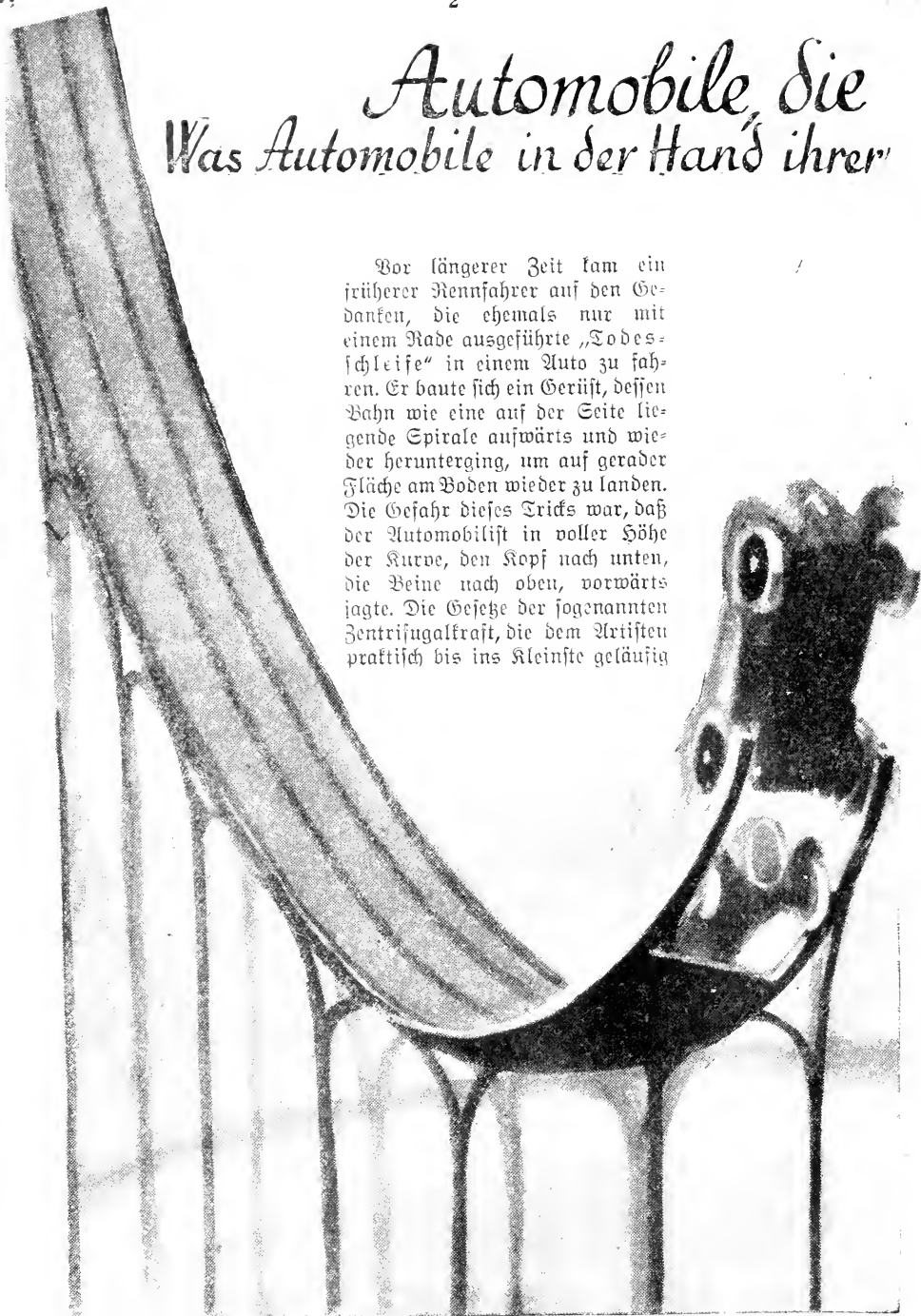


N. PATHE

Tollkühne Zirkuskünstler, die auf Motorrädern in einem trichterförmigen Holzverschlager ein Wettfahren veranstalten. (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

Automobile, die Was Automobile in der Hand ihrer

Vor längerer Zeit kam ein früherer Rennfahrer auf den Gedanken, die ehemals nur mit einem Rade ausgeführte „Todes-schleife“ in einem Auto zu fahren. Er baute sich ein Gerüst, dessen Bahn wie eine auf der Seite liegende Spirale aufwärts und wieder herunterging, um auf gerader Fläche am Boden wieder zu landen. Die Gefahr dieses Tricks war, daß der Automobilist in voller Höhe der Kurve, den Kopf nach unten, die Beine nach oben, vorwärts jagte. Die Gesetze der sogenannten Zentrifugalkraft, die dem Artisten praktisch bis ins Kleinste geläufig



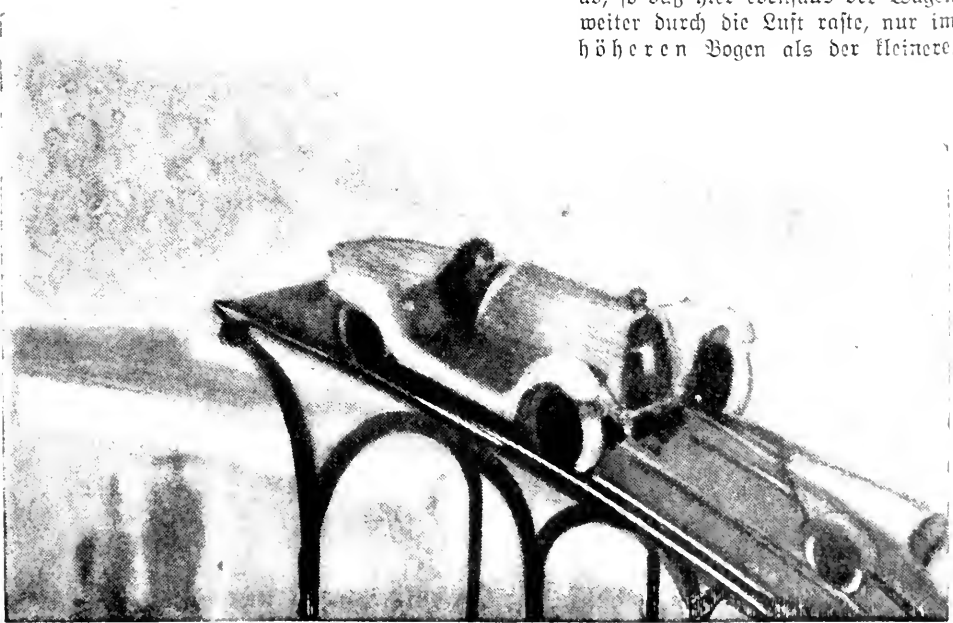
Ein gefährvoller Trick: Die Wagen, der erste ein weit-, der zweite ein schmalspuriger, fahren nacheinander ein Endchen weiterfährt und dann in höherem Bogen als Nr. 2 durch die Luft saust. Beide landen

Purzelbaum schießen

tollkühnen Führer zu leisten vermögen

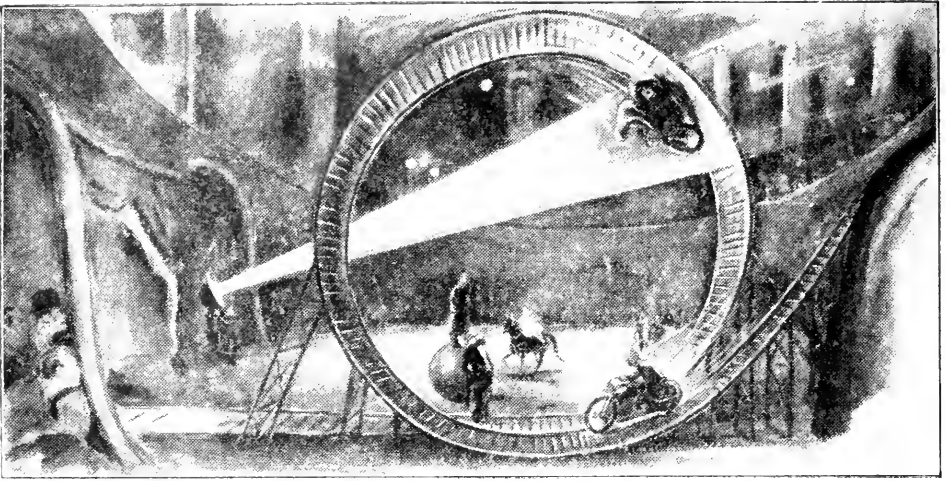
sind, zwangen das Auto, gleich weiter (hinunter-) zu rufen und nicht einfach, nach den Lehren des Schwergewichts, herunterzufallen.

Ein Nachahmer dieses Todesschleifenfahrers sah ein, daß er dessen Tollkühnheit noch übertreffen müßte und ersann sich „zwei“ Todessprünge zur gleichen Zeit. Er errichtete sich eine fast schräg nach oben führende Autobahn für einen großen und einen kleinen Wagen. Plötzlich endete der Weg des kleinen Autos, so daß das Gefährt durch die Luft geschleudert wurde, um nach jähem Sprung wieder auf eine abwärts führende Bahn zu gelangen. Die Bahn für das größere Auto ging noch ein beträchtliches Stück höher, brach dann jedoch auch ab, so daß hier ebenfalls der Wagen weiter durch die Luft raste, nur im höheren Bogen als der kleinere.



tollkühnen Führer zu leisten vermögen:

ander von oben ab. Dann springt Nr. 2 aus der Bahn, während Nr. 1 auf den breiten Schienen — Nr. 2 jetzt als erster — auf der Fortsetzung der Bahn und fahren ruhig weiter abwärts.



Ein tollkühnes Artistenfunkstück. Durch die große Geschwindigkeit der Motorräder stürzen die „Todes-schleifenfahrer“ nicht ab. Zeichnung von Schmalhausen.

bis er schließlich beim „Abstieg“ auf die zweite Bahn traf. Doch fuhr er jetzt statt an erster, an zweiter Stelle, da der kleinere Wagen durch den niedrigeren Bogen ihm zuvorgekommen war. Raften nun beide zu gleicher Zeit los, so war das gleichzeitige Uebereinander-„Fliegen“ in der Luft ungewöhnlich aufregend. Man fürchtete immer, daß eins der Autos doch einmal den vorgeschriebenen Luftweg verlassen und abstürzen könnte. Glücklicherweise haben jedoch die physikalischen Gesetze niemals eine ungewollte Abweichung zugelassen, und so ist bei diesem Kunststück noch nie etwas geschehen.

Seit einiger Zeit bereist eine andere Auto-Artisten-Truppe die europäischen Zirkusse. Sie arbeitet in einem trichterförmig gebauten Bretterverschlag, der aus den ersten Blick wie ein Raubtierkäfig aussieht. Auf diesen schräg nach oben ragenden Brettern

rasen die drei Mitglieder der Truppe mit ihren Motorrädern herum, durcheinander und übereinander, als führen sie auf ebener, ungefährlicher Bahn. Auch besteht die große Gefahr, daß sie bei ihren vollständig schrägen Nasereien einmal zusammenstoßen. Aber während die Kapelle ihr Lied spielt, fausen sie in dem stehenden Trichter fast sorglos herum — jeder Schritt ist eingeübt, jede Bewegung sorgsam studiert, so daß nach menschlichem Ermessen nichts Bedenklisches passieren kann. Im Gegenteil: Wenn man sie scharf betrachtet, so machen sie frohe, glückliche Gesichter!

Ich für meine Person, ich fahre lieber Auto auf einem ganz gewöhnlichen Damme, . . . ohne Luftsprung, ohne Trichterrafen. Ganz vernünftig. Für jedermann ist so etwas eben nicht geschaffen . . .

Egon.

*Freunde, in der nächsten
Nummer findet ihr den Anfang
der wundervollen Erzählung:
Wie der kleine Nino ein großer
Staatsmann wurde
Frisolin*

Die Angst vor Wasser und Seife

Reinlichkeit und Körperpflege in alter Zeit.

Von Dr. Pfeiffer.

Wenn die Sommer Sonne so golden strahlt, dann ziehen die Knaben in Scharen hinans ins nächste Bad. Wo ein Fluß seine glitzernden Wellen treibt oder der blaue Spiegel eines Sees lockt, tauchen sie in die kühle Flut, die den Körper reinigt und erfrischt, die Muskeln kräftigt und das Blut rascher kreisen läßt.

Ist dann der Sommer vorüber und das Baden im Freien unmöglich geworden, so ist durch die Schwimmbäder, die es jetzt gottlob auch in kleineren Städten gibt, dafür gesorgt, daß auch im Winter jeder seinen Körper pflegen und reinigen kann, so oft er will! Daß sich jeder anständige Mensch alle Tage wäscht, ist doch selbstverständlich! Das wißt ihr doch, nicht wahr? Denkt aber ja nicht, daß das immer so gewesen ist! Im Gegenteil! Es gab leider früher Zeiten, in denen man Reinlichkeit und Körperpflege ganz vernachlässigte. Man sollte es gar nicht glauben, was für Schmutzfinken unsere Vorfahren gewesen sind! Hört nur einmal zu; ihr werdet euer blaues Wunder erleben, wenn ich euch erzähle, wie man früher über das Waschen und Baden dachte . . .!

Die alten Griechen und Römer waren sehr reinlich. Sie pflegten ihren Körper täglich in den sogenannten „Thermen“, öffentlichen Bädern, die mit wunderbarer Pracht ausgestattet waren. Da gab es Bassins mit kaltem und warmem Wasser, das mit allerlei köstlichen Wohlgerüchen versehen war. Masseur, die durch Reiben und Kneten die Muskeln stärkten, Friseur zur

Behandlung von Haar und Bart standen den Besuchern zur Verfügung. Da viele Leute, namentlich in Rom, den halben Tag im Badehaus zubrachten, war auch für Essen und Trinken gesorgt. Es wurde Musik gemacht, Sängern trugen die neuesten Lieder, Dichter ihre Werke vor. Da langweilte sich keiner. Es ist darum auch kein Wunder, daß uns die Griechen und Römer noch heute als Vorbild für Körperpflege dienen. Aus den antiken Statuen sehen wir, was für schöne Menschen diese sorgfältige Behandlung des Leibes hervorbrachte.

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, waren auch reinliche Leute. Der Römer Tacitus erzählt von ihnen, daß sie täglich badeten, auch im Winter. War der Fluß oder See zugefroren, dann hakte man das Eis weg, und Männer und Knaben taumelten sich in größter Kälte im Wasser. Das bringen wir heute nicht mehr fertig! Aber gesund ist es; ihr habt sicher schon gelesen, was für große, riesenstarke Kerle die Germanen waren.

Im Mittelalter wurde es leider ganz anders. Die Reinlichkeit ging immer mehr zurück. Zwar gab es in den großen Städten noch immer Badehäuser, die auch fleißig besucht wurden, aber in kleineren Ortschaften und auf dem Lande bei den Bauern sah es

hörs aus mit der Körperpflege. Die Vornehmen, die Ritter, machten eine rühmliche Ausnahme. Wenn ein Ritter als Gast auf einer fremden Burg einkehrte, so war es Pflicht des Gastgebers, ihm außer Essen und Trinken auch ein warmes Bad



Eine Badestube aus dem 16. Jahrhundert.
Nach einem alten Holzschnitt.



Eine Moskodame, deren ganzes Waschen im Vertupfen ihres Gesichtes mit einem feuchten Tuch bestand.

vorzusehen. In einem alten Buch aus dieser Zeit ist ein Bild zu sehen, auf dem ein Ritter in dem großen Holzzuber sitzt; seine Rüstung liegt neben ihm auf der Erde; er läßt sich einen Eimer Wasser über den Kopf gießen und reinigt sich so vom Schweiß und Staub des Rittes.

Allmählich aber verlernte man das Baden immer mehr! Man glaubt kaum, was man in alten Schriften liest, wie schmutzig damals die Leute waren! Um den unangenehmen Geruch, den so ein ungewaschener Leib ausströmt, zu verdecken, gebrauchte man wohlriechende Wasser und Parfüm in Menge. Von dem berühmten Gelehrten Leibniz wird erzählt, daß er sich in höherem Alter über-

haupt nicht mehr gewaschen habe. Feinen Herren und Damen wurde morgens beim Aufstehen ein kleines Schüsselchen Wasser gebracht. Sie tauchten die Fingerringe hinein und wischten sich mit einem angefeuchteten Tuch einmal übers Gesicht . . ., das war die ganze Toilette.

Der französische König Ludwig XIV. hatte in seinem prachtvollen Schloß in Versailles eine einzige Badewanne! Und selbst diese wurde später abgeschafft, weil sie kaum benutzt wurde. Allmählich bestaunte man die „große Reinlichkeit“ der französischen Prinzen; sie putzten sich nämlich einmal im Monat die Zähne! Das war etwas ganz Unerhörtes, denn an solchen „Lurus“ dachte kein Mensch! Heute wissen wir ja, daß man sich nach jeder Mahlzeit den Mund und das Gebiß reinigen muß! Tut man es nicht, so folgt bald die Strafe: Zahnweh, Schlechtwerden und Ausfallen der Zähne.

Wer von euch ein „Wandervogel“ ist, hat sicher schon von dem sogenannten „ersten Wandervogel“ Seume gehört, der durch seine großen Fußreisen, z. B. von Leipzig nach Syrakus, bekannt geworden ist. Seume war Student der Theologie in Leipzig. Als er sich zum Examen meldete — er wollte Pfarrer werden —, hatte man ihn zuerst gar nicht zulassen wollen, weil er ein Ungläubiger, ein Heide sei. Und wie war er zu diesem schlechten Ruf gekommen? Weil er täglich den ganzen Körper wusch und badete!

Unser größter Dichter, Johann Wolfgang von Goethe, wäre auf seiner Schweizerreise in Zürich beinahe von der empörten Volksmenge verprügelt und als sittenloser Mensch aus der Stadt gejagt worden. Warum? Weil er mit seinen Freunden, den Grafen Stolberg, ein Bad im Züricher See genommen hatte.



Als Goethe einst mit seinem Freunde, dem Grafen Stolberg, im Züricher See badete, wurde er von der Bevölkerung verjagt, weil das Baden als etwas Unanständiges betrachtet wurde.

Das Baden in einem Fluß oder Teich, also in der Öffentlichkeit, galt damals als unanständig! Auch im Berliner Schloß z. B. gab es früher keine Badegelegenheit, und noch Wilhelm I. mußte sich, wenn er baden wollte, eine Wanne aus dem Hotel „De Rome“ holen lassen.

Erst ganz langsam bekam man wieder vernünftige Ansichten über Reinlichkeit und Körperpflege. Der Turnvater Jahn trug viel dazu bei, indem er mit seinen Schülern nach dem Turnen jedesmal badete. Allmählich sah man ein, wie wertvoll es für die Gesundheit ist, sich ordentlich zu waschen und möglichst täglich zu baden. Seid froh, daß wir in einer Zeit leben, in der auch dem Ärmsten Gelegenheit geboten wird, sich reinlich zu halten. Manche schlimme Krankheit wird vermieden, wenn man den Körper richtig pflegt, ihn durch kalte und warme Waschungen reinigt und abhärtet.

Ihr würdet wohl nicht gern in einer Zeit leben, die es als unanständig betrachtet, in heißen Sommertagen sich das herrliche Vergnügen eines Wasser-, Licht- und Luftbades zu gestatten? Vor etwa 200 Jahren hättet

ihr an freien Nachmittagen diese schönste Lust des Sommers noch nicht genießen können!

Nun, jetzt sind wir ja klüger, als die Leute damals waren. Wir lernen von den alten Griechen und Römern immer mehr den Nutzen von Sport, Gymnastik und Körperpflege schätzen. Die Lateiner hatten ein Sprichwort, das uns auch heute noch als vorbildliche Wahrheit dienen kann:

„Mens sana in corpore sano“.

d. h.: eine gesunde Seele lebt im gesunden Leib! Sorgt alle dafür, daß ihr einen gesunden Körper durch Reinlichkeit, durch Schwimmen, Spiel und Sport bekommt; dann werdet ihr auch eine gesunde Seele haben, ihr werdet frisch, lebenslustig, tatkräftig und charaktervoll werden! Das ist das Schönste, was sich ein Mensch wünschen kann!



Hans Buddensieck

der Meister der Lüfte

Die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben, erzählt von Roland Bettsch.

(Schluß.)

Heimkehr — Dienström hat einen Gedanken.

In ganz Stockholm war das bevorstehende Eintreffen der aeronautischen Nordpol-expedition bekannt.

Es war ein strahlender Junitag. Um elf Uhr stiegen ganz mit Blumen und Kränzen geschmückte Fahrzeuge auf, um die Ankommenden zu empfangen. In geschlossenen Geschwadern nahmen sie nördlichen Kurs. Um zwölf Uhr versammelten sich die Herren unter Leitung Direktor Swamberg's auf dem Platz. Kurze Zeit darauf schon, um zwölf Uhr fünfzehn Minuten, wurden die ankommenden Flugzeuge gesichtet.

Als Hans Buddensieck in gleicher Linie mit den beiden Schweden auf dem großen Platz

landete, kam ein brausendes Hurra aus Tausenden von Kehlen.

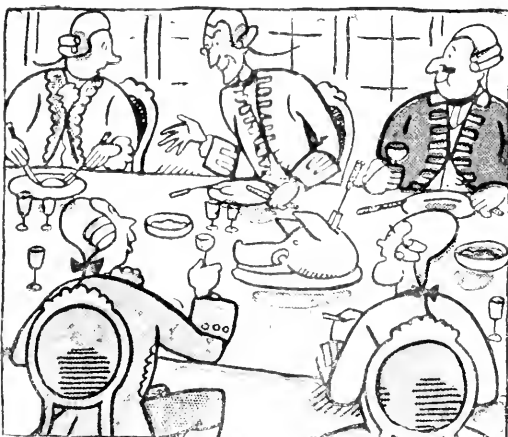
Hans Buddensieck war wie in einem Nebel. Niels Gyllenborg faßte ihn am Arm, und unter den stürmischen Hochrufen der Menge gingen sie mit den Uebrigen über den festlich geschmückten Platz zur Fliegermesse, wo ein glänzendes Festessen vorbereitet war.

Am Nachmittag, als das Willkommenfest noch in vollem Gange war, traf mit dem Südpolexpress Direktor Graf in Stockholm ein. Als er in die Fliegermesse trat und Hans Buddensieck am oberen Ende der Tafel sitzen sah, da ging ein Leuchten über sein Gesicht. Die Nahrung packte auch diesen, sonst so ruhigen und gelassenen Menschen. Er kam auf Hans Buddensieck zu und umarmte ihn.

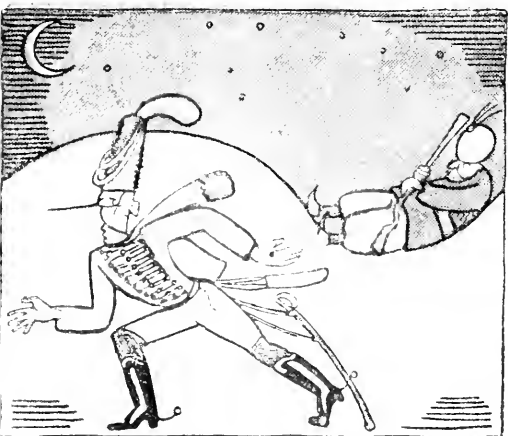
Als die beiden so beisammenstanden, da erhob sich Niels Gyllenborg, sprach einige kurz-

Die neuen Lügenabenteuer d

Münchhausen erzählt, wie er eine



Es wird Ihnen wohl bekannt sein, meine Herren, daß ich einige Zeit in der Türkei war und dort gegen die Mohammedaner kämpfte.



mit hörbarem Knall aus dem Hosenboden an seine richtige Stelle, als ich den letzten Posten der Türken hinter mir hatte.



Nun war es sehr schwer, ohne List ihrer S dachte nach. Da kam mir ein hervorragender Angriff, der uns durch Espione verraten we.



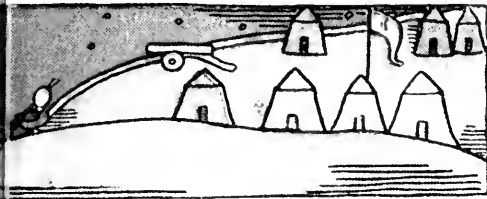
Am nächsten Morgen ging nun der erwartete Z vollkommen ruhig, denn mein Plan entwickel Jeder Vordermann mähte seinem Hinterramm

Worte und forderte alle Anwesenden auf, ein Hoch auf Deutschland auszubringen. Die Gesellschaft erhob sich von ihren Sigen, die Gläser klangen, und dann schallte ein donnerndes Hoch auf Deutschland durch die schwedische Fliegermesse. —

Als die Gesellschaft schlafen ging, war längst Mitternacht vorüber. Doktor Dlenström nahm Hans Wuddensied beiseite, machte ein geheimnisvolles Gesicht und sprach leise: „Kommen Sie mit, ich habe Ihnen etwas zu sagen!“ —

Freiherrn v. Münchhausen

ge Armee von Türken besiegte.



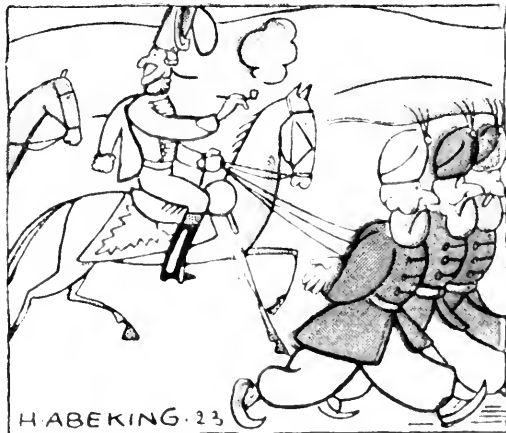
zu werden. Aber ich setzte mich hin und danke: In der Nacht vor ihrem geplanten war, schließlich ich mich in ihr Lager und —



iff der Mohammedaner vor sich. Wir blieben ich genau so, wie ich es mir gedacht hatte. en Kopf ab. Nur die ersten blieben heil.



— schraubte die Klingen ihrer Säbel so um, daß die Schneiden nach hinten standen. Das war keine leichte Arbeit, und mein Herz rühte



Mit den wenigen Leuten wurden wir natürlich schnell fertig, und bald darauf konnte ich als stolzer Sieger heimkehren.

Sie trafen sich unten beim Steg. Dort lag das Motorboot. Olenström steuerte hinaus auf den See. „Wissen Sie,“ fragte er, „warum ich Sie mit hier herausgenommen habe? Was ich Ihnen jetzt sage, muß vorerst noch ein Geheimnis bleiben. Hören Sie,

Buddensied! Es kann sich um Ihr Glück handeln!“ — — —

Er sprach lange zu ihm, und als sie um zwei Uhr nachts den Steg anliesen, war es beschlossene Sache, daß Doktor Olenström mit Buddensied nach Deutschland fliegen würde.

Die Rätsel lösen sich.

Am 27. Juni frühmorgens, als die graue Dämmerung noch über Stockholm lag, startete Hans Buddensieck mit Doktor Olenström an Bord.

Auf der Höhe von Rügen sichtete Hans Steuerbord voraus ein Flugzeug, das sich rasch näherte. Jemand winkte. Es war Fritz Helmstätt, der ihm auf seinem kleinen Parasol entgegengesegelt war. Und dann kam der große Augenblick, den Worte nicht zu schildern vermögen. Hans schwebte in fünfzehnhundert Meter Höhe über dem Flugplatz der Deutschen Werft. Von oben sah er die gewaltige Menschenmenge, und als er nun bei beiden Motoren das Gas fortnahm und in einen sanften Gleitflug ging, da schlug das taktmäßige Dröhnen einer Regimentsmusik an seine Ohren. Dann kam die Landung, und in die rauschende Regimentskapelle mischte sich der Begeisterungssturm des Volkes, der wie eine riesige Brandung über den Platz schwall.

Das war zu viel für Hans Buddensieck. Diesem Ansturm der Heimat war er nicht gewachsen.

Plötzlich wurde es fast lautlos still. Jemand sprach mit klarer Stimme, und dann wurde Hans ein mächtiger Lorbeerkranz überreicht. Er schaute verschwommen auf und erkannte — Kurt Axelrad, der ihm mit strahlendem Gesicht den Lorbeer hinstellte. Er nahm den Kranz und reichte dem Jugendfreund die Hand.

Wieder brach das Gewitter des Beifalls los, und die Kapelle setzte mit einem brausenden Tusch ein. Hinterher erklang das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!“ das aus Tausenden von Kehlen kam und wie ein gewaltiger Orgelchor zum Himmel stieg.

Inmitten dieses Aufstuhls, umbrandet von dem Meer des Jubels und der ehrlichen Begeisterung, schaute Hans Buddensieck auf und sah — Maria!

Mit der Heger Christa Graff kam sie auf ihn zu. Beide waren gleich gekleidet in duffige, weiße Spitzenkleider und trugen rote Rosen im Gürtel. Sie sahen sich so ähnlich, daß sie kaum voneinander zu unterscheiden waren. Doktor Olenström, der neben Hans stand, stieß einen leisen Ruf des Erstaunens aus, so überraschend und wunderbar war diese Ähnlichkeit.

Nun standen sie Hans gegenüber, und ihre Ähnlichkeit war ihm nicht mehr seltsam. Beide Hände streckte er aus und fand keine

Worte, so mächtig hatte es ihn im Innersten gepackt. Da kam jemand, der den Hut verloren hatte, und dem die Krawatte in Fäden hing, auf Hans Buddensieck zugestürzt, daß die Buddingsbaden wackelten. Herr Hopfen-sig! Er breitete die Arme und umhalsste den freudig überraschten Hans. „Mensch! Buddensieck! Ist's möglich? Der dickste Donner soll mich auf der Stelle treffen, wenn Sie nicht der größte Mann von ganz Mitteleuropa sind!“ —

Die Flut war verrauscht. Hans Buddensieck kam langsam zur Besinnung und sah sich allein mit Direktor Graff in dessen Privatbüro.

„Mein lieber Buddensieck,“ sprach dieser und rückte sich im Ledersessel zurecht, „hören Sie mich ruhig an! Jetzt ist die Zeit gekommen, daß ich Ihnen eine Enthüllung machen muß, die Sie vielleicht in Erstaunen setzen wird; sie ist aber in Wirklichkeit gar nicht so erstaunlich. Sehen Sie mal, ich habe Ihre Aufzeichnungen, im Vorbuch des Illiputaner, gelesen. Ich weiß, Buddensieck, Sie lieben Maria. Es wird Ihnen aber auch gewiß aufgefallen sein, daß das hübsche Köhlerkind meiner Tochter Christa so sprechend ähnlich sieht. Also, um es nun kurz herauszusagen: Maria und Christa sind Zwillinge! Sie brauchen nicht zu erschrecken, es ist alles so einfach wie nur möglich. Ich will Ihnen das in wenigen Worten erzählen. Wir selbst sind kinderlos, hatten aber keinen sehnlicheren Wunsch, als ein Kind zu besitzen, und beschloßen daher, ein solches Wesen an Kindesstatt anzunehmen. Um diese Zeit bekam die Köhlerfamilie draußen im Wald die beiden Kinder. Die Mutter starb, und als wir von dem Unglück hörten, beschloßen wir, eines der Kinder zu uns zu nehmen. Dieses Kind war Christa, die Heger, wie sie ihrer übermütigen Launen wegen überall heißt. Maria aber ist im Walde aufgewachsen und ist auch ein stilles Waldkind geblieben, das Sie sich hoffentlich bald nach Hause holen können. Das ist die Enthüllung, die ich Ihnen zu machen habe, und die Sie vielleicht im stillen schon geahnt haben. Ich habe auch Christa und Maria bereits aufgeklärt, denn einmal mußte es ja doch geschehen. Sie haben Großes geleistet, Hans Buddensieck, für das ich Ihnen immer danken werde.“

Direktor Graff streckte Buddensieck die Hand hin, und der schlug schweigend ein. Die Ereignisse der letzten Tage hatten sich so

gehäuft, daß er Zeit brauchte, sie alle zu verarbeiten. — — —

Mit einem seltenen Eifer durchstreifte der Geologe Doktor Olenström die Wälder und Felder von Hans Buddensiecks Heimat, mit allerlei Werkzeug und Meßinstrumenten bewaffnet. Er war ein Mensch, der nicht viele Worte machte, sondern schweigend, aber mit zäher Ausdauer auf sein Ziel losging. Mehrere Tage lang war er rastlos tätig, dann kam er zu Hans Buddensieck, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sprach trocken und sachlich: „Buddensieck, ich habe Ihren goldenen Herrgott gefunden! Meine Vermutung, die ich Ihnen vor einiger Zeit in Stockholm mitteilte, hat sich glänzend bestätigt. Wir haben hier eine ungeheuer reiche Tonader, und zwar ist es Ton von allerbesten Qualität. Die Erde unter uns birgt Millionen!“

Hans Buddensieck fuhr der Schreck durch alle Glieder. „Das also ist der goldene Herrgott, von dem hier die Sage geht?“

Olenström nickte mit dem Kopf und lächelte. „Ja, das ist der goldene Herrgott! Es geschehen unbegreifliche Dinge auf Erden, aber wir nüchternen Verstandesmenschen wollen es oft nicht glauben.“

„Ja, so ist es! Mir fällt auch jener merkwürdige Traum ein, den Maria hatte, und von dem ich schon zu Ihnen sprach. Steht er nicht in rätselhaftem Zusammenhang mit all diesen unbegreiflichen Dingen?“

„Jedenfalls. Denken Sie an Ihr merkwürdiges Amulett! Der Tod verrät kein Geheimnis mehr! Möglicherweise, daß ein Mensch genau um dieses Geheimnis gewußt hat und es mit hinüber ins Grab nahm. Vielleicht war es jenes alte Zigeunerweib, das kurz vor ihrem Tod den Spruch in das goldene Amulett eintrug und sich dann sterbend in die verborgene Höhle verkroch, wo Sie das zusammengekauerte Skelett aufgefunden haben. Auch das Gläslein Marias, das den gleichen Ton enthält, scheint aus jener Zeit zu stammen, die gewiß schon Jahrhunderte zurückliegt. Die klare Lösung dieser höchst seltsamen Geschichte vom goldenen Herrgott wird wohl nie ans Tageslicht kommen. Ich habe mir die Sache übrigens schon längst überlegt und bin auch zu einem Vorschlag gekommen, den ich Sie natürlich vorerst geheimzuhalten bitte. Auf jeden Fall versprechen die reichen Tonlager dieser Gegend großen Gewinn und müssen ausgebeutet werden. Um sie ausbeuten zu können, brau-

chen wir kapitalkräftige Leute. Solche Leute sind vorhanden. Ich nenne Direktor Graß, Oßlenborg und Doktor Eljestrals. Auch meine Wenigkeit würde sich beteiligen. Ich habe folgenden Plan: Wenn das nötige Kapital zur Verfügung steht, muß das Gelände angekauft werden, durch das sich die Tonader zieht, die noch genau festzustellen ist. Die Verkäufer der Ländereien dürfen von unseren Absichten nichts wissen, sonst würden sie unerlöschliche Preise verlangen. Wenn das Gelände gekauft ist, wird eine Gesellschaft auf Aktien gegründet und sofort mit dem Abbau begonnen. So wird der goldene Herrgott nicht nur uns, sondern dem ganzen Lande Nutzen bringen. Was halten Sie von meinem Plan?“

„Ich bin noch zu überrascht, um das alles in der Geschwindigkeit durchdenken zu können; aber ich kann an dieses große Glück vorerst noch gar nicht glauben.“

„Glauben Sie getrost daran! In einigen Monaten kann die Geschichte schon im Betrieb sein. Sie werden technischer und Ugelrad wird kaufmännischer Direktor. Das ist für Sie eine glänzende Stellung; denn mit der Fliegerei müssen Sie ja allmählich doch aufhören. Das hält man nur einige Jahre



Durch die Fliegermesse schallte ein Hoch auf Deutschland.

aus, aber dann muß man es verstehen, zur rechten Zeit wieder Freundschaft mit dem lieben Erdboden zu schließen. Ich muß nun wissen, sind Sie im großen ganzen mit meinem Plan einverstanden?"

Hans drückte dem schwedischen Freunde warm die Hand. „Ich danke Ihnen für alles, Doktor; ersparen Sie mir alle weiteren Worte. Selbstverständlich bin ich . . .“

„Also gut!“ fuhr Olenström abwendend fort. „Wir alle sind keine Menschen, die viele Worte machen. Ich reise nach Schweden ab. Zuvor haben wir eine Besprechung mit Direktor Grahs, und dann werde ich sofort nach Stockholm zurückkehren und Liljestrale und Gyllenborg in die Sache einweihen. Abgemacht!“

Am anderen Tage reiste Doktor Olenström ab. Hans Buddensied und Maria brachten ihn zur Bahn. Lange noch standen sie in der Bahnhofshalle, als der Zug schon längst verschwunden war.

Buddensied & Agelrad.
Tonwerke = Aktien = Gesellschaft.

Ein Jahr nach diesen Ereignissen wurde handelsgerichtlich eingetragen die Firma: „Buddensied & Agelrad. Tonwerke-Aktien-Gesellschaft.“

Die Tonlager erwiesen sich als äußerst ergiebig, und es stellte sich heraus, daß nicht nur eine, sondern mehrere starke Adern vorhanden waren, deren gesamter Abbau Jahr-

zehnte hinaus währen würde. — Die ersten Tonzüge kamen aus den Gruben, die allerorten entstanden; ein neues Leben machte sich in der Gegend breit, die bisher nur vom Staub der Eisenerze und vom Dunst der Hochöfen erfüllt war. Das Land stieg im Preise, und alle Grundbesitzer machten im geheimen Bohrvoruche, um festzustellen, ob ihre Wiesen und Acker Ton enthielten. Der goldene Herrgott war auferstanden. —

Bald darauf wurde in der hübschen Villa, die am Rande des Waldes entstanden war, eine fröhliche Doppelhochzeit gefeiert: Direktor Kurt Agelrad vermählte sich mit der Hexe Christa und Direktor Hans Buddensied mit Maria. Das wurde ein großes Fest, bei dem alle Erinnerungen aufs neue aufgefrißt wurden.

Zu dem frohen Tage kamen auch die schwedischen Aktionäre der Firma: Niels Gyllenborg, Doktor Liljestrale und Doktor Olenström. Auch Herr Hopfensig fehlte nicht. Er hatte eine eigene Hochzeitsgitarre anfertigen lassen und behauptete, man solle ihm jeden Stockzahn einzeln ziehen, wenn er nicht die ausgefruchteten Savannablätter dazu genommen hätte.

Der Tag verfloß in reiner Freude, und bis in die tiefe Nacht saßen sie beim Klang der Gläser zusammen und erzählten von vergangenen Erlebnissen und Abenteuern.

Ende.

Die billige Kuh



Einige Minuten vom Dorf entfernt stand das Wirtshaus „Zum alten ehrlichen Lehmann“. Alt war Vater Lehmann. Und daß seine Ehrlichkeit schwarz auf weiß auf seinem

Schilder bestätigt wurde, war recht gut; denn sonst hätte man gar zu wenig davon gemerkt, bei ihm selbst wie auch bei seinem Sohne.

Eines Tages kam Lehmanns Sohn ganz aufgeregt daher, sah sich um, ob auch keine Gäste da waren, und sagte: „Vater, wenn du es schlau anfängst, kannst du billig zu einer Kuh kommen.“ — „Wär' mir schon recht,“

meinte der Alte. — „Also höre,“ fuhr der Sohn fort. „Es wird gleich ein Wanderbursche vorüberkommen mit einer Kuh. Den rufe an und biete ihm acht Taler. Er wird dir die Kuh lassen, denn er hat sie gestohlen und wird froh sein, wenn er sie los wird. Er hat's mir verraten.“ — „Ist die Kuh denn aber auch etwas wert?“ fragte der alte, ehrliche Lehmann. — „Würde ich sonst sagen, du sollst sie kaufen? Sieht fast aus wie unsere Kuh, nur etwas kleiner. Ich gehe ins Haus, daß der Bursche mich nicht sieht.“ Der Alte war einverstanden.

Nun hatte aber auf der andern Seite der



Jackie Coogan, der kleine Filmschauspieler, und Benny Leonard, der Boxweltmeister

Im Kino sind doch die meisten von euch sicherlich schon gewesen. Und wer hätte da Jackie Coogan, den kleinen, berühmten Filmschauspieler, nicht schon gesehen, der einst im Eisenbahnzug, in der vierten Klasse, von dem vielgeliebten Charlie Chaplin entdeckt und für das Kino herangezogen wurde? Er ist sehr püsig, der kleine Jackie, und neulich hat er mir nebenstehende Photographie gesandt, auf der ihn mit dem Boxweltmeister Benny Leonard zusammen steht. Jackie schrieb zu dem Bild, daß er mit Benny scharf gekämpft, und ihn geschlagen hätte. (Im Vertrauen gesagt: Ich glaube, kleiner Jackie kann ebenso gut schwindeln, wie er Schauspielern kann.)

Fridolin.



Holzwand ein armer Handwerksbursche gegessen. Der hatte alles mit angehört. „Ei,“ dachte er, „wenn ihr gestohlene Rüsse kaufen wollt, so kann uns allen geholfen werden.“ Sacht stand er auf und ging zu dem eingeregneten Grasplatz hinter dem Wirtshaus, wo des Wirtes brave Kuh friedlich weidete. Schnell hatte er sie vom Pflock losgemacht und führte sie mit freundlichem Zureden in einem kleinen Bogen auf die Landstraße und am Wirtshaus vorbei. „Holla,“ rief Vater Lehmann, „verkaufst du die Kuh? Ich gebe dir acht Taler dafür.“ — „Ist das nicht ein bißchen wenig für das schöne Tier?“ fragte der Handwerksbursche. Der Wirt aber rief: „I du Galgenvogel, sei froh, wenn ich dir acht Taler gebe und nicht weiter frage, wie

du zu der Kuh gekommen bist. Auf redliche Weise doch sicher nicht.“ — „Könnt' schon sein,“ meinte der Handwerksbursche. „Nun, dann gebt mir schnell das Geld, ich hab's eilig.“ — „Will's glauben,“ sagte der Alte und gab ihm die acht Taler — es war aber ein falscher darunter, das wußte er wohl. Der Handwerksbursche steckte das Geld weg und war schnell im Walde verschwunden. Der alte Lehmann aber dachte: „Sie ist wirklich unserer Kuh sehr ähnlich, bloß größer.“ Als man dann aber die Kuh auf den Grasplatz führte, um sie mit der andern zu vergleichen, da

machte man dünnere Gesichter als alle Rüsse der Welt. Die Kuh jedoch tat das Klügste, was sie tun konnte: sie ging in ihr Gehege und fraß weiter.

Else Werkmeister.





Zuerst zeichnet er natürlich, was er am besten kennt, nämlich den Onkel Toldi und den guten Fridolin. Da braucht er sich gar nicht weiter anzu-
strengen. Er setzt an, und zeichnet, schwapp, mit einem Strich und ohne abzusehen die beiden hin, daß gleich jeder sie wieder erkennt. Ihr kennt ja nun auch den Onkel Toldi und den Fridolin sehr gut.



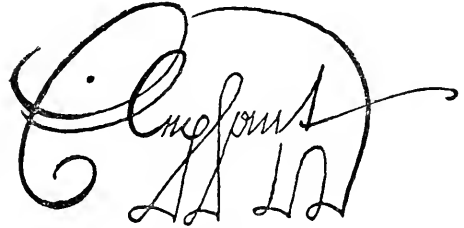
Ob es euch aber gelingen wird, ihre Bilder ebenso ähnlich und nur mit einem einzigen Strich zu zeichnen, das weiß ich denn doch nicht. Versucht's mal!



Aber auch Tiere kann Onkel Otto zeichnen. Hierbei ist er allerdings nicht ganz sicher, ob man sie auch richtig wiedererkennt, und darum hat er die Bilder so eingerichtet, daß in jeder Zeichnung der Name

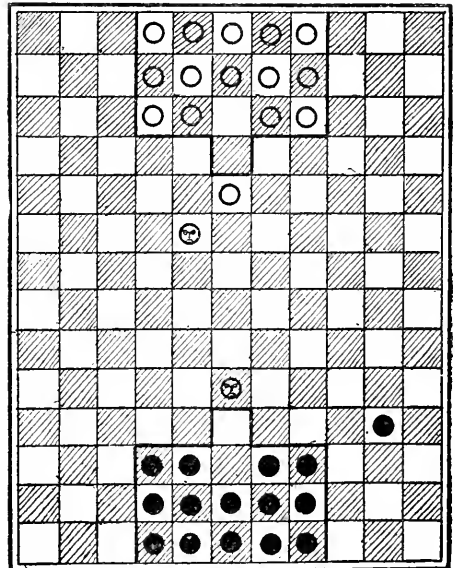


des Tieres in Buchstaben zu lesen steht. Den Hahn hat er übrigens auch in einem einzigen Strich gezeichnet, bei der Maus braucht man bloß die Beine einzeln anzusehen, und beim Elephanten und dem Storch probiert euch nur selber aus, wieviel Striche man braucht. Ich werde es euch keinesfalls verraten. Es sind nämlich drei.



Fridolins Spielecke

Für meine Freunde, die die „Fridolin-Spiele in der Tüte“ haben, gebe ich hier folgende Wu-Pu-Aufgabe: Schwarz ist am Zuge. Wie verhindert er, daß der Gegner mit dem nächsten Zuge dadurch gewinnt, daß er seinen Mandarinen ins Lager setzt?



(Siehe obenstehende Aufgabe.)

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

chel — ce — ci — ham — ham — hek —
ka — ka — let — lif — liv — man — med —
mo — mor — ne — o — o — ra — ri —
ro — sa — tar — tel — ter — um — ur —
sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
und Endbuchstaben, beide von oben nach
unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Tragödie von
Shakespeare, 2. Farbbezeichnung, 3. römischer
Redner, 4. Landmaß, 5. Prophet, 6. Gefäß,
7. Tierbehälter, 8. orientalischer Fürstentitel,
9. Stadt in Japan, 10. Kleidungsstück, 11. Pilz,

Buchstabenrätsel.

Mit „L“ ist es ein Tier und auch ein Leucht-
gerät,

Von „P“, dem Sportsmann, im „Fridolin“
lgar oft was steht.

Das Zauberwort.

Mit „L“ braucht es die Köchin oft,
Mit „P“ dient es dem Maurersmann,
Mit „S“ erbrochen ist es oft.
Dem „R“ vertraut dein Haus du an,
Und willst du selbst dich mal befeh'n,
Sag', was muß da am Anfang steh'n?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 14.

Verwandelte Blätter: Buche — Buch

Wie heißt's: Leo — Del

Wer rät's? Huhn, Hahn.

Der 1—2—3-Vogel: Grasmücke.

Fridolins Lachkabinett



Zwei Stadtkinder, die aufs Land geschickt
worden sind, sehen hier zum erstenmal Kühe
und bekommen frische Milch zu trinken, die
sie bisher immer nur kondensiert, aus Büchsen
kennen. Eines Tages kommen sie an einem
Misthaufen vorbei. Wie sie auf diesem eine
Menge Blechbüchsen sehen, ruft der eine:
„Sieh mal, Willi, hier ist ein Kuhnest!“

*

„Na, Karl, is doch!“

„Ich esse ja.“

„Nein, du isst nicht, — du frisst.“

*



Frau Schulze: „Sagen Sie, Frau Müller,
ist Ihr neues Mädchen, die Flora, sehr flink?“

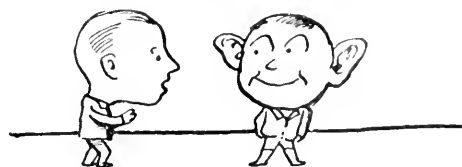
Frau Müller: „Ich sage Ihnen! Wenn
ich nur Flo — sage, springt sie schon.“

Werner: „Siehst du, Mutter, das ist dir
ganz recht, daß du mich gebadet hast; jetzt
ist das große Loch im schwarzen Strumpf
wieder zu sehen!“ —

*

Viehändler Pongraz telegraphiert seiner
Frau: „Da der Zug keine Ochsen mitnimmt,
komme ich erst morgen.“

*



Mag: „Sag' mal, find dir deine abstehen-
den Efelsohren nicht unangenehm?“

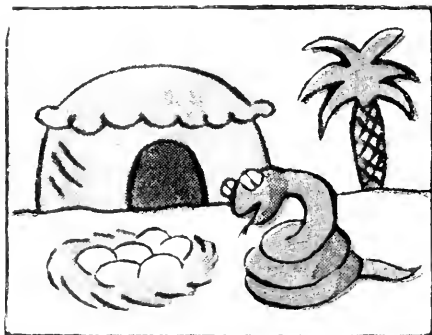
Moritz: „Ja, gar nicht, nur daß mich jeder
dämliche Affe danach fragt, stört ein bißchen.“

*

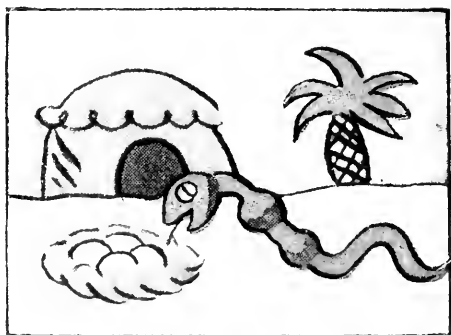
Freunde, falls diejenigen von euch, die bei
der Post abonniert sind, die Bestellung für den
nächsten Monat noch nicht erneuert haben,
bitte ich sie dringend, es noch heute zu tun,
weil sonst mit Störungen in der regelmässigen
Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es
genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mit-
gegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch
bestelle ich für den Monat Mai den „Feiteren
Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

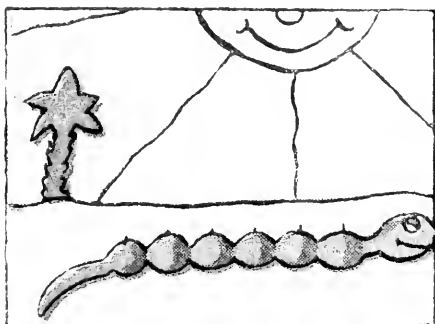
Eine furchtbare Schlangen-Geschichte



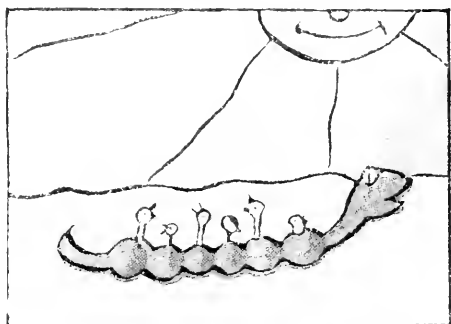
Die gleichnerische Klapperschlange
Betrachtet sich das Nest recht lange
Und denkt in ihrem Schlangensinn:
Wer legte wohl die Eier hin?



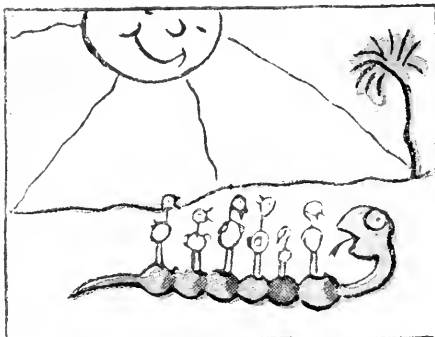
Doch schließlich ist es ihr egal:
Sie schaut ein leck'res Mittagmahl
Und rollt mit sichtlichem Behagen
Zwei Eier in den Schlangensmagen.



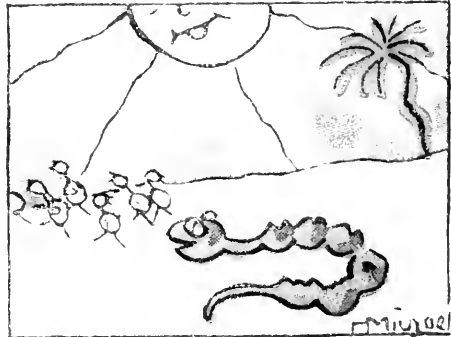
Gefräßig ist so ein Reptil!
Sechs Eier sind ein bißchen viel.
Drum hält sie ihre Mittagsruh,
Die Sonne sieht belustigt zu.



Und sprengt mit ihren heißen Strahlen
Auf einmal alle Eierschalen:
Sechs Häute mit sechs kleinen Köpfen
Erheben sich, um Luft zu schöpfen.



Sechs kleine Rücken schauen munter
Auf ihre Pflegemutter runter.
Die sieht betommen die Vermehrung
Und denkt: Da ha'm wir die Bejcherung.



Ein jedes Rücken, Stück für Stück,
Läßt seine Schalen leer zurück.
Da kauft der Schlange Mittagbrot!
Und die Frau Sonne lacht sich tot.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR

In diesem Heft.

Wie man sich
einen

**Radio=
Apparat baut!**

ITEUER

Beginn der neuen großen
Erzählung „Wie Nino
ein großer Staats-
mann wurde“



Lawley

„Ein Krokodil, ein Krokodil!“ schrien die Jungen, während der Bademeister mit Aufgebot aller Kräfte auf das Untier einschlug. (Zu der lustigen Erzählung auf S. 2: „Rette sich, wer kann!“)



Rette sich, wer kann!

Eine lustige Geschichte,
Wilhelm Raabe nacherzählt.

Heute war Mittwoch. Schulfreier Nachmittag. Schon am Morgen hatte man die Schwimmhose unter dem Anzug angezogen, damit es nachher recht fix ging. Wer zuerst im Wasser war, durfte zuerst auf den Holzblock. Auf den schönen, braunen Holzblock, der immer unter einem wegrutschte, wenn man sich rittlings draufsetzen wollte. Und auf welchen Bademeister Frize ganz besonders stolz war. Der Frize war ein Kerl! Die Jungen liebten ihn heiß. Besaß er doch die schönste Badeanstalt an der ganzen Spree, und Berlinisch konnte der und Weidenpfeifen schneiden! Na, einfach großartig. Dafür blühte auch sein Geschäft. Jeder echte Junge mußte bei Frize baden gehen, sonst zählte er nicht mit. Zu Frides Lieblingen gerechnet zu werden, war so viel wie glücklicher Besitzer von griechischen und lateinischen Schmuckzetteln zu sein und kam direkt nach einer Eins im Turnen. Bis — — Ja, das ging so zu.

Eines Tages hatte der Frize den Werner Siebenkäs wahninnig angebrüllt, weil er den kleinen Peter Altschüler immer wieder unter Wasser tauchte, obwohl der schon keine Puste mehr bekam. Und hatte ihn einen ehelosen Schurken genannt. Und wie das nun einmal so ist, konnte der Werner das nicht auf sich sitzen lassen, und er schwor ihm furchtbare Rache.

Als wieder einmal die Schwimmanstalt gestopft voll war, sprang Werner plötzlich aus dem Wasser, war leichenblaß und schrie: „Ein Krokodil, ein Krokodil! — Es hat mich, es hat mich!“ und flüchtete in seine Kabine. Nun ist es ja eine bekannte Tatsache, wenn einer irgendein noch so unsinniges Gerücht aufbringt, glauben es die andern allmählich auch. Die mutigsten Jungen blieben zwar zunächst im Wasser, doch als auch sie so etwas Wertwürdiges zu spüren glaubten, gab es kein Halten mehr.

Am nächsten Tag wiederholte sich das Schauspiel. Ein paar Knaben waren überhaupt von vornherein fortgeblieben. Ein Krokodil? Nicht in die kalte Reissuppe!

Bademeister Frize war außer sich. Immer weniger ging das Geschäft. Immer seltener getraute sich einer in sein Krokodilwasser. Immer bedenklicher stopfte er seine liebe, getreue Pfeife. „Da soll mich doch gleich man der —“ tönte es immer brummiger aus seinem berühmten Barre. Ein Krokodil in seiner Spree? Ausgeschlossen. Das war ein Schabernack. Ein hundsgemeiner Schabernack. Aber von dieser Erkenntnis kamen seine Badegäste nicht wieder. Da mußte er selbst auf Abhilfe finnen.

Am einem der nächsten Sonnabendnachmittage hatten sich ein paar ganz vereinzelt Schwimmer eingefunden. Als so fünfzehn zusammen waren, verschwand unser Frize auf einen Augenblick. Fünf Minuten darauf gellte ein Schrei: „Da ist es, da ist es! Es beißt, es beißt!“ Und ein Riesenrachen wurde sichtbar. Die Jungen stürzten aus dem Wasser. Frize aber sprach kein Wort. Er

krempelte seine Hosen auf, ergriff ein schon vorbereitetes Ruder und schlug darauf los, daß es eine Freude war, zerrte es ans Land und schlug noch einmal. Da fiel es auf den Rücken. Befriedigt steckte Bademeister Frihe das Krokodil nun unter seinen Arm. Es war manjetot. Kein Zweifel. Die Jungen hatten es alle gesehen, und befreit atmeten sie auf. Frihes Ehre war gerettet, und man konnte wieder bei ihm baden.

Am Abend desselben Tages fand ein gemüthliches Nachtesseß beim Apotheker Giftschulzen statt. Bademeister Frihe mußte ihm wieder und immer wieder versichern, daß er es „einfach schnieke“ angestellt habe. Das Krokodil sei im richtigen Moment auf das Land gekommen und auf den Rücken gefallen. Die Drähte, an denen es angebunden war, hätten geradezu glänzend funktioniert. Frihes Frau hatte von der Rabine aus gezogen.

Und bewundernd glitt Frihes Blick über das Krokodil, das wieder sanft und friedlich über dem Ladentisch hing. Es war doch gut, wenn man einen Apotheker als Freund und dieser ein ausgestopftes Krokodil besitzt!

Von diesem Tage an fanden sich alle Schuljungen der ganzen Umgegend wieder bei Frihe ein. Der schmunzelte vergnügt und versicherte jedem, daß das fürchterliche Krokodil nun wirklich und wahrhaftig tot sei. Es sei endgültig das letzte Krokodil in der Spree gewesen! —

Und die Kinder, die zu dem Apotheker Giftschulzen gingen, starrten ängstlich beklommen und ein wenig bewundernd zu dem Krokodil, das an der Decke baumelte. Es hatte ja zwar immer dort gehangen, aber entdeckt hatte man es erst nach Frihens Heldentat, nach seinem Siege über das letzte Krokodil in der Spree.



Bewundernd und etwas beklommen blickten die Kinder, die zu dem Apotheker Giftschulzen kamen, auf das Krokodil. Das letzte Krokodil der Spree.

TIER SCHICKSAL



Seht euch nur die Bilder an und versucht einmal, darüber nachzudenken: Das Zebra, das auf den Hinterbeinen tanzen soll, den armen Tanzbären am Tisch mit der Flasche, das Kaninchen, das man in seine eigenen Löffel beinahe einwickeln könnte, und nun gar den Elefanten, der auf dem Kopf stehen muß! Wie findet ihr das? Ich finde die Bilder durchaus nicht lustig.

Sie erinnern mich an ein Erlebnis, das mich traurig stimmte. Ich war einmal in

einem Variététheater, und auf dem Programm stand unter anderm: Nummer 3: Polly, das Wunderpferd! Herrlicher Dressurakt! Noch nie da gewesen! Es war ein kleines Pony, braun und weiß gefleckt wie eine halbreiße Kastanie, ein netter, lieber Kerl. Aber der Dressurakt war nichts weniger als herrlich. Wie hübsch wäre es gewesen, hätte man das Pony nach Herzenslust traben und galoppieren und springen oder einen kleinen Jungen auf ihm reiten lassen. Es hätte den Zuschauern und dem Pony Spaß gemacht; das sah man ihm an. Nur der Dresseur sah es ihm offenbar nicht an, denn er verlangte von dem armen Tier, daß es auf den Hinterbeinen über Hürden sprang, auf eine Trommel kletterte und die Trommel auf der Bühne herumrollte. Was es wohl da oben auf der Trommel fühlte! Ich konnte es nicht mehr mit ansehen und ging fort. —

Betrachtet euch den Elefanten, der auf dem Kopf stehen soll! Kann einem solch ein Anblick gefallen, wenn man Tiere liebt? Und das Zebra, ein Kind der weiten freien Steppe! Der arme Bär wurde vielleicht in einer dunklen Höhle im Walde geboren, und ein böses Schicksal hat ihn eines Tages in eine Falle treten lassen. Der kleine Löwe kam wahrscheinlich im Tiergarten zur Welt



Ein Opfer menschlicher Launen:

Ein Kaninchen, dem von seinen Züchtern unverhältnismäßig lange Ohren angezüchtet worden sind.



Eine merkwürdige Tischgesellschaft:

Glaubt ihr, daß der Bär und der kleine Löwe sich dabei wohl und glücklich fühlen?

und hat die Wüste und die Freiheit nie gesehen. Trotzdem empfindet er sein Leben als verloren. Es liegt im Blut. Der Löwe ist bestimmt, König der Wüste und der Tiere zu werden; nun muß er, der Abkömmling von Königen, mit einem kleinen Mädchen spielen, und später wird er in einen Käfig eingesperrt werden oder im Zirkus auf einem roten Schemelchen sitzen und vielleicht Kegel schießen müssen. Und das Kaninchen, das den „Ruhm“ hat, die längsten Löffel zu besitzen: Ob es sich aus dem „Ruhm“ etwas macht? Ich glaube, es empfindet die ihm künstlich angezüchteten Schlappohren als eine Last und eine Krankheit. Es sieht aus, als wäre es nur halb lebendig und könnte nur

mühsam kriechen. — Arme Tiere! Ihr Schicksal ist hart. Wenn die Menschen, denen sie in die Hände gefallen, auch glauben, sie zu lieben, treiben sie doch Unfug mit den Geschöpfen und meinen, die Tiere fühlen es nicht! Sie trügen ihr Schicksal leichter, weil sie „nur“ Tiere sind!

Seht euch einmal einen Löwen, einen Adler in seinem Käfig an, in dem er sein Leben verbringt. Seht seine Augen! Denkt euch einmal hinein in das Tier. Dann werdet ihr auch verstehen, warum ich die Bilder hier nicht lustig finden kann. Sie erzählen von Schicksalen, die traurig sind. Und man muß Achtung vor dem Schicksal haben, auch wenn es Bären-, Zebra- oder ein Kaninchenschicksal ist.



Ein Elefant, der – sicher nicht zu seiner Freude – auf dem Kopf stehen kann.

Wie baue ich mir ohne grosse Kosten einen guten Radioapparat?



Nächstehend findet ihr genaue Angaben darüber, wie man sich selbst ohne große Kosten einen Radioapparat bauen kann.

Im Ausland, namentlich in Amerika, hat heute beinahe jeder zweite Junge einen Radioapparat gebaut. Bei euch ist der Wunsch, mit einem selbstgebauten Empfänger Musik und Nachrichten auffangen zu können, ebenfalls sicherlich überall verbreitet. Das Unglück war nur: es war bisher verboten. Nun aber wird es erlaubt sein, sich einen Detektor-Empfänger zu bauen und eine Antenne zu ziehen. Die Reichstelegraphenverwaltung gestattet es gegen eine monatliche Gebühr von 2 Rentenmark. Der Detektorapparat ist der einfachste von den jetzt gebräuchlichen Radio-Empfängern. Seine Benutzung ist jedoch nur möglich, wenn man eine nicht zu kleine Antenne verwendet. Die Antenne ist ein Draht, den ihr am besten über den Hof oder Garten, vielleicht auch auf dem Dach des Hauses ausspannt und mit dem Detektorapparat verbinden müßt. Wie ihr seht, geht's bei der „Drahtlosen“ nicht ganz ohne Draht ab.

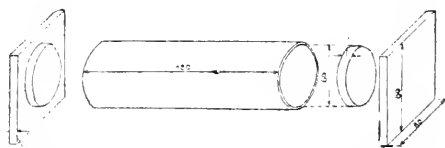
Heute beschreibe ich euch zunächst einmal, wie ihr euch den Detektorapparat bauen könnt. Der Bau ist nämlich viel einfacher, als es die meisten von euch sich vorstellen werden. Er besteht in der Hauptsache aus einer Spule (in unserem Falle einer drahtbewickelten Papprolle) und dem sogenannten Detektor (wörtlich: Entdecker-Detektiv), der nichts weiter ist als ein kleines Kristallstückchen, das von einer Metallspitze leicht be-

Eine Anleitung zum Bau eines
Radioapparates.

Von Walter Gerhards.

rührt wird. — Der Telephonhörer wird das einzige sein, außer einigen Schrauben usw., was ihr fertig kaufen müßt. Alles andere stellen wir uns selbst her.

Fangen wir mit dem Bau der Spule an! Wir nehmen eine Papprolle von 18 cm Länge und 6 cm Durchmesser und bewickeln sie mit Kupferdraht von $\frac{1}{2}$ mm Stärke. Dieser Kupferdraht muß „isoliert“ sein, d. h. besponnen (mit Seide oder Baumwolle) oder emailliert sein. Es ist darauf zu achten, daß die Bindungen beim Wickeln glatt und dicht nebeneinander liegen. Ihr braucht etwa 60 Meter dieses Drahts. Wir werden später alles, was zu unserem Empfangsapparat gehört, offen auf einem Grundbrett anbringen. Um unsere Spule nun auf diesem Grundbrett befestigen zu können, müssen wir zwei Seitenleiten aus Holz anfertigen. Wir machen sie quadratisch mit 8 cm Seitenlänge, etwa 6 mm

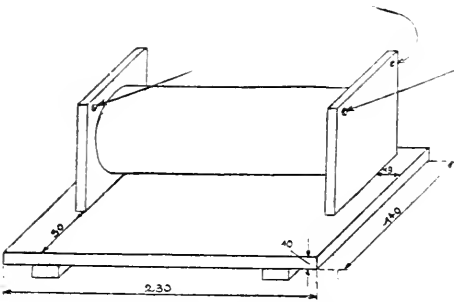


Die Papprolle, auf die der Draht gewickelt wird, und die beiden Holzscheiben und Brettchen, mit denen sie befestigt wird.

stark. Um nun unsere Spule mit den beiden Holzquadraten gut verbinden zu können, sägen wir uns mit der Laubjäge zwei kreisrunde, 1 cm starke Holzscheiben, die genau in die beiden Spulenöffnungen passen. Wir können sie leicht an die quadratischen Seitenbretter nageln und dann die Papprolle an die kreisförmigen Scheiben leimen. Die quadratischen Seitenbretter sind dann mit Holz-

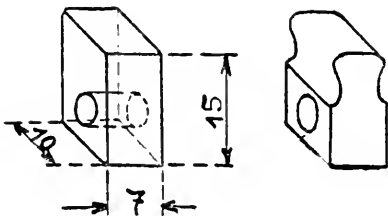
schrauben am Grundbrett (14 cm \times 23 cm groß, etwa 8 mm stark) zu befestigen. Das Grundbrett kann, wenn ihr es sehr schön haben wollt, vier Fußklöschchen bekommen. Jetzt sieht die Sache so aus:

Loch für eine Alemttschraube, mit der das Ende der Spulenwicklung verbunden wird.



Die Paprolle und die Brettchen auf dem Grundbrett des werdenden Detektorapparates.

Die Pfeile bezeichnen zwei Stellen in der Nähe der beiden oberen Ecken an den Seitenbrettern unserer Spule. An diesen Stellen bohrt ihr jetzt je ein 5 mm starkes Loch. Diese Löcher dienen zur Befestigung einer Stange oder „Echiene“, auf der späterhin ein sog. Schleifkontakt entlangleiten soll. Die „Echiene“ ist nichts weiter als ein dicker Eisendraht (oder Messingdraht) von 5 mm Stärke und 21 cm Länge. Beide Enden dieses Drahtstabes sind mit einem $1\frac{1}{2}$ cm langen Schraubengewinde zu versehen. Falls ihr kein Gewindefschneideisen dazu besigt, macht euch das jeder Schlosser.

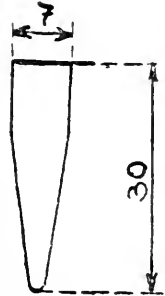


Der kleine Metallreiter, an dem der sogenannte Schleifkontakt befestigt wird.

Wer gut feilen kann, kann sich das obere Ende des Messingklöschchens griffartig zu feilen, es ist aber nicht unbedingt nötig.

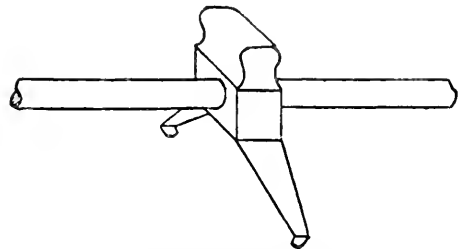
Jetzt geht es an die Herstellung des sogenannten „Schleifkontakts“. Ein Stückchen Messing von 15 mm Länge, 7 mm Dicke und 10 mm Breite bekommt an der in der Zeichnung angegebenen Stelle ein durchgehendes Loch von etwas mehr als 5 mm Weite, damit unsere Drahtstab-Echiene später leicht hindurchgeht.

Seid ihr soweit, dann schneidet ihr aus dünnem Messingblech (etwa 0,3 bis 0,5 mm Stärke) zwei Streifen in folgender Form:



Die Form der beiden Schleiffedern am Schleifkontakt.

Die Streifen werden nun mit ihrem 7 mm breiten Ende an das Klöschchen angelötet und, wie die Figur zeigt, gebogen; die etwas abgerundeten Enden der so gebildeten „Schleiffedern“ (oder der „Schleifkontakte“) sollen dann auf den Drahtwindungen der Spule entlanggleiten.



Wie der Schleifkontakt auf seiner Führungsechiene sitzen muß.

Nachdem wir nunmehr den Schleifkontakt auf die Achse, nämlich unsere Drahtstange, geschoben haben, wird diese durch außen aufgeschraubte Muttern an den Stützbretern der Spule befestigt.

Für diesmal genug! Gutes Gelingen! —

In der nächsten Nummer beschreibe ich die Fertigstellung des Detektors und des sogenannten Telephon-Kondensators.

Auch über die Herstellung der Antennen werde ich euch erzählen, und wenn ihr alles genau nach meiner Anweisung verfertigt, werdet ihr imstande sein, drahtlos zu hören, ohne euch einen teuren Apparat kaufen zu müssen.

Von Bruno S. Bürgel.

Die Natur ist eine Zauberin, und wer sie recht zu beobachten weiß, wird wunderfame Bilder schauen, die sie urplötzlich mit unsichtbarem Pinsel hinhaucht, und wird sie Märchen flüstern hören, die interessanter sind als jene aus „Tausend und einer Nacht“!

Einmal stand ich droben auf der Insel Rügen und schaute auf die blaugrüne See. Es war ein sehr heißer Tag; die Luft klimmerte wie über einem Kohlenfeuer.

Plötzlich sah ich in der Ferne eine seltsame Erscheinung! Da draußen liegt die Greifswalder Die, eine kleine Insel mit einem Leuchtturm, mit Ansiedlung und Baumbeständen. Sie war mit freiem Auge kaum noch sichtbar, aber seltsamerweise schwebte dicht über ihr ihr eigenes Spiegelbild in der Luft, noch dazu umgekehrt, genau so, als ob man über die Häuschen und Bäumchen, die ein Kind mit seiner Spielzeugschachtel aufbaut, einen Spiegel hält, und beides so von unten betrachtet, daß man Urbild und Spiegelbild gleichzeitig sehen kann. Im Zeißglas wurde das alles viel deutlicher; auch ein kleines Segelboot war erkennbar, und sein Spiegel-

bild fuhr droben in den Wolken, mit den Mastspitzen nach unten, langsam dahin.

Eine „Fata Morgana“, ein „Sehrab“, wie die Araber sagen, eine „Luftspiegelung“! Sie blieb wohl eine Viertelstunde lang erkennbar, dann löste sie sich in einen verwaschenen grauen Nebel auf und verschwand.

In den Wüsten- und Polargegenden sind solche Luftgespenster häufiger als bei uns. Als die Franzosen unter Napoleon in Ägypten Krieg führten, litten sie sehr unter Wassermangel. Da sahen die halbverfäulenden Truppen dann mitunter in der Ferne Palmen, die sich im Wasser spiegelten, und eilten mit letzter Kraft dorthin. Allein sie fanden, zusammenbrechend, nur die dürreren Palmen selbst; von Wasser war keine Spur. Das Spiegelbild war eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung.

Wie kommt eine solche Luftspiegelung zustande? Eine kleine Zeichnung erklärt das besser als tausend Worte! Betrachten wir die oben erwähnte Vortäuschung von Wasser in der Wüste. (Das Bild auf Seite 10 oben.) Von der fernen Palme P in unserer Figur



Eine Luftspiegelung, die an der Ostseeküste gesehen worden ist.

M-PATHE

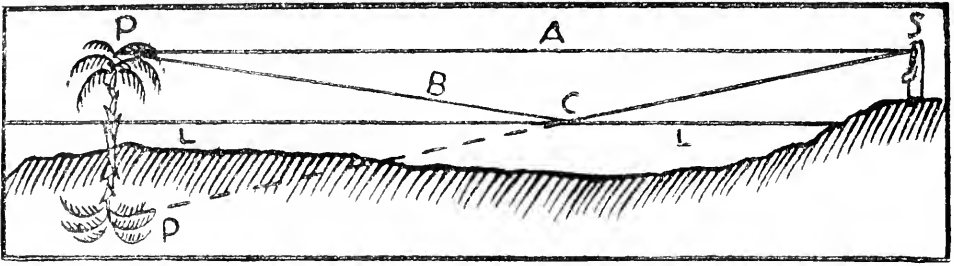


Wie das Brodengespöst entsteht: Die Sonnenstrahlen zeichnen die Gestalten der auf dem Brodengipfel Wandernden auf eine Nebelwand, wo die Schatten ungeheuer groß erscheinen.

gehen nach allen Seiten, noch oben und unten, Lichtstrahlen aus. Nur zwei dieser Strahlen sollen uns hier interessieren, der Strahl A und der Strahl B. Auf dem Hügel bei S steht ein Soldat. Der Strahl A gelangt auf direktem, gewöhnlichem Wege in sein Auge und macht ihm so die Palme wahrnehmbar. Anders der Strahl B. Die Sonne hat den Wüstenand erhitzt wie eine Ofenplatte. Dicht über dem Erdboden liegt also eine stark erhitzte Luftschicht, in unserer Figur durch den Streifen L L angedeutet. Der Lichtstrahl B trifft bei C auf die Schicht, geht nun aber nicht geradlinig weiter, sondern wird von der viel dünneren Luftschicht am Boden wie von einem Spiegel

nach oben zurückgeworfen, und gelangt so ebenfalls in das Auge des Mannes bei S. Dieser kann natürlich nicht wissen, daß jener Lichtstrahl unterwegs gebrochen wurde, nimmt vielmehr an, daß er wie alle andern geradlinig verläuft, und so scheint er ihm von D herzukommen, also von einer Stelle unterhalb der Palme. Er sieht durch A die Palme direkt, durch B C D die Palme umgekehrt gespiegelt, und kann nur annehmen, daß das Spiegelbild von einem Gewässer nahe der Palme herrührt.

Umgekehrt ist es mit unserer Luftspiegelung am Meer. Die Sonne hat die Luft so stark erhitzt, aber dicht über dem kühlen Wasser ist sie kälter und dichter. Die von



Wie eine Fata Morgana entsteht:

Schematische Darstellung einer Luftspiegelung, wie sie in den Wüsten oft gesehen wird.

der Insel nach dem Himmel zu geworfenen Lichtstrahlen werden jetzt von der Grenzfläche der oberen, heißen Luftschicht nach abwärts zurückgeworfen und kommen so in unser Auge. Wir aber glauben, sie kommen aus den Wolken, und verlegen nach dort das Spiegelbild der Insel und der Schiffe.

Ganz anders, wesentlich einfacher vor allem, ist es mit einem andern Luftgespenst bestellt. Gerade auf dem rauhen, abgelegenen Gipfel des Brodens wird diese Erscheinung öfter beobachtet, und sie führt deshalb auch den Namen „Brodengespenst“. Sehr leicht ist dieses auf den ersten Blick wohl verblüffende und erschreckende Gespensterbild zu erklären: In der kalten Höhe ziehen häufig feine Nebel, die jenseits der Brodentuppe wie eine hohe Wand stehen. Trotzdem kann am gegenüber-

liegenden Horizont die Sonne hell und klar aufgehen. Sie wirft dann den Schatten des Brodengipfels, des Brodenturmes und der da oben herumlaufenden Menschen auf diese Nebelwand. Wegen der sehr unsicheren Entfernungsschätzung eines solchen wallenden Nebelflors erscheinen uns dann die Schatten ins Ungeheuerliche vergrößert und schreckhaft.

Besonders erschreckt ist aber wohl der, der einsam im Gebirge bei Sonnenuntergang an Herbstabenden dahinwandelt, wenn ihm beim Herumbiegen um eine Felsenede plötzlich ein schwarzer, unsicher sich im Grau verlierender, ungeheurer Teufelskopf mit mächtigen Hörnern erscheint, der sich dann gottlob als der Schatten eines Ziegenkopfes auf emporsteigenden Nebeln erweist, hurtig hingemalt von der scheidenden Sonne.

Wie der kleine Niro ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

Freunde, heute bringe ich den Anfang der angekündigten, wundervollen Erzählung. Viel Vergnügen beim Lesen!

Fridolin.

Der Gehilfe des lahmen
Bortolo.

Inmitten der vom lauten Tagesgetriebe durchpulsten Weltstadt Rom hörte man einst zu allen Tages- und Jahreszeiten, in dem Lärm des Plages und dem Getriebe

der einmündenden Straßen und Gassen eine kleine, aber scharfe Knabenstimme rufen: „Il tempo nostro . . . tempo nostro (Unsere Zeit), ultima novità (Letzte Neuigkeit), tempo nostro, signori!“

Viele Hände griffen nach dem Zeitungsbblatt, das von unten her ein kleiner Arm emporreichte.

Das Gesicht des kleinen Zeitungsverkäufers war mager, sonnengebräunt, seine gro-

ßen, schwarzen Augen blühten ernst und aufmerksam.

Der kleine Zeitungsverkäufer Rino war natürlich nicht selbständig. Er war der Gehilfe des lahmen Bortolo, der sich Ninos junger Beine und frischer Stimme bediente, denn er selbst mit seinem Stelzfuß und seiner heiseren Stimme — heiser vom jahrzehntelangen Ausrufen der Zeitungen — brauchte eine Hilfe. An seiner Seite war stets Lampo, der weiße Spitzhund, wachsam und schnell wie der Blitz, von dem er auch den Namen hatte.

Bortolo hatte großes Vertrauen zu seinem kleinen Gehilfen Rino. Und wenn Rino seine Einnahmen an Soldistückchen abgelieferte, so bekam er außer seinem Tageslohn nicht selten einen Extrasoldo, damit er sich eine Orange oder einen süßen Wecken kaufen sollte.

Rino aber kaufte sich nie etwas.

Vor der Kirche Sant' Agnese, an der Westseite des großen Platzes, saß immer ein blinder Bettler. Er hieß Pietro, wurde aber von allen Leuten wegen seines hohen Alters Großvater genannt, und jeder war freundlich zu dem greisen „Nonno Pietro“, wie man ihn nannte.

Diesem armen Greis gab Rino oft seinen Extrasoldo. Oder er brachte ihn seiner Mutter. Das tat er ganz heimlich, denn der Vater nahm ihm sonst alles fort.

Ninos Vater war Schuster und sehr kränklich. Da mußten Frau und Kinder arbeiten. Ninos älteste Schwester Anetta, die schon zwölf Jahre alt war, arbeitete in der Spitzenfabrik eines Klosters. Ninos Bruder Tullio, elf Jahre alt, verkaufte während der Nacht Schwefelhölzer in den Karschhäusern.

Rino beneidete den Bruder ob seines nächtlichen Gewerbes. Er hätte auch gern nachts Geld verdient, anstatt zu schlafen, aber er mußte immer zeitig ins Bett, weil er be-

reits bei Tagesanbruch in der Druckerei sein mußte, um mit Bortolo die noch druckfertigen Zeitungen in Empfang zu nehmen. —

Rino überlegte hin und her. Er wünschte sehnlichst, reich zu werden . . . Sehr reich . . . Viele hundert Soldi möchte er haben. Dann wollte er viele, viele Bettler sättigen.

Er ballte die kleine Faust und beschloß in seinem Innern, ein reicher Mann zu werden.

Ein Kampf.

Rino wäre gern oft und regelmäßig zur Schule gegangen, aber ihm blieben selten ein paar Stunden dafür übrig. Nur Winters saß er öfters in der kalten Schultube bei dem Lehrer Signor Andolfi.

Ninos liebstes Lernfach war Schreiben. Er hatte noch wenig Übung und ärgerte sich selbst über seine schleisen, von Signor Andolfi mit Kopfschütteln betrachteten Buchstaben. So nahm Rino oft seine Tafel vor, wenn er frühmorgens auf dem Pflaster vor der Druckerei saß und übte sich im Schreiben. Besonders gern malte er hin: „Il tempo nostro . . . den Titel der Zeitung, die er tagtäglich verkaufte, und von der er noch nichts weiter wußte, als daß sie mit Signor Besaros großen, Tag und Nacht rumorenden Druckmaschinen gemacht wurde. —



Um die beiden kämpfenden Knaben hatte sich bald eine Menschenmenge versammelt, die die zwei immer mehr anfeuerte.

Eines schönen Frühlingstages stand Nino wieder an seinem Plage und rief: „Il tempo nostro, signori!“

Und alles war, wie es oft gewesen. Bis sich plötzlich etwas ereignete. Eine laute Stimme ließ sich vernehmen: „La vita nuova, signori!“

Nino horchte auf.

Lauter, schriller rief er: „Il tempo nostro . . .“

Sofort aber kam's, und zwar näher: „La vita nuova . . .“

Und Nino begriff: ein anderer Zeitungs-händler — ein Konkurrent!

Es dauerte auch nicht lange, und Nino erblickte ihn. Es war Giacomo, ein großer, schwarzer Junge, der eine rote Nelke am Hute trug. Es war Giacomo, Tullios Freund, der sonst an der Piazza Colonna seine Zeitungen feilbietet. Und da zog sich dem kleinen Nino das Herz zusammen.

Er sprang plötzlich an Giacomo heran und sagte beschlend: „Geh hier fort! Hier ist mein Platz!“

„So mache doch, daß du fort kommst, wenn ich dich störe, du Knirps!“ lachte Giacomo.

„Was — Knirps?“ schrie Nino wütend. Und sein Zeitungs Bündel hinwerfend, stürzte er sich auf den Feind, um auch diesem sein Bündel zu entreißen.

Und als ihm Giacomo höhnisch einen Puff versetzte, da hing sich Nino tagengleich an den großen Jungen und hämmerte mit seinen derben, kleinen Fäusten auf den Gegner ein.

Rings die Leute sahen, daß sich da eine Balgerei entspann. Und alle blieben stehen, denn dieses Volk liebt nichts mehr als Schau-stellungen, und jedermann hat Zeit dafür.

Die Teilnahme war bei dem Kleinen. Schon schrien die Zuschauer begeistert: „A basso il grandel“ Nieder mit dem Großen!

„Bravo, Kleiner; nicht loslassen, Kleiner!“

Es war wie beim Karneval, wenn sich die Gassenbuben in Roms Straßen um Drangen und Solbi balgten.

Nino aber sah den Augenblick voraus, in dem er unterliegen würde. Feuerrot im Gesicht, traten ihm die Augen schier aus dem Kopfe. In seiner Angst, denn Giacomo zerbrach ihm fast den Arm und loslassen wollte er absolut nicht, schrie er plötzlich: „Bortolo . . . Bortolo . . .“

Ein lautes Bellen erscholl.

Lampo ließ seinen Platz in Stich und kam Nino zu Hilfe. Mit wütendem Getöse fuhr der Hund an Giacomo empor. Da beschloß Giacomo, den Spaß zu enden. Er packte Nino und schleuderte ihn von sich — und schleuderte ihn unglücklicherweise und unbeabsichtigt gerade vor die Räder eines Autos, das langsam fahrend das Gedränge beiseite schob . . .

Bewußtlos blieb Nino liegen. Laut heulend stürzte Lampo auf ihn zu, ihn zu beschützen. Aber aus dem Auto stieg Signor Pesaro und rief den Hund zurück.

Lampo kannte Signor Pesaro und gehorchte.

Und da kam auch Bortolo angehumpelt, denn er hatte Lampos Gebell bis in seinen Winkel vernommen.

Still standen alle die bisher so lebhaft schreienden Menschen. Nur einige flüsterten: „Ist er wohl tot?“

Bortolo brach in lautes Jammern aus — unbemerkt schlich sich Giacomo davon.

Signor Pesaro aber neigte sich über das blasse Kind und hob es auf.

Vorsichtig nahm er es auf seine Arme und trug es über den Platz und in sein Haus.

Stefano, Stella, Mario.

Als Nino wieder die Augen aufschlug, glaubte er zu träumen. Er befand sich in einem schönen Raum mit glänzenden Möbeln und hohen, hellen Fenstern mit langen roten Sammetvorhängen. Er lag auf einem Ruhebett, und neben ihm saß Signor Pesaro, der sich bemühte, ihm süß duftenden Wein einzuschöpfen.

Auch Bortolos Stimme vernahm er wie aus weiter Ferne.

„Im Kampf um Ihre Zeitung, Signor Pesaro, hat sich der tapferere Junge zugrunde gerichtet und auch mich ruiniert!“ jammerte der Alte. „Was mache ich ohne meinen Nino? Einen solchen guten Gehilfen finde ich nicht mehr!“

„Er ist nicht zugrunde gerichtet, und Ihr seid nicht ruiniert!“ tröstete Signor Pesaro. „Ich verstehe mich auf die Sache. Der Kleine wird bald wieder munter sein . . . Ich bringe ihn jetzt zu seiner Mutter und werde sehen, was ich für den kleinen Helden tun kann.“

Fast zärtlich wie ein liebevoller Vater betrachtete Signor Pesaro den schlafenden Nino. Was war das für ein hübscher, strammer, kleiner Bursche!

Als Signor Pesarò eine Stunde später Nino zu seinen Eltern brachte, hatte er einen Plan gefaßt. Er sagte zu Ninos Mutter, die erschrocken ihren Liebling in die Arme schloß: „Ich glaube, Nino wäre ein guter Kamerad für meinen eigenen Sohn! Laßt ihn täglich in mein Haus kommen! Ich lasse ihn mit meinem Stefano unterrichten, und wenn er sich brav führt, so werde ich für seine Zukunft sorgen!“

Ninos Eltern stimmten zu. —

Als Nino einige Tage später das Haus Signor Pesaros betrat, war es ihm aber doch etwas ängstlich zu Mute.

Ganz starr blickte er auf die Bilder mit den großen Gestalten an den Wänden und auf die Sessel.

Dann aber erschrak er. Die große Tür hatte sich lautlos geöffnet, und eine Frau mit einer weißen Haube wie eine Nonne schob einen Stuhl auf Rädern herein. Und in dem Stuhl lag ein blasser Knabe — Stefano —, dessen Freund er jetzt werden sollte.

Stefano sah mit leuchtenden Augen dem neuen Kameraden entgegen. Das also war der mutige Junge, der auf dem Plage mit einem größeren Jungen gekämpft hatte?

Stefano sah in Nino einen Helden. Er streckte seine lange, bleiche Hand aus und sagte mit schwacher Stimme, aber sehr freundlich: „Willkommen, Nino . . . Ich freue mich, daß du bei mir sein willst!“

Nino regte sich nicht und gab keine Antwort, obwohl er an die Mahnung der Mutter dachte, höflich zu sein.

Da half die Frau mit der Nonnenhaube und führte Nino näher zu Stefano hin, der dem neuen Kameraden nun Viskuits anbot.

Nino sagte noch immer nichts.

„Willst du lieber meine Bücher lesen?“ fragte da Stefano wieder freundlich.

Nun nickte Nino rasch, obwohl er eigentlich keine Neigung hatte, die Bücher zu sehen.

Da erlebte er eine neue Ueberraschung: ein weißgekleideter Engel erschien.

Er kam mit kleinen Schritten unhörbar über den Teppich und blickte Nino mit großen, stannenden, blauen Augen an. Blonde Locken warfen einen ganz hellen Schein über das liebe Gesichtchen.

„Das ist Stella, meine kleine Schwester!“ sagte Stefano und zog das kleine Mädchlein

zu sich heran. „Nino, willst du ihr nicht die Hand geben?“

Nein, das wagte Nino gewiß nicht . . .

Aber es geschahen weiter seltsame Dinge. War da schon ein Engel erschienen, so sollte wohl auch der Teufel nicht fehlen.

Vor einem der Fenster war ein Balkon. Ueber dessen Brüstung schwang sich plötzlich eine dunkle, behebende Gestalt, schlank, mit vielen braunen Locken auf dem Kopfe. Ein schreckliches Gesicht mit großer, roter, heraushängender Zunge und hervortretenden, riesig großen Tieraugen und knallroten Backen flöste Entsetzen ein . . .

Der Teufel stieß ein Heulen aus, sprang ins Zimmer und warf die Maske ab. Ein schöner Knabe kam zum Vorschein, Mario dal Casto, Stefanos Vetter und seitheriger Spieltkamerad, der Sohn von Signor Pesaros früh verwitweter Schwester.

Mit einem höhnischen Lächeln betrachtete Mario Nino, dessen großen, braunen Rock und die derben Stiefel, und dann begann er die kleine Stella zu necken, bis sie weinte.

Es dauerte aber doch nur wenige Tage, und Nino faßte Vertrauen zu Stefano, und begann von seinem früheren Leben zu erzählen. Stefano horchte begierig. Er kannte gar nichts von der Welt da draußen.

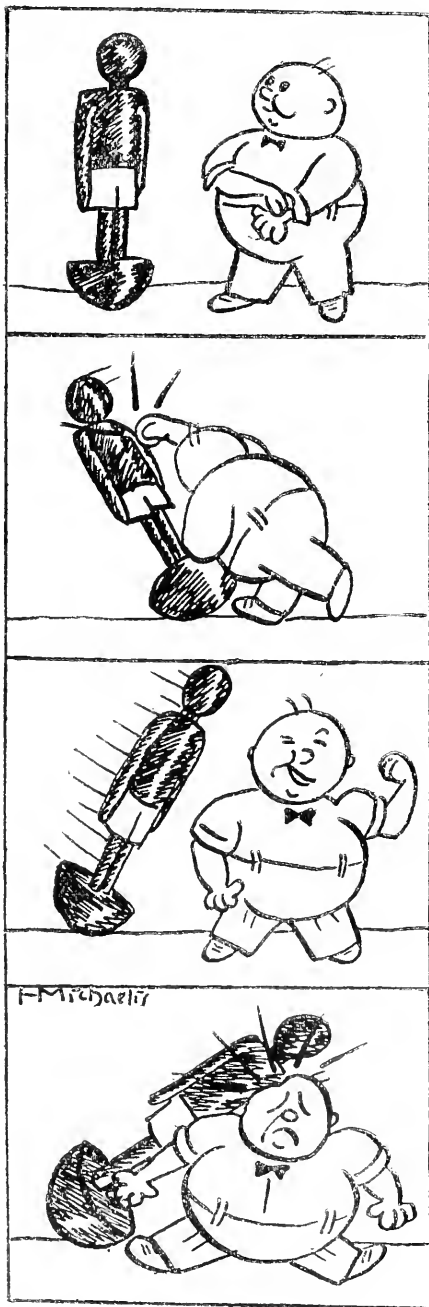
„Und Lampo hütet die Zeitungen?“ fragte er stannend. „Weißt du, Nino, ich werde meinen Babbo (Papa) bitten, daß er mich deinen Lampo und auch den blinden Nonno Pietro sehen läßt. Er wird mich im Auto hinfahren!“

(Fortsetzung folgt.)



Nino schien es, als träte ein kleiner Engel in das Zimmer.

Die „schlagfertige“ Vorpuppe



Zubiel verlangt

Der Komponist Meyerbeer hielt einmal selbst eine Probe zu seiner Oper „Der Prophet“ in Berlin ab. In einer Arie ist ein Paukenwirbel in piano, d. h. ganz leise auszuführen. Dem Komponisten war aber die Stelle nicht piano genug, er ließ daher mit dem Bemerken aufhören, die Pauken wären zu stark. Man fängt wieder an, nochmals läßt Meyerbeer aufhören und ruft: „Die Pauken viel mehr piano!“

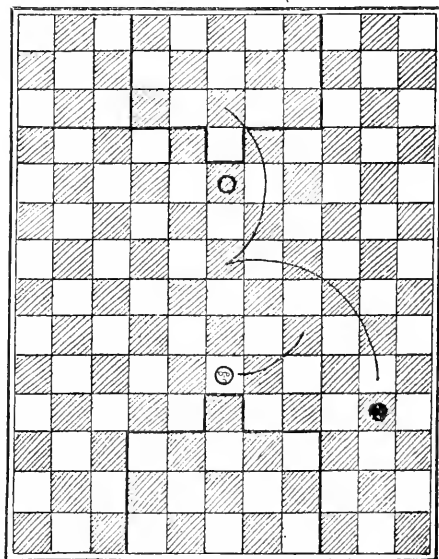
Da wird der alte Taufpate ärgerlich und nimmt sich vor, überhaupt nicht mehr zu schlagen. Wieder beginnt die Nummer, die Stelle kommt, unbeweglich ruhen die Schlägel auf der Pauke.

„Bravo,“ sagt Meyerbeer, „ganz gut, nur die Pauke immer noch ein klein wenig mehr piano!“

Fridolins Spielecke

Freunde, nachstehend findet ihr die Auflösung der Wu-Pu-Aufgabe aus der vorigen Nummer. Hoffentlich hat sie euch Spaß gemacht!

Fridolin.



Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — bel — del — di — die — gel — ger — graph — i — je — ka — le — ne — ne — ne — now — phin — pult — ra — sa — ta — te — ten — un — ve — vo — sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Wasserjungfrau, 2. Kasse, 3. Stadt an der Mündung der Oder, 4. Funtgerät, 5. Naturerscheinung, 6. Wurfmaschine im Altertum, 7. Vorstentier, 8. Stadt in Bosnien, 9. Nachrichtenübermittler, 10. Fisch.

Höchst sonderbar.

Der Bewohner bin ich jeder Stadt,
Und keine gibt's, die mich nicht hat;
Doch bin ich auch als Dichter bekannt
Im ganzen großen, deutschen Land.

Verwandlung.

Mit „M“ ein Tierchen, zierlich und klein,
Mit „S“ muß ich schon größer sein.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 15.

Silben-Rätsel:

„Hochmut kommt vor dem Fall.“

1. Hamlet, 2. Oliv, 3. Cicero, 4. Sektar,
5. Mohammed, 6. Urne, 7. Terrarium,
8. Kalif, 9. Djafa, 10. Mantel, 11. Morchel.

Buchstabenrätsel: Lampe, Pampe.

Das Zauberwort: Tiegel, Ziegel, Siegel,
Riegel, Spiegel.

Fridolins Lachkabinett



Fritz hat seine englischen Vokabeln nicht gelernt, und als ihn der Lehrer fragt, was englisch „Glocke“ heißt, weiß er es nicht. „Das weißt du nicht einmal?“ schreit ihn der Lehrer wütend an. „Bell!“

Fritz sieht den Lehrer ganz erstaunt an, und als dieser nochmals brüllt: „Bell!“, macht Fritz, so laut er kann: „Bau, wau!“ —

*



Heinz, der eine Gruppe Schwäne beobachtet: „Weißt du, Kurt, es muß doch ein erhabenes Gefühl sein, so den Tag über auf der Wasserfläche segeln zu können!“

Kurt: „Na, ich danke! So Tag für Tag mit dem Bauch auf dem kalten Wasser liegen!“

Lehrer: „Wer hat in der Schlacht bei Mantinea gesiegt, Müller?“

Müller: „Die Athener.“

Lehrer: „Da sieht man wieder, daß Sie den ganzen Peloponnesischen Krieg verschlafen haben!“

*



Vater: „Aber Junge, wie siehst du denn aus?“

Erwin, mit zerrissener Hose, zerichundenem Gesicht und blutender Nase: „Ich habe mit Ernst gewettet, daß er nicht imstande ist, mich auf den Schultern zum Heuboden hinauf zu tragen. Ich habe die Wette glänzend gewonnen.“

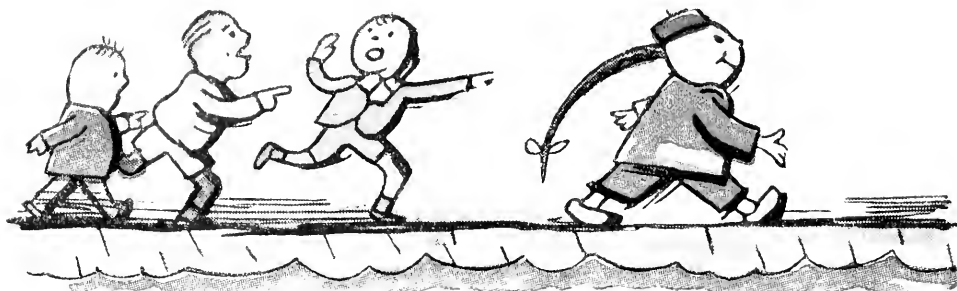
Echserfragen.

Woran erkennst du den Unterschied zwischen einer Kartoffel und einer Schwalbe?
— uagwag qig awuu ih' 'bajjzaj swa qun
— uagwag uoa sauja quwq aqal u' munnq

Wie liegt eine Kasse auf der Mauer?

— jzawq

Der brave Chinese



Drei Knaben hier, von schlimmen Sitten,
 Verspotten einen Sohn der Mitten.
 Der Pöpsl dünkt ihnen rein zum Piepen,
 Und sie versuchen, dran zu ziepen.

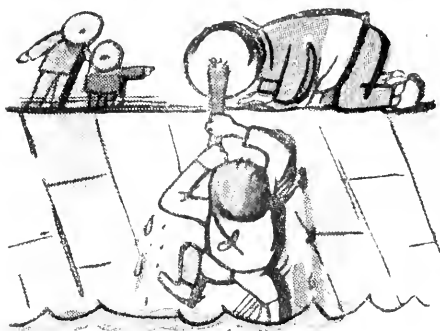
Der gelbe Mann, der kümmert sich
 Jedoch hierum nicht sonderlich,
 Er denkt sich nur: Ihr dummen Jungen,
 Verbrennt euch schon von selbst die Zungen.



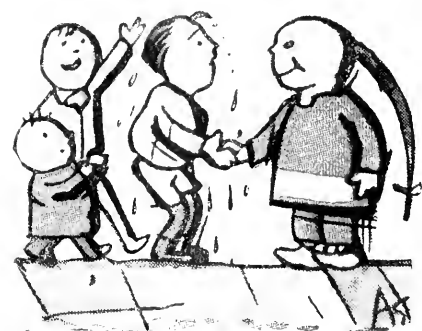
Und seht! Der eine kleine Mann
 Ging allzu nah ans Wasser ran.
 Ganz unversehens plumpst er 'rein;
 Die andern fangen an zu schrei'n.



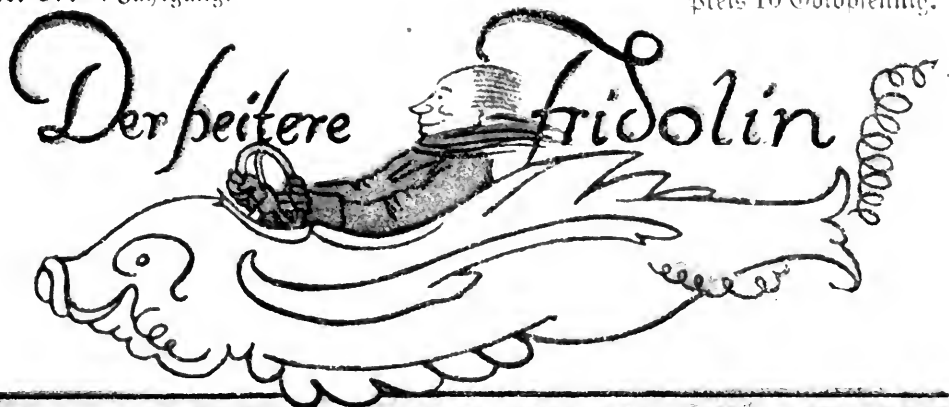
Da dreht sich um der Mann aus China
 Und denkt: ans Wasser soll man nie nah
 Und ohne achtzugeben geh'n,
 Ein Unglück ist gar schnell geseh'n.



Doch hilfreich ist des Pöpsl's Herz.
 Drum beugt er rasch sich niederwärts
 Und leiht sein Pöpschen her als Leine,
 Daß sich dran hochzieh'n kann der Kleine.



Danbar und naß klimmt der zu Rand
 Und drückt dem Chinamann die Hand,
 Und die Moral von der Geschicht':
 Man spotte der Chinesen nicht!



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Durch einen unglücklichen Zufall riß das Seil, und die tühnen Bergsteiger stürzten in die Tiefe.
(Zu dem Artikel auf Seite 2: „Die Eroberung des Matterhorns.“)

Die Eroberung des Matterhorns

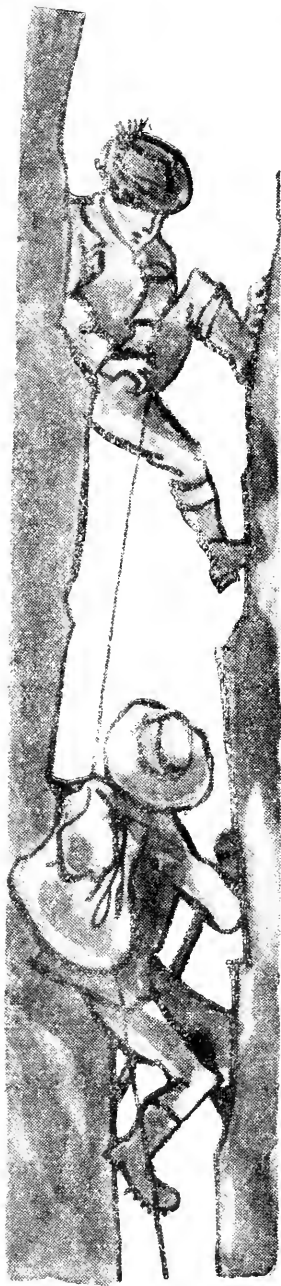
Wie der für unbesteigbar geltende Berggrieze bezwungen wurde.

Der 14. Juli 1865 brachte für die Bergsteiger ein großes Ereignis: An diesem Tage wurde das Matterhorn, einer der steilsten Alpenberge, erstiegen. Dabei wurde diese erste Besteigung des Matterhorns unter ungünstigen Umständen unternommen. Schon von Anfang an schien es, als ob kein guter Stern über dem Unternehmen schwebte. Kaum hatten sich die sieben Männer zusammengefunden und ihren Plan gefaßt, da kam die Nachricht, daß zur selben Zeit sich eine zweite Matterhornexpedition gebildet hatte, die die Erstigung von der italienischen Seite her unternehmen wollte. Und diese Expedition war bereits unterwegs, hatte Vorsprung! Es war zu befürchten, daß sie zuerst den Gipfel erreichte und den Sieg davontrug! Infolgedessen mußten die Vorbereitungen in Hast und Eile betrieben werden, und das rückte sich bitter: Von den sieben Männern, die die Besteigung unternahmen, kamen nur drei zurück.

Der Leiter der Expedition war Eduard Whymper, ein Engländer, der als einer der besten Bergsteiger galt und seit Jahren das Matterhorn förmlich belagert hielt. Seine Begleiter waren Lord Francis Douglas, Hadow und Hudson, kühne junge Leute gleich ihm. Weniger glücklich war die Wahl der drei Führer. Es waren dies der alte Peter Taugwalder mit seinem Sohn Peter und ein gewisser Michel Croz.

Zur Besteigung waren zwei Tage angesetzt worden, von denen der erste zum Aufstieg bis zu etwa 3300 m dienen sollte. Die letzten 1000 m des eigentlichen Kegels sollten am zweiten Tage genommen werden. Nach einem unruhigen Nachtlager in großer Höhe brachen die Bergsteiger in aller Frühe auf, um das Matterhorn zu bezwingen. Gegen 10 Uhr erreichte die Expedition die Stelle, die von Zermatt aus senkrecht, ja überhängend aussieht und dem Matterhorn den Ruf der Unbesteigbarkeit verschafft hatte. Die Männer schöpften Atem und betraten dann die Wand von ihrer Nordseite aus. Zu ihrer freudigen Ueberraschung hatte diese so drohende aussehende Fläche nur eine Neigung von etwa 40 Grad. Jedem tüchtigen Bergsteiger stand der Weg offen.

Allerdings zeigte sich jetzt das ungleiche Können der Teilnehmer. Der junge Hudson war der beste im Treffen, er bedurfte überhaupt keiner Hilfeleistung. Whymper mußte sich hie und da die Hand reichen lassen, und Hadow war ganz auf die Unterstützung der anderen angewiesen. Das war also der schwierigste Teil des Aufstiegs. Glücklicherweise war er von geringer Ausdehnung und wurde ohne Zwischenfall genommen. Die Expedition kam dann wieder auf Schnee und konnte nun den Gipfel des Matterhorns mühelos erklimmen. Und nun verschwand auch die letzte Sorge: die Italiener hatten die stolze Höhe noch nicht erreicht. Man sah sie sich in der Tiefe abmühen und gab ihnen durch Herabrollen schwerer Steine zu erkennen, daß sie zu spät gekommen waren. Der Jubel der Sieger war groß; sie pflanzten eine Fahnenstange auf und beglückwünschten einander. Herrlich war der Aus-





Die Eroberung des Matterhorns.

Die Bergsteiger entdeckten die italienische Expedition, die noch vor ihnen aufgebrochen war

blick; der Himmel war klar, und die Firne in der Runde zeigten sich in hüllenloser Herrlichkeit.

Nach einer Stunde wurde der Rückweg angetreten, nachdem genau besprochen worden war, in welcher Reihenfolge die Teilnehmer angeseilt werden sollten. Der Abstieg über die gefährliche Stelle begann. Whymper sprach davon, daß man das Seil um einen Felsen schlingen solle, unterließ es aber. Doch wurde mit größter Vorsicht vorgegangen. Stets durfte sich nur eine der sieben angeseil-

ten Personen bewegen und erst wenn diese festen Fuß gefaßt hatte, durfte der Nächste folgen.

In der Spitze des Zuges befand sich Croz, der sich dauernd mit Hadow beschäftigen mußte, weil dieser zu wenig sicher auf den Füßen war. An einer besonders schwierigen Stelle mußte nun Croz seine Beine niederlegen, um die Beine Hadows in die richtige Stellung zu bringen. Hierbei stürzte Hadow fiel auf Croz, der ebenfalls den Halt verlor, und riß auch, die beiden Nachfolgenden,

Hudson und Lord Douglas, mit sich. Als Croz im Fallen aufschrie, stemmten sich Whymper und die beiden Taugwalder sofort fest gegen die Felsen; es gab einen heftigen Ruck — das Seil war zwischen Lord Douglas und dem jungen Peter Taugwalder gerissen. Unbegreiflicherweise hatten sich die sieben Personen mit dem schwächsten der drei mitgenommenen Stride angeheftet.

Die Abgestürzten waren in der Tiefe verschwunden. Da packte die beiden Taugwalder die Angst. Der junge Peter wollte um keinen Preis weiter, und der Alte weinte wie ein Kind und schrie: „Wir sind verloren! Ich kann nicht mehr!“ Whymper hatte einen schweren Stand. Aber er bewahrte die englische Kaltblütigkeit, sprach den beiden Verzagten Mut zu, und mit Hilfe gründlicher

Seilsicherungen kam man endlich wieder auf Schnee und aus der Gefahrzone heraus. Von den Verunglückten war keine Spur zu entdecken; sie wurden bis auf Lord Douglas erst später tot aufgefunden.

Im Augenblick der Katastrophe hatte man im Monte-Rosa-Hotel geglaubt, eine Lawine wäre am Matterhorn niedergegangen. Die drei Geretteten aber, die erschüttert und erschöpft anlangten, erzählten von einer wunderbaren und überirdischen Erscheinung, die sie kurz nach dem Absturz ihrer Kameraden hatten: ein Regenbogen sei am Himmel erschienen, in dem zwei riesenhafte Kreuze standen. Langsam, allmählich sei das Zeichen aus dem Nebel getaucht und immer deutlicher geworden. — So endigte die Eroberung des Matterhorns.

Ein Schildkröten-Abenteuer

Von Karl Escher.

Auf einem Frachtdampfer, der eine Ladung nach Guayaquil in Ecuador brachte, erkrankte auf hoher See der zweite Steuermann am Fieber. Es war kein Arzt an Bord. Der Mann wurde immer schwächer und konnte sich schließlich kaum noch im Bett aufrichten. Er bat den Kapitän, man möchte ihn sobald als möglich an Land bringen. Der Kapitän versprach es ihm.

Kurz darauf kamen die Galapagosinseln in Sicht. Der Kapitän ließ auf das größte Eiland in der Gruppe, die Insel Albemarle, zuhalten und den kranken Steuermann in der Jolle an Land rudern. Auf der Rückreise sollte er hier wieder abgeholt werden.

Einladend sah die Insel nicht aus; sie bestand zum größten Teil aus Felsen, und mehrere Vulkane ragten über den spärlichen Palmen empor und rauchten wie

Fabriksschornsteine. Die Matrosen brachten ihren kranken Kameraden in das erste und letzte „Hotel“ auf der Insel, eine baufällige Bretterhütte, sorgten für das Notwendige und sagten ihm Lebewohl. Dann war der kranke Mann auf der Insel allein.

Das „Hotel“ bestand aus drei Räumlchen: aus einer Schenkstube, einer Dachkammer und einem Schuppen. In der Dachkammer hauste der Wirt, ein alter, schmieri-

ger Kerl. Blieb für den kranken Steuermann nur der Schuppen, und auch der war schon besetzt; ein Spanier wohnte darin. Aber der Spanier hatte nichts dagegen, daß der kranke Mann bei ihm einquartiert wurde. So wurde dem Steuermann ein Lager aus Stroh in der Scheune hergerichtet.

Einen merkwürdigen Beruf hatte der Spanier. Er war Schildkrötenfänger.



Langsam hob sich der Deckel der Kiste, und eine riesige Schildkröte wurde sichtbar.



Das Riesentier tappte weiter, und es schien dem Kranken, der sich nicht von der Stelle rühren konnte, als ob sich ein mächtiger Mühlstein auf ihn herabsenkte.

Immer wenn Ebbe war, ging er auf die Jagd. Es war kein Vergnügen, wenn man bedenkt, daß die Meeresschildkröten, die er fing, oft drei Zentner schwer waren. Gefährlich waren die Tiere ja nicht, und davonlaufen konnten sie auch nicht mehr, wenn sie einmal auf den Rücken gewälzt waren. Aber es gehörte Geduld dazu, die schweren Tiere vom Strand bis nach der Scheune zu schleppen, denn ein Zugtier war nirgends auf der Insel aufzutreiben. Mitunter brauchte der Spanier mehrere Tage, bis er ein besonders schweres Beutestück vom Strand zum „Hotel“ befördert hatte. Dort brachte er die seltsamen Gefangenen in großen Kisten unter, und sie lagen darin auf getrockneten Pflanzen meist unbeweglich und warteten, bis sie an einen Schaubudenbesitzer oder einen Zoologischen Garten irgendwohin verkauft wurden. Manchmal aber bekam eines der Tiere Wandergelüste, kroch aus der Kiste und langsam in der Scheune umher, und der Spanier hatte dann seine Not, den Ausreißer wieder in die Kiste zurückzubefördern.

Eines Abends nun lag der Steuermann schlaflos auf seiner Strohschütte und fühlte sich weniger wohl als je. Das harte, trockene Stroh stach ihn durch die Decke, und das trübe Licht der Stallaterne, die neben ihm stand, tat seinen Augen weh. Man hatte die Laterne auf seine Bitte angezündet, denn er fürchtete sich vor dem pechschwarzen Dunkel. Der Spanier saß noch in der Schenkstube.

Ganz still war es in der Scheune, beängstigend still. So verlassen hatte sich der Kranke noch nie gefühlt. Er war förmlich beglückt, als er endlich ein leises Rascheln hörte. Also wenigstens eine Ratte war da und teilte seine Einsamkeit!

Ja, nun wollte er die Ratte gern sehen und richtete sich ein wenig auf. Aber nirgends in dem trüben Licht, das die Laterne verbreitete, konnte er die Ratte entdecken. Aber das Rascheln hörte nicht auf. Er lauschte lange. Dann stellte er fest, daß das Rascheln aus einer der Kisten kam. Und da sah er auch, wie sich langsam ein faustgroßer schwarzer Kopf an einem dünnen Hals über den Rand einer Kiste hob, wie ein dunkel glänzendes Rückenschild mit gelb geflamelter Einfassung sich höher und höher schob, wie zwei unförmige Rudersfüße sich langsam bewegten. Dann waren vier solche Füße zu sehen, die hilflos träge in der Luft ruderten, und dann ließ sich eine riesengroße Schildkröte von der Kiste herab in das Heu am Boden fallen.

Der Kranke war gespannt, was das ichwerfällige Tier nun beginnen würde. Vorläufig tat es nicht viel; es zog nur den Kopf unter dem Rückenschild ein und lag wie eine große ovale Kiste aus schwarzem Lack reglos da. Erst nach einiger Zeit streckte das Tier den Kopf wieder vor, drehte ihn hin und her und tappte dann langsam vorwärts. Das Heu raschelte unter den plumpen Füßen.

Stelhaft erschien dem kranken Mann das Tier. Geradezu unheimlich! Wie es so langsam dahertappte, stumm wie eine Maschine einen Fuß vor den andern setzte, dieses Meer-scheusal! Nun kam es gerade auf ihn zu.

Und — auf einmal kam ihm der schredliche Gedanke — er lag da, an die Wand gedrückt, und konnte sich in seiner Schwäche kaum von der Stelle rühren!

Näher, immer näher tappte es heran. In den geschliffen, tüdich glitzernden Augen des Untiers flammten gelbe Punkte. Das gelbe Band floß um die schwarze hochgewölbte Schale wie ein glühender Reif.

Jetzt — der Mann stieß einen Schrei aus — hatte ihn der Fuß der Bestie berührt! Sofort verschwand der schwarze Kopf unter dem Schild. Grauen erfaßte den Steuermann. Mit seinen schwachen Kräften mühte er sich, das Tier wegzuschieben; es fühlte sich kalt an und hart wie ein Stein. Keinen Zentimeter weit ließ sich die zentnerschwere Last bewegen!

Der Kranke wollte forttrieden. Doch seine Glieder waren plötzlich wie gelähmt und versagten den Dienst. Und nun schob auch die Schildkröte den Kopf schon wieder vor und sah ihn böse aus den gelb geflammten Augen an. Sie drehte den Hals hin und her, dann tappte sie weiter, setzte dem Mann den Fuß

auf die Brust — weiter — den zweiten Fuß. Es war, wie wenn ein riesenhafter Mahlsstein sich herablenkte, unaufhaltbar und unwiderstehlich . . . Dann schwanden dem Kranken die Sinne. —

Als er wieder zu sich kam, lag er in der warmen Nachtlust draußen im Freien. Die Sterne glitzerten am Himmel. Nun beugte sich der Schildkrötenjäger über ihn.

„Caballero,“ fragte er, „wie geht es? Do bin ich gerade noch zur rechten Zeit gekommen und habe Sie wegziehen können, ehe die ganze Last des Tieres auf Ihnen lag. Es ist die größte Schildkröte, die ich hier gefangen habe. Beinahe vier Zentner — denken Sie! Sie hätte Ihnen die Knochen im Leibe zerquetscht wie eine Dampfwalze die Steine auf der Straße. Na, jetzt brauchen Sie nichts mehr zu fürchten. Sie liegt auf dem Rücken und kommt allein nicht wieder auf die Beine. Ein Schluck Whisky wird Ihnen gut tun, Caballero, wie? Hier! Trinken Sie!“



Was ist das?



Was ist das?

Man will auch nur verraten, daß ihr die Punkte in der Reihenfolge ihrer Nummerierung durch Bleistiftstriche miteinander verbinden müßt.



Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

Für diejenigen von euch, die den ersten Teil meiner Erzählung noch nicht kennen, will ich ganz kurz sagen, was darin vorlam: Der kleine Zeitungsverkäufer Nino gerät mit einem Jungen in eine Balgerei und wird dabei beinahe vom Auto des reichen Zeitungsbesizers Pesaro überfahren. Der nimmt ihn mit und läßt ihn mit seinem Sohn Stefano unterrichten. Stefano will seinen Vater bitten, daß er Ninos Brötheren Nonna Pietro und dessen Hund Lampo sehen darf. — Hier beginnt die erste Fortsetzung.

1. Fortsetzung.

Dann zeige ich dir auch meine Kage am Pantheon!" sagte Nino leise, denn jetzt verriet er ein Geheimnis.

Mario aber hatte es doch gehört. Mit funkelnden Augen fragte er: „Was für eine Kage?"

Da beruete Nino, von der Kage gesprochen zu haben. Denn er liebte die Kage zärtlich;

Mario aber haßte er. Da war es ihm nicht recht, daß Nino etwas von dem wußte, was er liebte.

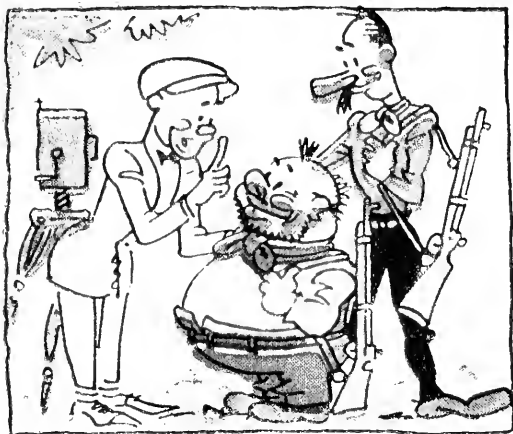
Seine geliebte Kage war eine von den vielen Kagen, die wild leben in dem Graben, der das Pantheon — den großen Tempel aus der Zeit der römischen Kaiser — umgibt. Nino hatte die Kage einmal gefunden, wie sie patschnaß und kläglich vor Hunger weinend, hinter den Gitterstäben hockte.

Alles das war für Stefano neu und interessant. Er horchte mit Begierde und bewunderte Nino, der das alles wußte und kannte.

Dafür aber hatte Stefano etwas, was Nino nicht hatte.

„Weißt du," sagte er eines Tages zu seinem Spielgefährten: „Ich habe einen Garten — einen großen, großen . . . Mein Babbo hat ihn für mich gekauft! Sobald es einmal weniger heiß ist, fahren wir hinaus!" Nino starrte ihn ungläubig an.

Ein schlimmes Erlebnis Lac



Seht hier, der Kurbelkastenmann
Stellt für den Film die beiden an:
„Ein Mann, als Förster angetan,
Wird sich ganz arglos euch bald nah'n.



Den nehmt auf's Korn!“ Und, immer helle,
Begeben beide sich zur Stelle.
Sie harren, grüngeschminkt, ganz still,
Hand am Gewehr, was kommen will!



Natürlich schießt er gleich zurück,
Doch trifft nicht, — zu der Freunde Glück.
Die Dackel heulen laut vor Wut,
Weil jemand ihrem Herrn was tut.



Jetzt, Laatsch und Bommel, heißt es rennen,
Hals über Kopf — erst aber können;
Ein Dackel sieht an jeder Hof'
Und beißt sich fest und läßt nicht los.

Der Garten.

An einem schönen Sommertag, den das vorhergehende, nächtliche Gewitter abgekühlt hatte, führen die Kinder mit Stefanos Pflegerin, der Frau mit der Haube, hinaus in den schönen Garten, den Signor Pefaro seinem Sohne hielt. An dem herrlichen Weiher, wo es kühl und schattig war, wurden Teppiche

ausgebreitet und der arme, kleine Stefano mit vielen Rissen hingelagert.

Plötzlich fragte Nino: „Darf ich ein paar Blumen pflücken?“

„Der Gärtner wird uns nachher Rosen schneiden!“ antwortete freundlich Stefano, „was willst du mit den Wiesenblumen machen, sie welken so schnell und du hast nichts

chs und Bommels beim Film



Uha! Das muß der Förster sein!
Er schaut voll Stolz und Mut darein!
Zwei Hunde sind ihm Weggenossen.
„Paß auf,“ meint Laatsch, „seht wird geschossen!“



Rabumm! Rabass! Die Schüsse knallen!
Dem Förster will das nicht gefallen!
Dies ist kein Kinoheld, o nein!
Der Förster scheint mir echt zu sein!



Die Helden können nicht entflieh'n.
Sie fleh'n um Gnade auf den Knien.
Der Förster, ungerührt und hart,
Streicht finster seinen Hängebart.



Er bindet sie mit einem Band
Und nimmt das Ende in die Hand,
Doch läßt am Waldrand er sie gehn:
„Nun laßt euch bloß nicht wieder sehn!“

davon!“ — „Ich will sie meiner Mama bringen!“ meinte Nino etwas schmollend. Gar zu gern hätte er eine Sandvoll von den herrlichen Sternblumen und den wilden, kleinen Stiefmütterchen abgerufen.

In seiner Seele erwachte der Wunsch, daß auch die Mütter all die Herrlichkeiten einmal sehen sollte. Etwas schüchtern und doch sachlich

fragte er daher: „Und hier darf sonst niemand herein, als nur du und dein Vabbo und Stella und — Mario?“

„Nein, niemand!“ betonte Stefano. „Der Gärtner hat einen Hund, der alle Leute anfällt, die ohne Erlaubnis hereinkommen.“

Nino senfzte. Stirnrunzelnd grübelte er vor sich hin. Er wußte kaum, was ihn

bedrückte, aber er dachte an Nonno Piero und an alle die Armen, die keinen Garten hatten und wohl nie so schöne Blumen pflücken konnten.

„Ich will nach Hause!“ sagte Nino plötzlich, und Tränen traten in seine Augen.

„Aber sieh doch, jetzt kommen unsere Besperkörbe!“ beschwichtigte die Pflegerin.

Fausto, der Chauffeur, brachte die Körbe. Und mit ihm kam Mario, der auch einen kleinen, obwohl schweren Korb trug.

„Ich bringe etwas Feines!“ rief er schon von weitem. „Nino, dir bringe ich etwas . . . Rate mal, was!“

Nino machte eine böse und verächtliche Miene. Denn von Mario kam nie Gutes. „Behalte nur dein Feines!“ rief Nino grob, mit der Redeweise der Piazza Navona.

Da aber kam ein kleines Schreien aus Marios Korb — ein dünnes, klägliches Stimmchen. Nino erkannte die Stimme einer Katze.

Mario lachte: „Eine vom Pantheon! Es ist vielleicht deine . . . Paß auf, wie sie schwimmt!“

Und bevor es jemand hindern konnte, warf Mario den Korb mit der Katze in den kleinen Weiher, aus dem der Springbrunnen lustig emporhüpfte.

Nino zitterte am ganzen Körper vor Schreck und Zorn. Alles ängstigte ihn und machte ihn wütend — und mit einem Male, ohne ein Wort zu sagen, ergriff er die Flucht.

Er sehnte sich sehr, mit jemandem über alles das zu sprechen, was ihm widerfahren war. Er lief zu Nonno Piero, der auf den Stufen der Kirchentreppe saß und die zitternde Greisenhand nach Almosen ausstreckte.

„Du bist es, mein Schöhnchen!“ rief er erfreut, als er Ninos Stimme erkannte.

Er kam nicht weiter.

Nino umarmte ihn: „Nonno Piero, hast du auch schon einen Garten gesehen, damals, als du noch Augen hattest? Hörtest du Blumen und Vögel sprechen?“

„O ja!“ nickte der Alte, „ich habe alles gesehen und gehört!“

„Weshalb sitzt du nicht in einem schönen Garten, Nonno Piero?“ fragte Nino jetzt, denn dieser Gedanke beschäftigte ihn sehr.

Nonno Piero lachte, aber sein Lachen war nur ein Verziehen der vielen Falten und Runzeln seines unter greisen Haarsträhnen vergilbenden Gesichts.

„Ich habe doch gesehen, Gott weiß es!“ antwortete er.

Das verstand Nino nun wieder nicht.

Jetzt verlangte es ihn noch, mit der Mutter über die Blumen zu sprechen. Ohne viele Umstände lief er hurtig davon.

Er lief über den Platz und nach der engen, menschenerfüllten Via Palombella. Dann treppauf in sein elterliches Heim.

In der Kammer vertauschte die Mutter gerade ihre nassen Arbeitskleider mit trockenen, denn sie war soeben erst von der Arbeit gekommen. Ihr müdes Gesicht strahlte auf, als sie ihren Nino sah.

„Wie erhist du bist!“ sagte sie sorglich. „Willst du etwas essen? Im Kasten steht Bohnensalat, den du doch so sehr magst!“

Nino nickte schnell. Er spürte plötzlich großen Hunger. Aber die Gelegenheit war wiederum zu günstig. Er hatte die Mutter mal allein und konnte zu ihr sprechen, wie es ihm ums Herz war. Wenn der Vater dabei war, da durfte er nichts sagen. Da gab es immer nur Schelte. Und sich nah an die Mutter heranmachend, flüsterte Nino: „Hast du auch schon einen schönen, großen Garten gesehen, Mama? Warum haben wir keinen? Mit Bäumen und vielen, vielen Blumen und einem Springbrunnen? Möchtest du dort sitzen? Ich sage es Signor Pesaro, daß du auch hineinkommst!“

Da kitzte die Mutter nur ihren Nino. Sie dachte: „Mir bleibt er verschlossen, dieser Garten des Glücks . . . Aber für mein Kind möge er immer offenstehen.“

Nino stellt eine Forderung.

Stefano hatte die ganze Zeit „Ferien“ gehabt, aber eines Tages begann wieder seine Schule. Da wurde ein Schreibbrett über seinen Stuhl geschoben und eine richtige, große Schiefertafel wurde aufgestellt. Auch ein Globus und viele Bildtafeln.

Und dann kam die Hauptsache: Dottore Domenico — der Lehrer.

Es war ein hochgewachsener, feingekleideter, junger Mann mit einem scharfgezogenen Scheitel und einem so hohen, steifen Kragen, daß er den Kopf nicht bewegen konnte.

Dottore Domenico runzelte andauernd die Stirn. Nur wenn er Stefano ansprach, glättete sich seine Miene. Er sprach so höflich zu ihm, wie zu einem Erwachsenen.

Nino hatte fremde Bücher und Hefte vor sich, mit denen er nichts anzufangen wußte. Er hatte Heimweh nach dem alten, gelben Lehrbuch der 4. Elementarklasse, das Signor Andolfi ihm einmal geschenkt hatte und das

für ihn bisher sein Wissensborn gewesen. Erst in der zweiten Hälfte der zweiten Unterrichtsstunde wendete sich der Dottore dem neuen Schüler zu. Er tat es offenbar ungern.

„Was kannst nun du?“ fragte er herablassend, aber doch mit hochgehaltenem Haupte. „Lies mal was vor!“

Armer Nino! Er buchstabierte erbärmlich.

Dottore Domenico trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Der Dufte seines feinen Taschentuchs wehte durchs Zimmer.

Nino begann, eine große Abneigung auf Dottore Domenico zu werfen — aber auch Dottore Domenico fand kein Gefallen an Nino. Und als ihn später Signor Pesaro fragte, wie die erste Unterrichtsstunde verlaufen sei, antwortete Dottore Domenico: „... Es wird kaum möglich sein, diesen Jungen aus dem Volke mit Ihrem Sohne zusammen zu unterrichten. Stefano besitzt bereits vollkommen die Elementarkenntnisse. Der kleine Nino steht noch auf der untersten Stufe!“

Signor Pesaro ging hinüber in die „Schulstube“.

„Nun, wie geht's, meine lieben Freunde?“ fragte er freundlich und reichte jedem der Knaben eine seiner Hände. „Wie gefällt dir Signor Domenico, Nino?“

„Schlecht!“ antwortete Nino und sperrte seine großen schwarzen Augen ernsthaft auf.

Signor Pesaro mußte lachen. „Das mußt du begründen! Weshalb gefällt er dir denn nicht?“

Nino zuckte altklug die Achseln.

„Er ist ein Dottore — kein Lehrer... Signor Andolfi ist ein Lehrer!“



Herr Pesaro mußte erst suchen, bis er Signor Andolfi fand, der im 4. Stock im Hinterhaus wohnte.

„So willst du wohl nicht bei Signor Domenico lernen?“

„Nein!“ meinte Nino entschieden, „bei Signor Andolfi!“

Mit seinen großen schwarzen Augen blickte Nino fast beschwörend Signor Pesaro an. Er sagte kein Wort weiter, aber mit seinem Blick sprach er eine Bitte, ja eine Forderung aus, die Signor Pesaro wohl verstand.

„Nun!“ sagte er freundlich, „du sollst doch bei Stefano bleiben!“

„Ja,“ nickte Nino, „aber Signor Andolfi kann herkommen!“

„Du bist schnell fertig mit großen Gedanken!“ lachte Signor Pesaro. „Gleichwohl — ich kann mir ja deinen Signor Andolfi mal ansehen... Wo wohnt er denn?“

Heimatstolz erhellte Ninos Züge. „In der Via Palombella!“ sagte er. Und

dann beschrieb er genau das Haus, denn die Nummer wußte er nicht. Signor Andolfi wohnte oben im Dachgeschoß — und es war das schönste Haus der Via Palombella.

„Ich werde hingehen!“ sagte Signor Pesaro und küßte Nino gerührt auf die Stirn.

Mit etwas Mühe fand Signor Pesaro das „schönste Haus“. Es war natürlich nur schön für Ninos begehrlige Augen.

Der Hof war ein feuchtes, schmutziges Biered zwischen hohen, verfallenen Mauern, die mit behauenen Steinbrocken gespickt waren.

Signor Andolfi wohnte im 4. Stock im Hinterhaus. Signor Pesaro erkletterte die vielen, vielen schmutzigen Marmorstufen — mehr als hundert — und langte endlich bei der schwarz angestrichenen Türe an, an der mit Kreide der Name des Bewohners angeschrieben war.

Signor Andolsi saß bei der Arbeit. Auf einer Tischtafel lagen viele kleine Bilder, die er mit Farben ausmalte. Er erhob sich eiligst, als jemand auf sein „Herein“ eintrat.

Also, das war Ninos geliebter Lehrer!

Der Raum, den Signor Andolsi bewohnte, vereinte offenbar alles: Atelier, Schlafstube und Küche. Blumen standen auf dem Fenster Sims, und viele Bilder bedeckten die Wände. In der Ecke stand ein Cello wie ein großer brauner Mann. Ein Lorbeerkranz hing darüber. Eine genügsame Fülle machte den Raum wohnlich, sogar traulich. Außer einem bißchen Staub war es sonst auch reinlich.

Während Signor Nefaro sein Anliegen vorbrachte, sah er unauffällig umher. Und er sagte sich: „Der Raum verrät den Menschen. Dieser kleine Kommunallehrer ist innerlich sehr reich und gut . . . Nino hat recht, ihn zu verehren!“ (Fortsetzung folgt.)



Aus Onkel Toldis Witzkiste

„Sieh mal, Mutter, jetzt finde ich in der Suppe eine Geornadel.“

„Na ja, da wundere ich mich immer, wo meine Sachen hinkommen!“

Ein brauner Stiefel fehlt mir auch noch.“

*

„Nur, hast du den Fischen im Aquarium schon frisches Wasser gegeben?“

„Rein, Mutter, das alte haben sie ja noch nicht ausgetrunken.“

Wie baue ich mir ohne große Kosten einen guten Radioapparat?



Eine Anleitung zum Bau eines
Radioapparates.

Von Walter Gerhard.

In der vorigen Nummer habe ich angefangen, euch etwas über die Herstellung des sogenannten Detektorempfängers zu berichten und hoffe bestimmt, daß ihr jetzt alle mit dem Bau der Spule fertig seid. Ich beginne nunmehr mit der 1. Fortsetzung.

Unserem Detektorempfänger fehlen uns nur noch der „Telephonkondensator“ und der „Detektor“, deren Herstellung ich euch heute beschreiben will. Bevor ich aber damit beginne, möchte ich euch noch daran erinnern, daß die Drahtwindungen der Spule an der Stelle, wo die Schleiffedern auf ihnen entlanggleiten, blank geschabt werden müssen. Bei Emailledraht tun dies die Schleifkontakte

nach einigem Hin- und Herschieben selbst. bei baumwoll- oder seideumsponnenem Draht müßt ihr die Windungen mit einer Feile an der Oberseite vorsichtig blank schaben. Ihr müßt aber darauf achten, daß die blanken Stellen der einzelnen Windungen sich nicht untereinander berühren. — Nun zum Bau des Telephonkondensators, der eigentlich nichts anderes ist, als eine für unsern Zweck besonders verbesserte Leydener Flasche, von der ihr sicher schon etwas gehört habt. Er dient — wie auch diese — zur Aufspeicherung von Elektrizität und besteht im wesentlichen aus zwei Metallbelägen, die durch eine dünne Zwischenschicht aus Isoliermaterial (Glas, Hartgummi oder Paraffinpapier) voneinander getrennt sind. Wir schneiden uns also aus Stanniol zwei Streifen von 3 cm Breite und 30 cm Länge, ferner aus nicht zu starkem Papier zwei Streifen von 3,5 cm Breite

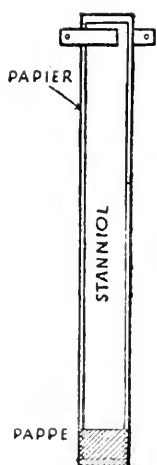
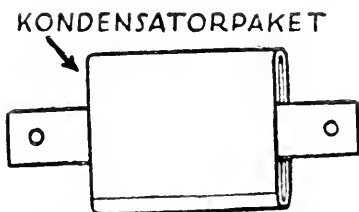


Abb. 1. Das mit einem Stanniolstreifen betriebene Stück Papier.

Sie sind zweckmäßig 4 cm lang und 1 cm breit, erhalten an einem Ende ein Loch und sollen aus dem Kondensatorpaket 1,5 cm hervorragen. Ihr müßt darauf achten, daß die beiden Blechstreifen nicht auf ein und demselben Stanniolbelag liegen, sondern jeder auf einem andern. Das fertige Kondensatorpaket wird nun auf ein Brettchen von 6,5 cm Länge, 3 cm Breite und etwa 7 mm Stärke gelegt und dort durch ein aufgeschraubtes Deckbrettchen von etwa $4,5 \times 3$ cm Größe und 4 mm Stärke fest zusammengepreßt. Nun braucht ihr nur noch die beiden Klemmen durch die Löcher der



Wie eine Kondensatorklemmschraube aussieht.

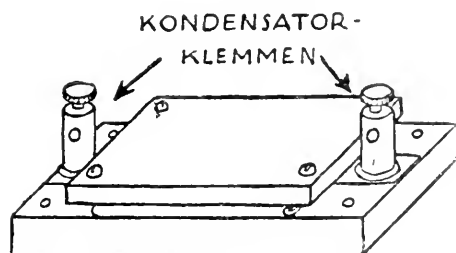


Wie das Kondensatorpaket mit den beiden Blechstreifen aussehen soll.

Blechstreifen hindurch auf dem kleinen Grundbrettchen festzuschrauben, und der Kondensator, einer der wichtigsten Bestandteile des Radioapparates, ist fertig.

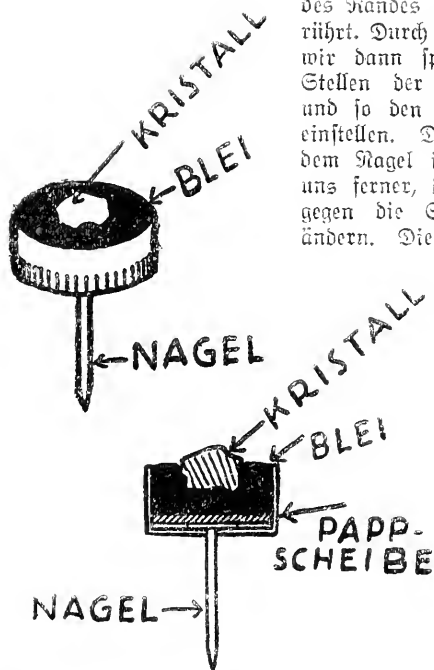
Wir gehen jetzt an die Herstellung des Detektors. Er besteht, wie ich schon sagte, aus einem Kristallstückchen, das von einer Metallspeke unter leichtem Druck berührt wird. Wir besorgen uns also zunächst in einer Drogerie oder in einem Spezialgeschäft für Radio-Zubehör ein etwa erbsengroßes Stückchen Silizium, Pyrit, Bleiglanz oder am besten das sogenannte Markonit. Dann nehmen wir eine kleine Metallkapsel (etwa die Verschlusskapsel eines Aspirinröhrchens), bohren in ihren Boden ein Loch, durch das wir einen Dachpappnagel stecken, und legen über den Nagelkopf eine kleine Pappscheibe, die den Boden der Kapsel bedecken muß (siehe Abb. Nr. 5 u. 6). Jetzt opfern wir einen

jator, einer der wichtigsten Bestandteile des Radioapparates, ist fertig.



Wie der fertige Kondensator aussieht. Unter dem oberen Brett liegt das Kondensatorpaket, das durch die beiden Blechstreifen links und rechts mit den Klemmschrauben Verbindung erhalten muß.

alten Bleisoldaten, schmelzen ihn und gießen das flüssige Metall (Vorsicht!) in die Kapsel. Noch vor dem Erkalten senken wir mit einer kleinen Zange oder Pinzette unser Kristallstückchen bis über die Hälfte in das flüssige Blei, in dem es nach dem Erstarren fest eingebettet liegt. Die Kapsel wird nun mit dem aus ihrem Boden herausragenden Nagel in einer Klemmschraube festgeklemmt, die ihrerseits wieder auf dem Detektorgrundbrettchen von 3×6 cm Größe und etwa 7 mm Stärke befestigt ist. Aus einem Stückchen Bronzeblech von 0,2—0,4 mm Stärke schneiden wir uns dann einen Streifen von 5 cm Länge und 1 cm Breite aus, den wir an einem Ende zuspitzen und, wie die Zeichnung Nr. 7 zeigt, zu einer Feder biegen. Diese Feder schrauben wir mit zwei kleinen Schrauben auf dem Detektorgrundbrett fest, wie es ebenfalls aus der Abbildung zu ersehen ist. Darauf biegen wir die Spitze der Bronzefeder so nach vorn um, daß sie das Kristallstückchen in der Nähe



Abbildungen 5 und 6. Die Metallkapsel, in die ein Kristallstüchchen eingelassen wird. Unten der Durschnıtt.

des Randes (nicht genau in der Mitte!) berührt. Durch Drehen der Metallkapsel können wir dann später leicht die empfindlichsten Stellen der Kristalloberfläche herausfinden und so den Detektor auf größte Lautstärke einstellen. Die Anbringung der Kapsel mit dem Nagel in der Klemmschraube gestattet uns ferner, den Druck des Kristallstüchchens gegen die Spitze in weiten Grenzen zu ändern. Dies ist zur Einstellung des Detektors ebenfalls wichtig. Wir sind jetzt mit dem Bau der Einzelapparate fertig, und haben sie nur noch zusammenzubauen und die ein-

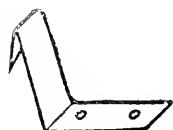
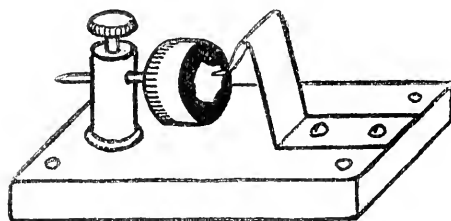


Abb. 7. Die aus einem Stück Bronzeblech gebogene Feder.



Der fertige Detektor. Die Spitze der Bronzefeder wird so nach vorn gebogen, daß sie das Kristallstüchchen in der Nähe des Randes berührt.

zelnen Drahtverbindungen herzustellen. Dies, und wie ihr euch am besten eine Antenne baut, verrate ich in der nächsten Nummer.

Eine Riesenüberraschung

Freunde, fünf neue „Fridolin-Spiele in der Tüte“ habe ich mir ausgedacht, alle mindestens so schön wie die ersten, und jedes kostet wieder nur 1 Mark.

Das erste ist ein Fußballspiel: „Fußball in der Tüte!“ Ein herrliches Brettspiel für 2–6 Personen, mit dem ihr euch gut unterhalten werdet. — Frösche und Fliegen kennt ihr ja auch, nicht wahr? Aber mein wunderbares Gesellschaftsspiel: „Frosch und Fliege“, bei dem Onkel Tobi eine große Rolle spielt, und an dem 2–6 Spieler teilnehmen, habt ihr noch nie gesehen. Es ist herrlich, sage ich euch! — Wer nachdenken will, kann es bei dem alt-japanischen Brettspiel: „Fünf auf einen Strich“ tun. Wer hier gewinnt, ist ein Schlaupopf. Versucht's! 3–5 können sich beteiligen. — Dann einige alte Bekannte in der

neuen Tütenform: Das liebe gute „Salma“ und das herrliche „Dame- und Mühle“-Spiel bringe ich in Fridolin-Tüten heraus. Das ist keine große Tat? O doch! Denn in der neuen Tütenform sind diese Spiele sehr viel billiger als sonst! Ein großer Vorzug! Deshalb aufgepaßt! Verlangt nicht einfach „Salma“ oder „Dame und Mühle“, sondern verlangt ausdrücklich: das „Fridolin-Spiel Salma in der Tüte“ oder das „Fridolin-Spiel Dame und Mühle in der Tüte“.

Was soll ich euch hier viel erzählen? Fragt in irgendeiner Buch- oder Papierhandlung, einem Spielwarengeschäft oder Kaufhaus nach diesen neuen „Fridolin-Spielen in der Tüte“. Wer sie nicht findet, schreibt mir! Ich schicke sie jedem, der 1 Mark und das Porto einlegt. Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

diet — e — ei — fant — gant — ing —
— korb — lau — le — näh — ost —
— rich — see — sen — te — tra — wer
sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und
Endbuchstaben, beide von oben nach unten
gelesen, ein Sprichwort ergeben: 1. Männer-
name, 2. Gewürz, 3. Dichtäuter, 4. Gerät
für Handarbeit, 5. Meer, 6. Nahrungsmittel,
7. Musikinstrument, 8. Metall.

Doppelter Nutzen.

Auf dem Worte ruht die Ruh,
Unterm Worte hält sie Ruh'.

Günstige Gelegenheit.

Als ich betrat den „a“,
Da tief ich voll Entzücken:
„Wie herrlich sind die „o“,
„nen „ie“-Strauß will ich pflücken.“

Ein großes Ei.

Ein Dotter reich' ich dir,
Drin liegt ein Säugetier.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 16.

Silben-Rätsel:

„Undant ist der Welt Lohn.“

1. Undine, 2. Feger, 3. Diebentom, 4. Antenne, 5. Kegel, 6. Katapult, 7. Igel, 8. Sarajewo, 9. Telegraph, 10. Delphin.

Höchst sonderbar: Bürger.

Verwandlung: Maus, Haus.

Fridolins Lachkabinett



„Paula, leih' mir mal auf 'n Augenblick
fünf Pfennig!“

„Wirklich nur auf 'n Augenblick?“

„Jawohl!“

„Dann wart' man einen Augenblick, —
wenn der vorbei ist, brauchst du keine 5 Pfennig mehr!“

*

Der Lehrer läßt sich zweifelhafte Zahlen
zurufen.

„23!“ Er schreibt 32 auf. „45!“ Er
schreibt 54. „18!“ Er schreibt 81. Die
ganze Klasse schweigt. Da springt Karlchen
auf und schreit: „88! So, nun drehen Sie
das mal um!“

*



Gutsherr zu seinem Pferdeknicht: „So-
hann, womit puzt du eigentlich die Pferde?“

Johann: „Mit Lust und Liebe, Herr
Baron!“

Hänschen: „Mutti, wer hat eigentlich die
Berge gemacht?“

Mutter: „Der liebe Gott, mein Junge.“

Hänschen: „Muß der aber geschauelt
haben!“

*



Professor: „Da ich um 10 Uhr Vortrag
habe, habe ich mir in Ihrer Abwesenheit zwei
Eier aufgesetzt. Gehen Sie sofort mal nach,
Auguste, sie müssen schon gar sein!“

Auguste kommt entsetzt zurück: „O weh,
Herr Professor, die goldene Taschenuhr kocht
im Wasser, und die Eier haben Sie auf die
Maschine gelegt.“

*

Freunde, falls diejenigen von euch, die bei
der Post abonniert sind, die Bestellung für
den nächsten Monat noch nicht erneuert haben,
bitte ich sie dringend, es noch heute zu tun,
weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen
Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es
genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mit-
gegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch
bestelle ich für den Monat Juni den „Seiteren
Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

Der „aufgeblasene“ Trompeter



Um seine Zeit damit zu töten,
Sieht man den Peter hier trompeten.
Der Elefant steht dumm und stumm
Daneben als sein Publikum.



Doch wird dem das allmählich über;
Denn er beteiligt sich stets lieber.
Er hebt den langen Rüsselschlauch
Und denkt: Was der kann, kann ich auch.



Wie wär's, wenn ich das Ding verstopfe?
Der Künstler bläst mit rotem Kopfe.
Er drückt und preßt mit aller Macht,
Doch wird kein Ton hervorgebracht.



Die Augen quell'n, der ganze Mann
Schwillt immer mehr bedrohlich an.
Das Instrument entfällt der Hand.
Es triumphiert der Elefant.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSC

SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Schmidt

Pot und Pöttchen nahmen die Beine in die Hand und liefen, was das Zeug hielt.
(Zu der Erzählung auf Seite 2: „Der Bombenhund.“)

Der Bombenhund

Eine furchtbar—komische Geschichte.

Pot und Pöttchen hatten sich eine Bombe zusammengebaut, um damit fischen zu gehen. Das wollten sie tun, weil es erstens verboten und zweitens sehr leicht war. Man durfte sich nur nicht vom Gendarmen erwischen lassen. Dies zu berücksichtigen, schwuren die beiden Freunde sich hoch und heilig, und dann gingen sie los.

Pot hatte auch einen Hund. Der hieß Put, — man rief ihn auch Put-Put —, weil er ein Hühnerhund sein sollte, dabei aber wie eine Mischung zwischen Mops, Windhund, Dackel und Terrier ansah. Aber Put war sehr klug, und Pot, sein Herr, konnte sich gar nicht genug tun in Lobpreisungen Puts.

„Ein schöner Hund ist das, sage ich dir, Pöttchen. Und schlau ist der!“

Und Pot streichelte Put, und Put wedelte mit dem Schwanz und sah seinen Herrn treuherzig an. Oh, er hatte alles verstanden. Er war ein sehr kluger Hund!

Mittlerweile waren die drei nun an dem See angelangt, und nachdem man sich vergewissert hatte, daß die Luft rein war, machten Pot und Pöttchen sich daran, die Bombe anzuzünden. Das war sehr schwierig, denn der Wind, der es entschieden mit der hohen Obrigkeit hielt, pustete jedes Streichholz wieder aus. Aber schließlich gelang das schwierige Werk doch: Die Zündschnur brannte, und in hohem Bogen flog die Bombe durch die Luft ins Wasser.

Was nun geschah, muß jeden mit Grauen erfüllen. Kaum hatte Put gesehen, wie sein Herr etwas ins Wasser warf, als er sich kopfüber in die Fluten stürzte und auf die Stelle zusteuerte, wo die rauchende Bombe schwamm. Er wollte sie an Land holen, apportieren, wie die Fachleute sagen.

Pot und Pöttchen waren zuerst starr. Dann fingen sie an zu pfeifen.

„Füüüüüüü, füüüüüüü, hierher, Put! Wirst du wohl zurückkommen, du Biest!“

Doch Put schwamm ruhig weiter. Wohl dachte er sich in seinem Hundehirn, daß es eigentlich eine Gemeinheit sei, wenn jemand zu ihm „Biest!“ jagte, aber das tat sein Herrchen ja nur, weil er ihn irreführen wollte. Das sollte ihm nicht gelingen. Erst das rauchende Paket, dann kam er zurück. —

Und da hatte er es schon und schwamm nun mit der Bombe, die jeden Augenblick losgehen konnte, an Land zurück. Er war doch ein dummer Hund!

Pot und Pöttchen hatten kaum die Lage überblickt, als sie die Beine in die Hand nahmen und davonliefen, was das Zeug hielt. Doch Put, der eben an Land gekommen war, schüttelte sein nasses Fell und den Kopf wegen der Flucht seines Herrn, nahm die Bombe und — lief hinter den Fliehenden her.

Das war eine Jagd!

Sie endete gerade vor der Tür der nächsten Polizeiwache. Da machte die Bombe nämlich: „Arumm!“ Und die Folge war, Put, Pot und Pöttchen kamen alle drei ins Loch. — Sie wollen nie wieder mit Bomben fischen gehen.





Wie Pflanzensamen reisen.

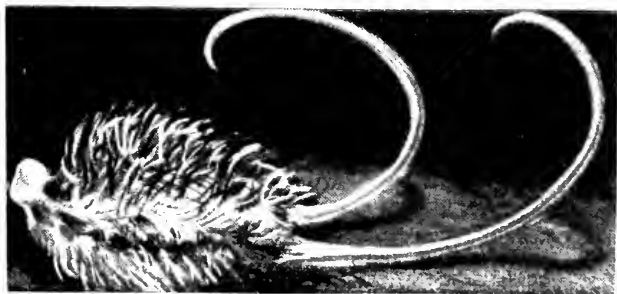
Eine kleine Pilzart (Pilobolus), die ihre Sporen durch Saftdruck wie Pistolenkugeln abschießt

Wie Pflanzensamen reisen

Von Dr. Ulrich R. T. Schulz.

Wer kennt die Löwenzahnflüchter in der Wiese nicht, die man auspusten kann? Da fliegen nun die kleinen Luftballone. Der Wind trägt sie fort; sie landen in Gräben, auf Dächern, im Blumentopf auf dem Balkon. Auf einmal wächst da ein Löwenzahn, und man fragt: „Wo kommt der denn her?“ Der Löwenzahn reist also im Luftballon; die Disteln und Pappeln machen es ebenso. Der Ahorn aber hat einen Propeller an seinem Samen angebracht und reist im Flugzeug; jeder kennt die „Nasenreiter“, die unter den Ahornbäumen herumliegen. Der Storchschnabel, die Springgurte und der Piloboluspilz versuchen ihr Heil mit der Artillerie. Die Springgurte zerspringt wie eine Bombe. Der Pilobolus ist ein winziger Pilz, der im Stall auf dem Mist wächst; er schießt seine Sporen durch den Druck des Saftes ab, den er in sich aufspeichert, bis er einen

Kropf bekommen und explodiert. Die stacheligen Kletten aber lassen sich an den Strümpfen der Spaziergänger und im Fell vorbeistreichen der Tiere fortragen. Die Wollmaus, eine australische Klette, reist auf diese Weise um die ganze Welt. Sie bohrt sich den Schafen in die Wolle ein und hält sich mit ihren Haken fest. Die Schafe werden sie nicht wieder los. Man findet sie auch in Menge in der aus Australien eingeführten Schafwolle.



Die Wollmaus.

Eine australische klettenart, die sich in der Wolle der Schafe festhält und so weit fortgetragen wird.

Der Golem

Die Geschichte des künstlichen Menschen von Prag.

Von W. W. Fichte.



Im 17. Jahrhundert lebte in Prag der hohe Rabbi Löw, ein gelehrter Mann, der in der Kabbala, der geheimnisvollen altjüdischen Zauberkunst, bewandert war. Viele wunderbare Taten werden von ihm erzählt.

Heute noch zeigt man in der uralten Synagoge Altneuschule in Prag, an der der hochberühmte Rabbi wirkte, die Ueberreste eines seltsamen Gebildes von seiner Hand: einen plumpen, riesenhaften Menschentörper aus Lehm. Im Lauf der Zeit ist der Lehm zerbrockelt; Schutt und Staub liegen auf der Reliquie, die in abergläubischer Ehenie mand anzurühren wagt.

Es sind die Ueberreste des Golem, des künstlichen Menschen von Prag, den der gelehrte Rabbi schuf. Eines Tages, berichtet die Legende, entdeckte der Rabbi in einem alten Zauberbuch eine Formel, die die Kraft haben sollte, einem aus Lehm geformten Menschentörper Leben einzuhauchen. Der Rabbi machte sich ans Werk und formte aus Lehm einen Menschen. Er war kein Künstler; darum wurde es ein ungechlachtes, plumpes Bildwerk, das eher einem Vären als einem Menschen glich. Darauf schrieb der Rabbi die lebenspendende Zaubersformel auf einen Streifen Pergament, steckte den Streifen in eine sternförmige Kapsel und fügte diese dem Golem — so hatte er den Lehmriesen gekauft — in die Brust ein. Kaum war das geschehen, da richtete sich der Riese auf, klappte die Augenlider auf und zu, schlenterte mit den Armen und wankte umher. Das Werk war gelungen.

Aber wehe dem, was der Golem unter die Hände bekam! Er besaß eine ungeheure Kraft. Einen Baum konnte er mit den Wurzeln ausreißen, einen armstarken Eisenstab in seinen plumpen Händen biegen und zerbrechen. Ein Glüd, daß er sich seiner Kraft nicht bewußt war! Er hatte ja keine Seele und keinen

Willen. Nur die sternförmige Kapsel mit der Zaubersformel der Kabbala trug er in der Brust. Nahm man ihm diese Kapsel, so erlosch das Leben in ihm.

Vor allem galt es, die Kraft des Ungetüms zu bändigen und zu beschwören. Der Rabbi sprach einen kabbalistischen Zauberspruch über den Golem aus und bannte ihn dadurch unter seinen Willen. Aus einem zerstörenden Ungeheuer war der Golem plötzlich in einen gehor samen und gelehrigen Knecht verwandelt und tat, was sein Meister ihm befahl.

Er mußte nun Wasser tragen, Holz spalten und schwere Arbeit tun; außerdem mußte er in der Synagoge als Kirchendiener helfen. Er war der beste Knecht von der Welt; er brauchte kein Essen und keinen Lohn und arbeitete wie ein Stier. Solange er durch den Zauberspruch gebändigt war, ging alles gut.

Die Macht des Zauberspruchs hielt immer nur einen Tag vor und erlosch am Abend; dann mußte der Rabbi einen neuen Zauberspruch aussprechen. Für jeden Tag mußte es ein besonderer Spruch sein; so war es in den Büchern der Kabbala vorgegeschrieben. Späterhin bediente sich der Rabbi kleiner Pergamentstreifen, auf die er die Zaubersprüche für die einzelnen Tage schrieb. Jeden Abend legte er dem Golem den für den nächsten Tag bestimmten Streifen in den Mund, und am Abend darauf entfernte er den verbrauchten Streifen und legte ihm den neuen auf die Zunge.

Nun geschah es, daß die Tochter des Rabbi erkrankte. Der Rabbi liebte sein Kind über alles; Tag und Nacht saß er am Krankenlager und vergaß in seinem Leid die Welt um sich her. Am Sabbat dieser schlimmen Woche erschien der Vorsteher der Gemeinde und bat: „Rabbi, möchtest du nicht den Sabbat mit uns halten?“ Aber der Rabbi schüttelte das Haupt: „Sag' der Gemeinde, sie soll den Sabbat heute ohne mich beginnen.“

Der Vorsteher begab sich mit diesem Bescheid in die Synagoge zurück. Im Haus des Rabbi aber wurden die Kerzen angezündet, eine um die andere, und — als die siebente

Flamme aufsuchte, kam ein Mann atemlos in die Stube gestürzt und rief:

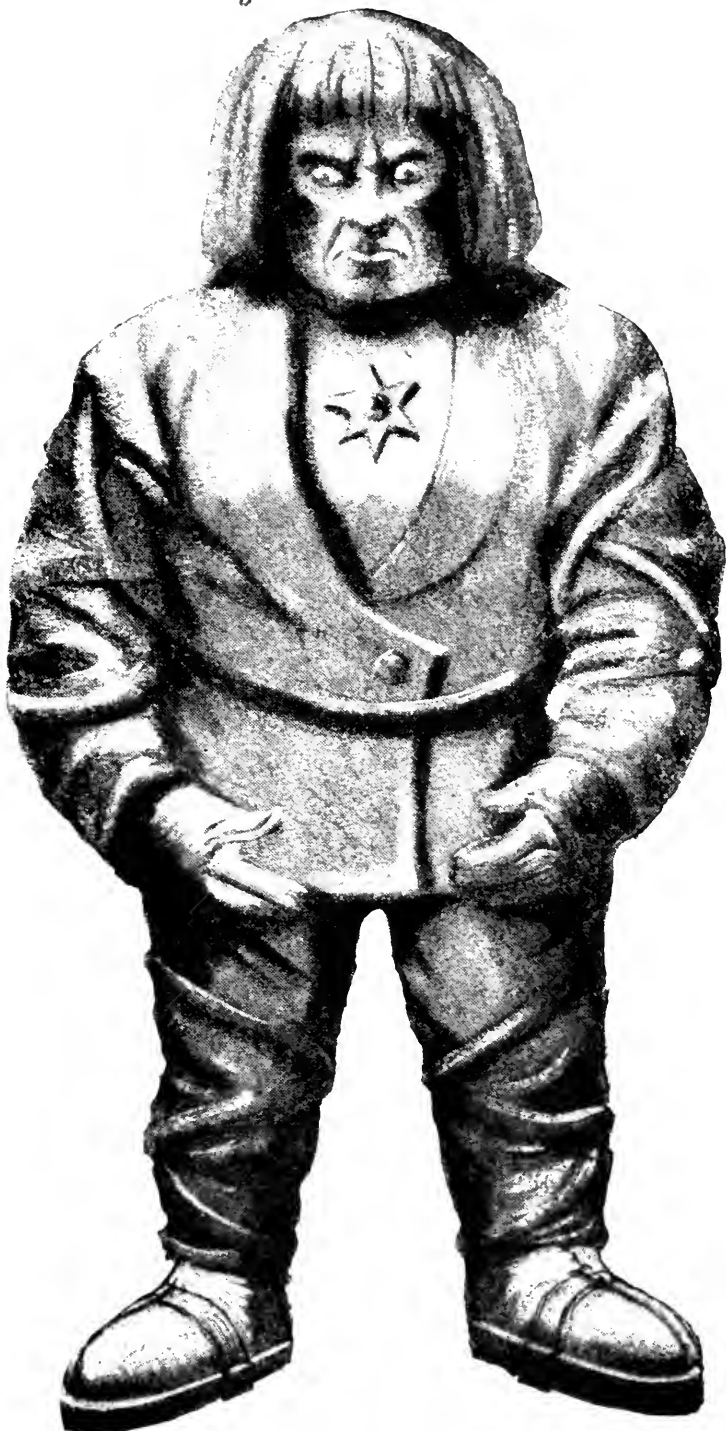
„Rabbi, zu Hilfe! Der Golem . . .!“

Erschrocken blickte der Rabbi auf. Er erinnerte sich, daß er dem Golem heute keinen neuen Pergamentstreifen in den Mund gelegt hatte. Die Kraft des Riesen war nicht beschworen! Furchtbares konnte das Ungeheum anrichten mit dieser Kraft, die keine Seele und keinen Willen hatte!

Der Rabbi begab sich nach der Synagoge. Dort begegnete ihm angstverzerrte Gesichter. In die Winkel hatten sich die Menschen geflüchtet und sangen mit zitternden Stimmen den Psalm. Nur die Wandluchter brannten; der große Siebenarmige war umgestürzt, und auch die Bundeslade lag am Boden. Im Vordergrund aber tanzte der Golem wie ein Vär. Er taumelte durch den Raum und zerschmetterte, was ihm im Wege stand, und nun rief er sich seinen breiten Rücken an der Mauer. Das ganze Haus erbebte.

Da rief der Rabbi Löv den verängstigten Sängern zu: „Schweigt still!“

Und als es still war, schritt er auf



Wie der Golem, der künstliche Mensch von Prag, der Ueberlieferung nach ausgesehen haben soll.

(Zeichnung von M. Pathe.)



Das Ende des Golem

Als man ihm die Kapsel mit der Zauberformel aus der Brust nahm, war er nichts mehr als ein toter Klumpen Lehm.

den Golem zu. Die Gesichter der Menschen wurden starr vor Angst. Der Rabbi hob die Hand und nahm dem Golem die sternförmige Kapsel aus der Brust.

Der Kolosz wankte und fiel um. Es dröhnte durch den Saal. Da lag der Riese zu den Füßen seines Meisters und war nichts mehr als ein toter Klumpen Lehm.

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correo.

Ich will ganz kurz angeben, was bis jetzt in meiner Erzählung vorkam. Der kleine Zeitungsverkäufer Nino gerät beinahe unter das Auto des Zeitungsbesizers Besaro. Der nimmt ihn mit und läßt ihn mit seinem Sohn Stefano unterrichten. Nino erreicht, daß sein früherer Lehrer Signor Andolfi den Unterricht übernimmt. Besaro findet, daß Nino recht hat, den Lehrer zu verehren. Hier beginnt die zweite Fortsetzung.

2. Fortsetzung.

Signor Andolfi bemerkte, daß sein Gast Umschau hielt. Und er sagte: „Sie wundern sich gewiß, Signore, daß ich auch Vater bin und Mutter! Aber, was wollen

Sie; man will leben! So wurde ich Schullehrer. Das macht mir Freude, denn ich liebe die Kinder, und man hat sein sicheres Brot.“

Signor Besaro gefiel der kleine Lehrer ausgezeichnet. „Ist es Ihnen nun recht, Signor Maestro, den Unterricht meines Sohnes und des kleinen Nino zu übernehmen? Sie würden mir einen großen Gefallen tun!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung!“ erwiderte der kleine, dicke Mann mit Würde. „Es wird mir eine Ehre sein, Ihrem Sohn zu dienen. Und den kleinen Nino will ich bald zum

besten Schüler machen. Ich hatte schon sehr beklagt, ihn verloren zu haben. Er ist sehr begabt!"

Im Umgang mit den Mäusen.

Nino war überglücklich, als Signor Andolfi ins Schulzimmer trat. Er vergaß jeden Respekt und umarmte den Lehrer.

„Wir haben viel Arbeit vor, liebe Kinder,“ begann Signor Andolfi, „aber es ist nur scheinbare Arbeit! In Wirklichkeit ist es Freude und Gewinn. . . Da will ich euch gleich von einem Mann aus dem Altertum erzählen, den wir nicht genug verehren können. . . Nun, Nino, von wem spreche ich? Du weißt es gewiß noch. . . Wir haben die Geschichte in unserm Buch. . . Der Mann mit dem Flügel. . . Vorwärts! — Mut! Coraggio!“

Nino errötete vor Freude. Tapfer sagte er: „Cincinnatus, der Diktator!“

„Bravo!“ lobte Signor Andolfi.

Und er erzählte nun die Geschichte von Cincinnatus, dem Diktator.

Ninos Augen glänzten begeistert. Stefanos sonst bleiches Gesicht war mit Röte bedeckt. Er hatte mit Aufmerksamkeit der schlichten Geschichte zugehört. Und Signor Andolfi wendete sich zu ihm: „Die Erzählung klingt einfach. . . Aber bedenkt, Cincinnatus, edel, aber arm, ließ ohne Bedenken sein Haus, seinen Besitz im Stich und nahm die schwerste Pflicht und die größte Verantwortung auf sich. . . Wenn ihr Männer seid und das Vaterland euch braucht, denkt an Quintus Cincinnatus!“

„Il tempo nostro.“

Wie schnell vergingen doch die Jahre! Nino war bald kein kleiner Junge mehr. Er war 15 Jahre alt und groß gewachsen. Die Schule war beendet, und eine neue Lehrzeit begann.

Ninos Entschluß war, Buchdrucker zu werden. Signor Pesaros Maschinen übten noch immer den größten Reiz auf ihn aus. Noch mehr als die Maschinen aber fesselte ihn das geheimnisvolle Werden der Zeitung, die aus den Maschinen hervorging, mit Milliarden Druckzeichen bedeckt, erfüllt von Gedanken, die zu den Menschen drangen wie laut gesprochene Worte.

Er konnte jetzt diese Zeitung lesen, von der er als Kind nur den Titel gekannt und oft genug ausgerufen hatte. Jetzt drang er vor zu ihrer Herstellung, ihrem Geist, ihrer Wirkung.

Signor Pesaros sah oft lächelnd seinem Eifer zu und freute sich an der Geschicklichkeit und Ausdauer, mit der Nino alles anfaßte und durchführte. Freilich — lieber als in den Säger- und Druckerfälen sah Signor Pesaros Nino bei sich in seinem Arbeitszimmer, wo Nino schreiben und rechnen mußte wie ein Sekretär.

Gern — leidenschaftlich gern hätte er für die Zeitung „Il tempo nostro“ geschrieben. Er wußte nur nicht was. Er wußte aber, wie es gemacht wurde. Er sah die Schriftsteller und Gelehrten mit ihren Manuskripten ein- und ausgehen. Auch Stefano schrieb für die Zeitung kleine traurige Gedichte von sprechenden Blumen und erlöschenden Sternen.

Nino hätte gern etwas anderes geschrieben. Aber er wußte eben nicht was.

Seine freie Zeit verbrachte Nino oft bei Stefano. Er war Nino von ganzem Herzen zugetan und nannte ihn seinen einzigen Freund.

Aber auch die schöne blonde Stella betrachtete Nino als ihren Freund. Sie sagte zu Nino: „Du bist so gut zu meinem armen Bruder. Deshalb werde ich dir immer dankbar sein!“

Ninos Vater war inzwischen gestorben, und die Mutter brauchte seine Hilfe, denn Tullio war kein guter Sohn, und Anetta, arm verheiratet, lebte in Dürftigkeit. Nino brachte seiner Mutter einen großen Teil des Lohnes, den er wöchentlich wie jeder Arbeiter erhielt,

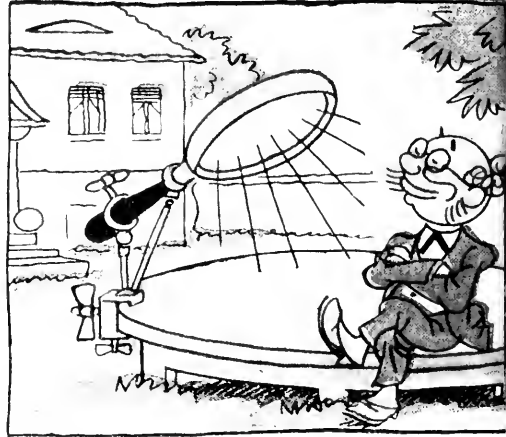


„Bist du eigentlich ein Arbeiter oder ein Spion?“ fragte ihn der junge Mann.

Professor Pechmanns Pa



Welch ein mühevoll Beginnen
Ist das Trocknen nasser Linnen!
Pechmann sieht's und denkt: „Nanu?
Ich erfinde was dazu!“



Und nach angestrengtem Denken
Und Sich-in-den-Stoff-versenken
Baut er flugs ein Brennglas ein
In den heißen Sonnenschein.



„Pechmann ist der große Mann,
Der die Wäsche trocknen kann!“
Mittels Kaffeetassenheben
Läßt man den Erfinder leben.



Doch das Unglück schreitet schnell!
Blötzlich alimmt es gräßlich hell.
Oh' man's noch begriffen gänzlich,
Riecht schon alles furchtbar brenzlich.

aber er wünschte in seinem Herzen, mehr zu verdienen. Das, was er für sich behielt, sparte er sorglich. Er gab nur noch selten einen Soldo an die Armen, denn er hatte das unbezwingliche Verlangen, selbst etwas zu besitzen und zu werden. Sobald er eine Silberlira erübrigte konnte, legte er sie bei-

teite mit dem Gefühl, über eine geheime Macht zu herrschen.

Auf Vortolos Gewerbe, das der lahme Alte noch immer betrieb und zwar ohne Gehilfen, da er keinen mehr fand, dem er vertrauen konnte, auf Vortolos Gewerbe sah Nino jetzt fast mit Verachtung herab.

nt-Wäschetrockenaßparat



Schöne Damen nah'n und feische
Mädel mit dem Korb voll Wäsche.
So! — der Riesen-Brennglas-Mann
Soll nun zeigen, was er kann.



Alle kommen angelaufen,
Und es wäscht — der Wäschehaufen.
Große Wäsche — ist das Ziel —
Wird hinfort ein Kinderspiel.



Ob man kommt in schnellem Lauf,
Keiner hält das Unglück auf.
Ach, die Wäsche all zusammen
Wird ein schnöder Raub der Flammen!



Die ihn eben Geld geheiß'n,
Woll'n ihn jetzt in Stücke reißen.
Dohnvoll heißt es: „Bitte, Pechmann,
Für verbrannte Wäsche bleib' man!“

Bald sollte er aber erfahren, daß die Vertrauensstellung, die er bei Signor Refaro einnahm, auch seine Schattenseiten hatte. Er bemerkte bald, daß sich aus den Reihen der Arbeiter viele Augen mit Reid und Gehässigkeit auf ihn richteten. Manche Stichelrede folgte ihm, wenn er in Signor Refaros Auf-

trag wichtige Büroarbeiten ausführte, die ihn über die Arbeiter erhoben.

„Bist du eigentlich ein Arbeiter oder ein — Spion?“ fragte ihn eines Tages ein junger Mann, der als Hilfsmechaniker neu eingestellt war. Rino sah sich erstaunt um. Er hatte bei einer eiligen Seherarbeit geholfen

und hatte noch seine blaue Bluse an, die er zur Schonung seines Anzuges trug.

Die Stimme, die ihn höhnisch angeredet hatte, kam ihm bekannt vor. Das geschwätzte Gesicht des Mechanikers lachte ihn auch vertraulich an. In seiner Mütze glühte eine rote Nelke — und jetzt erkannte Nino seinen früheren Gegner: Giacomo!

„Schon seit drei Tagen gehst du stolz an mir vorbei!“ lachte Giacomo, „ich habe bei „La vita nuova“ nicht so viel Glück gehabt wie du bei deiner Zeitung. Um mich hat sich niemand gekümmert. . . Da bin ich Mechaniker geworden. Man verdient recht schlecht! Kannst du nichts für mich tun?“

Nino runzelte die Brauen. „Wir zahlen höhere Löhne als alle anderen Druckereien!“

„Wir?“ spottete Giacomo und schlug Nino vertraulich auf die Schulter.

Nino merkte wohl, daß Giacomo ihn nur demütigen wollte.

Ohne noch Zeit zu verlieren, streifte Nino seine Bluse ab und ging in eines der Büros hinüber. Er sah wohl den listigen Blick Giacomos, der ihm folgte.

„Wir darben und schuften, und die Herren prassen!“ Dieses alte Wort unzufriedener Arbeiter war Giacomos Lieblingsatz. Er hegte gegen Signor Pesaro, der immer still und doch auch freundlich den weitläufigen Betrieb selbst leitete in unermüdlicher Tätigkeit.

Wohl galt er für reich, wohl besaß er das große Geschäftshaus und das schöne Wohnhaus. Er ging selten zu Fuß durch die lärmenden Straßen. Er nahm sein Frühstück in einem guten Restaurant und hielt für seine Kinder Diensthofen und Lehrer — aber Nino wußte, welches Maß von Arbeit und welche Unmenge von Sorgen hinter alledem steckte.

Meist saß Signor Pesaro mit sorgenvoller Miene über den Büchern und beriet mit dem ersten Buchhalter, dem alten, halblauben Signor Durante, wie fällige Zahlungen zu ermöglichen waren.

Nino konnte sich das Warum nicht erklären, aber ihm gefiel Signor Durante nicht. Er hatte keinen aufrichtigen Blick. Und er lobte alle Maßnahmen Signor Pesaros, und oft erwies sich doch diese Maßnahmen als wenig glücklich.

Nino dachte bei sich: „Wenn ich älter wäre und es wagen dürfte, ich würde Signor Pesaro vor Durante warnen. . .“ Denn Nino wußte auch, daß der alte Buchhalter

mit Mario Heimlichkeiten hatte und diesem Geld gegen Schuldscheine gab.

Alles das drückte Nino nieder, denn auch mit seiner besten Vertrauten, seiner Mutter, konnte er nicht über dergleichen sprechen. Giacomos Wort „Spion“ traf ihn daher um so empfindlicher. Er bemerkte an vielen kleinen Vorkommnissen, daß sich im Geist der Arbeiter eine Unruhe und Bitterkeit regte, die er früher nicht wahrgenommen hatte.

Das, was damals Giacomo ausgesprochen hatte, garte in den Leuten. Sie verlangten Lohnaufbesserung und kürzere Arbeitszeit.

Nino war Zeuge, als Signor Pesaro die vorstellige Abordnung in seinem Arbeitszimmer empfing und auf Durantes Rat abschlägig beschied.

Nino konnte ein großes Mitleid mit diesen Leuten nicht unterdrücken. Er wußte, wie Armut schmeckt, und wie diese Männer bei tagtäglicher angestrengter Arbeit kaum das Nötigste für sich und die Ihrigen erwarben.

Signor Pesaros abschlägige Antwort hatte die Gemüter gereizt. Als Nino um 7 Uhr früh in die Druckerei kam, traf er den lahmen Bortolo an, der wütend mit seinem Stelzfuß umherhumpelte und sofort auf Nino loskam: „Was ist denn bei euch los? Mein Geschäft geht mir zugrunde! Bald wird die Konkurrenz da sein!“

Nino eilte in die Druckerei. Er bemerkte schon von weitem, daß das laute Getöse der großen Rotationsmaschine fehlte. Ein zorniges Durcheinander herrschte in allen Sälen. Der Wertmeister schalt heftig mit Giacomo, der — dem Rauchverbot entgegen — eine Virginia rauchte, an der stillgelegten Maschine lehnte und erklärte, er arbeite nicht mehr, er streike und erwarte von den andern, daß sie das gleiche tun würden. Als er Nino erblickte, kam er sofort auf ihn zu.

„Und du?“ forderte er ihn heraus. „Du bist doch auch einer von uns, trotz deiner schönen Jacke und den blanken Schuhen!“

Es entging Nino nicht, daß Giacomos Worte ringsum gehört wurden, und daß sich Arbeiter und Arbeiterinnen herandrängten, um seine Antwort zu vernehmen. Seine großen schwarzen Augen flammten auf. Unerschrocken erwiderte er: „Natürlich gehöre ich zu euch, aber ich denke nicht, daß es nötig sein wird, unsere Arbeit zu zerstören, um zu unserm Recht zu kommen. . . Signor Pesaro ist ein Mann der Gerechtigkeit und Menschenliebe!“

„Bravo!“ rief der Werkmeister, „bravo, Nino!“

Aus der Gruppe der Arbeiter aber kam Gelächter, und einige Pfiffe wurden laut. Da ertönte die Bassstimme des Werkmeisters:

„Signori,“ rief er, „heut ist bei Gott keine Zeit zum Komödiepielen; wir wollen eine Stunde ansetzen, wo wir einen Entschluß fassen, nur jetzt nicht hier streiten! . . . An die Arbeit! Wir brauchen Brot. Wir haben keine Streikaffen wie die Arbeiter oben in Deutschland! Nino kann sich nachher den Schnabel wegen — avanti, Signori!“

dessen Leiden sich sehr verschlimmert hatten. Nino hatte inzwischen mit sich beratschlagt, ob er Signor Pesaro von der Sachlage Mitteilung machen sollte. Als er ihn durch den gläsernen Türeinsatz in seinem Arbeitszimmer erblickte, klopfte ihm richtig das Herz.

Signor Pesaro rief nach ihm.

Die früh gealterten Gesichtszüge Signor Pesaros erhellten sich erfreut, als Nino eintrat.

Freundlich jagte er: „Was ist geschehen“. Ich finde hier diesen Zettel auf meinem



Der Werkmeister schalt heftig mit Giacomo, der an der stillgelegten Maschine lehnte und erklärte, er arbeite nicht mehr.

Mit dem schnellen Stimmungsumschwung, der dieser Menschengattung eigen ist, sobald man im rechten Tone zu ihr spricht, gaben sich die meisten Leute vorläufig zufrieden und gingen an ihre Arbeit. Nur Giacomo blieb untätig an der Maschine lehnen und maß Nino, der ihm das Rauchen untersagte, mit höhnischen Blicken. —

Ein offenes Auto fuhr langsam über die Piazza Navona. Ein gealterter, kummergebeugter Mann saß darin, an seiner Seite ein schönes junges Mädchen.

Müde betrat Signor Pesaro sein Arbeitszimmer. Er hatte fast die ganze Nacht am Bett seines kranken Sohnes durchwacht,

Schreibtisch. Wer mag das geschrieben haben?“

Nino las den Zettel: „Hütet Euch! Ihr seid verraten von dem, dem Ihr vertraut. Gebt Euren Arbeitern Brot! Sonst . . . Auch für den Tyrannen Giulio Cäsar fand sich ein Adoptivsohn Brutus!“

Nino erblaßte. Er dachte: Das hat Giacomo geschrieben! Laut aber sagte er: „Die Leute sind ungehalten, weil Signor Pesaro die Lohnzulage verweigerte. Sie drohen mit Streik!“

„So sollen sie streiten!“ antwortete Signor Pesaro.

(Fortsetzung folgt.)

Wie baue ich mir ohne grosse Kosten einen guten Radioapparat?



Eine Anleitung zum Bau eines
Radioapparates.

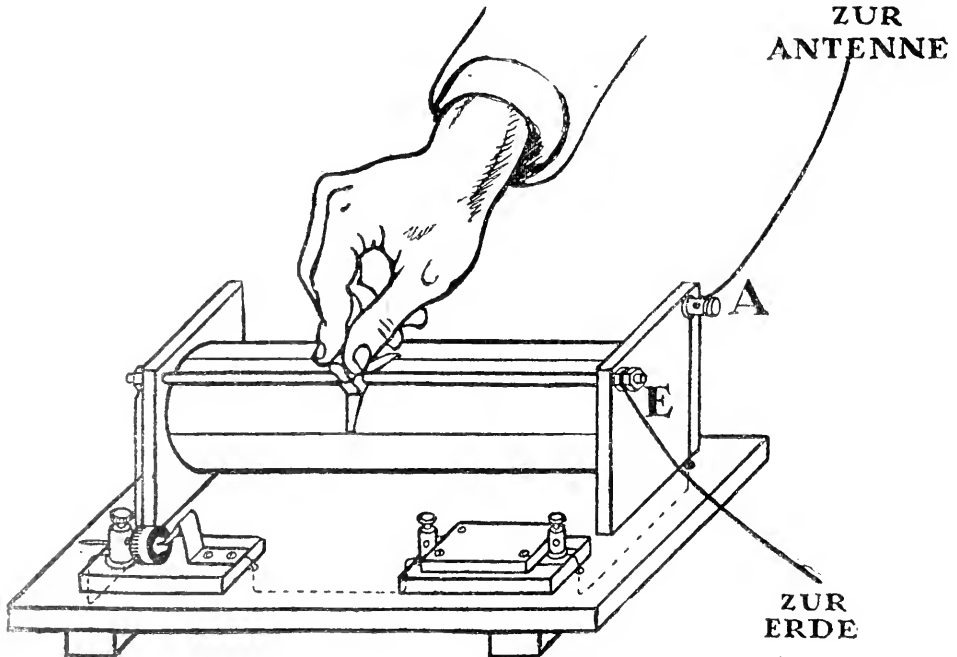
Von Walter Gerhard.

Heute will ich nun, wie ich euch in der letzten Nummer versprochen habe, den Zusammenbau und die Schaltung des Detektor-Empfängers beschreiben.

2. Fortsetzung und Schluß.

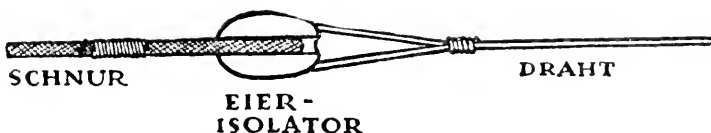
Der Zusammenbau ist sehr schnell erledigt. Ihr braucht nämlich nur den Kondensator und den Detektor, so wie es die Zeichnung angibt, vor der Abstimmungsspule auf dem Grundbrett mit einigen kleinen Schrauben zu befestigen. Der Detektor kommt am besten auf die linke Seite, der Telephonkondensator

auf die rechte Seite. Jetzt haben wir nur noch Spule, Kondensator und Detektor in geeigneter Weise mit Drähten zu verbinden. Wir nehmen für die Verbindungen am einfachsten von demselben Draht, mit dem wir die Spule gewickelt haben. Die Enden der einzelnen Verbindungsdrähte müssen natürlich blank geschabt werden. Ihre Verbindung mit den Kondensatorklemmschrauben und der Bronzefeder des Detektors geschieht durch einfaches Unterklemmen. Die Leitungsführung ist nun folgende: Von der mit A bezeichneten Klemme führt eine Verbindung zu der einen Klemme des Kondensators; die andere Kondensator-klemme wird mit der Bronzefeder des Detektors verbunden. Zum Schluß bleibt nur noch die Verbindung zwischen der Klemmschraube,



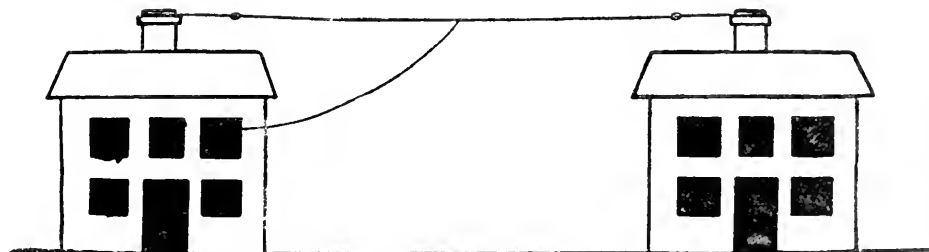
Wie der fertig zusammengebaute Detektor-Empfänger aussieht.

Wie der Antennen-
draht an dem Isolator
befestigt wird.



die die Metallkapsel des Detektors trägt, und der Messing- oder Eisenstange, auf der unser Schiebekontakt sitzt, übrig. Die Verbindungsdrähte führen wir an der Unterseite des Grundbrettes entlang und, wie aus der Abbildung ersichtlich, durch kleine Löcher zu den einzelnen Klemmen hinaus. Der Anschluß der Antenne und der Erdleitung geschieht an den Klemmen A und E. Die Antenne, deren Herstellung ich euch gleich beschreiben werde, ist dabei immer nur an die Klemme A, die ihrerseits mit dem einen Ende der Spule verbunden ist, zu legen. Das Telephon, das ihr allerdings nicht selbst bauen könnt, ist am besten ein sogen. Doppelkopfhörer mit einem Gesamtwiderstand von 4000 Ohm. Unbedingt nötig ist ein solcher Doppelkopfhörer aber nicht; ein guter Post- oder Feldtelephonhörer von etwa 200 Ohm genügt auch. Das Tele-

phon wird mit seinen beiden Schnüren an den Telephonkondensatorklemmen angeschlossen. Wollt ihr mehrere Telefone verwenden, so schaltet ihr sie am besten hintereinander. Ihr könnt auf diese Weise leicht 5 bis 6 Telephonhörer gleichzeitig betreiben. Da bei einem Detektor-Empfänger keine Hilfsbatterien vorhanden sind, darf die Antenne, besonders bei größerer Entfernung von der Sendestation, nicht zu klein sein, wenn ihr noch deutlichen Empfang haben wollt. Am besten sind die Hochantennen. Eine solche Hochantenne ist nun nichts anderes, als ein auf dem Dache des Hauses, über dem Hof oder auch über der Straße (natürlich kommt hierfür nur eine kleinere Nebenstraße in Frage) ausgepannter Draht. Sehr gut eignet sich hierfür ein 1 mm starker, blanker Kupferdraht, von dem der Meter 4—5 Pfennig kostet. Wir brauchen für unsere Antenne ungefähr 50 Meter Draht und einige Porzellanisolatoren, am besten die sogenannten Eierisolatoren, in jedem Geschäft für Radiozubehör erhältlich. Wenn ihr auf das Dach eures Hauses geht, um dort den Draht zwischen zwei Schornsteinen auszuspannen, so fragt vorher den Verwalter oder den Portier um Erlaubnis. Ihr könnt sonst leicht nachher für Dachschäden, die ihr gar nicht verursacht habt, verantwortlich gemacht werden. Und vor allen Dingen fragt eure Eltern um Erlaubnis, bittet vielleicht den Vater, mit auf das Dach zu kommen und euch beim Bau eurer Antenne zu helfen. Wenn ihr nicht die ganzen 50 Meter in einer Richtung ausspannen könnt, so führt ihr den Draht eben in Form eines rechten Winkels auf dem Hausdach entlang (aber immer so, daß der Schornsteinfeger nicht durch ihn behindert wird),



Wie die Antenne am zweckmäßigsten befestigt wird.

oder ihr spannt zwei Drähte von der halben Länge parallel nebeneinander aus. Der Abstand der beiden Drähte darf nicht zu klein sein, sonst haben sie keine bessere Wirkung als ein Draht von 25 Meter Länge allein. Ihr hängt die Drähte also mindestens 2 Meter voneinander entfernt an den Porzellanisolatoren auf, die ihrerseits wieder mit einem dünnen Seil (Gardinenschnur) von 1 bis 2 Meter Länge an dem Schornstein, an Dachhaken oder dergl. befestigt sind. Der Draht und die Isolatoren hängen also völlig frei in der Luft (s. Abb.). Von einer geeigneten Stelle der Drähte führt eine Zuleitung zu unserem Fenster, die wir am besten aus demselben Draht herstellen wie die eigentliche Antenne. Sie wird durch ein im Fensterkreuz befindliches Loch, in das wir zur besseren Isolation des Drahtes ein Stückchen Gummischlauch

phon wird mit seinen beiden Schnüren an den Telephonkondensatorklemmen angeschlossen. Wollt ihr mehrere Telefone verwenden, so schaltet ihr sie am besten hintereinander. Ihr könnt auf diese Weise leicht 5 bis 6 Telephonhörer gleichzeitig betreiben. Da bei einem Detektor-Empfänger keine Hilfsbatterien vorhanden sind, darf die Antenne, besonders bei größerer Entfernung von der Sendestation, nicht zu klein sein, wenn ihr noch deutlichen Empfang haben wollt. Am besten sind die Hochantennen. Eine solche Hochantenne ist nun nichts anderes, als ein auf dem Dache des Hauses, über dem Hof oder auch über der Straße (natürlich kommt hierfür nur eine kleinere Nebenstraße in Frage) ausgepannter Draht. Sehr gut eignet sich hierfür ein 1 mm starker, blanker Kupferdraht, von dem der Meter 4—5 Pfennig kostet. Wir brauchen für

oder Glasrohr gesteckt haben, ins Zimmer geführt. Hier leiten wir sie dann auf möglichst kurzem Wege, am besten auf kleinen Porzellanknöpfen, zur Antennenklemme unseres Empfängers. Das Spannen der Antenne über die Straße macht ihr am einfachsten so, daß ihr vom Dach eures und des gegenüberliegenden Hauses je eine Schnur herunterlaßt. Die beiden Schnüre werden von einem Freund unten auf der Straße zusammengeführt, verknotet und dann von euch wieder hochgezogen, so daß jetzt an der zwischen den Dächern ausgespannten Schnur der eigentliche Antennendraht über die Straße gezogen werden kann. Es ist beim Bau einer Antenne hauptsächlich darauf zu achten, daß ihre Drähte von allen größeren Leitergebilden (wie Gas- und Wasserrohren, Dachrinnen, Telephon- und Lichtleitungen, sechsten Wänden usw.) möglichst weit entfernt gehalten werden.

Um unsere Station empfangsfertig zu machen, haben wir jetzt nur noch die Klemme E unseres Empfängers mit der Erde leitend zu verbinden. Wir führen also von dieser Klemme einen Draht zum nächstbesten Wasserrohr oder Wasserleitungshahn (wo keine Wasserleitung vorhanden, auch zum Bleibleiter oder zum eisernen Steigrohr einer Pumpe). Dort wickeln wir den blanken Draht um das ebenfalls blankgeschabte Metallrohr mehrmals fest herum. Noch besser ist freilich, wenn wir ihn dort festlöten können. Der Anschluß an die weit verzweigte, ins ferne Erdbreich führende Wasserleitung ist die beste Erdung, die wir uns denken können.

Um nun den Apparat auf die Empfangsstation einzustellen, brauchen wir nur durch Hin- und Herschieben des Schleifkontaktes auf der Spule die betreffende Wellenlänge aufzusuchen. Je weiter wir den Kontakt nach links schieben, auf desto längere Wellen ist unser Empfänger abgestimmt. Der Detektor muß dabei so eingestellt sein, daß die Bronze- Spitze den Kristall nur mit leichtem Druck berührt. Hört ihr trotz allem nichts, so müßt ihr durch Drehen der Metallspitze eine empfindliche Stelle auf dem Kristallstück aufsuchen. Bei einem Gewitter rate ich euch, die Antennen zu „erden“, d. h. mit der Erdleitung zu verbinden. Und nun wünsche ich guten Erfolg!

Zum Schluß möchte ich noch einmal erwähnen, daß ihr zum Aufstellen des Apparates unbedingt die Erlaubnis der Post haben müßt.



Auß Onkel Toldis Witzkiste

„Vergeßt niemals,“ sagte der Lehrer, „alles, was ihr lernt, müßt ihr von Grund auf lernen.“
„Das Schwimmen auch?“ fragte da Paulchen.

*

Der Abendhimmel war glühend rot, und Frigchen stand entzückt da. Seine Mutter sagte:

„Das ist hübsch von dir, daß du dich so über den Abendschein freust!“

„Abendschein — nee, das is unsre Schule, die brennt!“

*

Ein Junge brüllt auf der Straße laut. Da kommt ein Herr und fragt: „Wofür hat dich denn dein Vater verhaue?“

„Für nichts. Denken Sie, ich zahle ihm noch etwas dafür?“

*

Karlchen fordert: „Sechs Zigarren von Vaters Sorte!“

Zigarrenhändler: „Jawohl, mein Sohn! Aber ich weiß im Augenblick nicht, ob dein Vater schwache oder starke raucht.“

Karlchen: „Na, geben Sie mir man lieber recht starke, die andern zerkrantscht Vater zu leicht in der Tasche!“

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde!

Sehr oft werde ich in Briefen darum gebeten, den „Seiteren Fridolin“ alle acht Tage oder in doppeltem Umfang erscheinen zu lassen. Das geht leider nicht, denn nicht alle von euch werden jede Woche 10 Pfennig ausgeben können. Das müßt ihr euch überlegen. — Da ich gerade bei Briefen bin, möchte ich auch die Gelegenheit gleich benutzen, um einmal darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht sehr anständig ist, wenn man Briefe ohne Namens- und Adressenangabe einschickt. Das soll für diejenigen sein, die das manchmal tun.

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silbernrätsel.

Aus den Silben:

a — aar — all — as — ba — ban — bert
— cho — e — eg — fi — gürt — gan —
li — lon — mal — na — ne — nen — re
— rei — rind — rist — se — tag — tail —
ter — ver — vieh — vol — zett

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben:
1. Körperteil, 2. vielgenannter Ort bei Salserno, 3. Theatergänger, 4. Gewerbebetrieb, 5. Prophet, 6. Musikstück, 7. Gegensatz zu

Feiertag, 8. noch nicht bewohntes Haus, 9. Männername, 10. Waffe, 11. Kanton in der Schweiz, 12. Haustiere, 13. Truppenteil.

Ausnahme.

Der Mund in der Regel vorne ist,
Wie Ihr natürlich alle wißt;
Nun suchet mal den Mann gewiß,
Dem ausnahmsweis er hinten sitzt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17.

Silbernrätsel:

Die Not lehrt beten.

1. Dietrich, 2. Ingwer, 3. Elefant, 4. Räthor, 5. Ostsee, 6. Tragant, 7. Laute, 8. Eisen.

Doppelter Nutzen: Weide.

Günstige Gelegenheit: Rasen, Rosen, Riesen.

Ein großes Ei: Ei(egel)b.

Fridolins Lachkabinett

Heinz, der seine Freunde gern verulkt:
„Mein Vater hat mir gestern ein wunderschönes Tier gekauft; es ist schneeweiß, hat rote Augen und sieht genau wie eine Kage aus!“

Seine Freunde raten: „Kaninchen, Schneehase“, usw.

Heinz: „Alles falsch, es ist ein Kater.“

*



„Kann mir noch jemand ein Beispiel von der Falschheit der Kage anführen?“

„Sie gibt sich gern für Hasenbraten aus.“

*

„Hier ist ein heißes Bügeleisen. Wenn du mir einen Fünfmarschein schenkst, lege ich dran.“

„Das glaube ich nicht.“

„Doch, gewiß; an dem Geldschein natürlich!“

*

Lehrer: „Wozu gehört der Hund?“

Schüler: „Zu den Säugetieren.“

Lehrer: „Richtig! Und wozu gehört der Sering?“

Schüler: „Zu neuen Kartoffeln!“



Lehrer (in der Botanikstunde): „Wer von euch kann mir eine gefährliche Pflanze nennen?“

Fränzchen (im Brustton der Ueberzeugung): „Das spanische Rohr!“

Lehrer: „Wie so denn?“

Fränzchen: „Weil es haut!“

*

Onkel: „In manchen Gegenden herrschen häufig Seuchen. Frischchen, was sind Seuchen?“

Frischchen: „Kleine Schweinchen, Onkel Kurt!“

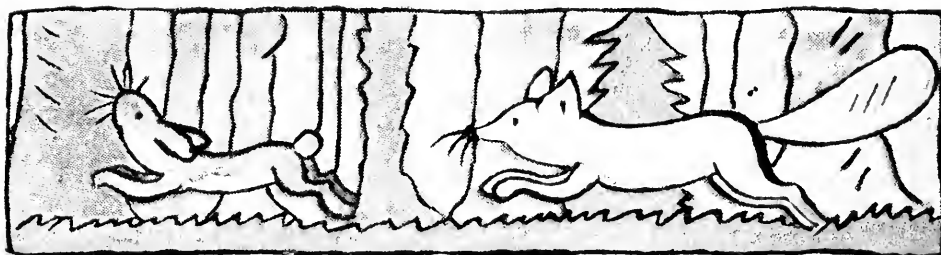
†



Barbier: „Wie soll ich dir denn die Haare schneiden, mein Sohn?“

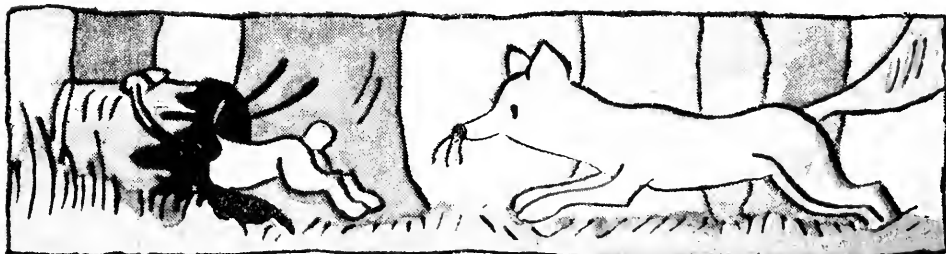
Karlchen (dem Papas Waise ganz besonders gefällt): „Genau wie Papa sie trägt: in der Mitte ein großes Loch!“

Pech bringt manchmal Glück



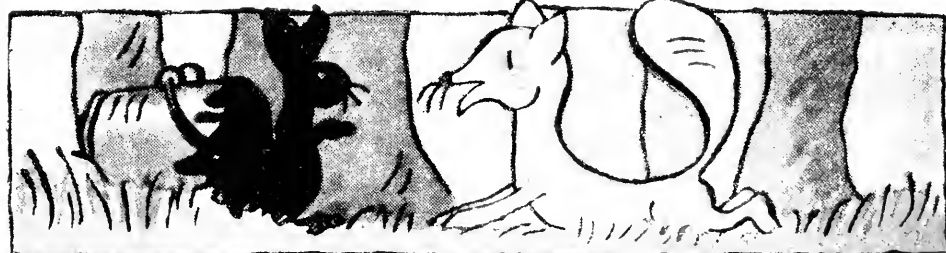
Durch den Wald in tollem Rufen
Sauft der Fuchs hier hinterm Hasen.

Und der Hase denkt mit Schrecken:
„Wo kann ich mich bloß verstecken?“



Heppla he! Da springt er wild
In den Eimer, teergefüllt!

Doch der Fuchs höhnt: „Halt, mein Sohn,
Nicht zu rasch, ich krieg' dich schon!“



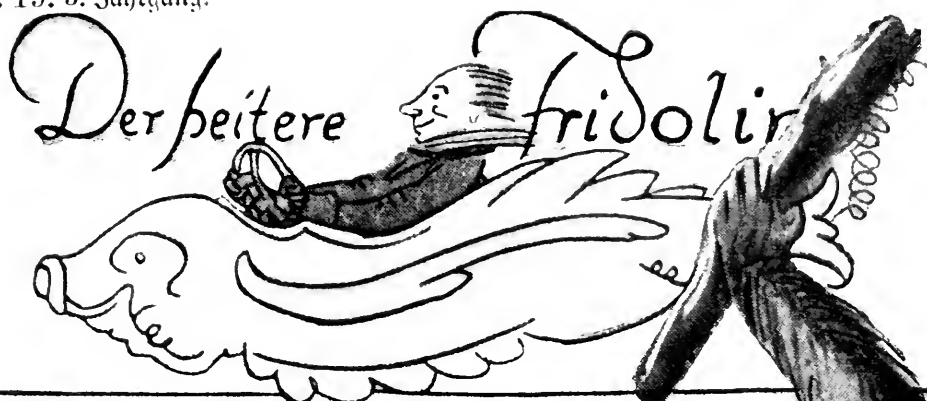
Aber weh! Mit starrem Grauen
Muß er hier ein Untier schauen.

Das macht Männchen — Gott, wie finster!
Wie ein schwarzer Teufel grinst er!



„Hilfe!“ schreit der Fuchs und dreht sich
Von dem Untier ab (versteht sich!).

Und der Hase ruft zurück:
„So bringt Pech selbst manchmal Glück!“



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT SPIEL SPASS UND ABENTEUER



M. PATHE.

Mit furchtbarem Gebrüll stürzte sich der Gorilla auf den Jäger.
(Zu dem Artikel auf Seite 2: „Kämpfe mit Gorillas.“)

Kämpfe mit Gorillas

Von Dr. Adolf Heilborn.



Ein Gorilla beim Angriff auf einen Jäger, dem er bereits das Gewehr entziffen hat.

Gute zwei Meter hoch, in den Schultern fast halb so breit, mit den muskeltrohen Armen, die in gewaltigen Fäusten enden, mehr als zwei Meter klastend, dazu mit einem furchtbaren Gebiß gerüstet, das Gewehrläufe durchbeissen kann, ist der Gorilla nicht nur der riesigste unter den Menschenaffen, sondern der unumschränkte Herrscher des westafrikanischen Urwalds und ein Gegner, dem Mensch und Tier gern aus dem Wege gehen. Man hat lange Zeit die Schilderungen des berühmten französischen Afrikajägers du Chaillu über seine Kämpfe mit Gorillas für phantastische Märchen gehalten. Heute wissen wir aus den Berichten zahlreicher Forscher und Jäger, daß du Chaillu durchaus nicht übertrieben, als er die Gefahren einer Gorillajagd in den grellsten Farben malte. Der Gorilla hat eine ganz eigene Kampfweise. Sobald er seinen menschlichen Feind eräugt hat, gibt er zunächst seiner Familie das Zeichen zur Flucht, indem er bei geöffnetem Munde mit der Hand auf den Wangen trommelt. Dann beginnt er mit den Fäusten drohend gegen die aufgeblähte Brust zu schlagen und sich gegen den Feind zu wenden. Er stößt dabei ein fürchterliches Gebrüll aus und nähert sich, von einem Bein auf das andere hüpfend, dem Gegner. Hat er ihn erreicht, so sucht er ihn mit den langen Armen an sich heranzuziehen und ihm durch Umschlingung den Brustkasten einzudrücken, macht aber bei solchem gewöhnlich sehr schnell entschiedenen Ringkampf auch von seinem Gebisse Gebrauch. Sieht sich der Gorilla mehreren Feinden gegenüber und ist ihm



Am Abend des zweiten Tages versuchten die Gorillas, den Holzzaun zu übersteigen und durch die Reihen ihrer Belagerer durchzubrechen.

die Flucht nicht mehr möglich, so versteckt er sich im Gebüsch, um hinterrücks den Angriff zu wagen. Nur die größte Kaltblütigkeit, ein genaues Abpassen des Augenblicks, da ein sicherer Schuß oder Speerwurf auf die Brust des Urwaldriesen möglich ist, geben dem Jäger die Aussicht auf eine Entscheidung des Kampfes zu seinen Gunsten; es gehören aber, wie sich ein deutscher Forscher einmal ausdrückte, wirklich Nerven von Stahl dazu, diesen Augenblick wahrzunehmen.

Eine sehr interessante Schilderung über den Fang lebender Gorillas hat uns Major Dominik gegeben. Er hatte zu dem Zweck etwa tausend jagdgewohnte Jaunde-Neger aufgebeten. Nachdem man die Tiere ausfindig gemacht hatte, trieb man sie durch

Schreien, Schießen und Lärmen auf eine Urwaldlichtung, und dann wurde der ganze Bezirk mit starken Holzzäunen umgeben. Zwei Tage brachte man zu diesem Eintreiben. Des Nachts lagerten die Jäger an Feuern rund um den Fangplatz, und sobald sich ein Tier den Feuern näherte, wurde es durch lautes Geschrei und entgegengeschleuderte Brände zurückgecheucht. Am Abend des zweiten Tages versuchten die hungrigen Gorillas gleichwohl die Zäune zu überklettern und durch die Negerchar hindurchzubrechen. Dabei wurden zwei der Tiere getötet; die anderen gelang es wieder zurückzutreiben. Da heller Mondschein war, beschloß Major Dominik, mit zwanzig besonders beherzten schwarzen Jägern und einer Anzahl Hunden die

eingekreuzten Bestien anzugreifen. Die Gorillas nahmen den Kampf auf; mehrere wurden getötet, zwei starke Männchen brachen durch, drei fast erwachsene Tiere aber wurden gefangen. Das geschah auf folgende Weise: Unter Führung von Dominik warfen die Neger den mit der Abwehr der sehr scharfen Eingeborenenhunde beschäftigten Gorillas im günstigen Augenblick starke Rege über. Die Tiere verwickelten sich darin, warfen sich auf den Boden, um sich aus den Rehen zu befreien, und nun drückten ihnen die Jäger lange, starke Holzgabeln über den Hals, so daß die Gorillas nicht mehr emporkommen konnten. Dann band man sie mit derben Stricken und transportierte sie so in bereitgehaltene Käfige.

Besonders gefürchtet sind einsiedlerisch lebende alte Männchen, die oft den Schrecken der Negerbevölkerung in weitem Umkreis ihres Wohngebiets bilden. Aber auch der Gorillavater, der Kinder zu verteidigen hat, ist nicht selten sehr angriffslustig. Die Tiere bauen bei ihren Urwaldwanderungen jeden Abend auf einem geeigneten Baum ein großes Schlafnest aus Zweigen und Blättern. Aber nur das Weibchen und die Jungen geben sich darin der Ruhe hin: der Familienvater hält am Fuße des Baumes treue Wacht, indem er sich zusammengekauert mit dem Rücken gegen den Stamm lehnt und auf jedes verdächtige Geräusch Obacht gibt. Von Tieren greift nur der Leopard in nächtlichem Ueberfall den König des Urwalds an.

Das Rätsel des Mars

Der Mars ist in diesem Jahre der Erde sehr nahe.

Vor einem halben Jahrhundert entdeckte Schiaparelli die „Kanäle“ auf dem Mars, Linien, die den Planeten nach allen Richtungen durchzogen. Einige Jahre darauf kam von dem berühmten Astronomen eine zweite Meldung: er hatte festgestellt, daß viele der „Kanäle“ sich inzwischen verdoppelt hatten; daß statt der einen Linie, die schon früher da war, nun zwei Linien, parallel nebeneinander verlaufend, zu erkennen waren.

Sollte es demnach auf dem Stern da droben Wesen geben, die uns ähnlich waren? Sollten die „Kanäle“ Werke einer gigantischen Technik sein, ein Zeichen vielleicht, das die Marsbewohner den Bewohnern der Erde gaben? Phantasievolle Menschen berieten schon, wie eine Antwort gegeben werden könnte; sie sprachen von gewaltigen Spiegeln, die das Sonnenlicht sammelten, von einer riesenhaften dreieckigen Biese im

Sandmeer der Sahara. Konnten die Marsbewohner Kanäle von solchen Ausmaßen bauen, so besaßen sie wohl auch astronomische Fernrohre, die den unsrigen überlegen waren und . . .

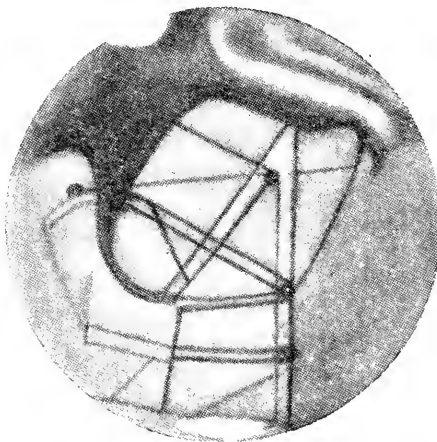
Aber, wandten die Naturforscher ein, der Mars ist von der Sonne rund 80 Millionen Kilometer weiter entfernt als die Erde. Die Temperatur muß demnach auf dem Mars stets unter dem Gefrierpunkt stehen. Wie

sollen da Pflanzen gedeihen? Und ohne Pflanzen können auch keine menschen- und tierähnlichen Wesen bestehen.

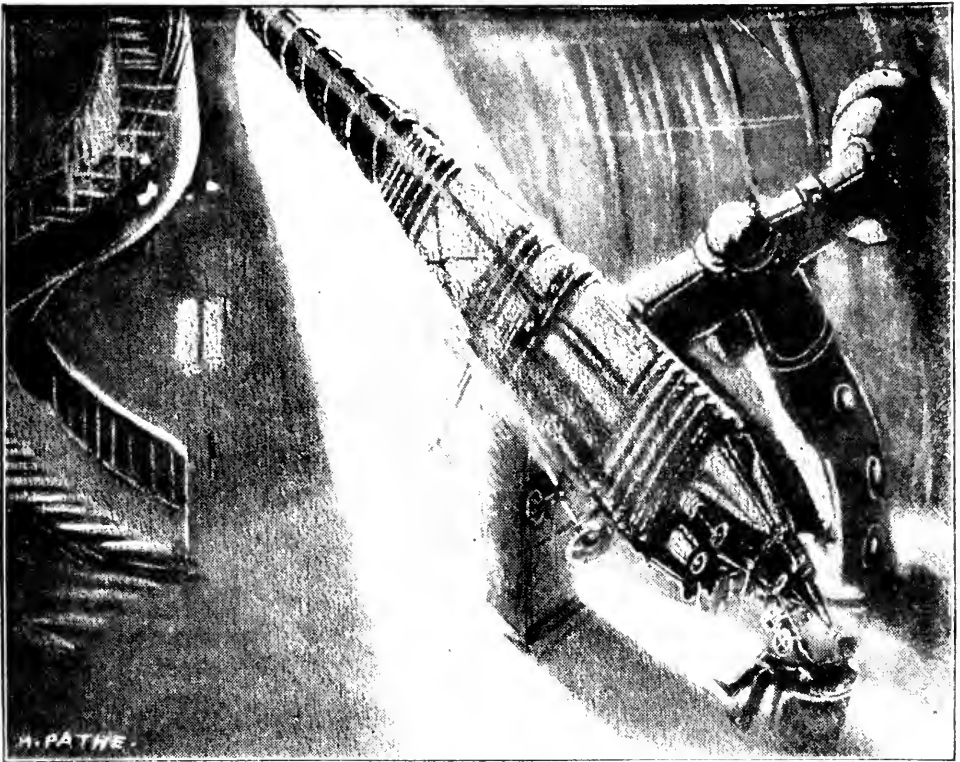
Und die Kanäle? hielten ihnen die Phantasten entgegen.

Es könnten auch Risse sein, die aus natürlichen Ursachen entstanden, erklärten die Naturforscher.

Man erwartete mit Spannung das Marsjahr 1909. Alle fünfzehn Jahre steht nämlich der Mars der Erde besonders nahe und zur Beobachtung



Wie der Mars mit seinen rätselhaften „Kanälen“ aussieht.



Das Rätsel des Mars.

Ein Astronom beim Beobachten des Planeten Mars durch ein riesenhaftes Fernrohr.

günstig. Er erscheint dann mit bloßem Auge so groß wie ein Fünfmartstück auf 300 Meter Entfernung. Ein Fernrohr mit 600facher Vergrößerung rückt das Fünfmartstück bis auf 50 cm heran. Und auf diesem kleinen Scheibchen soll nun eine ganze Welt entdeckt werden!

1909 war das letzte Marsjahr; das neue ist 1924. Und wie man in diesem Jahr mit Radio den Mars empfangen wird, so erwarteten ihn 1909 die Astronomen mit neuen, erheblich verbesserten Instrumenten. Sie richteten die Spektroskope auf den roten Stern. Das weiße Licht eines Sonnenstrahls, durch ein dreieckiges Stück Glas geleitet, zerteilt sich in eine Reihe von verschiedenen Farben. Man hat nun die Beobachtung gemacht, daß in dieser Farbreihe dunkle Linien entstehen, wenn das in das Spektroskop — das dreieckige Stück Glas — geleitete Licht vorher durch feuchte Luft gegangen ist. Je feuchter die Luft, um so stärker treten diese „Regenbanden“ in Erschei-

nung. Man brauchte also nur das Marslicht, das ja von der Sonne stammt, aufzufangen und zu zerteilen. War eine feuchte Atmosphäre, Wasser, Regen auf der fernen Marswelt — die Grundbedingung des Lebens — so mußten sich die Regenbanden zeigen. Nur den einen Nachteil besaß dieses Verfahren, daß man der Feuchtigkeit der irdischen Luft nicht ausweichen konnte. Man half sich nun so, daß man das Farbenbild des Mondes, der bestimmt frei von Wasserdunst ist, mit dem des Mars verglich. Auf dem Farbenbild des Mondes waren sicher nur die Regenbanden aus der Erdatmosphäre. Zeigten sich also auf dem Farbenbild des Mars nicht mehr Regenbanden, so gab es auf dem Mars ebensowenig Wasser und Leben wie auf dem toten Mond.

Der Kampf um den Mars begann. Der Astronom Campbell untersuchte ihn in 1283 Meter Höhe — je höher, um so trockener und daher zur spektroskopischen Untersuchung günstiger die Luft — und behauptete, das

Farbenbild des Mars sehr genau so aus wie das vom Mond. Der Marsforscher Lowell aber, der ein großes Buch über den Mars und die Riesenkanäle und Riesenstädte darauf geschrieben hatte, beobachtete den Mars von der Sternwarte Flagstaff aus, die 2200 Meter hoch über der trockenheißen Wüste von Arizona liegt, und fand die Regenbänder beim Mars viel stärker als beim Mond. Er hatte die Farbenbilder photographiert, und danach wurde ausgerechnet, daß es in der Marsluft 1,75mal so viel Wasserdunst gab wie in der Luft an der Sternwarte Flagstaff.

Aber Campbell entdeckte, warum bei Lowell die Photographien vom Mars stärkere Wasserbänder zeigten als die vom Mond: die Mondaufnahmen waren um

Mitternacht gemacht, und die vom Mars kurz nach Sonnenuntergang; um diese Zeit ist die Erdluft feuchter als um Mitternacht, und daher . . . Lowell war also geschlagen. Und nun rüstete Campbell eine Expedition auf den 4420 Meter hohen Mount Whitney in Kalifornien aus; Mond und Mars wurden unmittelbar hintereinander photographiert, und es stellte sich heraus, daß zwischen den beiden Farbbildern kein Unterschied bestand.

Demnach dürfte der Mars für atmende Wesen keine geeignete Wohnstätte sein. Das Märchen von den gigantischen Kanälen und Städten war zerstückt. Die nüchterne Wissenschaft hatte gesiegt. Ob Radio von 1924 das Spektroskop von 1909 besiegen wird?

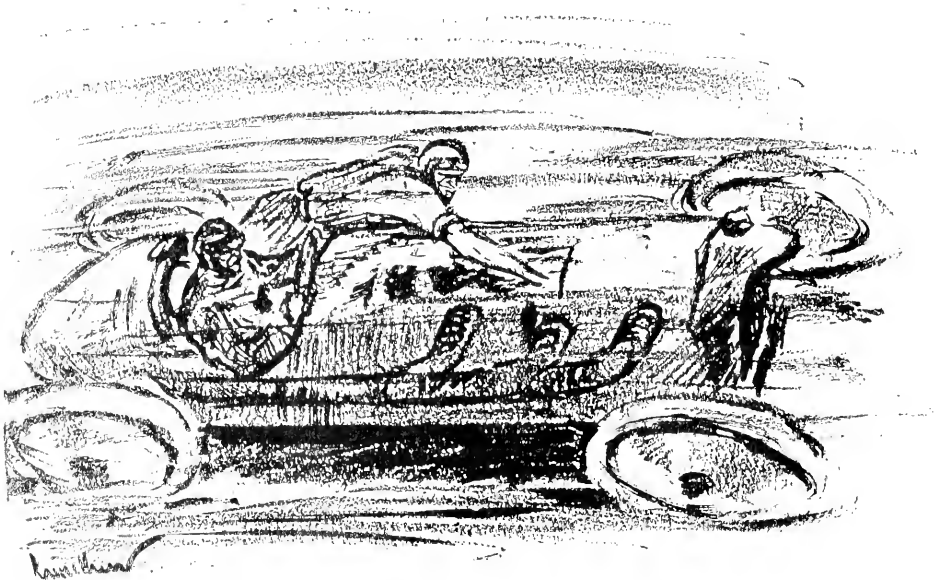
Deutsche Sporthelden

Ein Automobilrennen in Sizilien. — Ein Segelflug-Weltrekord.

Automobilfahren halten die meisten Leute für leicht und angenehm. Und die Jungen der ganzen Welt wissen nichts Schöneres, als in einem Automobil mitgenommen zu werden. Aber ein Automobil selber lenken ist eine harte und verantwortliche Arbeit, und nun gar einen hundertpferdigen schweren Automobil-Rennwagen auf einer mehrstün-

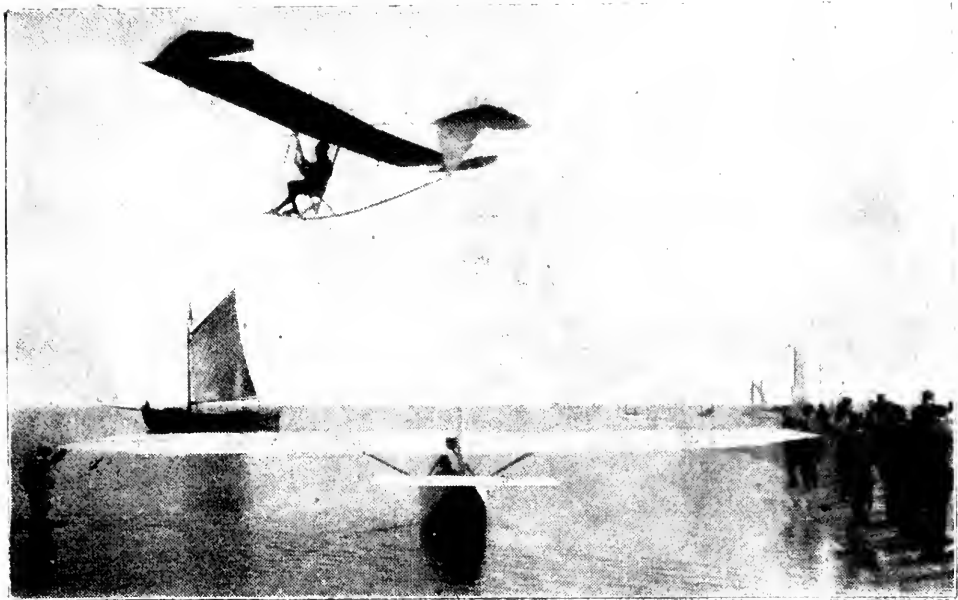
digen Wettsfahrt zu steuern, gehört zu den größten und erschöpfendsten athletischen Leistungen, deren der Mensch überhaupt noch fähig ist.

Deutsche Automobile haben kürzlich eine große Wettsfahrt in Sizilien (Italien) gewonnen. Diese Wettsfahrt fand auf einer Rundstraße in Sizilien statt, die 113 Kilo-



Hervorragende sportliche Leistungen.

Der Begleiter eines Rennwagens bei der Reparatur des Autos während der rasenden Fahrt.



Der ostpreussische Lehrer Schütz in seinem Segelfluggzeug, mit dem er einen neuen Weltrekord aufstellte, indem er 8½ Stunden in der Luft verblieb.

meter lang war. Die Strecke mußte fünfmal durchfahren werden, also 565 Kilometer oder genau die Entfernung von Berlin nach Köln, ohne Rast und Pause! Diese Straße führt über zahllose Berge und Hügel steil hinauf und hinab und hat auf jedem Kilometer ungefähr drei scharfe Krümmungen. Diese Strecke wurde in acht Stunden vom Sieger durchfahren (der Schnellzug Berlin—Köln auf glatten Schienen braucht fast zwölf Stunden), und danach kann man sich die wahnwitzig laufende Geschwindigkeit über Stod und Stein vorstellen. Die Rennwagen haben nur zwei ganz schmale Sitze, auf denen der Fahrer und der Mechaniker eng aneinandergedrängt acht Stunden lang sitzen müssen. Wenn sie absteigen, geschieht es nur, um die Gummireifen zu wechseln, die von der rasenden Fahrt schnell zerrieben werden, oder um Benzin nachzufüllen, und das alles muß dann in fliegender Hast geschehen, denn jede Sekunde ist kostbar; es ist also keine Ruhe, sondern vermehrte Anstrengung. Dazu kam in Sizilien noch die furchtbare Hitze. Am schlimmsten ist aber die achtstündige Nervenanspannung: die Beobachtung der Konkurrenten, die Beobachtung des Motors, die Beobachtung der Straße, die Aufregung des Ueberholens oder des Ueberholtwerdens. All das acht Stunden lang, mit

nichts als einem hastigen Schluck Wasser im Wagen! Wie erschöpfend eine solche Fahrt ist, konnte man am Sieger und an den Besiegten des italienischen Rennens sehen. Sie verstanden nach drei Runden nicht mehr, was man ihnen zurief. Sie waren in der vierten Runde schon körperlich zu schwach, um einen Wagen, dessen Reifen beschädigt waren, ein paar Schritte weit bis zum Depot zu schieben.

Der deutsche Sieger, der 32jährige, große, starke Mercedes-Fahrer Werner gewann auch dank seinen stärksten Nerven. Aber als er fertig war, mußte man ihn vom Wagen heben. Sein Gesicht war totenbleich. Man steckte ihm einen Blumenstrauß in die Hand; daran erkannte er, daß er gesiegt hatte. Ein starres Lächeln trat in sein Gesicht, aber er war unfähig, ein Wort zu sprechen. Er verbogte sich tannelnd, schüttelte ohne Bewußtsein alle Hände, die sich ihm entgegenstreckten. Man wusch ihn ab und legte ihn ins Bett, wo er 12 Stunden durchschlief. Das ist ein kraftstrophender Mann von 32 Jahren. So schwer ist ein Automobilrennen! —

Ein ganz ähnlicher Weltflug deutscher Nervenkraft, wie ihn Werner erzielte, war wenige Tage später auf einem anderen Gebiet zu verzeichnen. Oven in Ostpreußen, in der Nähe von Königsberg, auf den Sanddünen der kurischen Nehrung bei Rositten,

Werner 24

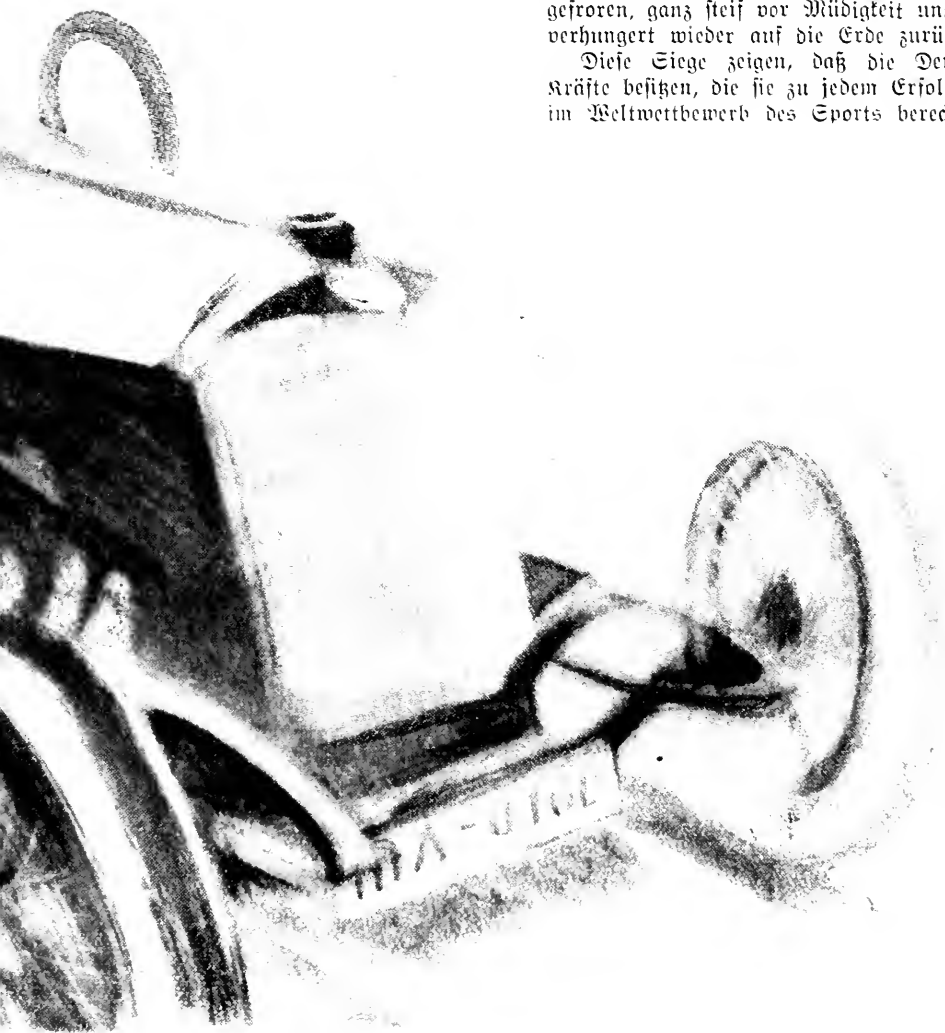


Deutsche Sporthelden.

Der deutsche Rennfahrer Werner auf seinem Mercedeswagen beim Durchfahren des Ziels im großen Automobilrennen der Targa und Coppa Florio auf Sizilien.

fand ein Segelflug-Wettbewerb statt. Daran nahm der 20jährige deutsche Volksschullehrer Schulz teil. Da er gar kein Geld hatte, hat er sich sein Segelflugzeug aus Besenstielen, alten Tuchsäcken und dergleichen zusammengebaut. Eines Morgens stieg er, ohne warmen Rock, ohne Handschuhe, ohne auch nur gefrühstückt zu haben, auf und blieb 8½ Stunden ununterbrochen auf seinem motorlosen Flugzeug in der Luft! Er überbot um eine halbe Stunde den Weltrekord, den vorher ein Franzose mit einem viel vollkommener gebauten Flugzeug erzielt hatte. Er kämpfte fast neun Stunden hartnäckig um sein Flugzeug immer im Wind oben in der Luft zu halten. Er kam schließlich blaueisgefroren, ganz steif vor Müdigkeit und halb verhungert wieder auf die Erde zurück.

Diese Siege zeigen, daß die Deutschen Kräfte besitzen, die sie zu jedem Erfolg auch im Weltwettbewerb des Sports berechtigen.



Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

Freunde, heute beginnt die 3. Fortsetzung meiner Erzählung. Für diejenigen, die den Anfang nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen. Wer solch einen Druck haben will, sende mir zehn Goldpfennig ein.

Friedolin.
(3. Fortsetzung.)

Mehr können wir nicht zahlen! Wir arbeiten schon lange mit Verlust!"

"Die Leute leiden Not — obwohl sie arbeiten!" versetzte Nino. „Signor Durante sollte Abhilfe schaffen!"

„Warum gerade er?"

„Ich bin kein Spion!" sagte Nino fest. „Ich bin ein Kamerad der Arbeiter und Angestellten!"

„Arbeiter bist du von heute an nicht mehr!" entgegnete Signor Pesaro. „Und nun sprich: Was hast du gegen Signor Durante?"

„Wenn Sie es mir zur Pflicht machen, so will ich sprechen!" sagte Nino. „Durante ist kein treuer Diener! Er kauft das Papier, wo er Prozente erhält, und bezahlt es zu hoch. Und die Banzinsen kontrolliert er nicht ... Davon hat nämlich Mario Interesse!"

„Wieso?" fragte Signor Pesaro schnell. Nino biß sich auf die Lippe. „Mario nimmt Schweigegeld von Durante!"

Signor Pesaro gab keine Antwort. Erst nach mehreren Minuten sagte er: „Ich danke dir, Nino. Die Leute werden Lohnserhöhung erhalten. Dich will ich aber nicht mehr in der blauen Bluse sehen; dein Platz ist von nun an hier bei mir."

So war Nino plötzlich emporgerückt zu Signor Pesaros Berater. Durante wurde entlassen. Der Streit unterblieb.

Die große Tuge.

Seit jenen Ereignissen war in Nino eine harte Umkehr. Viel Arbeit lastete auf ihm; Reiz und falsche Freundschaft verfolgten ihn.

Die Mutter merkte bald, daß er bedrückt war, und eines Abends, als sie ihren Risotto gegessen hatten, und die gute Katharina nach ihrer Gliderei griff, fragte sie: „Was ist mit dir? Du bist so verändert, Nino!"

„Wenn ich es nur selbst wüßte, Mama!" antwortete Nino, „ich kann eigentlich über nichts klagen und doch bin ich von Herzen unzufrieden! Am liebsten möchte ich auf und davon ... Meinetswegen nach Amerika!"

Erschrocken ließ Katharina ihre Näherei fallen. „Du willst deine schöne Stellung bei Signor Pesaro aufgeben?"

„Und meine gute Mama verlassen —?" lachte Nino. „Das denkt die kleine Mama ja doch zu allererst!"

Er strich über ihr ergrauendes Haar. „Aber im Ernst, ich möchte etwas von der Welt sehen und mehr Geld verdienen! Ich bin schon 18 Jahre alt und kenne nur Signor Pesaros Betrieb, und wir haben knapp zu leben. Weiß ich, was mir die Zukunft bringt?"

„Du fürchtest Mario — ich weiß es!"

„Ich hasse ihn!" antwortete Nino finster. „Sobald er ins Haus zurückkehrt, gehe ich hinaus!"

Katharina senkte nur und senkte das bekümmerte Gesicht.

Mühte sie ihren lieben Sohn hingeben in die gefährdende, große, ferne Welt? Mühte es sein?

Nino aber erhob sich, nahm seinen Hut, küßte die Mutter und ging aus. Ihm war plötzlich so eng. Er mußte noch ein wenig laufen.

Seit der Streikandrohung der Secker und Drucker hatte sich Nino sehr mit dem Problem der Lohnverhältnisse beschäftigt. Er hatte Bücher studiert über die Rechte und Pflichten des Kapitalismus, und in Gesprächen mit Stefano hatte er seine Gedanken erweitert.

An diese Gespräche dachte er nun, als er die Piazza Navona erreichte. Und da ersagte ihn die Sehnsucht nach Stefano. Eine lieblose Bemerkung Marios über Stefanos baldigen Tod hatte ihn tief verletzt; jetzt spürte er den empfangenen Schmerz von neuem. Unwillkürlich wendete er seine Schritte nach Stefanos Wohnung.

Als Nino das Haus der Pesaros betrat, wo es kühl und dämmerig war, tönte ihm Musik entgegen. Weiche Akkorde und der Gesang des Cello.

Still blieb er unter der geöffneten Tür des Musikzimmers stehen.

Ein ergreifendes Bild bot sich ihm. Auf seinem Liegestuhl lag Stefano ausgestreckt, sehr bleich, das blonde Haupt zur Seite ge-

einander mit feuchten Augen stumm und unverwandt an, solange das Cello sang und Stellas Finger über die Saiten glitten.

Dann eilte Nino auf den Freund zu und schloß ihn wortlos in die Arme. Und Stefano drückte einen Kuß auf Ninos Stirn.

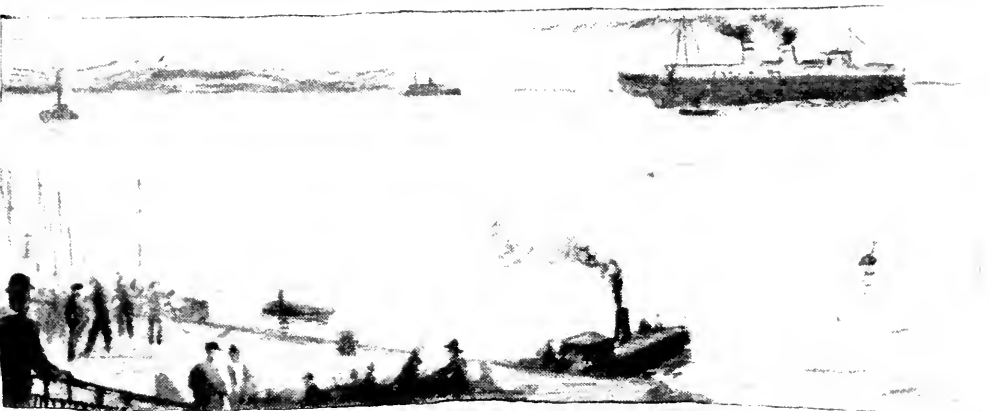
Der Weg zum Glück.

Als sich die stillen Augen Stefanos für immer geschlossen hatten, wurde es dunkel im Hause der Pesaros.

Nur noch die Stella war da.

Aber daneben drohte das Böse: Mario!

Nach Stefanos Tod war Mario in die Druckerei zurückgekehrt. Er bereitete sich vor, das Erbe des Onkels anzutreten. Denn



Ernst und hoheitsvoll glitt das italienische Auswandererschiff aus dem Hafen ins offene Meer. An Bord befand sich auch Nino, der in der neuen Welt sein Glück versuchen wollte.

neigt und die Augen geschlossen, als schlafe er. Das Dämmerlicht lag über ihm. Von einem roten Sonnenstrahl umglänzt, sah Stella; ihre weißen Hände berührten kaum merkbar die Saiten einer Harfe. Ueber sein Cello führte Signor Andolfi den Bogen. Nie hatte Nino die zu Herzen dringende Stimme des herrlichen Instruments so empfunden wie jetzt. In dem innigen, vollen Ton lag eine tiefe Traurigkeit.

Was er selbst im Herzen fühlte, die Unruhe, die Sehnsucht nach der Ferne, davon sang das Cello.

Und er empfand auch, daß das alles in Beziehung stand zu dem Freund, der dort zu schlummern schien. Die Liebe, die er zu Stefano hegte, machte sein Herz heiß, und der Schmerz des drohenden Verlustes erschütterte ihn tief. Stefano hatte die Augen geöffnet und den Freund erkannt. Sie sahen

Signor Pesaro war fränklich und müde. Durch Mario war Nino alles verhaßt und vergällt. Ja, er fühlte auch Abneigung gegen die liebliche Stella, denn diese sollte Mario heiraten. Er wollte nach Amerika.

Als Stella ihm aber beim Abschied ein Amulett mit Stefanos Bildnis gab, war er tief gerührt. Und er sagte: „Wenn du einen Freund brauchst, Stella, rechne immer auf mich!“

Da hatte sie seine Hand gedrückt und geflüstert: „Ich weiß es, Nino! . . . Komm glücklich zu uns zurück!“ —

Das Schiff, das Nino benutzte, war ein italienisches Auswandererschiff. Nino wollte als Arbeiter unter Arbeitern leben. Er wollte selbst erproben, wie seine Landsleute den Weg zum Glück suchten und machten. Er hatte Signor Pesaro versprochen, darüber ausführlich zu berichten.



Tagaus tagein sah Nino in dem Büro und führte die Lohnbücher der italienischen Arbeiter.

An Bord ging es laut und lustig zu, zumal das herrlichste Wetter und der beste Seegang die Fahrt begünstigten. Man spielte Karten und Morra, man sang die heimatlichen Lieder und vertrieb sich die Zeit so gut es ging.

Einen Bekannten hatte Nino an Bord getroffen: den schwarzen Giacomo. Der sang und spielte am lustigsten. In jedem Hafen schwankte er vor Begeisterung die Mütze, an der niemals die rote Blume fehlte.

Die neue Welt.

Als das Reiseziel erreicht war, blieb Nino mit den andern zusammen.

In New York gibt es italienische Quartiere, wo die Einwanderer Arbeit und Obdach finden. Da leben sie zu Hunderttausenden beieinander, wie in ihrer Heimat.

Tagsüber arbeiten sie in den Fabriken, machen Tag für Tag dieselbe Schraube, stehen tagaus tagein zwischen den surrenden Maschinen, und sind selbst im Grunde nur kleine Schrauben und Nädchen, eingefügt in den großen Organismus der Arbeit. Nino sah Arbeiter, die schon seit 20 Jahren und länger am gleichen Fleck standen, denselben Bohrer oder dasselbe Rad bedienten.

Im Verwaltungsbüro einer großen Maschinenfabrik fand Nino einen Posten. Auch hier ging es eintönig zu. Er führte die Lohnbücher der italienischen Arbeiter und hatte über die richtige Einhaltung der Arbeitszeit zu wachen. Als er aber eines Tages die Partei eines ungerechterweise ent-

lassenen Arbeiters ergriff, sah auch er sich zu seiner Ueberraschung sofort entlassen. Er hatte übersehen, daß auch er hier nur eine Maschine, eine Schreib- und Rechenmaschine, ohne eigene Meinung war.

Wie er versprochen hatte, berichtete Nino über alles, was er erlebte, an Signor Pesaro. Eine ganze Weile war er mit diesen Aufzeichnungen beschäftigt, bis er plötzlich gewahr wurde, daß sein Geld zu Ende ging und er ohne Verdienst war.

Erst lachte er darüber. Er zweifelte nicht, daß er bald in ein gutes Fahrwasser gelangen würde, gleichzeitig aber sah er ein, daß hier in den Kolonien unter seinen Landsleuten kein rechter Aufstieg für ihn möglich war. Er konnte hier höchstens einen gut bezahlten Buchhalterposten erlangen, das aber entsprach seinem Ehrgeiz nicht. Und nachdem er alles gründlich erwogen hatte, packte er seinen Handkoffer und ging in die Stadt. —

In einem feuchten Dunst lag die Riesenwelt vor ihm, und es war, als warte sie auf ihn . . . Jetzt erst, weil er allein war, fühlte er sich auf freier, verheißungsvoller Bahn. Und als ihn das Getriebe der amerikanischen Riesenstadt umbrandete, sagte er sich: „Ich bin im Lande der unbefchränkten Möglichkeiten. Ich will es mir erobern . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Ich stippte gerade meinen Streufellkuchen in den Kaffee und las die Zeitung. Da fragte mein Neffe:

„Onkel Toldi — wer hat denn mehr Beine, ein Esel oder kein Esel?“

„Frecher Bengel — ein Esel natürlich!“

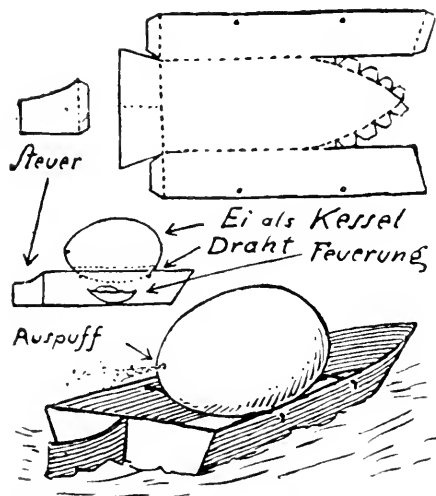
„Ne, falsch, Onkel Toldi — ein Esel hat vier Beine, und kein Esel hat sechs Beine!“

Sprach's und war zur Tür hinaus, ehe ich schimpfen konnte.

Onkel Toldi.

Der Dampfkessel aus Eierschalen

Wollt ihr euch mal ein Boot bauen, das mit einem Dampfkessel betrieben werden soll? Ihr braucht dazu ein Stück gute Pappe; darauf zeichnet ihr nach unserer Vorlage, aber etwa dreimal so groß, den Schiffsrumpf und das Steuer und schneidet beide Figuren sauber aus. Die punktierten Linien werden mit einem scharfen Messer leicht eingeritzt und



dann umgekniffen. Nun wird das Boot zusammengeleimt und mit Schnur umwickelt; so bleibt es liegen, bis der Leim trocken ist. Dann wird die Schnur abgewickelt und hinten am Heck des Schiffsrumpfs das Steuer angeklebt. Es muß schräg gestellt werden, damit das Schiff im Kreis herumfahren kann. Ist das Steuer angetrocknet, so wird das ganze Boot mit Schellack oder flüssigem Wachs angestrichen, namentlich an den Kanten, die geleimt worden sind.

Nun kommt der Dampfkessel an die Reihe. Er besteht aus einem leeren Ei. An beiden Spitzen eines frisch gelegten Hühnereis macht man mit einer Nadel vorsichtig ein kleines Loch und trinkt das Ei leer. Eines der Löcher wird darauf mit Siegellack verschlossen. Nun wird das Ei zu einem Drittel mit Wasser gefüllt. (Gegen das Licht halten und nachprüfen!) Der Kessel ist fertig. Er wird der Länge nach, das nicht versiegelte Loch nach hinten, auf zwei Drähte gelegt, die in der Mitte, wo der Kessel aufliegen soll, halbrund abgebogen, und links und rechts, wie die Abbildung zeigt, an der Bordwand befestigt werden. Auf den Boden des Schiffes, unter den Kessel, legt ihr jetzt eine halbe Eierschale und in diese einen kleinen Wattebausch, der reichlich mit Spiritus getränkt wird. Als dann zündet den Spiritus an. In der Badewanne oder einem großen Kübel wird dann das Boot vom Stapel gelassen, und nun fährt unser Dampfer lustig im Kreis herum.

Ein Urteil des Königs Salomo

Zum König Salomo kamen einstmals zwei Araber und baten um seine Entscheidung. „Großer König,“ sagte der eine, „wir wanderten zu Fuß eine lange Strecke und beschloßen, unter einer Palme zu frühstücken. Da kam ein Fremder dazu und bat uns, an dem Frühstück teilnehmen zu dürfen, welches Begehren wir dem Gastfreund nicht abschlugen. Ich hatte fünf Datteln, mein Gegner aber nur drei. In diese acht Datteln haben wir drei uns redlich geteilt. Jeder erhielt gleichviel. Als der Fremde fortging, gab er uns 8 Dukaten zum Dank. Nun beansprucht mein Gegner drei Dukaten, weil er drei Datteln zum Frühstück beisteuerte, während er mir für meine fünf Datteln fünf Dukaten überlassen will. Ich verlange aber mehr. Entscheide du, großer König, ob ich in meinem Recht bin.“ Salomo überlegte

nicht lange. „Ja, du bist im Recht,“ sagte er, „für deine fünf Datteln mußt du sieben Dukaten erhalten, während der andere für seine drei Datteln nur e i n e n Dukaten beanspruchen darf. Gehet hin und teiler wie ich euch gesagt habe.“ Wie ist dieses Urteil Salomos zu begründen?

Das Urteil.

Die zwei Araber und der Fremde verzehrten zusammen acht Datteln, es erhielt also jeder acht Drittel. Da der eine aber nur drei Datteln beigezahlt hatte, gleich neun Drittel, jedoch acht Drittel selbst mitverzehrte, so hatte er dem Fremden nur ein Drittel von seinem Vorrat überlassen. Der andere hatte fünf Datteln geliefert, gleich 15 Drittel. Acht Drittel hatte er selbst gegessen und somit dem Fremden sieben Drittel gegeben. Salomos Urteil war demnach richtig.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an — bün — de — den — dow — en — erh —
— gran — gut — li — nicht — pi — rn —
— rung — se — stra — ti — tu — wa — wan
find 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und
Endbuchstaben, beide von oben nach unten
gelesen, ein Sprichwort ergeben: 1. Fuß-
reise, 2. Hüllensfrucht, 3. Vorort von Berlin,
4. Hirschart, 5. Erdteil, 6. Kanton der Schweiz,
7. unnützer Schlingel.

Billige Reise.

Willst italienischen Hafen du sehen?
Brauchst nur die Augen zu verdrehn.

Geographie.

Eins-zwei ist zu finden in jedem Haus,
Drei drückt ein Erstaunen aus;
Das Ganze, eine Stadt im Thüringer Land,
Ist jedem Deutschen wohlbetarnt.

Kennst du mich?

Im tiefen Berge lagte ich hier,
Mit Kopf und Fuß, da leuchte ich dir.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 18.

Silbenrätsel:

Nach gelauer Arbeit ist gut ruhn.

1. Nase, 2. Amalfi, 3. Chorist, 4. Gärtner-
rei, 5. Elias, 6. Terzett, 7. Alttag, 8. Neubau,
9. Egbert, 10. Revolver, 11. Nargau, 12. Rind-
vieh, 13. Bataillon.

Ausnahme: Vormund.

Fridolins Lachkabinett

Die Tante fragt den kleinen Kurt, was
er sich zum Geburtstag wünscht.

„Ein Pfund Bonbons.“

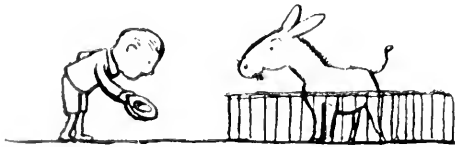
„Und was noch?“

„Noch ein Pfund Bonbons.“

„Aber die gehen ja gar nicht in deinen
Magen.“ meint darauf die Tante.

„Dann wünsche ich mir noch einen
Magen.“

*

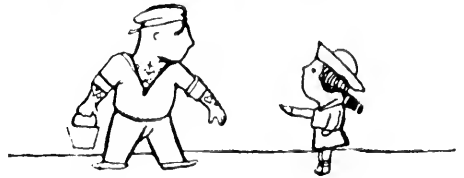


Egon besucht mit seinem Kindermädchen
den Zoo. Vor einem Eselzwinger macht der
kleine Knirps plötzlich halt, zieht höflich
seine Mütze und macht kurz hintereinander
mehrere Bücklinge. Auf die erstaunte Frage
des Kindermädchens, warum er denn die
Gratuierte so freundlich begrüße, antwortet
Egon: „Als Vater gestern auf Lucie wegen
einer Ungezogenheit schimpfte, sagte er aus-
drücklich zu ihr: Vor einem grauen Haupte
mußt du dich stets beugen!“

*

Lehrer (wütend): „Müller, Sie können sich
Ihr Schulgeld zurückgeben lassen!“

Müller (höchst erfreut): „Ja, geht denn
das?“



Die Köchin Anna hat der kleinen Herta
einmal, auf eine neugierige Frage hin, sach-
gemäß in der Küche erklärt: „Jedes Fleisch,
das gestempelt ist, ist trichinenfrei, das heißt
ohne Krankheitskeime!“

Als Herta mit ihrer Mama zum erstenmal
im Swinemünder Seebad einen Matrosen mit
einem tätowierten Arm sieht, fragt sie: „Du,
Mütter, ist der Mann auch trichinenfrei?“

*

Vater: „Kennst du nicht das Gebot: Duäte
nie ein Tier zum Scherz?“

Karlchen: „O ja, Vater!“

Vater: „Na also, dann zerre gefälligst die
arme Kacke nicht so unverschämte am Schwanz,
denn sie fühlt wie du den Schmerz!“

Karlchen: „Aber Vater, ich halte ja nur
den Schwanz fest, die Kacke ist so unner-
nünftig und zieht wie verrückt!“ —

*

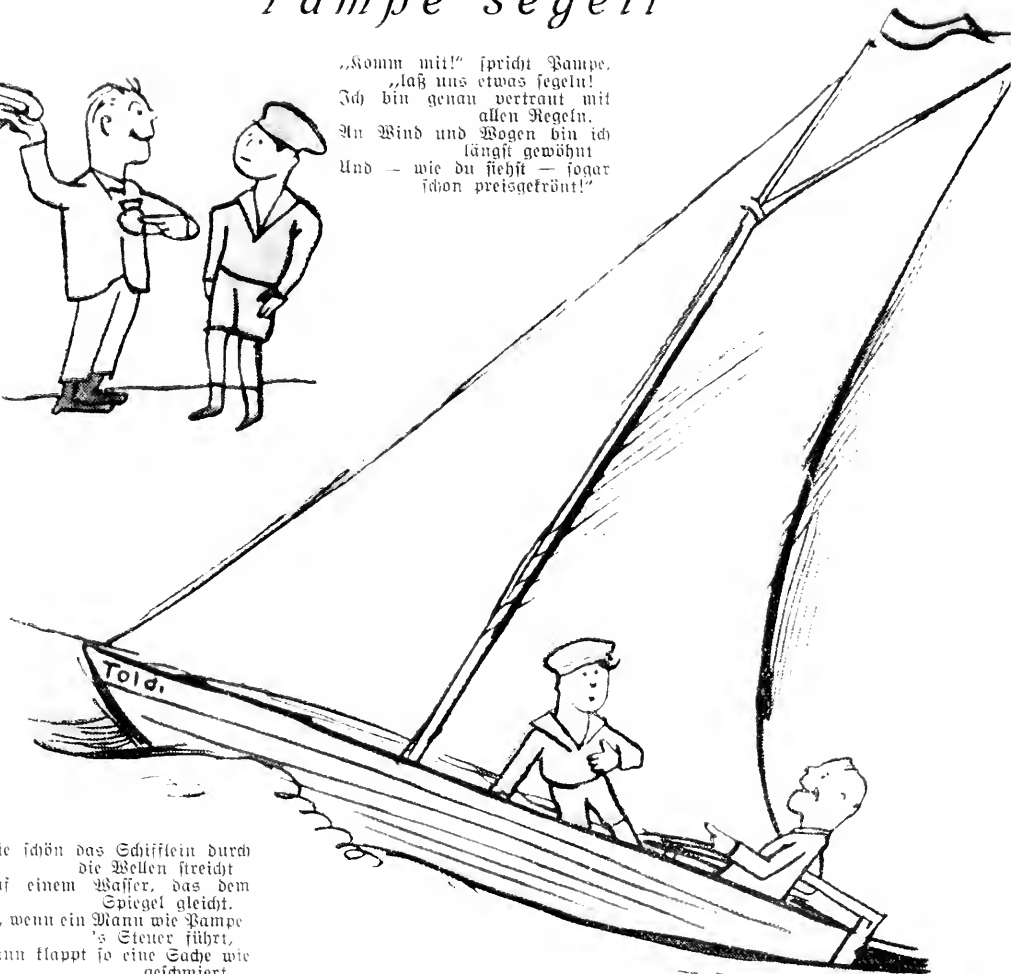
Scherzfrage:

Wie kann ein Radfahrer sich selbst über
den Bauch fahren?

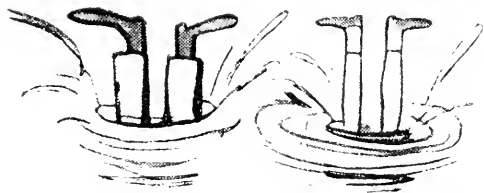
·quuq̄ 100 nnn

Pampe segelt

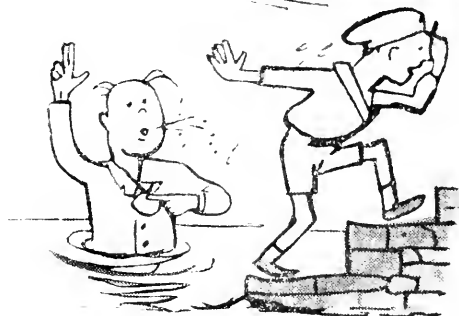
„Komm mit!“ spricht Pampe,
„laß uns etwas segeln!
Ich bin genau vertraut mit
allen Regeln,
An Wind und Bogen bin ich
längst gewöhnt
Und — wie du siehst — sogar
schon preisgetrönt!“



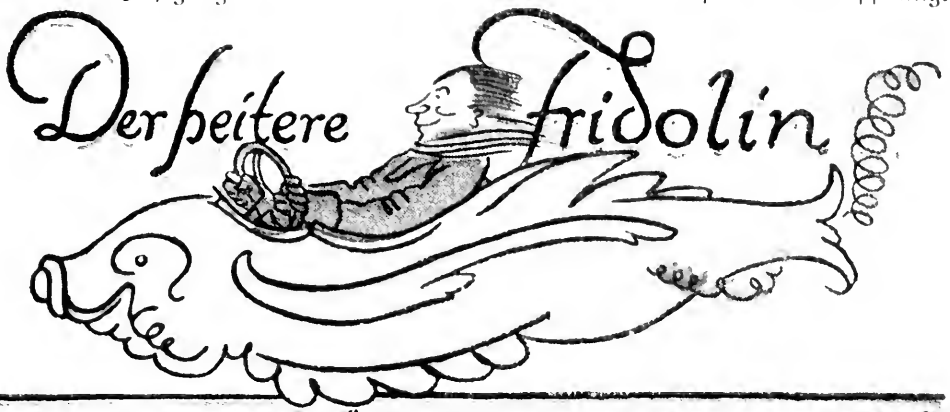
Wie schön das Schiffein durch
die Wellen streicht
Auf einem Wasser, das dem
Spiegel gleicht.
Ja, wenn ein Mann wie Pampe
's Steuer führt,
Dann klappt so eine Sache wie
geolmiert.



Doch kann's dem besten Segler selbst geschehen,
Daß auch sein Kahn kippt — aus Versehen.
Ins Wasser fallen Maat und Passagier;
Nur noch die Beine sieht man ragen hier.



Der Kasse schimpft: „Du preisgetrönter Flegel.
Mit dir geh' ich nie wieder unter Segel!“
„Die Preise, die sind echt!“ ruft Benjamin,
„Nur wurden sie fürs Borgen mir verliehn!“



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Im Nebel prallte das Flugzeug des Majors an eine Felswand und wurde vollständig zerschmettert. (Zu dem Artikel auf Seite 2: „Das Alaskaabenteuer des Majors Frederit Martin“)

Das Alaskaabenteuer des Majors Frederik Martin.

Nach einem von ihm selbst verfaßten Bericht.

Die Bewohner von Chignik, einer Ansiedlung im Norden von Alaska (Nordwestamerika), erlebten in den letzten Tagen des April eine Ueberraschung: Große seltsame Vögel kamen durch die Luft geflogen und ließen sich auf die Erde herab. Und da blieben sie mit ausgebreiteten Flügeln sitzen, und von ihren Rücken stiegen Menschen herab, die auf ihnen durch die Luft geritten waren. Es war das amerikanische Fliegergeschwader, das unter Führung des Majors Frederik Martin am 17. März in diesem Jahre von Los Angeles in Kalifornien zu einem Weltumsflug aufgebrochen war.

Die Flieger blieben nicht lange in Chignik. Kaum hatten sie sich satt gegessen und ausgeschlafen, da stiegen sie schon wieder auf die Rücken der großen Vögel und flogen auf und davon. Im Nebel waren sie bald verschwunden.

Als sie am nächsten Abend landeten, fehlte das Flugzeug des Majors. Wegen des Nebels hatten sich die Flugzeuge gegenseitig nicht in Sicht behalten können; niemand wußte, was mit dem Flugzeug des Majors geschehen war. In der Annahme, daß es vielleicht auf das Meer hinaus verschlagen wurde, benachrichtigten die Flieger sogleich eine Station

an der Küste; Torpedoboote suchten überall in den Beringischen Gewässern. Ohne Erfolg! Der Major und sein Begleiter und sein Flugzeug blieben verschollen, und die Flieger mußten sich dazu entschließen, die Reise ohne die Vermissten fortzusetzen.

Da tauchten am 10. Mai in Port Moller in Nordalaska, halbverhungert und halberfroren, zwei Männer auf. Es waren der Major Frederik Martin und sein Flugzeugbegleiter, der Mechaniker Harvey. Als sie sich erholt hatten, verfaßten sie folgenden Bericht über ihre Erlebnisse:

Wir waren am 30. April von Chignik gestartet. Kurz darauf gerieten wir in Nebel und prallten mit voller Kraft an die Felswand eines Berges. Die Maschine ging vollkommen in Trümmer. Es war ein Wunder, daß wir beide, Harvey und ich, ohne Verletzungen davontamen. Wir befanden uns in einer öden und menschenleeren Schneewüste. Aber wir konnten nicht weit von der Küste entfernt sein und machten uns sogleich auf den Weg. Der Nebel stand wie eine graue Mauer da, und der Schnee wirbelte blendend. Wir stellten am Kompaß die Richtung nach der Küste fest und tasteten uns fünfzig Schritt vorwärts. Da fanden wir Fußspuren

und stellten fest, daß es unsere eigenen waren, und daß wir im Kreis gegangen waren. Wir gingen nun auf unserer Spur zu den Flugzeugtrümmern zurück, stellten die Flügel gegen den Wind und legten uns dahinter auf dem Schnee schlafen.

Wir blieben da auch den nächsten Tag, da sich der Nebel nicht auflösen wollte. Zur Nahrung hatten wir nur etwas Konservenmilch. Am 2. Mai machten wir einen neuen Versuch, die Küste zu er-



Wie der Major und sein Begleiter im Schnee ihre eigenen Fußspuren wiederfanden und merkten, daß sie im Kreis herumgewandert waren.



In einem verlassenen Blockhaus im Wald fanden die halbverhungerten Wanderer etwas Mehl, und der Major machte sich gleich daran, Pfannkuchen zu backen.

reichen und kamen an einen kleinen Flußlauf und folgten ihm. Diese Nacht verbrachten wir in einem Erlengebüsch. Wir streuten Erlenzweige auf den Schnee und schiefen darauf. Am 3. Mai brachen wir um 5 Uhr morgens auf. Der Nebel hatte sich gehoben; wir sahen in der Ferne einen See schimmern, konnten ihn aber an diesem Tag nicht mehr erreichen, da wir schon sehr schwach waren und in dem tiefen Schnee nur langsam vorwärtskamen. Wir übernachteten fünf Kilometer von dem See entfernt: wieder in einem Erlengebüsch, mußten aus Schwäche auch am folgenden Tag da liegen bleiben und erreichten endlich am 5. Mai den See.

Wir hatten gehofft, an dem See Menschen zu finden; es war aber keine Seele da. So stapften wir weiter, entlang einem Abfluß des Sees, und lagerten uns etwa 3½ Kilometer hinter dem See.

Diese Nacht war fürchterlich. Ich war schneebblind geworden, und beide fühlten wir uns völlig entkräftet und mutlos. Im Schnee fanden wir große Värenspuren. Eine Waffe hatten wir nicht. Am andern Morgen schleppeten wir uns weiter dem Seeabfluß entlang und fanden nach einigen Stunden die leerstehende Hütte eines Pelzjägers. Wir waren schwächer als Fliegen und konnten kaum mehr aufrecht stehen.

In der Hütte fanden wir etwas Mehl; ich machte Pfannkuchen. Es war mein erster Versuch als Koch, aber die Kuchen wurden großartig. Danach fielen wir vor Entkräftung sogleich in Schlaf. Nachdem wir erwacht waren, buk ich neue Kuchen. Diese wurden noch besser, geradezu fein!

Die Nacht schliefen wir ganz durch, und zum Frühstück gab es wieder Pfannkuchen. Aber unsere Schwäche wollte nicht weichen, und wir blieben den ganzen Tag liegen.

Am Tag darauf ließ sich ein Zug Wildenten auf dem Fluß bei der Hütte nieder. Der Pelzjäger hatte eine Flinte in der Hütte zurückgelassen; ich holte sie und schoß zwei Enten. Gebratene Enten und heiße Kuchen — das stellte endlich unsere Kräfte wieder her.

Wir räumten die Hütte zeitig morgens auf, dann machten wir uns auf den Weg, erreichten die Küste und marschierten von da noch 30 Kilometer weiter bis Port Moller, wo wir am 10. Mai um 6 Uhr abends eintrafen.

Hier sahen wir nach elf Tagen das erste Menschenantlitz wieder, und als wir uns nun in Sicherheit wußten, brachen wir zusammen. Man trug uns in ein Haus, gab uns wundervoll zu essen und zündete ein wundervolles Feuer für uns an! — Das ist unsere ganze Geschichte.

Strupp

Die Geschichte eines kleinen Hundes

Von Heinz Gretschel.

Strupp war nicht schön. Er war ein ganz gewöhnlicher struppiger und borstiger Rattenfängerhund. Und man hatte ihn nur dafür angeschafft, damit er unter den Ratten und Mäusen im Hause aufräumte. Das war sehr notwendig, denn es wimmelte in dem alten Haus in der Vorstadt geradezu von Ratten und Mäusen; in Keller und Küche war nichts mehr vor ihnen sicher.

Vater brachte also eines Tages Strupp nach Hause und erklärte, als Mutter und Günther beim Abendessen den neuen Zuwachs der Familie kritisch betrachteten: „Schön ist er ja nicht. Aber wir brauchen ihn ja nur so lange zu behalten, bis er seine Aufgabe erfüllt hat, und dann kommt er wieder aus dem Haus.“

Strupp vertiefte sich in seine Aufgabe mit Leidenschaft. Er räumte unter den Ratten und Mäusen auf wie der Blitz, und man hätte manchmal meinen können, das wilde

Heer wäre im Hause. „Du lieber Himmel, ist das ein Lärm!“ seufzte die Mutter, wenn Strupp am Abend im Treppenhaus eine Rattentreibjagd veranstaltete.

Nach acht Tagen gab es keine Ratte mehr im Haus, und die wenigen Mäuschen, die noch übrig waren, wagten sich schon gar nicht mehr aus ihren Löchern hervor. Nun hatte Strupp viel freie Zeit. Er schloß Freundschaft mit dem zwölf Jahre alten Günther. Diese Freundschaft war in der ersten Zeit einseitig, d. h. sie bestand zunächst nur auf seiten Strupps. Wenn Günther von der Schule kam, rannte ihm Strupp entgegen und sprang an ihm empor wie ein Gummiball. Wenn Günther die Schularbeiten machte, saß Strupp die ganze Zeit neben dem kleinen Pult und sah zu. Eines Tages entdeckte Günther, was für schöne Augen Strupp hatte. Und da hatte er den struppigen Strupp auf einmal lieb. Sie spielten nun manchmal zusammen, und es stellte sich heraus, daß Strupp der beste Spielfkamerad von der Welt war. Er apportierte Steine mit Begeisterung und sprang über den Latenzaun, und es hätte ihn einer sehen sollen, wenn Günther auf den Boden deutete und rief: „Strupp, such die Maus!“ Mit einem wilden Kriegsschrei stieß dann Strupp seine kalte Schnauze in die Erde, und es regnete Kieselsteine und Erde nach hinten, wenn er erst zu scharren anfang, daß man nicht schnell genug aus dem Weg springen konnte. Und Strupp war auch ein Freund, auf den man sich in der Not verlassen konnte. Als Günther sich einmal mit zwei Straßenjungen balgte, die ihn überfallen hatten, faufte er herbei wie der Satan. Und im Nu war der Kampf entschieden, und Strupp trug stolz ein Stück von einem gegnerischen Hosensboden als Siegeszeichen voran.

Günther freute sich nun immer sehr, wenn die Schule aus war. Wenn die Glocke läutete, hatte er unter der Bank schon zusammengepackt, und dann ging es im Sturmschritt



Günther und Strupp wurden eines Tages gute Freunde.

nach Hause. Vor der Haustür saß der kleine Strupp und wartete voll Sehnsucht.

Eines Tages aber wartete Strupp nicht vor der Haustür, und Günther wunderte sich sehr. Er suchte überall — nirgends war Strupp. Da kam gerade Mutter nach Hause. „Wo ist denn der Strupp?“ rief Günther.

„Der Strupp?“ sagte die Mutter, „ja — so, den haben wir heute an den Ziegelbrunner verkauft.“

„Wer — kauft?“ stammelte Günther, und

an den verkauft werden?“ dachte Günther. „Bei dem wird er es sicher nicht gut haben. Am Ende wird er zum Karrenziehen verwendet!“

Die Vorstellung, wie der arme Strupp vor einen Karren gespannt war und in der Sonnenhitze durch die Straßen leuchtete, trieb Günther von neuem die Tränen in die Augen. Der Vater sagte zu Mutter: „Laß ihn nur! Das ist der erste Tag. Morgen hat er den Hund schon vergessen!“



Günther ging auf den Bahnhof und bot sich einer Dame als Kofferträger an, um das Geld zur Befreiung Strupps zu verdienen.

schon liefen ihm die Tränen über die Backen.

„Nun ja,“ sagte die Mutter, „was gibt's denn da zu heulen? Motten und Mäuse haben wir keine mehr, und es war doch von Anfang an so beschlossen, daß der Strupp dann wieder abgeschafft werden sollte.“

Günther ging hinaus, setzte sich auf die Treppe und weinte. Es gab an diesem Tag gerade sein Leibgericht zum Mittagessen, aber er brachte keinen Bissen hinunter. Immer ging es ihm im Kopf herum: „Strupp — verkauft — an den Ziegelbrunner!“

Der Ziegelbrunner war ein roher, eifilziger Bauer. „Wüßte der Strupp gerade

Aber Günther vergaß seinen Strupp nicht. Als er am nächsten Tag mit den Schularbeiten fertig war, ging er geradeswegs hinaus auf die Heide, wo der Ziegelbrunner wohnte. Schon von weitem erblickte er Strupp, der auf der Schwelle der Bauernhütte lag. Der Bauer selbst war nirgends zu sehen. Da pfiß Günther. Und wie der Blix schnellte Strupp empor, rannte Günther entgegen und hätte ihn vor lauter Freude beinahe umgeworfen. Das war ein Wiedersehen!

Aber da tauchte der Ziegelbrunner auf und hatte einen Riemen in der Hand. Damit begann er, auf Strupp loszuschlagen.

„Wart, dich will ich lehren! Im Haus hast du zu bleiben, du verfligter Rötter!“

Strupp verkroch sich winselnd. Günther aber wäre am liebsten auf den bösen Bauern losgegangen, wie damals Strupp auf die Gassenjungen.

„Strupp —“, rief er unter Tränen, „mein armer, guter Strupp!“

„Was sagst?“ grinste der Ziegelbrunner. „Dein Strupp? Mein ist der Hund, und ich kann mit ihm machen, was ich will! Aber für fünf Mark kannst ihn haben!“ —

Günther wälzte sich die ganze Nacht in seinem Bett herum. „Für fünf Mark kannst ihn haben,“ ging es ihm im Kopf herum. Für fünf Mark! Aber woher die fünf Mark nehmen? Und da hatte er auf einmal einen Gedanken. —

Am nächsten Abend ging er auf den Bahnhof und kam gerade recht, als der D-Zug aus Mailand in die Halle einfuhr. Die Passagiere stiegen aus. Da sah Günther eine Dame, die neben zwei Koffern stand; er faßte sich ein Herz, trat zu der Dame und fragte: „Darf ich Ihnen die Koffer tragen?“

„Du?“ fragte die Dame erstaunt und musterte den kleinen Mann. „Nun ja, dann nimm sie, wenn du so viel Kraft hast!“

Und Günther nahm die Koffer und trug sie hinter der Dame her. Sie waren schwer, aber er dachte an Strupp, der einen Karren ziehen mußte! Und dann waren sie schon

draußen vor dem Bahnhof, und die Dame winkte ein Automobil heran und sagte: „So, es ist gut! Was kostet es?“ Günther wußte nicht, was „es kostete“. Da lächelte die Dame und gab ihm eine Mark. Wie froh war Günther! Er ging auf den Bahnsteig zurück und bot einem Herrn seine Dienste an. Der gab ihm allerdings nur zwanzig Pfennig; ein anderer fünfzig Pfennig. Und dann mußte Günther nach Hause. Am nächsten Abend war er wieder da und schleppte Koffer, und an den folgenden Abenden auch. Am Sonnabend hatte er die fünf Mark beisammen, und auf der Stelle ging er zum Ziegelbrunner.

„Wo ist Strupp?“ rief er dem Bauern schon von weitem zu. „Ich kaufe ihn!“

„Da kommst du zu spät, Kleiner,“ sagte der Ziegelbrunner. „Heute hat mir ein Herr aus der Stadt den Rötter abgekauft.“ —

Günther wandte nach Hause. Er war wie ein Licht, das man soeben ausgeblasen hat.

„Nanu?“ fragte der Vater, „was ist denn mit dir los?“

Günther gab keine Antwort. Da stand der Vater auf und öffnete die Tür zum Schlafzimmer, und herein stürmte — Strupp. Günther war sprachlos. Und dann brach die Freude los . . .

Der Vater hatte erfahren, was Günther tat, um seinen Strupp wiederzuerlangen. Er war der „Herr aus der Stadt“ gewesen, der Strupp dem Ziegelbrunner abkaufte.



Der Vater stand auf und öffnete die Tür zum Schlafzimmer, und herein stürmte — Strupp. Da brach die Freude los!

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correï.

Freunde, heute beginnt die 4. Fortsetzung meiner Erzählung. Für diejenigen, die den Anfang nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen. Wer solch einen Druck haben will, sende mir zehn Goldpfennig ein.
Fridolin.

(4. Fortsetzung.)

Zuerst nötigte ihm das gewaltige Großstadtleben Staunen und Bewunderung ab. Unfassliche Bauten starrten in die Höhe. Tausende von Büros verschlangen schreibende und rechnende Menschen in unzählbaren Mengen. Nino, der sich da und dort anbot, erfuhr, daß nirgends ein Platz für ihn frei war. „Gut,“ dachte er, „ich werde Besseres finden. Und er hatte Glück. Ein gewisser Mister Wellsteap, dessen Name in Börsen- und Bankkreisen genannt wurde, fand Gefallen an ihm.

„Sie scheinen ein intelligenter junger Mann zu sein, und für einen solchen hat man immer Arbeit,“ sagte er. „Sie werden mein Sekretär für italienische Angelegenheiten sein. Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr! So long, Mister Masso!“

Stolz sauste Nino im Lift die zwanzig Stockwerke hinab. Es machte ihm Vergnügen, ein Mister zu sein. Und er hatte das Gefühl, morgen werde ihn der Fahrstuhl nicht nur zwanzig Stockwerke, sondern bis zu den Wolken emportragen. Dieser Mister Wellsteap imponierte ihm.

Es war fabelhaft, wie dieser bleiche, schweigsame Mann mit einem Ruf ins Telefon die Weltbörse beeinflusste, und wie er ohne Zaudern riesenhafte Summen an ein Unternehmen wagte, von dem er sich Vorteile versprach.

Bald aber fragte sich Nino: Wozu dienen diese Vorteile? Nur, um immer größere Geldströme in den Geldsack Mister Wellsteaps zu lenken?

Nino selbst lebte bescheiden in einem einfachen Boardinghaus, hatte fast keinen Ver-

kehr und vervollkommnete sich in seinen Freistunden in der englischen Sprache.

Nino schrieb an Signor Pesaro.

Und Signor Pesaro antwortete ihm: „Vergiß nie, mein lieber Nino, daß Rom deine Heimat ist. Auch für dich wird die Zeit kommen, wo du einsehen wirst, daß das Vaterland das Wertvollste ist, was ein Mann besitzt!“

Ein Schlachtfeld.

Die Telephone klingelten und tüteten, die Depeschenboys eilten aus und ein, die pneumatische Hauspost spudte die Kabelbüchsen aus. Es wurde fieberhaft gearbeitet.

Mister Wellsteap erschien lautlos da und dort in den Büros. Er war bleicher und schweigsamer als sonst und weniger bestimmt. Etwas Ungewöhnliches war im Gange.

Mister Wellsteap war stark an einer wegenen Spekulation beteiligt. Er war Agent eines Kupfertrustes und hatte sein eigenes riesiges Vermögen fast ganz in Minenaktien angelegt, die plötzlich große Wertschwankungen erlitten.

Schwere Verluste drohten ihm. Das englische Kupfer Syndikat hatte ihn unterboten und den Markt an sich gerissen. Die Aktien, die Mister Wellsteap besaß, fielen schnell, eigene und fremde Kapitalien verschlingend.

Mister Wellsteap konnte seine Sache nicht retten. Seine Millionen kamen ins Rutschen und versanken. Nach der großen Erregung in den Büros trat plötzlich Stille ein — unheimliche Stille.

Nino war wieder stellungelos.

Old-Kungs Weisheit.

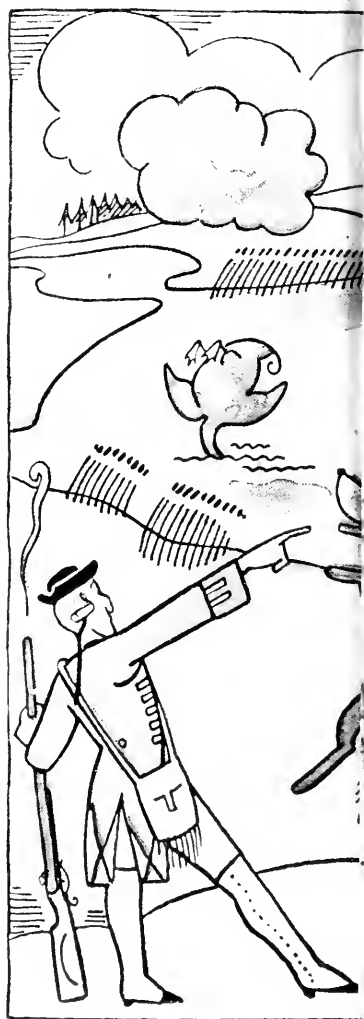
Nino hatte jetzt ziemlich viel Geld. Ueber ein Jahr war er bei Mister Wellsteap gewesen und seine Kenntnisse hatten sich sehr vermehrt. Aber auch sein Ehrgeiz und sein Geldhunger

Die neuen Lügenabenteuer d

Münchhausen erzählt, wie er bei einem Doppeltreffer

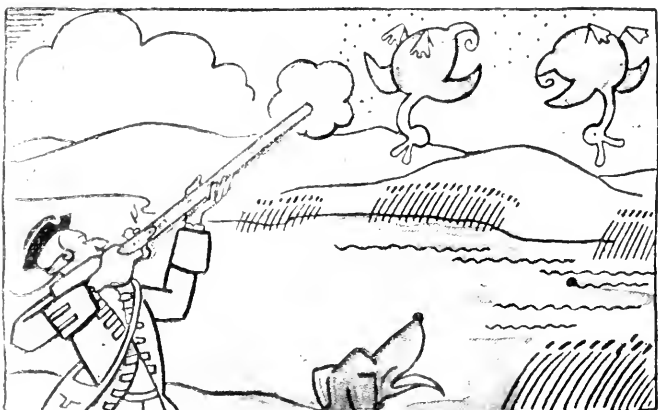


1. Ja, meine Herren, da hatte ich mal einen Hund namens Sektor, einen vorbildlichen Hund, sage ich Ihnen. Leider weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Er ist nämlich vor lauter Eifer gestorben.



2. Das kam so: Eines Tages ging ich auf die Jagd und schoß wie gewöhnlich zwei Enten auf einmal.

3. Ich rufe meinem Hund Apport! er zuerst greifen soll, und zerze



waren gewachsen, und er ging mit sich zu Rate, wie er jene beiden Hunger stillen könnte.

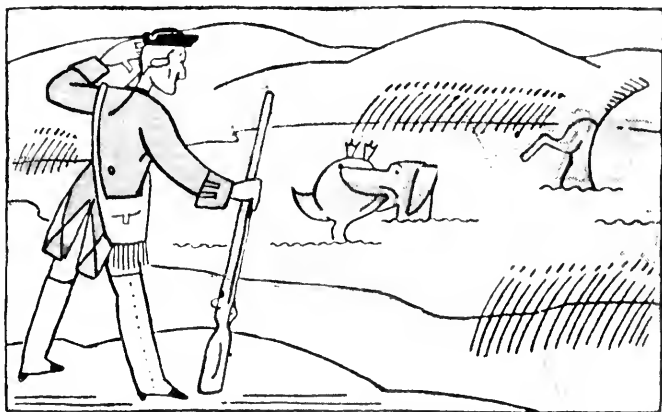
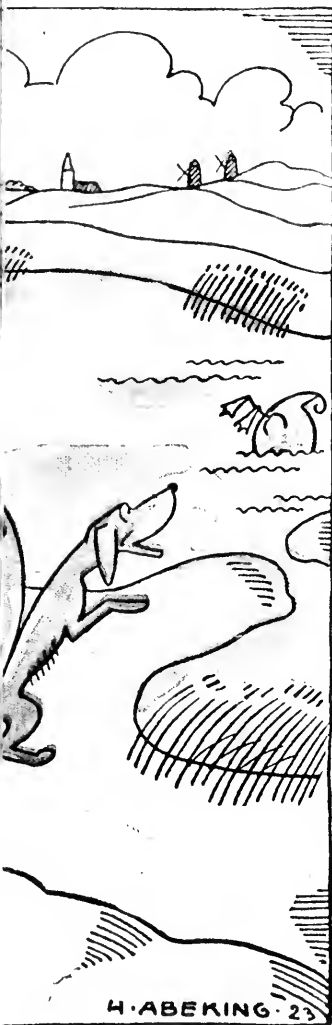
Von einem jungen Mann, den er zufällig kennen lernte, wurde er eines Abends in die Feststube des alten Rung eingeführt. Dort trafen sich allabendlich die seltsamsten Ele-

mente: Männer aus allen Berufen und allen Ländern, Stellungsuchende und Kapitalisten, Kaufleute und Artisten.

Nino ließ sich von seinem neuen Bekannten die auffallendsten Gäste erklären, und hatte auch nichts dagegen, als sich einige Bekannte Senhor Cristobals — so hieß Ninos

Freiherrn v. Münchhausen

... der Wildentenjagd seinen treuen Jagdhund verlor



4. Das wäre nicht so schlimm gewesen; ich hätte den Hund eben nach der Jagd wieder zusammengeführt. Aber leider konnte die eine Hälfte Sektors nur sehr schlecht schwimmen und ertrank vor meinen Augen.



Sektor weiß nicht, welche Ente ich im Eifer in zwei Hälften.

5. Und da hat sich die andere Hälfte so sehr nach ihr gegrämt, daß sie vor Gram gestorben ist.

Belannter — mit an den Tisch setzten und sich am Gespräch beteiligten.

Old-Kung, der Inhaber des kellerartigen Lokals, servierte den Tee. Wie vor jedem neuen Antömmeling, so machte er auch vor Nino den Kotau, wobei er die Hände über der Brust kreuzte und sich tief verneigte.

Nino fand das außerordentlich spaßig, und als die Stunde des Ausbruchs gekommen war, meinte er, sich noch nie so gut unterhalten zu haben.

Am anderen Morgen, als er noch im Bett lag, überdachte Nino noch einmal die Gespräche, die am Tisch geführt worden



„Ich will euch den Weg zum Reichtum verraten,“ sagte Old-Kung, der Chinese. „Stets weniger ausgeben, als man einnimmt; das ist der Weg zum Reichtum.“

waren. Entfann er sich recht, so sprach einer der Spanier von einer Druckerei, die er kaufen wollte.

So kam es, daß Nino am Abend darauf wieder beim Chinesen Kung einkehrte und die Gesellschaft von gestern suchte. Er traf aber nur jenen Spanier an, der von der Druckerei gesprochen hatte. Er nannte sich Carlos Prado. Nino sagte ihm, er sei vom Fach.

„Das freut mich!“ rief Don Prado und schüttelte Nino die Hand. „Ich bin Lithograph von Beruf. Damit verdient man wenig! So können Sie also eine Druckerpresse haben?“

„Natürlich!“ nickte Nino.

Darauf erzählte der Spanier von seinen Erfahrungen und Plänen. Eine Aussicht hätte sich ihm eröffnet, eine selten günstige Sache! Es handelte sich um den Ankauf einer Exportzeitschrift mit kleiner Druckerei.

Nino horchte auf. „Sprechen Sie weiter!“ bat er. „Die Sache interessiert mich!“

Er fragte den Spanier, ob er Geld für sein Unternehmen brauche. Da lachten die gelben Zähne, und Don Prado erwiderte: „Wenn ich Geld haben wollte, einen Sack voll kann ich haben! Mir fehlt ein Fachmann. Sehen Sie sich die Sache doch einmal an, Signor Masso. Vielleicht machen Sie mit. Da Sie auch Kaufmann und Journalist sind, könnten Sie Leiter der Druckerei und gleichzeitig Redakteur der Zeitschrift sein. Ich be-

sorge die Aufträge. Ich habe schon eine Menge in meiner Tasche!“

Und er zeigte Druckaufträge aller Art vor, Inserate und Notizen, Entwürfe von Zirkularen und auch den Entwurf eines Programms für ein in Gründung begriffenes Nino-Theater.

„Anscheinend läßt sich da etwas verdienen!“ meinte Nino nachdenklich.

Der Spanier lächelte nur. Er steckte alle seine Papiere ein, hob die Brauen und flüsterte: „Ein Bombenaeld — mehr laae ich nicht!“

Am folgenden Abend saß Nino schon wieder beim Chinesen Kung, bei den Spaniern, bei Tee und Schnaps.

Diesmal sollte er erzählen. Und er merkte nicht, daß seiner Erzählung ein unberufener Zuhörer lauschte. Old-Kung stand hinter Nino und erhaschte jedes Wort.

„Geh zum Teufel, alter Lügner!“ rief Don Prado und gab dem Chinesen einen Fußtritt. Kung aber sah Nino mit dem Blick einer klugen Raze an und sagte:

„Ihr redet immer vom Geldverdienen, junge Herren, weil ihr das Mittel nicht kennt, um sicher zu Reichtum zu gelangen. Man sagt auch von mir, ich sei reich, aber ich war ein armer Knabe, als ich nach New York kam; ich wusch die Kleider der Kanalarbeiter. Und da entdeckte ich die Quelle des Reichtums und des Glücks. Soll ich sie euch zeigen?“

„Ich reiße dir den Zopf ab, wenn du lägst!“ rief wieder Don Prado.

Old-Kung aber hob beschwörend die kleinen gelben Hände. „Ich will sie euch zeigen, diese Quelle, und ihr braucht nicht einen einzigen Tschin extra dafür zu bestellen. Und nun hört! Der Weg zum Reichtum ist der: Stets weniger ausgeben, als man einnimmt. Das ist der Weg.“

Damit machte er wieder seine unterwürfige Verbeugung und entfernte sich so schnell, daß sein flediges seidenes Gewand und der lange Zopf ins Flattern kamen. —

Schon am Tage darauf besichtigte Nino die kleine Druckerei, die zu kaufen war. Zu seiner Ueberraschung befand sich das Geschäft in zwei sauberen Stuben, und die kleine Schnelldruckerei und eine kleine Steindruck-

maschine waren fast neu. Der Nebenraum war als Büro eingerichtet mit Schreibtisch und Klubsesseln.

Auch Geld war da. Der Spanier, Sennor Cristobal, der jetzt die Verhandlungen führte, wies ein ansehnliches Bankkonto vor und bot Nino eine so hohe Summe an, daß Nino seinen Ohren nicht traute. Alles war demnach in Ordnung und so günstig, daß Nino den Eindruck hatte, hier wirklich einen Glücksgriff zu tun. Und als er Rücksprache mit einem Advokaten genommen hatte, den Sennor Cristobal hinzuzog, um die Verträge zu beglaubigen, griff Nino zu und war so gleichsam über Nacht Chef und Herausgeber der Exportzeitschrift „Weekly Export-News-papers“ geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Dachdeckermeisters Töchterlein

Freunde! Heute kam in meine Redaktionsstube dieser Brief mit dem hübschen Bildchen hereingeschneit. Das muß ich euch unbedingt zeigen, und den Brief will ich auch abdrucken lassen, wenn auch ein paar Schreibfehler darin sind. Alle Achtung vor der kleinen, kühnen „Turmtüftlerin“! Und sie lacht auch noch vergnügt dazu, als wäre gar nichts dabei. Ich muß sagen, ich möchte nicht an ihrer Stelle auf der wackligen kleinen Schaufel hoch oben am Turm in der Luft hängen. Da sitze ich schon lieber in meinem bequemen Automobilbühlchen. Onkel Toldi meint auch, sein Sorgenstuhl wäre ihm lieber. Nur Pampe, der ja immer ein großes Mundwerk hat, behauptet, es wäre für ihn eine Kleinigkeit, und er würde demnächst eine ähnliche Sache machen. Was sagt ihr dazu?

Fridolin.

Lieber Fridolin!

Du siehst mich hier, wie ich auf meines Vaters Fahrzeug (es ist eine richtige Schaufel, wie du siehst, und nur an einem Flaschenzug aufgehängt) vom St. Petri-Turm aus 40 Meter Höhe herunter frei in der Luft schwebte und was einer von Vaters Gesellen, welcher einen Fotografenapparat hat, persönlich gesehen und abfotografiert hat. Ist das nicht fein? Und ich möchte schrecklich gern, daß alle andern Leser des heiteren Fridolin mich ansehen, und ich selbst möchte auch wissen, wie ich aussehe, wenn ich gedruckt bin und ob ich gut getroffen bin. Ich bin das kleinste elfjährige Mädchen von meinem Vater, des Dachdeckermeisters Herrn Joachimi aus Nordhausen am Harz und immer lustig und

gesund und munter und habe auch gar keine Angst in der schwinkelnden Höhe nicht gehabt.

Nun seid alle herzlich gegrüßt von der kleinen elfjährigen Turmtüftlerin

Bertchen Joachimi.



Die elfjährige „Turmtüftlerin“ Bertchen Joachimi zwischen Himmel und Erde.

Der wandernde Zucker

Eine lustige Ameisengeschichte.

Wir standen vor einem Ameisenhaufen im Wald, und da erzählte mir der Bauer Brösamle eine ganz unglaubliche Geschichte: „Also“ — begann er — „im a jede Ameisehaufe isch a Ameisekönigin drin. Und wann mer die fortnimmt, nachher rennt



Wie die Ameisen den Zucker zu ihrer Königin in die Kiste tragen.

der ganze Ameisehaufe hinter ihr drein. Und also, da isch mir kürzlich a merkwürdige Sach mit dene Ameise passiert. Mei Alte sagt zu mir: „Brösamle, du gehst jecht nach Erzgrub und holst mir an Sack voll Zucker.“ „Gut,“ sag i, „des mach i“, und bin glei mit 'n Sack durch da Wald nach Erzgrub gange und hab 'n Zucker gholt. No, und wie i mit 'm Zucker auf 'm Buckel heimzu ganga bin, plagt der Malefizsack auf eimal, und der ganze Zucker lauft mir an Buckel runter und grad auf so 'n Ameisehaufe. Und die Ameise, die sind sei scharf auf Zucker; im Augenblick war mei Zucker weg. No, dent i, euch krieg i schon! Und hab mir die Königin aus dem Hause rausgfanzt, bin so fufzig Schritt weit gangen und hab sie auf da Bode gjeht. Was glaubst? Glei kommt der ganze Haufe hinterher, und a jede Ameise hat ihr Körnle Zucker daherbracht. No, dent i, isch gut! Und hab die Königin in mei Streichholzschachtel tan und bin nach Haus zange.

„Ja, wo hosch denn de Zucker?“ hat mei Alte glei ansfange, wie i zhaus komme bin. Aber i hab. glagt: „Alte, er isch scho unterwegs.“ Und hab die Ameisekönigin in d' Zuckerkischt neigsezt. Und was glaubst? I war no sei halbe Stund zhaus, da send die Ameise mit 'm Zucker ankomme. Und a jede Ameise hat ihr Zuckerkörnle in die Kischt trage und schön vor die Königin hinglegt. „Siehst, Alte,“ hab i gsagt, „da isch der Zucker scho, und jecht brauchst bloß die Ameise wieder aus der Kischt rauslese.“

Wie eine Flasche entsteht

Der Lehrer erzählte uns einmal, wie das Glas von den alten Phöniziern erfunden wurde: Ein phönizisches Schiff, das eine Ladung Soda führte, mußte wegen eines heftigen Sturmes an der Küste landen, und da gab es weit und breit nur Sand. Nun wollten sich die Phönizier ihr Essen kochen und wußten nicht, wie sie den Kessel über dem Feuer aufstellen sollten, weil nirgends Steine zu finden waren. Schließlich holten sie sich ein paar große Brocken Soda aus ihrem Schiff und stellten den Kessel darauf. Zu ihrem Erstaunen fanden sie nach dem Kochen den Sand neben den Sodabrocken mit einer spröden, durchsichtigen Masse bedeckt — mit Glas.

Nun bin ich gerade bei meinem Onkel in

Köln in den Ferien und habe zugeesehen, wie das Glas hergestellt wird; hier (in Köln-Ehrenfeld) gibt es nämlich ein großes Glaswerk. Und ich habe auch gesehen, wie aus dem glühflüssigen Glas eine Flasche gemacht wird: Sie wird mit einem Rohr — geblasen? Aber ich will der Reihe nach erzählen: zuerst waren wir in den Räumen, wo die Rohstoffe liegen, aus denen der Glasatz hergestellt wird. Das Glas besteht nämlich aus Kalk und Sand und Kali und noch anderen Stoffen, und das habe ich alles gesehen, und auch einen großen Haufen Glascherben, die dem Glasgemenge zugefügt werden, damit die Geschickte schneller schmilzt und flüssig wird. Wie es geschmolzen wird, habe ich auch gesehen. Wir kamen in einen



Wie eine Flasche entsteht.

Die fertigen Flaschen werden in den Kühlöfen gebracht, in dem sie bei einer Temperatur von 400 Grad „abkühlen“.

Raum, in dem der große Schmelzofen war mit vielen Türen rundherum, und gerade wurden die großen Töpfe hineingeschoben, in denen die Glasmasse geschmolzen wird. Es war eine schauerhafte Hitze da, und ich wollte bald wieder fort, aber im nächsten Raum war es nicht besser. Da war auch ein Schmelzofen, und der war gerade in Betrieb. Überall liefen Leute herum und trugen an Zangen rotglühende Zapfen, oder sie hantierten mit Stangen am Ofen, der aus allen seinen Mäulern Glut und Flammen spie. Und dann sah ich, wie eine Flasche gemacht wurde. Da war ein Mann, der hatte ein Rohr aus Eisen und Holz; damit nahm er etwas von einem glühenden Glaszapfen, den sein Gehilfe an einer Zange herbeibrachte, und blies dann oben in das Rohr hinein und schwenkte es dabei hin und her. Eine Seifenblase kam da unten an dem Rohr heraus, aber sie war — aus Glas. Und nun wurde die Glasblase in einen eisernen Kasten gesteckt und mit Scheren und Zangen bearbeitet. Und als sie wieder zum Vorschein kam, war es eine richtige Flasche. Ich wollte sie zum Andenken mitnehmen,

aber der Glasbläser sagte, ich könnte mir die Finger daran verbrennen. Die Flasche müßte nun abkühlen. Ich dachte, er würde sie in einen Eisschrank stellen, aber er brachte sie in einen — Ofen, den Kühlöfen. Warum er so genannt wird, weiß ich nicht, denn er war schrecklich heiß, und ich habe erfahren, daß er eine Temperatur von 400 Grad entwidelt. Und darin wurde nun die Flasche „abgekühlt“! Aber darauf warten konnte ich nicht.

Ein Entfesselungstunststück

Habt ihr Lust, euren Freunden einmal ein ganz erstaunliches indisches Entfesselungstunststück vorzumachen? Ihr braucht dazu weiter nichts als ein bißchen Geschicklichkeit und außerdem ein langes und ein kurzes Stück Schnur. Die lange Schnur wird an den Enden zusammengeknüpft, so daß sie eine feste Schlaufe bildet, und dann über den Unterarm gehängt, wie ihr es auf dem Bilde seht. Mit der kurzen Schnur werden die Hände, die Handflächen nach

innen, zusammengebunden. Und nun hält man eine Rede: „Meine Herrschaften! Ich habe die Ehre, Ihnen hier den neuen Original indischen Entfesselungstrick zu zeigen, erstmalig vorgeführt am Hof des Maharadscha von Lahore durch den berühmten Fakir Akbar ben Akbar. Sie sehen hier, meine Herrschaften, die Schlaufe über meinem Arm. Der Knoten daran ist fest, wie Sie sich überzeugen können. Sie sehen fer-



Die Schlaufe hängt über dem Unterarm, die Hände sind gefesselt.

ner, meine Herrschaften, daß meine Hände gefesselt sind. Es ist daher ein Ding der Unmöglichkeit, daß ich mich der Schlaufe entledigen kann, ohne daß meine Hände von der Fesselung befreit werden. Trotzdem will ich es hier vor Ihren Augen versuchen. Ich bitte irgend jemand unter den Herrschaften, das geknotete Ende der Schlaufe während meiner Vorführung festzuhalten.“ Dann schreitet man zur Tat. Man schiebt durch Reiben der Handgelenke aneinander das Schlaufenende hinter der Fesselung so weit nach vorn, daß man es mit dem gekrümmten Mittelfinger erreichen kann. Dann zieht man das Schlaufenende mit dem Mittelfinger zwischen die Handflächen herein, und zwar so weit, bis man mit der linken Hand hindurchschlüpfen kann. Und nun braucht man nur noch zurückzutreten, während der Zuschauer den Knoten der Schlaufe in der Hand behält; dann fällt die Schlaufe ab, und alles staunt.

Natürlich muß die Sache flott von statton gehen, so daß keiner von euren Zuschauern dahinter kommt, wie es gemacht wird. Es empfiehlt sich, daß ihr das Kunststück vor der Vorführung in der verschwiegene Zauberkammer ein paarmal probiert. Die Schlaufe hängt man beim Ueben an der Türklinke ein.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Habe ich euch schon von meinem kleinen Freund Teja erzählt? Teja — eigentlich heißt er Theodor — ist ein Junge, dem das Lernen gar leicht, aber das Stillsitzen um so schwerer fällt. Und die Jenzur weist denn auch einen dicken Bierer im „Betragen“ auf. „Naber... Teeja...“, und ganz kleinlaut kommt es zurück: „Ja, weißt du, Onkel, das Betragen liegt mir nun eben einmal nicht!“ — Süßsch, nicht?

Seinen Geburtstag verbringt Teja mit den Seinen an der See. Mutti hat sich zwei feine Sachen dafür ausgedacht. „Was möchtest du lieber, Teja? Möchtest du lieber mit uns zum Konzert gehen wie ein großer Herr, oder unten am Strand auf dem kleinen Esel reiten?“ Langes Nachdenken; schließlich Vorschlag zur Güte: „Auf dem Esel ins Konzert reiten!“ — Na, so was!

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde! Viele von euch schreiben mir immer wieder, daß sie meine Rätsel richtig gelöst hätten, und ich sollte ihnen nun den Preis dafür schicken. Denkt mal an, da müßte ich ja eine Fabrik einrichten für die Preise allein, wenn ich jedem meiner Freunde, der die Rätsel richtig löst, einen Preis schicken wollte! Preise gibt es nur dann, wenn ich bei einem Rätsel oder einer Aufgabe ausdrücklich darüber schreibe: **Preis aufgabe!** Und damit ihr nun zufrieden seid, bringe ich in meiner nächsten Nummer eine solche Preis aufgabe. Und zwar eine **Radio preis aufgabe**. Aber ihr braucht keinen Radioapparat dazu, sondern nur ein wenig Grüte im Kopf. Mehr ver-rate ich nicht, nur daß ich mir als Preise diesmal etwas ganz Besonderes ausgedacht habe. In meinem nächsten Heft werdet ihr es erfahren.
Fridolin.

Rätsel-Ecke

Eilbenrätsel.

Aus den Eilben:

al — am — ar — hos — bre — bres — dech
— deich — den — deutsch — ei — er —
— erz — eu — eu — le — gen — ger — hen
— her — in — irr — ke — land — lau —
— le — le — ler — licht — lun — men — muf
— nae — ne — nek — nen — nie —
— nung — pa — re — re — rei — ro — sat
— schu — se — se — sel — spe — tar —
— tas — win — zog

find 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen lustigen Vers abgeben:

1. Zubehör des Wagens, 2. Handwerker-

verband, 3. Reptil, 4. Unterrichtsanstalt, 5. Gerät der Schmiede, 6. Stadt in Schlesien, 7. Erdteil, 8. Göttertrank, 9. Naturerscheinung, 10. Nadelarbeit, 11. Republik, 12. Fürstentitel, 13. Handwärmer, 14. Tanzart, 15. Gebirge, 16. Stadt an der Weser, 17. Vogel, 18. Völkerrasse, 19. Körperteil, 20. Männername, 21. verwahrlostes Haus, 22. Trinktgefäß, 23. Handwerker.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 19.

Eilbenrätsel:

Wer wagt, gewinnt.

1. Wanderung, 2. Erbsen, 3. Rindvieh, 4. Wapiti, 5. Australien, 6. Graubünden, 7. Tunichtgut.

Kennt du mich? Erz, R(erz)e.

Geographie: Eisen, ach, Eisenach.

Fridolins Lachkabinett



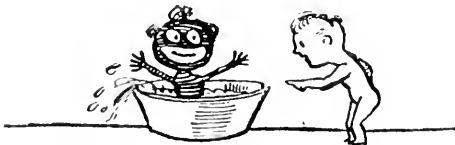
Hänschen wird von der Gouvernante in den Zoologischen Garten geführt. Im Vogelhaus blüht er sich überall um und fragt schließlich: „Frollein, in welchem Käfig sitzt denn der Filmstar?“

*

Lehrer: „Du hast ja heute noch schlechter geschrieben als die letzten Tage!“

Frit: „Aber das ist ja gar nicht möglich.“

*



Frau Schulz hat von ihrem Schwager, einem Schiffskapitän, einen kleinen Negerknaben angenommen und will ihn mit ihrem Hänschen gleich zusammen in einer Wanne baden. Als auch Jimmy vergnügt in die Wanne steigen will, ruft Hänschen ganz empört: „Aber, Mutter, Jimmy muß doch warten, bis ich abgefeist bin, der macht ja gleich das ganze Wasser schwarz!“

„Du, Vater, Herr Meyer läßt dich grüßen.“

„Danke.“

„Herr Meyer läßt dich grüßen.“

„Ja, danke, grüß' ihn wieder.“

„Herr Meyer läßt dich grüßen.“

„Ja doch, das hast du mir jetzt schon dreimal gesagt!“

„Er läßt dich eben tausendmal grüßen.“

*



Druckfehlerteufel.

Herr Zahnarzt Dr. Wimmerl hat mit seinem neuen Verfahren bereits ganz vorzügliche Heutergebnisse erzielt.

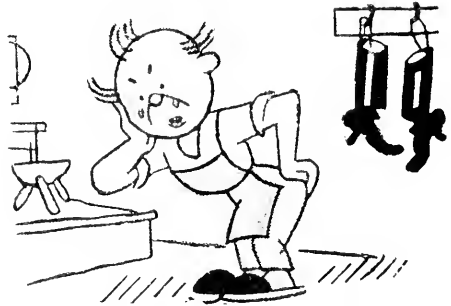
*

Ein Bauer wird verklagt, weil er einen von einem anderen Bauern entliehenen Krug zerbrochen und nicht wiedergegeben haben soll. Der Richter fragt ihn: „Nun, Angeklagter, wie war das mit dem Krug?“ — „Ach, Herr Richter, erstens habe ich mir den Krug gar nicht ausgeliehen, zweitens war er schon zerbrochen, als ich ihn bekam, und drittens habe ich ihn doch ganz zurückgegeben.“

Der Prügelschutz



Dies ist der Schuster Knackbart,
Ein Mann von felt'ner Eigenart;
Der Jüngling, den er grad' verhaut,
Das ist sein Lehrling Hans Klabaut.



„So kann das Ding nicht weitergehen,“
Denkt Hans; „ich muß doch einmal sehen,
Ob ich dem garb'gen alten Mann
Das Prügeln nicht verleiden kann.“



Knallforten gibt's in jedem Laden;
Hans reiht sie schlau auf einen Faden;
Ein Brettchen noch, und die Erfindung
Verschwindet in der Hufe Ründung.



„Nun mücht' ich's gerne ausprobieren!
Was kann mir denn dabei passieren?“
So denkt der kleine freche Mann
Und steckt des Meisters Pfeife an.



Der Meister nach dem Riemen laugt,
Doch Hans nicht vor den Prügeln bangt.
Still raucht er fort in guter Ruh
Und denkt sich heimlich: Hau nur zu!



Beim ersten Schlag auf Hänschens Hos
Geht schon das Donnerwetter los.
Das Pulver knallt, rabauß, rabum!
Der Meister fällt vor Schrecken um.

Der heitere Fridolin



In diesem Heft

großes
Radio-Preis-
Ausschreiben



Plötzlich gab es einen Ruck, und Herr Gugelhupf wachte erschrocken auf.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Herrn Gugelhupfs Schreckensnacht.“)



Herr Gugelhupf, der sich rühmte, daß er das Gruseln noch nicht gelernt hätte, bekam eines Morgens folgenden Brief von seinem Freund, Herrn Spinnefeind:

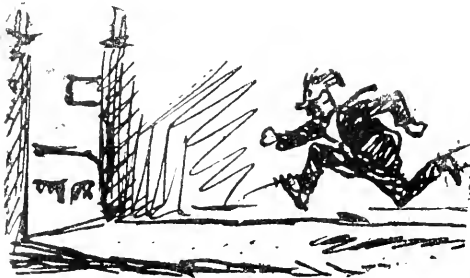
„Lieber Freund! Wenn Du Lust hast, das Gruseln zu erlernen, so gehe heute nacht um elf Uhr nach dem Haus Grünallee Nr. 13. Drücke auf den Klingelknopf; die Tür wird sich selbsttätig öffnen. Du findest am Ende eines Flurs ein erleuchtetes kleines Zimmer, in dem ein Sofa steht. Mache es Dir auf dem Sofa bequem. Für Lektüre ist geforgt. Bleibst Du bis zum Morgen in dem besagten Haus, so bist Du hiermit von mir zu einem Mittagessen mit sieben Gängen eingeladen. Bleibst Du nicht, so hast Du das Mittagessen zu bezahlen. Einverstanden?“

Mit den besten Wünschen für eine ruhige Nacht in dem Spukhaus verbleibe ich Dein wohlgeneigter

Alexander Spinnefeind.“

„Mittagessen mit sieben Gängen!“ schmunzelte Herr Gugelhupf. „Machen wir!“

Punkt elf Uhr stand er vor dem beschriebenen Haus und drückte auf den Klingelknopf. Alles war so, wie es in dem Brief geschildert wurde. Herr Gugelhupf fand am Ende des Flurs das Zimmerchen, in dem das Sofa und ein Tischchen mit Büchern — natürlich Geistergeschichten — standen. Er legte sich also auf das Sofa und las, bis er müde wurde. Dann schief er ein.



Plötzlich gab es einen heftigen Ruck. Der Schläfer erwachte. Ringsum war es stockfinster. Nein, doch nicht ganz; dort schwebte ein roter Funke in der Luft. Herr Gugelhupf stand auf und ging auf den seltsamen kleinen Lichtpunkt zu. Doch der wich zurück. Und weiter, immer weiter — da stolperte Herr Gugelhupf: Eine Treppe. Er stieg hinunter, immer hinter dem Funken her. Eine zweite, eine dritte, eine vierte Treppe! Plötzlich war der Funke verschwunden, und — Herr Gugelhupf stand wieder vor seinem freundlich erleuchteten Zimmerchen. Er begriff es nicht. Vier Treppen war er hinuntergestiegen, und stand dennoch auf demselben Fleck wie zuvor. Kopfschüttelnd legte er sich auf das Sofa und war bald wieder eingeschlafen.

Nrrruck!! Wieder fuhr Herr Gugelhupf auf. Wieder Finsternis ringsum, nur dort der Funke. Wieder stieg Herr Gugelhupf hinter dem Funken her, vier Treppen hinunter — im ganzen waren es jetzt schon acht Treppen! — und wieder stand er vor dem kleinen Zimmer!

Das alles wiederholte sich ein drittes Mal. Da war es mit Herrn Gugelhupfs Mut zu Ende. Es gruselte ihn. Schnell nahm er seinen Hut und stürmte in die Nacht hinaus. Die Wette war verloren.

„Siehst du,“ sagte Spinnefeind, als sie bei dem von Gugelhupf verlorenen Mittagessen saßen, „nun hast du das Gruseln gelernt. Und wie einfach war die Lösung: Das kleine Zimmer war nämlich der Fahrstuhl. Wenn du eingeschlafen warst, machte ich das Licht aus und fuhr dich in das vierte Stockwerk hinauf, wo du durch den Ruck beim Halten jedesmal aufgewacht bist. Dann lockte dich ein Freund von mir mit der brennenden Zigarre durch die Finsternis wieder ins Erdgeschoß hinunter, wo du den von mir in der Zwischenzeit hinuntergefahrenen Fahrstuhl wieder vorgefunden hast. Dreimal mußten wir dieses Spiel allerdings wiederholen, bis du endlich Angst bekamst.“

Fridolins großes Preisentwurf

Das verstümmelte Radiogedicht

Freunde!

Onkel Toldi hat sich nach meinem Plan einen Radioapparat gebaut, mit dem er nun in den Äther lauscht und sich die herrlichsten Dinge erzählen läßt. Dieser Sport hat auf unsern Freund Benjamin Pampe den großartigsten Eindruck gemacht, und gleich mußte er sich auch so einen Wunderapparat zusammenbasteln. Das hatte aber ganz furchtbare Folgen. Onkel Toldi hörte nämlich gerade einem Gedicht zu, als Benjamin begann, an seinem „Radio“ zu probieren und zu stellen, und so die sogenannten Wellen störte, so daß Onkel Toldi mit einemmal nichts weiter als schreckliches Quietschen und Rasseln vernahm. Futsch war das ganze Gedicht bis auf einige wenige Stellen! Da wurde der gute Onkel Toldi bitterböse und schwor, sich mit Pampe erst dann wieder zu versöhnen, wenn das verstümmelte Gedicht vollständig vor ihm läge. Nun sollt ihr Pampe helfen. Ihr findet nachstehend die Stellen des Gedichts, die Onkel Toldi gehört hat:

Das — vom Eichhörnchen

*Eichhörnchens bräunlichrotes Fell
Auf taucht es und verschwindet schnell.*

— von Baum — — es springt
— seinen — — Futter —!

Seht ihr — — Nüsse kracht?
— es — — Sprünge —?

Wie's — — für den Winter schafft?
— wie es — — meisterhaft?

— — mit — Vorderfüßen

Zum — — fährt — Kern

— — — — —?

— — — — —

— — — — —

Wer kann Pampe helfen und die Lücken dieses unvollständigen Gedichts ergänzen? Für die besten Lösungen der Aufgabe setze ich folgende Preise aus:

Als **Hauptpreis** einen großen, vollständigen Röhrenapparat.

Fünf zweite Preise von je einem **Radio-Experimentierkasten**,
und fünf dritte Preise von je einem **vollständigen Detektorapparat**.

Wer von den Gewinnern im besetzten Gebiet wohnt, wo die Radio-Apparate verboten sind, erhält auf Wunsch andere schöne Sachen im gleichen Wert.

Nun die Bedingungen: Wer das Gedicht ergänzt hat, schreibt es auf eine Postkarte, und zwar so, daß auf dem linken Abschnitt der Vorderseite nur der Name und die Adresse des Absenders steht, und die Rückseite nichts anderes als das vollständige Gedicht enthält. Wer das nicht beachtet, scheidet vom Wettbewerb aus. Die Lösungen müssen bis Dienstag, den 5. August, in meinem Besitz sein. Jeder Einsender muß sich Fridolins Entscheidung fügen. Das Preisgericht bilden Fridolin, Onkel Otto und Onkel Toldi. Die Lösungen sind zu senden:

An Fridolins Rätzel-Redaktor,
Berlin SW, Kochstr. 23.

Wer in Berlin selbst wohnt, hat den Vorteil, seine Lösung unfrankiert in einen der „Fridolin“-Briefkästen werfen zu können, die in Berlin vor jeder Ullstein-Filiale hängen.

Das Ergebnis des Preisentwurfs veröffentliche ich in einem der nächsten Hefte. Fridolin.



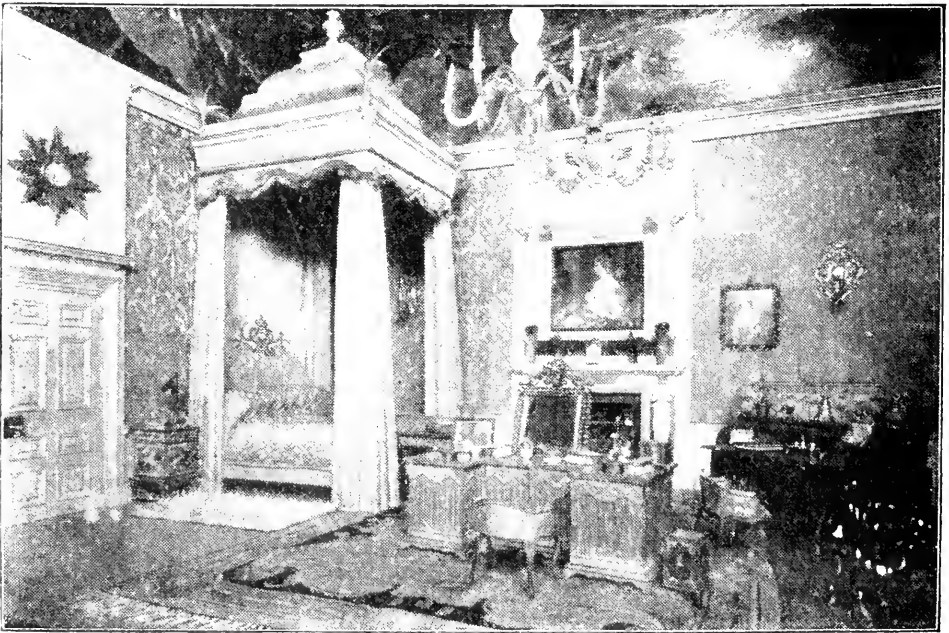
Das Puppenhaus der Königin

Das schönste und kostbarste Spielzeug der Welt.

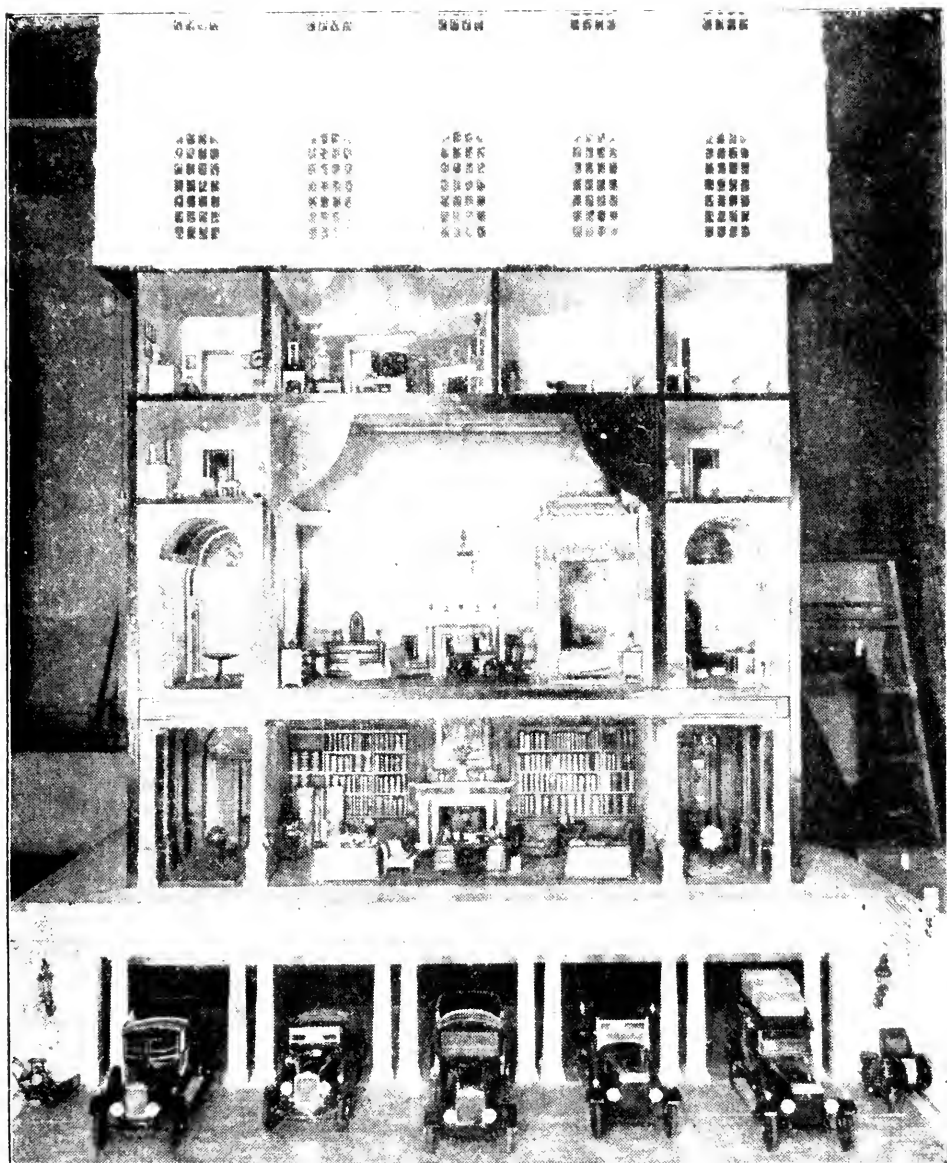
Die Königin Mary von England liebt Puppen und Puppenstuben über alles. Man sagt sogar von ihr, sie spiele manchmal noch damit; ganz im geheimen natürlich, denn — was würden die Leute von einer Königin denken, die noch mit Puppen spielt! Aber eines Tages ist es trotzdem bekannt geworden, daß die Königin so gern mit Puppen spielt, und da zeigte es sich, daß die Engländer ganz anders über die frohe kindliche Liebhaberei ihrer geliebten Königin dachten: sie freuten sich nämlich von Herzen darüber. Und eines Tages — kein Mensch hatte ein Sterbenswörtchen davon verraten — erhielt die Königin eine große Kiste, und darin war das wunderbarste Puppenhaus von der Welt. Ein Geschenk des englischen Volkes für die Königin Mary! Viele und herrliche Geschenke hat die englische Königin im Laufe der Zeit erhalten, Perlen und Edelsteine, aber über

kein Geschenk hat sie sich so sehr gefreut wie über das Puppenhaus. Das war ein Ding nach ihrem Herzen!

Es ist aber auch ein Wunderwerk, dieses Puppenhaus. Es war vor kurzem in London feierlich ausgestellt, und Scharen von Menschen strömten herbei, um es anzustauen. Nicht weniger als 1600 englische Künstler und Handwerksmeister haben an dem Puppenhaus gearbeitet, das einen richtigen modernen Königspalast im kleinen darstellt. Nichts, aber auch nicht das Kleinste ist in dem kaum 1½ Meter hohen Palast vergessen worden. In den Badewannen und Waschtischen fließt warmes und kaltes Wasser, in den Kristall-Lüftern brennen winzige elektrische Birnen; die Dampfheizung funktioniert genau wie die in einem richtigen modernen Wohnhaus und kann auf „stark“ und „mittel“ und „schwach“ eingestellt werden. Und die Betten,



Wie das Schlafzimmer im Puppenhaus der Königin aussieht. Die einzelnen Gegenstände sind von hervorragenden Künstlern und Handwerksmeistern angefertigt worden. Die Größe beträgt für einen Meter in der Wirklichkeit einen Zoll, das sind ungefähr drei Zentimeter.



Gesamtansicht des Puppenhauses der Königin, das kaum 1 1/2 Meter hoch ist.
Die Vorderwand ist hochgehoben, damit man in all die winzigen Räume gut hineinsehen kann.

die Puppenstühle und Klaffeisen, die Sofas, die Teppiche und Gardinen, das Silber für die Tafel und das Porzellan, die Bilder, die Bücher, sogar die Autos sind alle ganz genau wie bei einer wirklichen Schloßeinrichtung gemacht, nur natürlich in ganz kleinem Maßstab. Zwei Jahre lang haben viele, viele

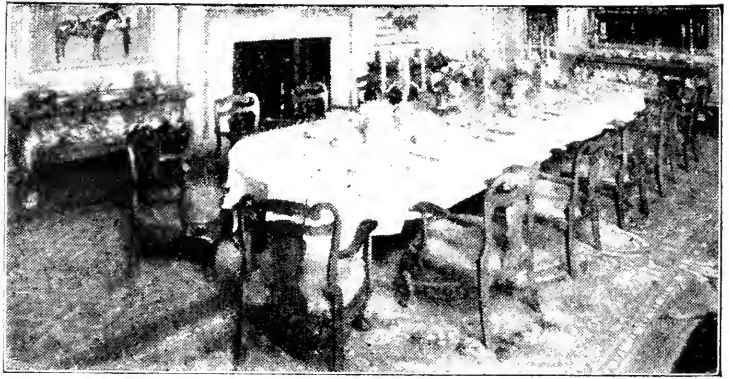
Menschen an dem wunderbaren Puppenhaus gearbeitet, bis es endlich fertig war und der Königin überreicht werden konnte. Die besten Maler Englands haben die kleinen Puppenwandgemälde gemalt, hervorragende Dichter, Schriftsteller und Gelehrte haben eigenhändig die winzigen und in feinstes Leder eingebun-

denen Bücher in der

Puppenbibliothek geschrieben, die besten Gold- und Silberschmiede, Teppichwirker, Möbeltischler und Ingenieure haben jeder auf seinem Gebiet ihr Teil an dem Werk beigetragen. Im Erdgeschoß, in der Garage stehen betriebsfähige Miniatur-Automobile, jedes aus einer anderen Automobilmfabrik des Landes.

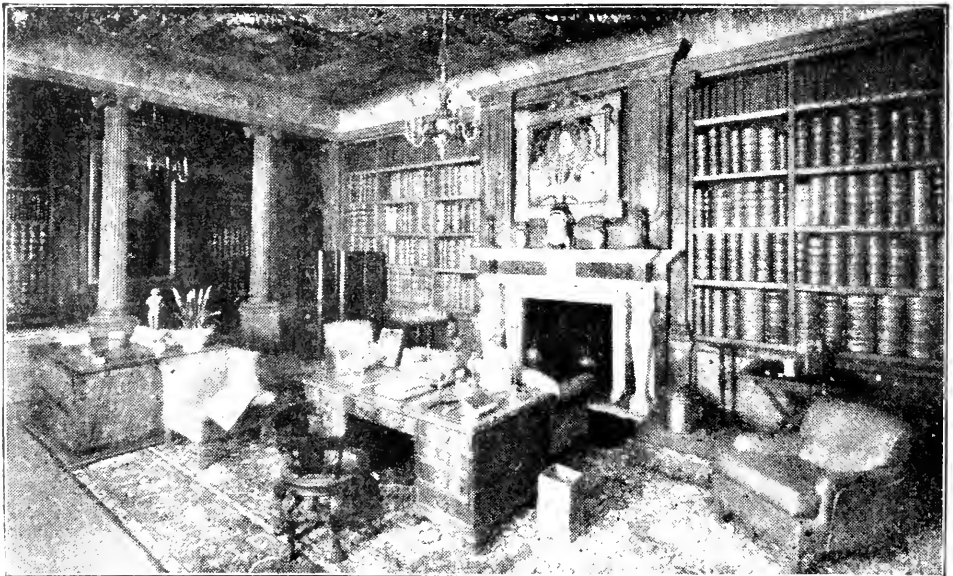
Und auf dem Schreibtisch in der Bibliothek, die zugleich als Arbeitszimmer des Königs gedacht ist, liegt ein Aktenstück im Puppenformat zur Unterschrift für den Puppenkönig bereit, das der englische Ministerpräsident selbst geschrieben hat.

Man braucht nur die Wand des Puppenhauses hochzuschieben, wie ihr es bei dem Gesamtbild seht, und dann kann man spielen. Der Kessel im Keller wird geheizt, und nun kann man das Bad herrichten. Solange die



Die festlich gedeckte Tafel im Puppenhaus.
Lauter echtes Silber und feinstes Porzellan in Zweigformat!

wunderbaren Teppiche geklopft und die Möbel abgestaubt werden, unternimmt man eine Rundfahrt in einem der kleinen Automobile. Aber man kann auch alle zugleich auf dem Tisch herumsummen lassen. Und abends ist großes Bankett im Saal! Ach, wer doch die Königin Mary wäre, der das herrliche Puppenhaus gehört! Und wenn sie beim Spiel eines der kostbaren Puppenporzellan-service zerbricht, wird sie nicht mal ausgezankt. Weil sie eben eine Königin ist.



Die Bibliothek im Puppenhaus der Königin.

Die winzigen Puppenbücher sind von berühmten Schriftstellern und Gelehrten eigenhändig geschrieben.

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

Freunde, heute beginnt die 5. Fortsetzung meiner Erzählung. Für diejenigen, die den Anfang nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen. Wer solche einen Druck haben will, sende mir zehn Goldpennig ein. (5. Fortsetzung.)

Weekly Export-Newspaper.

Und alles ging vortrefflich. Aufträge gingen in Menge ein. Die kleine Druckmaschine arbeitete tagaus, tagein. Auch die Zeitung wurde hier gesetzt und hergestellt, und Nino besorgte die Redaktion.

Eines Tages kam Don Prado mit einem großartigen Auftrag. Eine amerikanische Sekte wollte eine Lotterie auslegen zum Bau eines Kinderhospitals. Die Druckerei der „Weekly Export-Newspapers“ sollte die Lose, die Reklamen und die Gewinnlisten drucken. Ein großes Geschäft! Im Raufsch der Begeisterung gestand Don Prado auch, daß er schon einen Entwurf für das Los angefertigt hätte. Hoffentlich gefiele er dem Komitee. Er sollte den Entwurf morgen vorlegen und wäre man neugierig, wie ein Abdruck ausfiel! Ob Nino so freundlich wäre, ihm zu zeigen, wie der Stein in die Maschine gelegt werden müßte? Da könnte man ja gleich einen Probeabdruck machen.

Zu Ninos nicht geringem Erstaunen holte der Lithograph einen fertig gegähnten Stein hervor mit der Zeichnung des Loses. Da es nach Mittagsruhe war, befanden sich die Herren allein, und Nino machte sich daran, den Stein mit den erforderlichen Säuren zu behandeln, die Farbwalze zu schwärzen und das Werk zu richten. Der Hebel ging auf und ab, und ein Probeabzug war da. —

„In hellgrüner Farbe soll ge-

druckt werden!“ sagte Don Prado und betrachtete den Abzug sehr eingehend. Die Zeichnung zeigte eine reiche Ornamentik und in der Mitte, in einem Oval, das Bildnis einer Pflegerin, die ein Kind auf dem Arm hielt.

„Warum hellgrün?“ fragte Nino. „Ich meine, eine lebhaftere Farbe wäre wirkungsvoller! Der Seher kann morgen verschiedene Farbenproben machen!“

Aber der Seher wurde am andern Tag von Don Prado hinausgeworfen, angeblich, weil er betrunken war. Wer machte nun die Probeabdrucke?

Don Prado flehte Nino an: „Zeigen Sie mir, wie man's macht! Wir dürfen keine Minute verlieren, denn es liegen Konkurrenzentwürfe vor. Wir müssen zuvorkommen

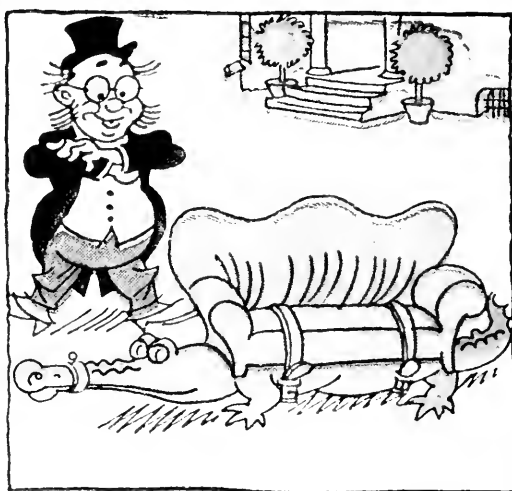


Die beiden Spanier fielen über Nino her und fesselten ihn.

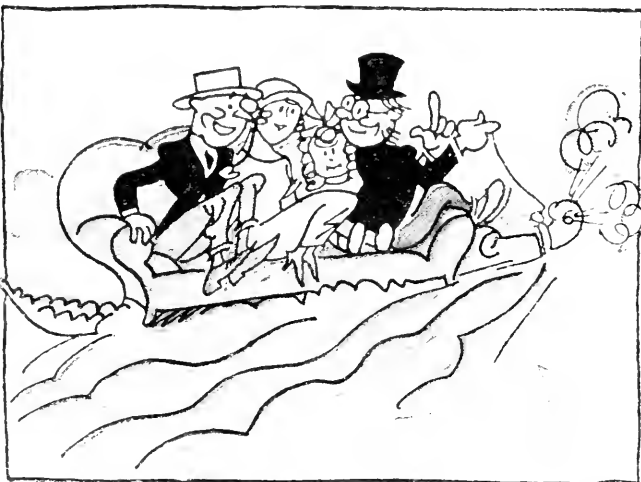
Professor Pechmann



Ein Krokodil vom Nile kam;
In Pechmanns Zucht, da ward es zahm.
All seine Wildheit es verlor.
Pechmann hat Großes mit ihm vor.



Das Sofa aus dem guten Zimmer
(Geärgert hat es ihn schon immer)
Er bindet es mit dicken Stricken
Fest auf des guten Tieres Rücken.



Die Wasserfahrt per Krokodil
Sie hat noch kein bestimmtes Ziel,
Nichtsdestotrotz ist's wunderschön.
Herr Pechmann wirkt als Kapitän.



Mit einem Male schwimmt
Dem Tiere, das so friedlich
Es denkt: Zum Kahn bin ich
Und taucht hinunter in die

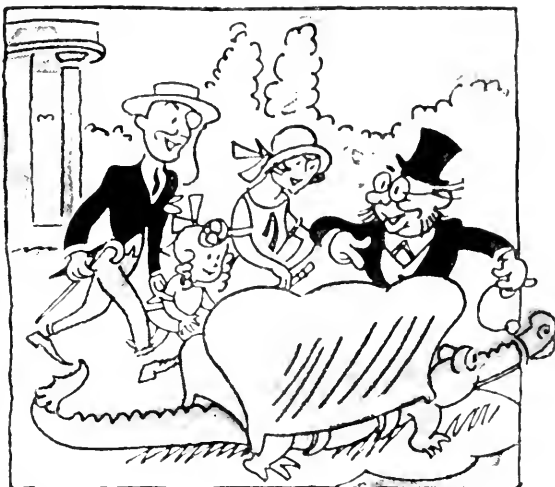
mit unförmigem Probedruck!" Rino ließ sich nicht lange drängen, und Don Prado ging ihm mit Eifer zur Hand. Sie waren mitten in der Arbeit, als Sennor Cristobal eintrat.

„Leider muß ich stören,“ sagte Sennor Cristobal. „Es muß jemand sofort nach Chicago. Eine wichtige Angelegenheit! Ich selbst kann nicht fort; da müssen schon Sie reisen, Signor

Motokrokodilboot



Ein Wasserfahrzeug steht nun da,
Wie es die Welt noch niemals sah.
Herr Pechmann lädt sich Freunde ein,
Gönnt sich den Anblick nicht allein.



Entzücken äußert der Besuch.
Es ist für viere Platz genug.
Auf weichem Sitz, plüschbezogen,
Geht es hübsch jachte durch die Wogen.



Kamm
schwamm.
zu gut.
flut.



Die Feuerwehr ist flink zur Hand
Und bringt die viere rasch an Land.
Doch wieder heißt es dann: „Du blech man,
Du kriegst die Rechnung, lieber Pechmann!“

Masso, und zwar heute noch.“ So fuhr Nino nach Chicago. — Mit der Grand Central-Railway sauste er durch die Nacht. Die federnden Polster wiegten ihn in Schlummer. Niemand

hätte wohl in dem eleganten Reisenden den kleinen, barfüßigen Zeitungsjungen von der Piazza Navona zu Rom wiedererkannt, der mit flehender Stimme seine Blätter anpries.

Das Lotterielos.

Old-Rung vermißte die Spanier und den schlanken Italiener sehr. Er ahnte nicht, daß die Vermißten Tag und Nacht arbeiteten. Nino in Chicago, und die beiden Spanier in der „Office“ der Weekly Export-Newspapers. — Die kleine Steindruckpresse mußte ihren Nebelarm unermüdlich heben und senken, und bleich vor Erregung betrachteten die beiden Spanier ihr Werk.

Die grüne Farbe wollte immer noch nicht recht glücken. Merkwürdigerweise war das Bild mit dem Kind entfernt worden. An seiner Stelle füllte eine nüchterne 10 das Oval! —

In der Redaktion saß eine Dame, die auf telephonische Anfragen den Bescheid gab, daß der Chef verreist wäre.

Abends wurde hinter geschlossenen Türen verhandelt. Die junge Dame wiegte sich im Schaukelstuhl und schüttelte verneinend den Kopf. Nein, sie wollte nicht! Sie wollte nicht nach Chicago reisen und Mister Masso ein Bündel der fertigen Lose bringen.

„Und wenn ich es dir befehle?“ schrie Sennor Cristobal.

„Dann fahre ich ohne diese „Lose“ zu Mister Masso und sage ihm alles!“

Daraufhin entschloß sich Sennor Cristobal, zu reisen, aber nicht nach Chicago, sondern über den großen Teich hinüber nach Marseille.

Sennor Cristobal war kaum acht Tage drüben, als plötzlich unangemeldet Nino von seiner Geschäftsreise zurückkehrte. Er hatte in Chicago die Geduld verloren.

Eine seltsame Ruhe herrschte in Druckerei und Redaktion. Don Prado wiegte sich im Schaukelstuhl und rauchte Zigaretten. Schreibtisch und Schränke waren verschlossen.

Als Nino von Faulenzerei sprach, warf Don Prado ohne weiteres ein Bündel Banknoten auf den Tisch. Ob das Faulenzerei sei? Ein Kapital

sei gewonnen, und man könnte daran denken, ein größeres Lokal zu beziehen.

„Mir scheint hier etwas nicht in Ordnung!“ sagte Nino. „Öffnen Sie den Schreibtisch!“

„Die Schlüßel hat Sennor Cristobal aus Versehen mit sich genommen!“ erklärte Don Prado getränkt. „Haben Sie etwa Verdacht auf mich?“ Und in helllichem Zorn entfernte er sich.

Die junge Dame brach in Tränen aus. Sie wisse nichts! beteuerte sie.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Sennor Cristobal und Don Prado stürzten herein. Fast hätte Nino Sennor Cristobal nicht mehr erkannt, denn er trug einen langen Kinnbart und eine blaue Brille. Beides riß er jetzt ab und rief Nino zu: „Wir sind verraten und verfolgt! Schnell, hier sind die Schlüssel, packen Sie ein! . . . Was starren Sie mich an, Masso? Schnell, wenn Ihnen Ihre Haut lieb ist! Bei Rung sind wir sicher!“

Nino erwog blüßschnell, ob er Reißaus nehmen und die beiden verhaften lassen sollte. Schon hatte er sich erhoben, da warfen sich blüßschnell die beiden Spanier auf ihn. Mit einem Strick, den Cristobal blüßschnell aus seiner Tasche riß, banden sie Ninos Hände.

„Du willst uns verraten, du Schuft?“ höhnte Cristobal, „das wollen wir dir schon versal'en! Gibst du einen Laut von dir, so

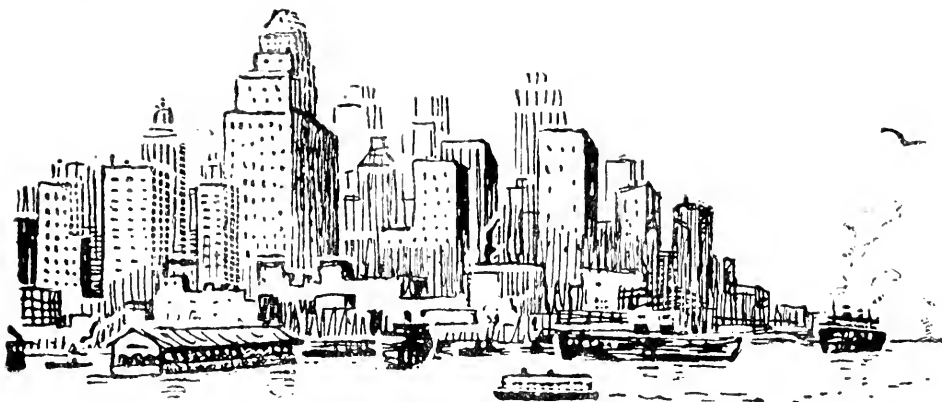
jage ich dir eine Kugel in den Schädel! Prado, hast du alles?“

Prado nickte. Cristobal aber knurrte: „Schändlich, alles war so fein geglückt! Für zwanzig Millionen Franken und zehn Millionen Dollar falsche Scheine waren untergebracht . . . Dieses verfluchte Marseille!“

Vor der Torsahrt des Hauses stand noch das Auto, mit dem die beiden Spanier vorhin gekommen



Old-Runa huschte herein und zerschnitt den Strick aus Ninos Händen. Er war frei.



Wie Nino es mit einemmal hatte, dieses Amerika mit seinen riesigen Wolkenträgern!

waren. Nino mußte einsteigen, dann ging es in rasendem Tempo zu Rung.

Feierlich grüßend nahm sie der alte Chinese in Empfang. Der „Salon“ sei frei. Die Gentlemen sollten nur eintreten.

Der Salon war ein fensterloser Raum im Erdgeschoß. Eine Falltür im Boden führte in den Keller, und Prado schleppte sofort die schweren Reisetaschen nach unten. Als er zurückkam, warf er einen Blick auf Nino:

„Was tun wir jetzt? Soll ich Schiffskarten bestellen? Ich habe drei Pässe, und Geld haben wir genug!“

Nino antwortete: „Ich rede erst mit Ihnen, wenn Sie mir die Hände frei machen! Je eher Sie das tun, desto besser wird es für Sie sein!“

„Das scheint mir doch sehr fraglich!“ meinte Cristobal. „Prado, was ist dir? Hast du Angst?“

Von Prado hatte tatsächlich Angst. Er horchte an der Tür und floh bis in die tiefste Ecke, als sich plötzlich die Tür öffnete. Aber es kam nur Old-Kung mit Tee und Flaschen.

Cristobal trank ein Glas Tee. „Erst müssen Sie zur Vernunft kommen! In einer Stunde sprechen wir uns wieder.“ Die beiden Ganner entfernten sich. Nino hörte, wie von außen der Riegel vorgeschoben wurde.

Nun hatte er Zeit, über seine Lage nachzudenken. Was war er für ein Tölpel gewesen, daß er diese Schurken nicht schon früher durchschaut hatte! Da ging die Tür auf. Old-Kung huschte herein, zog ein Messer aus der Tasche und zerschnitt, ohne ein Wort zu sprechen, den Strick an Ninos Händen. Nino war frei. Durch eine Hintertür ver-

ließ er eiligst das Haus Rungs. Aber auf der Straße vertraten ihm zwei Herren den Weg und nannten seinen Namen. Und bevor Nino noch begriff, war er zum zweitenmal an den Händen gefesselt und in ein wartendes Auto geschoben.

Tränen.

Anfangs unterwarf Nino sich willig, fast mit sachlicher Spannung den Verhören. Aber man glaubte ihm nicht. Nino wurde in Haft genommen und mit einem Taschendieb zusammen in eine Zelle gesperrt.

„Nun,“ dachte Nino, „morgen wird sich alles aufklären!“ Aber er täuschte sich. Tage und Nächte vergingen, und er saß immer noch in seiner Zelle.

Endlich kam es zur Verhandlung, und da wurde Ninos Unschuld bewiesen. In einem nebligen Märzorgen wurde Nino aus der Haft entlassen. Er ging nach seiner früheren Wohnung, aber seine Koffer waren verschwunden; man hatte seine Habe für die rückständige Miete verkauft.

Er bezog ein bescheidenes Quartier in einer Mietkaserne. Mermer denn je, jeglicher Mittel entblößt, saß er in der Fremde. Und da begann er das Heimweh zu fühlen. —

Eines Morgens pochte es an seine Tür. Die Wirtin schob von außen einen Brief durch die Türriße. Er war von Signor Refaro. Mit zitternden Händen öffnete Nino den Umschlag und las: „Wann kehrt du zu uns zurück? . . . Ich befinde mich jetzt in einem Alter, Nino, wo ich die Stütze einer jungen Kraft brauche. Mein Sohn ist mir entrisen. Mein Nefte Mario ist mir nicht der Gehilfe, den ich brauche . . . Du aber,

mein Rino, bist es, auf den ich rechne.“ Rino vermochte nicht weiterzulesen. Schluchzend warf er sich auf sein Bett.

Heimkehr.

Rino beschloß, nach Hause zu reisen. Er hatte es sich früher als höchste Belohnung für errungene Siege gedacht, heimzukehren . . . Nun dachte es ihm eine bittere Buße. Er war arm, elend. So mußte er vor die Mutter, so vor Signor Besaro treten.

Es graute ihm jetzt vor all den Völkern, dem Lärm, den kahlen Mauern, dem Kampf Amerikas um Geld und Macht.

In einem Abend wanderte er noch einmal durch die Riesenstadt, die niemals schläft. Er wanderte und wanderte, bis er die Kolonie seiner Landsleute erreichte. Er wollte nur den Klängen der Heimat lauschen. Mandolinenspiel und Gesang drangen zu ihm. — Da freute sich Rino auf die Heimreise.

(Fortsetzung folgt.)



Die Katastrophe

Eine große Geschichte aus einer kleinen Welt.

3ehntausend Millimeter hoch über der Stadt hing der Fürchterliche. Auf Befehl der Königin, die in dem stockfinstern Herzen der Riesenstadt wohnte, wurde eine Expedition ausgerüstet, die untersuchen sollte, wann das furchtbare Ereignis eintreten würde. Die berühmtesten Mathematiker, Naturforscher und Ingenieure nahmen an der Expedition teil, außerdem der Minister des Innern. Fünfhunderttausend Arbeiter wurden vorausgeschickt, um der Expedition den Weg zu bahnen, der durch Gestrüpp und Schluchten führte. Es war wirklich keine Kleinigkeit, die zehntausend Millimeter bis zu dem Fürchterlichen vorzubringen.

Die vierundsiebzig Millionen Einwohner der Stadt warteten mit begreiflicher Spannung auf die Nachrichten der großen Expedition über den Fürchterlichen. Wann und wohin würde er abstürzen? Ein Astronom hatte ihn durch das Fernrohr beobachtet und berechnet, daß er mitten in den großen städtischen Pilzpark stürzen würde. Aber man glaubte ihm nicht, denn er hatte schon einmal einen Weltuntergang prophezeit, der nicht eingetroffen war; und nach wie vor schleppten morgens die städtischen Arbeiterkolonnen die vielen hunderttausend Puppenkinder in den großen Pilzpark und legten sie in die Sonne. Sämtliche Puppenkinder der großen Stadt mußten nämlich in die Sonne gelegt werden.

Endlich kam die Expedition zurück, und ihre Berichte erschienen in allen Zeitungen. Sie lauteten im allgemeinen beruhigend. Der Fürchterliche hing noch ziemlich fest dort oben. Erst am 16. Mai würde er abstürzen, und zwar vormittags zwischen neun und zehn Uhr, hatte der berühmteste Naturforscher der Stadt festgestellt, und die Mathematiker hatten ausgerechnet, daß er auf gar keinen Fall in den städtischen Pilzpark stürzen würde. Allerdings einige hundert Häuser würden wahrscheinlich zermalmt werden; aber die konnte man ja in ein paar Stunden wieder aufbauen! Der berühmte Naturforscher hielt im Museum für Naturkunde über den Fürchterlichen einen öffentlichen Vortrag, der von Millionen Zuhörern besucht wurde.

„Berechtete Anweisungen,“ begann der Professor, „Sie brauchen sich vor dem Fürchterlichen wirklich nicht zu fürchten. Er . . .“

Ein furchtbarer Schlag erschütterte in diesem Augenblick die Stadt. Vier Stadtteile stürzten auf einmal zusammen. Der ganze städtische Pilzpark, in dem die Puppenkinder in der Sonne lagen, das Museum für Naturkunde, wo Millionen von Bürgern um den berühmten Professor versammelt waren, wurden in einer Sekunde weggesetzt und vernichtet.

Der Fürchterliche! Ein einziger Schrei gellte durch die Millionenstadt. Der Fürch-



Ein furchtbarer Schlag erschütterte die Millionenstadt.

terliche war abgestürzt. Rettet die Puppenfinder! Sämtliche Sirenen töteten. Alle Glocken läuteten zusammen: Alarm! Alarm!

Das ganze Militär und die Feuerwehren mit Dampfsprizen und Rettungsgeräten rückten aus. Es wimmelte und rasste durch die Straßen. Millionen von Arbeitern wurden in großen Lastautomobilen nach dem Pilszpark gefahren, um die verschütteten Puppenfinder auszugraben und fortzuschleppen.

Da lag nun der Fürchterliche riesengroß, mitten im Schutt der zermalmtten Häuser der Riesenstadt. —

Zwei kleine Jungen gingen gerade vorüber,

die einen Spaziergang im Walde machten. „Sieh mal, da liegt ein Tannenzapfen auf einem Ameisenhaufen! Und wie die Ameisen darauf herumwimmeln! Holst du ihn raus?“

„Warum nicht?“ sagte der andere Junge. „Ameisen sind nicht gefährlich. Sie tipeln bloß ein bißchen.“

Und er nahm den Tannenzapfen und warf ihn fort. So wurde der Ameisenhaufen — die Riesenstadt — durch ein Wunder von dem „Fürchterlichen“, dem Tannenzapfen, befreit. der aus zehn Meter Höhe von einem ganz gewöhnlichen Tannenbaum auf ihn heruntergefallen war.

Wie die Japaner schreiben

日本人の文字

Wenn die japanischen Kinder schreiben lernen, haben sie es nicht so leicht wie ihr. Ihr braucht zunächst nur das „i“ und das „n“ und dann die anderen 23 Buchstaben des Alphabetes zu lernen. Mit diesen 25 Buchstaben könnt ihr jedes deutsche Wort schreiben. In Japan ist das nicht so einfach. Da gibt es für jedes Wort ein bestimmtes Zeichen; und da der einfache Mann, wenn er z. B. eine Zeitung lesen will, etwa 800 bis 1000 dieser Zeichen, der Gelehrte dagegen bis zu 20 000 Zeichen kennen muß, so könnt ihr euch leicht vorstellen, wie schwierig es ist, gut japanisch schreiben zu lernen.

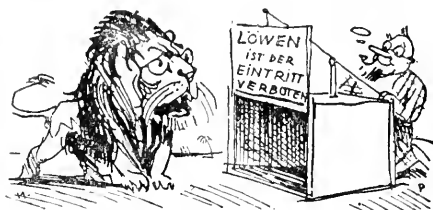
Die Zeichen stammen aus einer alten Bilderschrift, und es gilt als besonders fein, möglichst viele Bildzeichen zu verwenden. Aber es gibt Dinge, für die keine Zeichen vorhanden sind, und um solche Worte schreiben zu können, gebrauchen die Japaner eine Silbenschrift, die auch dann zur Verwendung gelangt, wenn irgendein Zeichen ihrem Gedächtnis entfallen ist. Diese Silbenschrift, die natürlich viel leichter zu erlernen ist als die Bilderschrift, wird von den Frauen häufig benutzt, da man sie nicht überanstrengen und eine allzu große Zahl von Schriftzeichen lernen lassen will. Die Wörterbücher der Japaner, die nun alle diese Schriftzeichen enthalten, von denen jedes einzelne oft nicht nur eine, sondern viele Bedeutungen hat, sind recht stattliche Bände.

Die Wörter darin sind so angeordnet, daß die einzelnen Zeichen nach der Zahl ihrer Striche hintereinander folgen. Zunächst kommen also solche aus einem einzigen Strich, dann die mit mehreren.

一 shi ra
二 he su zu
三 i tsu ko
四 ku no sa

Damit ihr nun auch japanisch schreiben lernen könnt, drucke ich eine Anzahl Zeichen der Silbenschriften ab; aber vergeßt nicht, daß ihr mit Pinsel und Tusche schreiben, und daß ihr in der rechten oberen Ecke anfangen und die Zeichen nicht nebeneinander, sondern untereinander malen müßt.

Onkel Toldis Tierfang



Löwen kann man furchtbar leicht fangen. Der Löwe ist bekanntlich der König der Wüste und sehr stolz darauf. Keiner hat ihm was zu verbieten. Darum stellt man also in der Wüste einen Käfig auf, hängt an die Käfigtür ein Schild mit der Aufschrift: „Löwen ist der Eintritt verboten“, steckt sich eine Pfeife an und wartet ab. Gleich kommt ein Löwe vorbei, liest das Schild, ärgert sich furchtbar darüber — und geht mit großen Schritten gerademwegs in den Käfig hinein. Dann macht man die Tür zu, hängt das Schild ab und hat ihn schon.



Hasen fängt man am besten mit Schnupstabaß. Man hält dem Hasen die Büchse vor die Nase, und sofort fängt er so schrecklich zu niesen an, daß er keinen Schritt mehr hüpfen kann. Ein schönes und erprobtes Mittel.



Hyänen sind so häßlich, daß sie in Ohnmacht fallen, wenn sie sich sehen könnten. Das weiß der kluge Jäger. Er stellt einen Spiegel vor dem Futterplatz der Hyänen auf — und kommt nun die Hyäne an und sieht sich in ihrer Mordschäplichkeit im Spiegel — plaut, fällt sie ohnmächtig um. In diesem Zustand ist sie ganz ungefährlich zu fangen.

Onkel Toldi

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

a — be — das — di — dol — e — ei
 — en — es — fel — ge — gil — hut —
 in — ka — le — ling — me — mi — na
 — nach — nas — ni — non — o — o —
 o — pa — rol — se — ster — schu — sig
 them — ti — trie

Aus vorstehenden Silben sind 14 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Frucht, 2. Teil eines Heeres, 3. Litor, 4. Zahnpflegemittel, 5. Alpenstaat, 6. Fluß in England, 7. Thebanischer Held, 8. englische Münze, 9. Bil-

dungsanstalt, 10. Gebirge im Rheinland, 11. Wissenschaft, 12. Speisewürze, 13. Gestalt der griechischen Sage, 14. asiatisches Land.

Wer rät's?

Ich bin ein Fluß im deutschen Land,
 Und auch als Vogel euch bekannt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 23.

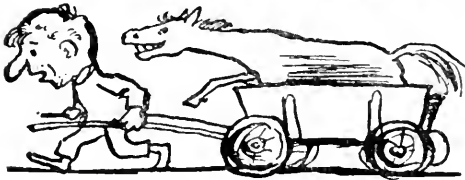
Silbenrätsel:

Die Raben in dem Rabenneß
 Sind aber kreuzfidel geweest.

W. Busch.

1. Deichsel, 2. Innung, 3. Eidechse, 4. Real-
 schule, 5. Ambos, 6. Breslau, 7. Europa,
 8. Nektar, 9. Irrlicht, 10. Raehen, 11. Deutsch-
 land, 12. Erzherzog, 13. Musse, 14. Reigen,
 15. Ardenennen, 16. Bremen, 17. Gule, 18. Reger,
 19. Riere, 20. Erwin, 21. Spelunke, 22. Tasse,
 23. Sattler.

Fridolins Lachkabinett



Schulze (der gern schwindelt): „Neulich habe ich einen Bauer gesehen, der so zerstreut war, daß er sein Pferd auf den Wagen hob und sich selbst davorspannte; er merkte es erst, als er wiehern wollte. — Mein Verwandter, auch ein Bauer, hatte mal kein Gras für die Kühe. Da warf er ihnen Hobelspäne vor und setzte ihnen grüne Brillen auf. Sie fraßen es begierig.“

Lehmann: „Ach, das ist noch gar nichts! Ich habe gestern einen langen Holländer gesehen, der war so groß, daß er sich hinknien mußte, wenn er sich am Kopf tragen wollte.“

✱

Vater: „Sag mal, mein Junge, wie heißt doch gleich der Wein, der am Fuße des Refusus wächst? Der Name ist mir entfallen.“

Sohn: „Du meinst wahrscheinlich Glühwein. Vater!“

✱

Lisa hat ihre erste Klavierstunde. Die Lehrerin fragt sie, ob sie schon irgend etwas über die Kunst des Klavierspiels weiß. Stolz antwortet Lisa: „Sawohl, Fräulein, die weißen Tasten sind für die lustigen Lie-

der da, und auf den schwarzen spielt man die traurigen Lieder.“

✱

Der kleine Otto liegt im Bett. Plötzlich ruft er: „Mutti, ich habe Durst.“

„Unsinn,“ sagt die Mutter. „Schlaf nur.“

„Ich habe aber Durst,“ protestiert Otto.

„Wenn du nicht gleich ruhig bist, hole ich den Stock.“

„Ach bitte, Mutti, dann bringe doch wenigstens ein Glas Wasser mit.“

✱



Vater: „Was, die Großmutter hat unsern Jungen eine Trommel geschenkt? Da werde ich wohl vor Lärm nicht mehr arbeiten können!“

Fritz: „Beruhige dich, Vater, ich trommle nur nach dem Essen, wenn du schläfst.“

Freunde, wenn ihr einen Brief zu schreiben habt, für das In- oder das Ausland, so frankiert mit den Deutschen Wohlfahrtsbriefmarken, die als vollwertige Freimarken gelten. Ihr tut damit ein gutes Werk. Fridolin.

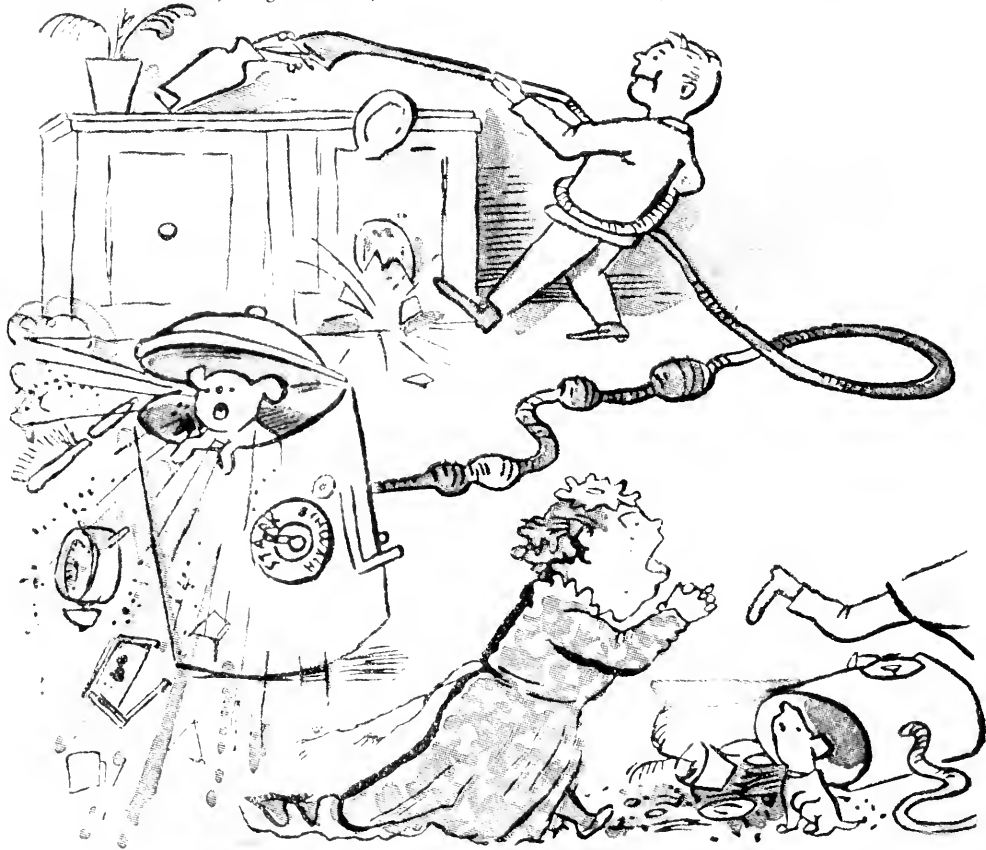
Pampe saugt Staub



Der Benjamin wird angestellt,
Daß er die Wohnung sauber hält.

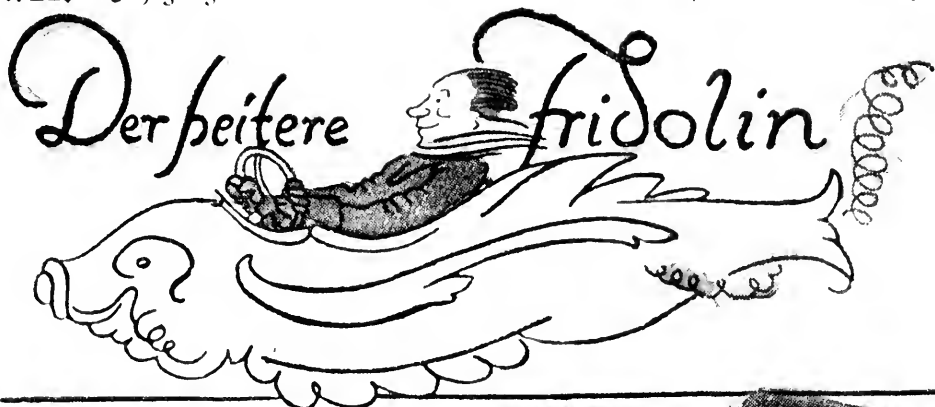


„Staubsauge-Apparat? Famos!“
Er stellt auf „stark“, und gleich geht's los.



Wohltätig ist des Saugers Macht,
Doch nicht für Ripp's ist er erdacht.
Santieren sieht man unsern Pampen
In Basen, Bildern, Tellern, Lampen.

Auf fängt er selbst den braven Hund.
Das wird der Hausfrau doch zu bunt.
Sie macht dem dummen Pampa Beine
Und macht dann reine ganz alleine.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT UND FREIZEIT



Ein Luftschiff, das sich wie eine Rakete selbst zum Monde schießt.
(Zu dem Artikel auf Seite 2: „Erfindungen von moran“.)

Erfindungen von morgen

Eine Phantasie von Egon.

Der moderne Mensch ist ein Erfinder. Er will die Welt erobern mit Erfindungen. Aber die Welt ist groß, und der Mensch ist klein; es ist mit den Erfindungen so, wie wenn man mit einem Löffel ein Meer ausschöpfen wollte. Daher werden die Erfindungen niemals ein Ende nehmen. Raum haben wir den Radio- und den Fernsehapparat erfunden, da tauchen

schon wieder neue und noch viel großartige Pläne auf. Es gilt, eine uralte Sehnsucht der Menschheit zu erfüllen: die Reise zum Mond. Seit Jahrhunderten bedachten die besten Köpfe den Mond, beschreiben in den kühnsten Bildern, wie's wohl da oben aussehen und wie's einem kühnen Mond-Reisenden ergehen mag. Aber immer ist trotz aller Flug-

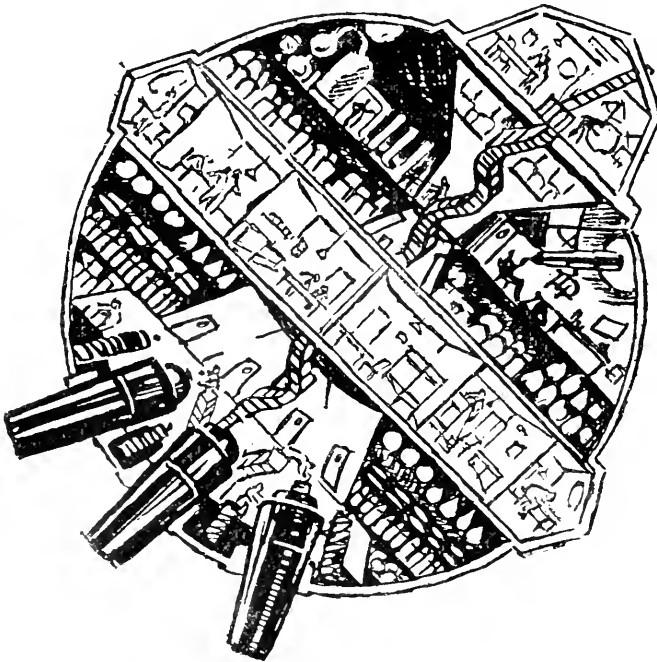
apparate und lenkbarer Luftschiffe noch kein Mensch auf den Gedanken gekommen, diese gewiß sehr abenteuerreiche Fahrt anzutreten. Vorbereitungen sind allerdings schon immer getroffen worden. Man hat die guten Leuten, die sich für eine derartige Ueberweltreise rüsteten, oft genug verspottet.

In der letzten Zeit haben aber zwei Gelehrte zugleich — ein Amerikaner und ein deutscher Professor — getrennt voneinander — sozusagen die . . . ersten Schritte zum Mond unternommen, die man wegen ihrer Originalität bewundern muß. Wer kennt die berühmten Geschichten von Jules Verne? Es klingt fast wie aus einem seiner Werke,

wenn man hört, daß er ein Geschloß erbaut hat, mit dem er Menschen zehn Kilometer weit in Richtung zum Mond schießen will. Er hat zwar zunächst noch nichts Näheres über die Mond-Kanone verraten. Vor allem ist es noch sehr fraglich, wer als erster diese zweifelhafte Schieß-Reise mitmachen soll. Wer wird ihn oben auf dem Mond empfangen,

ihn beköstigen und wieder.. heimfenden? Ich würde jedenfalls nicht mitmachen. Vielleicht meldet sich einer meiner Leser freiwillig. Ich übernehme aber keine Verantwortung!

Der deutsche Gelehrte will es auf ähnliche Weise anstellen: er hat eine Kugel gebaut mit einem luftvollen Aufenthaltsraum für Mond-Reisende und — siehe die Zeichnung! — drei



Wie das Mondschiff im Innern aussieht.

Kanonenrohren. Im Innern dieses Raumschiffes wohnt man in zwei Stockwerken; im „Keller“ werden die Frachten und Lebensmittel verstant. Nun schießt man aus den drei Rohren; durch den auf diese Weise wie bei einer Rakete entstehenden Rückstoß saugt die Kugel von der Erde fort und in der Richtung zum Mond hinauf. Es wird nun in gewissen Abständen geschossen, bis das Mond-Schiff sein Ziel erreicht hat.

Aber es gibt auch andere Pläne, die morgen erfunden werden müssen. Zum Beispiel werden Kriege in Zukunft gar nicht mehr möglich sein, wenn man erst einmal erfunden haben wird, wie man die Schwerkraft der



Eine fürchterliche Erfindung aus dem Jahre 2000?
Die Schwerkraft der Erde wird künstlich aufgehoben, und alles fliegt in die Luft.

Erde ausschalten kann. Ein Druck auf einen Knopf und siehe da: auf einmal fliegt alles wild durcheinander in der Luft herum. Hier faust, von der Schwerkraft befreit, ein Ozeandampfer, dort jagt ein Schloß, da ein Wald, eine ganze Fabrik, eine Droschke, ein Automobil, ein Eisenbahnzug mit samt dem Geleise. Ein Krieg mit solchen Mitteln würde in fünf Minuten beendet sein, und von den betroffenen Ländern wäre nachher nichts mehr übrig als ein großer Haufen Schutt. Natür-

lich würde dann keine Nation mehr einen Krieg führen wollen, und der ewige Friede unter den Völkern, das Ziel aller menschlichen Sehnsucht, wäre erreicht.

Eine andere Idee, die immer noch nicht verwirklicht werden kann, ist die Wetterkanone. Hoch aufgerichtete Rohre schießen mit ungeheuren Pulverladungen in die Wolken und vertreiben sie, so daß dadurch stets schönes Wetter wird.

Überlegt doch einmal, wie schön das



Was noch erfunden werden kann:
Wetterkanonen, mit denen man die drohenden
Gewitterwolken auseinander-schießt und vertreibt.

werden würde! „Was? Es regnet?“
heißt es dann, „und wir wollten doch
einen Ausflug machen! Liesel, Peter, los,
heran an die Wetterkanone, eins, zwei
und — drei!! Los!!!“

Und, oh, wie wunderwunderfein, hell
und strahlend lacht dann die Sonne wieder!

Ali Babas Ende

Von Hans Hyan.

Der Elefantenwärter Henoch hatte sich
schon ganz früh beim Herrn Direktor
melden lassen. Der kam halbangezogen
in sein Amtszimmer:

„Was ist denn los, Henoch?“

„Wie Herr Direktor wissen, gehe ich
frühmorgens immer erst in die Futter-
kammer und von da ins Elefantenhaus.
Wie ich heute morgen in die Kammer
komme, da hör' ich einen Lärm, als ob
das ganze Elefantenhaus einstürzt! Und
dazwischen trompetet die Babu Rei, und
der kleine Hathi macht rumpff! rumpff!..
und auf einmal, da schreit er, als ob's
totgequetscht würde! Ich natürlich, ohne
Besinnen rein in den großen Zwinger!
Den Besen hatte ich gepackt und mit der
anderen Hand den Spieß. Aber wie ich
reinkam, da war ich im Augenblick wie
erstarrt! Der Ali Baba, der alte Ele-
fantenbulle, war hinter unfrem Hathi-chen
her wie der leibhaftige Tensch! Hätte
ihm nicht die Alte, die Babu, immer wie-
der ihre Kugelzähne in die Flanke ge-
stoßen, dann wäre das Kleine schon längst
tot gewesen!“

„Aber Henoch,“ der Direktor packte
den Wärter bei den Armen, „wie ist denn
das möglich?! Der Ali ist doch über
Nacht in den Extra-Zwinger gesperrt
und — —“

„Zawohl, Herr Direktor, ja! Und da liegt die starke Unterkette davor. Aber die hat er gesprengt, als wenn's Glas wäre!“

„Na und Sie, was haben Sie gemacht?“

„Ich? Ich habe mit dem Spieß auf ihn losgeschlagen und -gestochen — ein Pferd hätt's nicht ausgehalten! Der Ali hat's zuerst gar nicht gemerkt! Aber, wie ich ihm dann an den Rißfel ging und an die Zehen, wo er am empfindlichsten ist, da bekam er doch genug, da fing er an zu rumpfen und zu brüllen vor Wut und auf einmal, da stürzt er in den Nebenzwinger rein. Und die Babu, die alte schlaue Mama, die schiebt, sowie er draußen ist, das Gitter zu, und ich nu' sofort die starken Klammern vorgelegt und noch 'ne Kette! . . . Und dann bin ich hierher, Herr Direktor, denn er kann ja jeden Augenblick wieder zu toben anfangen!“

Der Direktor schüttelte dem Mann die Hand:

„Bran gemacht, lieber Senoch! Aber, das seh ich ja nun ein, wir müssen ihn fort-

geben, den schwarzen Teufel. Tut mir leid, denn solch einen Kerl kriegen wir nie wieder. Beinahe dreiundeinhalb Meter hoch! Einer der größten Afrikaner, die in Europa zu sehen sind. Der Garten in Köln will ihn haben; da sind die Käfige sicherer gebaut. Wenn ich nur wüßte, wie wir ihn hinkriegen?“

„Ach, Herr Direktor, wenn er sich erst ausgetobt hat, der Ali Baba, dann ist er ja wieder für 'ne ganze Zeit ruhig. Es muß natürlich ein besonders starker Transportwagen sein. Ich glaube, hin kriegen wir'n schon!“

„Na, jedenfalls wollen wir'n uns jetzt mal ansehen!“

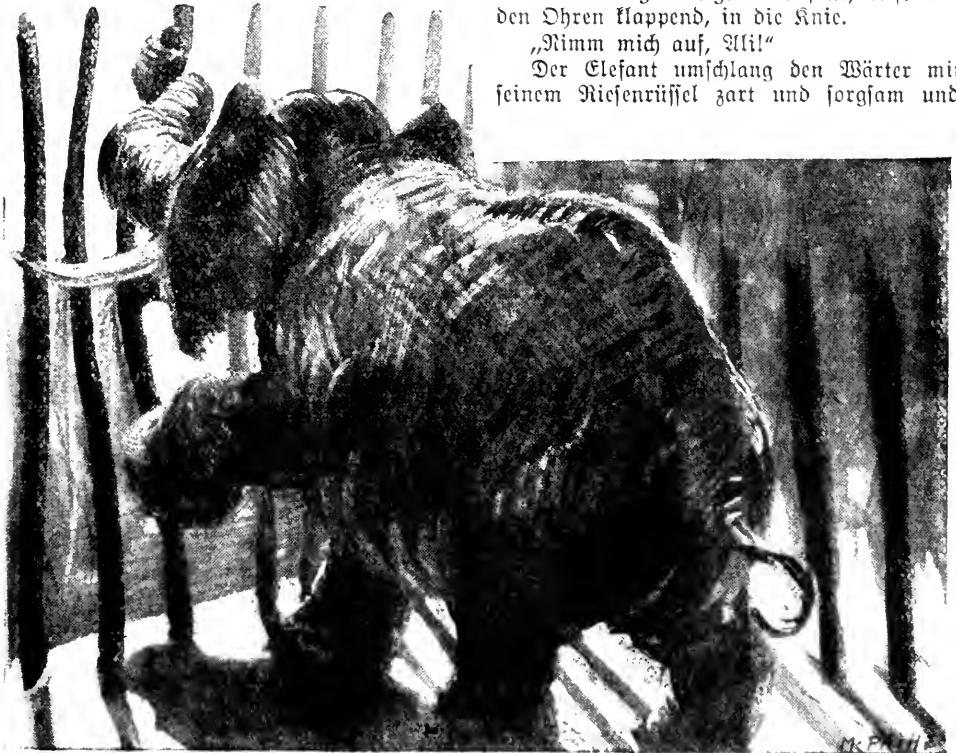
Der Direktor und der Wärter gingen schnell hinunter in den Garten zum Elefantenhaus. Da stand der große, fast schwarze Afrikaner fromm wie ein Lamm im Zwinger. Der Wärter zwängte sich durch die Stäbe des Gitters, ging an das Tier heran und redete mit ihm:

„Schämst dich denn nicht, du alter großer Esel du! Auf die Knie! Nieder!“

Und das gewaltige Tier sank, leise mit den Ohren klappend, in die Knie.

„Nimm mich auf, Ali!“

Der Elefant umschlang den Wärter mit seinem Riesenrißfel zart und sorgsam und



Ali Babas Ende.

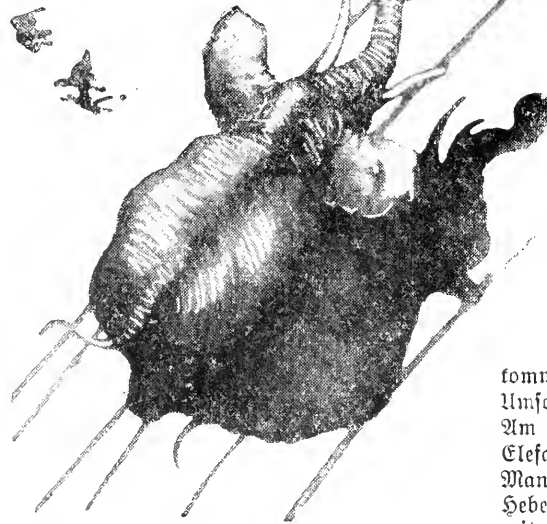
Der Elefant sprengte in einem Wutanfall das Gitter seines Zwingers.

hob den Mann, als wäre er eine Flaumfeder, mit hohem Schwung auf den gewaltigen Raden. —

Der Direktor bot noch am selben Tage das Tier dem Garten in Köln an, der trotz wahrheitsgetreuer Schilderung von Ali Babas gefährlichen Eigenschaften den Elefanten sofort kaufte.

Drei Tage später wurde Ali Baba zum Bahnhof geleitet. Der Wärter Henoch mit einigen Kollegen, der Direktor und zwei sichere, mit Repetiergewehren bewaffnete Schützen bildeten die Eskorte.

Doch Ali Baba ging den Weg zum Bahnhof wie ein Hund. Er war sogar auf den Käfigwagen hinaufzubringen. Aber als man ihn hier eben am Hinterfuß anketten wollte, stieß unweit eine rangierende Lokomotive ihren gellenden Pfiff aus. Der Riese stellte die Ohrteller hoch und trompetete schallend! Dann trat er mit dem rechten Hinterfuß die Kette entzwei, die den linken fesselte, riß das Balkengitter hoch, das den Ein-



Ali Baba stürmte vorwärts, dem vermeintlichen Feind: der Lokomotive entgegen.

gang zum Wagen deckte, und war auf dem Geleise der Eisenbahn!

Die Lokomotive drüben pfiff abermals und kam fauchend näher.

Ali Baba sah sie.

Sah! Da sandte ihm der Urwald einen ebenbürtigen Gegner!

Und als wäre er selbst eine in voller Fahrt begriffene Dampfmaschine, raste er auf den eisernen Rivalen los.

Der Lokomotivführer sah den Kolos heran-

kommen und gab sogleich Gegendampf. — Umsonst! Ali Babas Wut war entfacht. Am Ende des Rangiergeleises hatte der Elefant die Maschine eingeholt! Da riß der Mann auf dem Tender in seiner Angst den Hebel herum! Das Eisentier stürmte wieder mit aller Gewalt vorwärts! — —

Mit donnerndem Anprall krachten die Gegner zusammen! Und die Wucht der Maschine zerbrach die Riesenstärke der Wildnis; Ali Baba stürzte mit gebrochenem Rückgrat zur Seite, während die Maschine an dem zuenden, wild um sich schlagenden Kolos vorbeidampfte.

Dem braven Henoch standen die Augen voll Tränen, als man Ali Baba mit ein paar gutgezielten Angeln von seinen Leiden erlöste. —

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

(6. Fortsetzung.)

Als Nino seine Karte zur Ueberfahrt bestellte — er verkaufte dafür den Rest seiner Habe —, traf er mit Giacomo zusammen. Giacomo umarmte und küßte ihn und fragte: „Denkst du auch an die Heimreise, Nino? Da fahren wir zusammen! Ich mache mich auch fort!“

So hatte Nino einen heiteren Reisegefahren, als er seine traurige Heimfahrt antrat. Giacomo wich ihm nicht von der Seite. Er erzählte von seinen Erlebnissen, und dann mußte Nino erzählen, und Nino tat es. Er verschwieg nichts; auch von den Falschmünzern erzählte er und wie er unschuldig im Gefängnis gefessen hatte. —

Neapel begrüßte ihn mit leuchtendem Oleandergebüsch und einer Flut von Rosen. Nino aber fuhr im Nachzug nach Rom.

Schöner und prächtiger erschien es jetzt Nino, als er es noch in der Erinnerung hatte.

Jedes Gesicht trug liebe vertraute Züge. Der Schmutz der Via Palombella heimgelichte ihn an.

Dann stockte sein Herzschlag. Die roten Geranien an der Mutterfenster grüßten ihn. Er blieb stehen, mußte aber gleich etwas beiseite treten, denn ein kleiner, dicker Mann mit einem Cello trippelte an ihm vorüber: Signor Andolfi! Er hatte Nino nicht erkannt!

Niemand ahnte, daß Nino hier stand: ein Bettler!

Und er erstieg die Treppe und betrat die Küche.

Die Mutter erkannte den Sohn sofort und schloß ihn in die Arme. „Ich wußte, daß du kommen würdest, mein Nino. Welche Freude! Die Mutter Gottes hat dich mir zurückgegeben!“

Nino weinte wie ein Kind. Er stammelte: „Ohne Berge Goldes, Mutter! Ohne Gold!“

Da erst sah die Mutter, wie krank der Sohn war. Ohne eine Frage zu stellen, holte sie Brot und Wein herbei. Dann ging sie und bereitete ein Lager. Und Nino lag lange auf dem von treuen Mutterhänden bereiteten Bett. Nur langsam wich das Fieber. Er bat die Mutter täglich, Signor Pesaro noch nicht mitzuteilen, daß er heimgekehrt sei. Wenigstens gesund wollte er sein, wenn er den Gönner um Verzeihung bat.



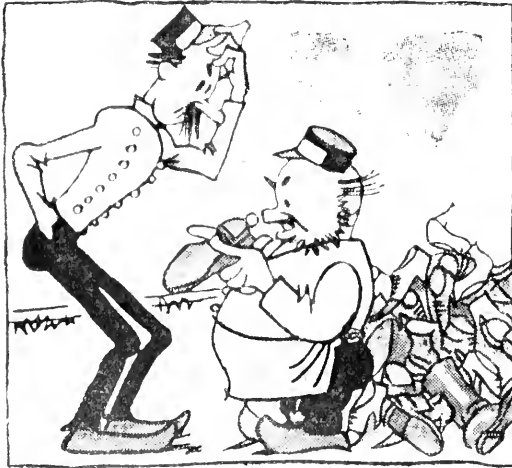
Da erwachte endlich der Schläfer auf der Bank.



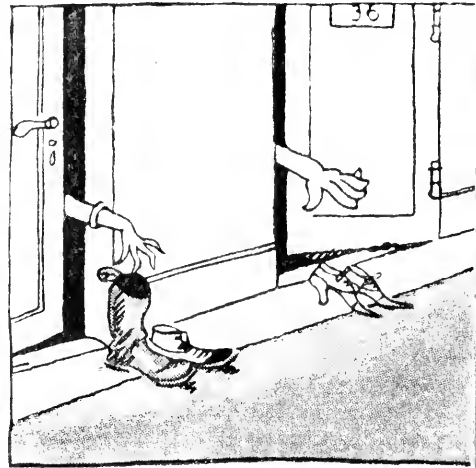
Laatsch und Bommel — wie vergnüglich —
Scheinen fürs Hotel vorzüglich.
Pflichtgemäß — ganz wie's befohlen,
Seht ihr Bommel Stiefel holen.



Und die beiden malen munter
Gleich die Zimmernummer unter;
Dick mit Kreide — weil dies wichtig!
Laatsch und Bommel sind doch tüchtig!



„Weh — von Nummern nichts mehr blieb!“
Schon rächt sich der Waschbetrieb. —
„Einerlei, jetzt heißt's: probieren!
Irgendwie — wo vor die Türen!“



Leicht ist's, aus dem Bett zu geh'n,
Weiß man draußen Stiefel steh'n,
Laatschseht und fesch behändert.
Heut' jedoch sind sie verändert.

Die Mutter gewährte ihm auch das.
Aber sie sprach oft von Signor Pesaro und
erzählte, was geschehen war. Mario hätte
Betrügerien verübt und sei eines Tages

verschwunden; niemand wußte wohin. Die
Zeitung gehe zurück, die Konkurrenz von
„La vita nuova“ bekämpfte „Il tempo
nostro“. —

als Hotelangestellte



Und nun denken sie ganz helle:
„Ei, die braust und schruppt man schnelle!“
Denn der Grundsatz von den zwei'n:
„Arbeit muß von Kürze sein!“ — —



Auf dem Dach, oh welche Wonne,
Baumeln sie dann in der Sonne.
Und am Schornstein schnarcht indessen
Pommel — süß und weltvergeßen.



Jeder schimpft und jeder spricht
Voller Wut: „Das — paßt mir nicht!
Fehlt Euch denn die Unterscheidung,
Kerls, für unsre Fußbekleidung?“



Ja, wer falsche Stiefel holt,
Wird mit Fug und Recht ver—sohlt.
Prügel und Gardinenpredigt?
„Nea,“ spricht Laatsch, „Sotel: erledigt!“

Eines Morgens, als Nino die Augen auf-
schlug, sah er in Signor Pesaros väterliche
Züge — genau wie damals, als er als Kind
aus seiner Betäubung erwachte.

Der Weg zur Hölle.
Anfangs kam es Nino vor, als hätten
die Maschinen ein vorwurfsvolles, mürr-
isches Gurgeln zu seiner Begrüßung ange-

stimmt; bald aber heiterte sich das Konzert der Arbeit auf. Die Transmissionen surrten leiser, die Walzen schienen leichter zu schwingen, und auch alle Leute schienen jünger und frischer zu werden.

Nino brachte alles in ein frisches Gleis. Er durfte sogar eine neue Maschine aufstellen lassen, ein Wunderwerk von Vollendung. Diese neue Rotationsmaschine druckte nicht nur, sondern sie schnitt und falzte auch. Ein ganz kleiner Motor trieb das staunenerregende Gebilde aus blankem Stahl.

Und nachdem der äußerliche Betrieb neu angefurbelt war, widmete sich Nino der inneren Neugestaltung der Zeitung und des Verlags.

In fortwährender Arbeit vergingen Monate und Jahre. „Il tempo nostro“ wurde tonangebend, und das, was Nino Maffo schrieb, wirkte auf den Tag. Seine Artikel waren Ereignisse. Er bekam Anhänger und Gegner.

In einer großen politischen Versammlung drängte und riß man ihn zum Rednerpult. Man forderte von ihm den Mut, persönlich für seine Anschauungen einzutreten. Und Nino antwortete.

Bevor er aber sprach, hatte schon seine Persönlichkeit ihre Wirkung ausgeübt. Denn Nino Maffo war ein schöner Mann. Das gebräunte Gesicht mit der breiten, freien Stirn wurde von den flammenden Augen belebt wie von einer dunklen Sonne. Dazu kam der Wohlklang seiner starken Stimme. Und die Hand, die zur Faust geballt energisch die Rede begleitete, war die nervige, braune Hand des Arbeiters, des Mannes der Arbeit und der Willenskraft.

So stand Nino Maffo vor seiner Welt und legte Zeugnis ab von seinem Denken; und er riß seine Hörer mit sich.

Der Weg führte aufwärts; es gab kein Halten mehr. Man wollte ihn zum Abgeordneten in der Volksvertretung. Und sein Name: Nino Maffo — Nino Maffo — erkönte allenthalben. Die Zeitungsverkäufer schrien ihn den ganzen Tag durch alle Straßen Roms. Auch der lahme Bortolo an der Piazza Navona rief ihn. Und seine alte Stimme zitterte vor Stolz.

Totto.

Wer hörte noch nie den Hafen von Genua rühmen, diesen herrlichsten Hafen des weiten, schimmernden Mittelmeeres?

Schon seit Stunden lag heute da ein Mann auf der Bank und schnarchte. Er sah wie ein Arbeiter aus — und doch nicht ganz so. Sein rotes Hemd war rein, wenn auch zerrissen. Er war auch nicht barfuß wie die Lastträger.

Dieser Mann wurde Totto genannt. Niemand kannte seinen wahren Namen.

Totto war berühmt und gesucht, aber beliebt war er nicht. Sein finsternes Wesen stieß ab. Er griff auch leicht zum Messer und war sehr geschickt damit!

Am Kai liefen jetzt die Zeitungsaufrüher hin und her.

Extrablätter meldeten das Resultat der Wahlen in Rom: Die Nationalisten hatten einen Mann aus dem Volke gewählt: Nino Maffo.

Große Stimmen schrien den Namen.

Da erwachte endlich der Schläfer auf der Bank. Er hob den Kopf und lauschte: Nino Maffo — Abgeordneter der Nationalisten in Rom . . .

Mit einem Sprung war Totto bei der Türe und rief mit einem Pfiff einen der Zeitungsjungen zu sich.

Als er endlich begriffen hatte, stieß er ein lautes Gelächter aus, ballte das Blatt zusammen und warf es weit von sich. Und dann lief er zum Hafen hinab — und von nun an sah ihn kein Mensch mehr in Genua!

Der Sieg.

Nino Maffo gebrauchte die Macht, die ihm gegeben war. Tag und Nacht schrieb und kämpfte er, und die Lampen in seinem Arbeitszimmer erloschen selten vor Mitternacht. Für sein persönliches Leben hatte er kaum noch eine Stunde übrig. Selten nur sah er seine Mutter, selten nur erschien er im Hause der Pesaros.

Seinen Bruder Tullio aber sah Nino öfter, als ihm lieb war. Tullio betätigte sich plötzlich politisch und bald nahm ihn eine Nino feindlich gesinnte Partei in Sold. Tullio machte sich einen Spaß daraus, gegen den Bruder zu hetzen.

Eines Tages aber gesellte sich zu ihm ein gewisser Totto aus Genua. Er hatte ziemlich viel Geld und bezahlte immer die gemeinsame Zechen, und bald gesellte sich ein Dritter zu den Herumstreichern: Giacomo. Giacomo erzählte gern, was er von Nino Maffo wußte, und der Fremde interessierte sich lebhaft dafür, daß Nino Maffo in Amerika im Gefängnis gesessen hätte.



„Bürger von Rom,“ rief Nino in die Massen, „es geht um die Ehre unseres Vaterlandes!“

Unbekümmert ging Nino weiter seinen Weg. Um das Staatsgefüge zu sprengen, kündigte die gegnerische Partei den Generalsstreik an.

Das Heer der Streikenden flutete singend durch die Straßen, mit roten Fahnen und riesigen Plakaten. Kampflieder tönten aus vielen hunderttausend Kehlen, als gelte es einen bewaffneten Freiheitskrieg.

Da plötzlich ein wüstes Geschrei: Man hatte Nino Maffo entdeckt. Im Nu bemächtigte sich die Menge seiner. Jetzt sollte er sprechen, jetzt denen Rede stehen, die er „verriet“. Weshalb führte er nicht die Sache der Seinen?

Er mußte sprechen und er sprach.

„Hört mich, Bürger von Rom!“ schrie er mit dem ganzen Aufwand seiner mächtigen Stimme. „Ich mahne nicht zur Unterwerfung unter Gewalt. Ich will euch als freie Bürger haben, selbst verantwortlich für euern Zustand und für den Zustand des Reichs innen und außen. Werft ihr aber wie unzufriedene, faule Knechte euer Werkzeug hin, so wird die Wirtschaft zugrunde gehen, und die Not zieht in eure Häuser. Seid ihr mit den Ministern nicht zufrieden — nun gut — verlangt andere! Aber traut euch nicht zu, daß jeder Schreihals unter euch ein besserer Minister sei als der, der ihm nicht gefällt!“

„Bravo!“ schrien Tausende. Nino Maffo gefiel.

Und Nino Maffo sprach weiter.

Er pochte an die Herzen, er rief die Gewissen auf und redete wie ein Bruder zu Brüdern, wie ein Vater zu seinen Söhnen, die verschiedener Meinung, aber eines guten Willens waren.

Man sah ihm die ehrliche Begeisterung an, seinen Zeitgenossen zu raten, was sein wahres Empfinden war. Seine Worte waren Früchte seines eigenen Lebens, und wie er da stand, überhöht über einer brausenden, teils böswilligen, teils zur Erkenntnis geneigten Menge, umjubelt von seinen Gefinnungsgenossen und Anhängern, da machte er den Eindruck eines Feldherrn, der kühn zur Schlacht ruft. Zur Schlacht der Vernunft und Bürgertugend gegen Unvernunft und Gewalttätigkeit.

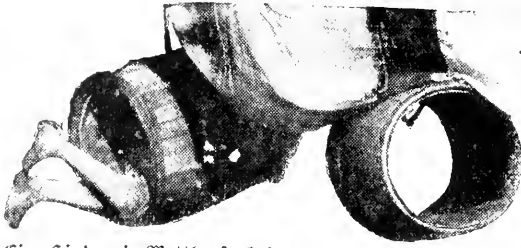
„Denn — —“ rief er in die Massen, „es geht nicht nur um euern Suppentopf. Es geht um die Ehre und Größe unseres Vaterlandes. Wir haben nicht Schritt gehalten mit der wirtschaftlichen Entwicklung der andern Nationen. Wir haben nicht genug gearbeitet. Wir haben in der Sonne gelegen und geschlafen und haben in unsern eigenen Häfen den Lastträger gemocht für die anderen Nationen, die sich zu Kaufherren machten über uns!“

Langandauernder Beifall unterbrach den Redner. Wie große, aufgeregte Wogen umbrandete ihn die heiß erregte Volksmenge. Viele Tausende wendeten sich Nino Maffo zu und jubelten seinen Namen.

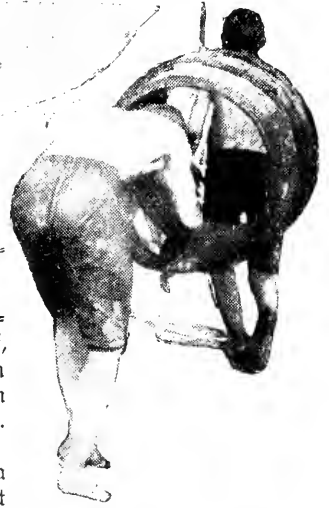
(Schluß folgt.)

Was ihr im Freien spielen könnt

Einiges über lustige Geschicklichkeitsspiele (Gymkhana).



Ein Hindernis-Wettlauf, bei dem freischwebende Tonnen zu durchkriechen sind.



Freunde! Neulich war ich zu einem Gartenfest geladen, und gleich liefen mir die Jungen und Mädels nach und riefen: „Sa, Onkel Otto! Der muß mit uns spielen!“

Wir gingen also zusammen auf die Wiese, und ich sagte: „Wollen wir mal Gymkhana spielen?“ „Was hat er gesagt?“ Allgemeines Kopfschütteln, und ich mußte daher einen Vortrag über Gymkhana halten. —

„Gymkhana“ bedeutet Geschicklichkeitsspiele. Merkt euch das Stichwort „Geschicklichkeit“, wenn ihr solche Spiele erfinden wollt; es kommt nämlich bei ihnen nicht darauf an, wer der Stärkste ist, sondern wer der Flinkste und Geschickteste ist. Man macht z. B. einen Wettlauf, bei dem man unterwegs durch aufgehängte leere Tonnen kriechen muß,

oder einen andern Wettlauf, bei dem man ein Ei auf einem Löffel trägt.

Sehr schnell kann man da allerdings nicht laufen, sonst plumpst das Ei hinunter. Sehr lustig ist auch das Butterbrot-Wetteffen, bei dem man, ohne die Hände zu benutzen, ein Butterbrot, das an einer Schnur frei schwebend hängt, aufessen soll. Seht euch nur die Gesichter der Jungen auf dem Bild an! Ein anderes Gymkhanaspiel ist der Postboten-gang: Jeder Mitspieler erhält drei Briefe



Wer ist der Geschickteste? Wer kann die an Schnüren aufgehängten Butterbrote essen, ohne sie mit der Hand zu berühren?



Wettlauf mit dem Ei auf dem Löffel.

Dabei muß man mit einem Auge auf das Ei und mit dem andern auf die Füße aufpassen.

und drei Briefmarken und muß nach einem bestimmten Ziel laufen und unterwegs die Briefmarken aufkleben. Noch schwieriger ist der Wettlauf mit dem Tablett, auf dem ein bis zum Rand gefülltes Glas Wasser steht. Von dem Wasser darf kein Tropfen verschüttet werden. Man kann bei diesem Wettlauf auch die Knie mit Bindfaden zusammenbinden, oder ein kleines Hindernis in die Bahn legen,

über das man hinüberspringen muß. So und nun erfindet selbst weiter; ich will mal sehen, was ihr könnt. Wer ein besonders feines Gymkhanaspiel erfunden hat, der schreibt mir; ich will die Spiele sammeln und die besten darunter im Heiteren Fridolin veröffentlichen, damit alle etwas davon haben. Ich werde dazuschreiben, wer die einzelnen Spiele erfunden hat. Onkel Otto.

Benjamin Pampe als Setzer

Freunde!

Wißt ihr das Neueste? Ich habe Benjamin Pampe als Setzer in der Fridolindruckerei angestellt. Zur Probe sollte er einen Brief absetzen, den ich ihm gab. Er lautete:

Lieber Papal

Alle sagen, der Pampe taugt absolut nichts; alles macht er falsch. Nun soll Pampe mal zeigen, daß das gar nicht wahr ist, und deshalb hat ihn Fridolin als Setzer angestellt. Alle werden staunen, was Pampe arbeiten kann! Mama wird lachen!

Dein Benjamin.

Als ich abends auf die Redaktion kam, erkundigte ich mich bei Onkel Toldi nach Benjamin. Nun gerät Onkel Toldi schon außer sich, wenn er nur den Namen Benjamin Pampe hört (es ist wegen des verstümmelten Radiogedichts von neulich); er spricht wütend

die Feder aus und machte einen großen Tintenleck auf meine neuen gelben Schuhe und sagte: „Kausgeschmissen habe ich den Kerl!“ Und er schob mir einen Druckabzug zu; ich las:

Lieber Popol

Alle sagen, der Pampe taugt absolut nichts; alles macht er falsch. Nun soll Pampe mal zeigen, daß das gar nicht wahr ist, und deshalb hat ihn Fridolin als Setzer angestellt. Alle werden staunen, was Pampe arbeiten kann! Momo wird lachen.

Dein Benjamin.

„Was soll das heißen?“ fragte ich.

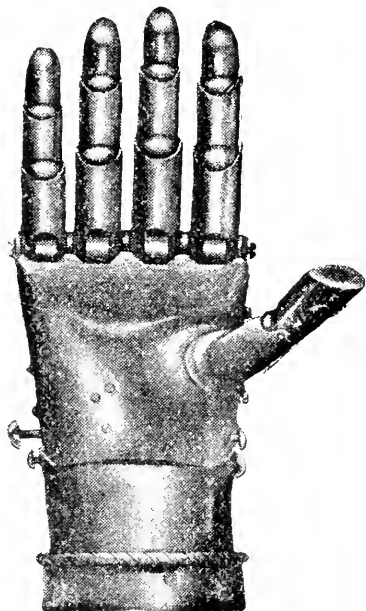
„Das ist die Satzprobe, die der Kerl geliefert hat,“ knurrte Onkel Toldi. „In seinem Sekstanten wären keine „N“ mehr dringewesen, und da hätte er sich gedacht, dann setzt man einfach „D“ für „N.“ Fridolin.

Eine eiserne Ohrfeige

Eines Tages hielt ich eine Ansprache an meinen Vater, als es sich darum handelte, daß ich eine Ohrfeige bekommen sollte. Ich sagte: „Lieber Vater, die Ohrfeige ist eine grausame und mittelalterliche Einrichtung.“ „So“, sagte mein Vater, „dann will ich dir einmal von einer mittelalterlichen Ohrfeige erzählen.“

Und er erzählte mir von dem schwäbischen Ritter Götz von Berlichingen, dem ein Schuß die rechte Hand zerschmetterte. Da ließ sich der Ritter eine künstliche Hand aus Eisen machen. Einige Zeit später wurde der Ritter gefangen genommen und nach Heilbronn geführt. Und nun sollte er die Heilbronner Ratsherren um Verzeihung bitten, aber das paßte dem Ritter nicht. Da wollten ihn die Ratsherren in Ketten legen, aber dem ersten, der an ihn herantrat, gab der Ritter eine Ohrfeige, und zwar mit der eisernen Hand. Es klirrte nur so, und der Mann fiel um wie eine Fliege und verlor fünf Backenzähne. Da wagte keiner mehr, den Ritter mit der eisernen Hand anzurühren. Und bald darauf kamen seine Freunde und befreiten ihn aus der Gefangenschaft.

Vor kurzem nun war ich in Jagsthausen, wo das Schloß des Ritters Götz steht, und dort sah ich die berühmte eiserne Hand.



Die eiserne Hand des Ritters Götz von Berlichingen.



Freunde, zwei hochfeine Witz! Paßt mal auf:

Es gibt eine Speise, die Hellmut nicht gern ißt. „Ich will nicht,“ sagt er energisch. Der Vater sagt streng: „Ein so kleiner Bub hat überhaupt noch keinen Willen.“ Einige Minuten ist Hellmut still, dann erkundigt er sich beim Vater: „Aber einen Magen hat doch ein kleiner Bub?“ Als der Vater bejaht, sagt er einfach: „Also ich mag nicht!“

*

„Was ist ein Durchschnitt?“

„Ein Durchschnitt ist ein Ding, in dem die Hühner Eier legen.“

„Wieso denn?“

„Papa hat neulich gesagt, die Hühner legen im Durchschnitt 120 Eier jährlich!“

Onkel Toldi.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde!

Mein Ferienpreisausschreiben „Das verstümmelte Radiogedicht“ scheint ja bei euch großen Beifall gefunden zu haben. In meinem Redaktionszimmer liegen schon ganze Haufen von Einsendungen. Wer aber der größte Dichter ist, das muß sich erst noch herausstellen. Die ganze Redaktion arbeitet Tag und Nacht, um ihn unter euch herauszufinden.

G r i d o l i n.

N. B. Pampe läßt euch für eure Hilfsbereitschaft herzlich danken.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

ah — ba — cy — ga — haus — il — nist
— no — or — pern — rat — ri — se —
tan — te

Aus den Silben sind 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen Spruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Bekannte biblische Person, 2. Kirchenmusiker, 3. Verwandtschaftsbezeichnung, 4. Stadt in Südtalien, 5. Amtsgebäude, 6. Mädchennamen, 7. Insel.

Scherz-Rätsel.

Das Ganze nennt dir einen altgriechischen König. Nimmst du den ersten Buchstaben weg,

gibt es ein Tier. Nimmst du davon wiederum den ersten Buchstaben weg, so gibt es das gleiche Tier. Nimmst du abermals den ersten Buchstaben weg, so bleibt immer noch das gleiche Tier. Nimmst du zum viertenmal den ersten Buchstaben weg, so bleibt zum viertenmal das gleiche Tier. Und erst, wenn du zum fünftenmal den ersten Buchstaben wegnimmst, ist es aus.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 21.

Silbenrätsel:

An Gottes Segen ist alles gelegen.

1. Ananas, 2. Nachhut, 3. Gitta, 4. Odol, 5. Tirol, 6. Themse, 7. Epaminondas, 8. Sterling, 9. Schule, 10. Eifel, 11. Geometrie, 12. Eßig, 13. Niobe, 14. Indien.

Wer rä't's: Elster.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Hans, bei diesem Aufsatze hat dir gewiß dein Bruder geholfen.“

Hans: „Nein!“

Lehrer: „Das ist nicht wahr!“

Hans: „Doch, geholfen hat er nicht. Er hat ihn ganz allein gemacht!“

*



„Außer dem Kopfweg fehlt mir eigentlich nichts, Herr Doktor. Ich esse wie ein Wolf, arbeite wie ein Pferd, bin abends müde wie ein Hund und schlafe nachts wie eine Rage.“

Arzt: „Hm, wäre es da nicht besser, wenn Sie sich an einen Tierarzt wenden würden?“

*

Herta, die stark kurzsichtig ist, spielt am Klavier mit Vorliebe aus alten, vergilbten Notenblättern, die sie vom Großvater ererbte. Mutter (aus dem Nebenzimmer rufend): „Aber Herta, du spielst ja heute wieder alles falsch!“ — Werner: „Mutter, Herta war wieder zu faul, ihre Brille zu suchen, und hat eben den ganzen Fliegendreck auf dem Notenblatt mitgespielt!“ —



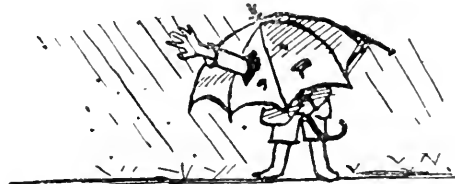
Wann ist es am gefährlichsten, in den Garten zu gehen?

(uobv)psno uunvq eig qun t9oipj
vols 20q t9oij duos eig uuoq)

*

Klein-Ella ist bei ihrer Großmutter zu Besuch. Nach ein paar Tagen erscheint auch die Urgroßmutter. Als diese am andern Morgen nicht zum Kaffee erschien, fragt Klein-Ella ernsthaft: „Wo bleibt denn nur die Tiftagsgroßmutter?“

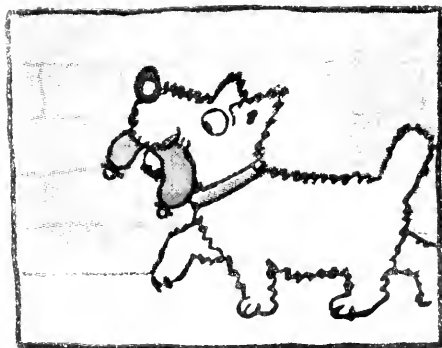
*



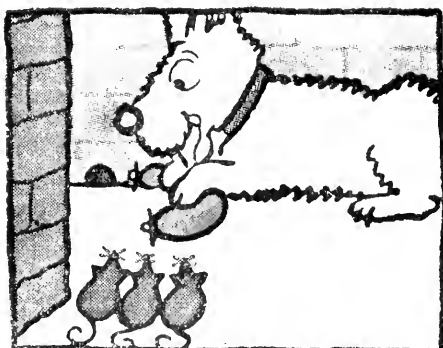
Kurt, zu seinem Freund Hans: „Dein Schirm hat ja Löcher!“

„Soll er auch! Wie kann ich sonst wissen, ob es immer noch regnet?“

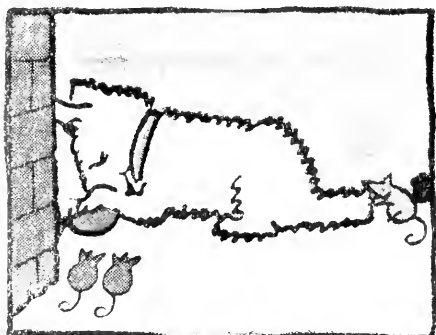
Die klugen Mäuse



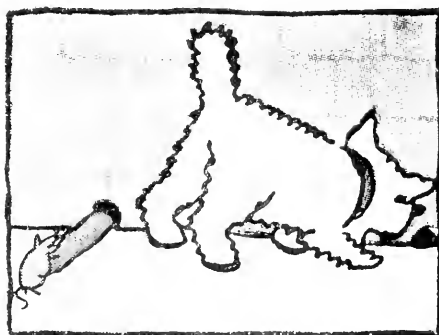
Der Fox hat Würst vom Schweineschlachten.
Er soll gefälligst auf sie achten.



Was nicht sogleich im Rachen endet,
Wird manchem manchmal entwendet.



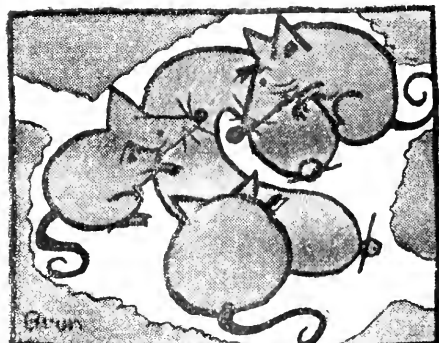
Die eine Maus ist sehr beherzt,
Und beißt in Fogens Schwanz, was schmerzt.



Fox dreht sich wütend um. Jedoch
Die Würst rutscht in das Mauseloch.



Nun hoct er da und überlegt:
Wie hat die Würst sich fortbewegt?



Ein Festmahl hält Familie Maus.
Die Würst ist futsch, die Sache aus.

Der heitere Fridolin

HALBIM

SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Das Krokodil weint sich hier aus, und mit ihm weint die kleine Maus.
(Zu dem Gedicht „Krokodilstränen!“ auf Seite 2.)

Krokodilstränen!

Das Krokodil weint sich hier aus;
Es weint und schweigt dazu,
Und mit ihm weint die kleine Maus —
Huhu! Huhu! Huhu!

Was weinen beide bloß so viel?
Was störte wohl die Ruh
Dem Mäuslein und dem Krokodil?
Huhu! Huhu! Huhu!

Ei nun, den Grund zu dem Verdruß
Erkennen sie wie du:
Es kommt ja doch, was kommen muß.
Huhu! Huhu! Huhu!

Der große Rachen klappt ja schon,
Dann schließt er sich im Nu.
Die Maus wird Mittagsbrot-Portion.
Huhu! Huhu! Huhu!

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

Eine spannende Erzählung aus dem schönen Italien.

Von El Correi.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

Und dann drängte der Zug von Hunderttausenden zum Quirinal, um dem König zu huldigen.

Als die gewaltige Masse nahte, trat der König auf den Balkon und grüßte sein Volk, das zu dem Landesherrn emporjubelte.

Als dann aber die Truppen vorbeizogen, da stand neben dem König derjenige, der soeben ein wahrer Vaterlandsheld geworden.

Der Mann war Nino Maffo. Der König hatte ihn zu sich rufen lassen und umarmte ihn öffentlich.

Um Tod und Leben.

Diesem glänzenden, siegreichen Tage folgte eine dunkle und stürmische Nacht. Durch die dunklen Straßen segte der Sturm und ließ Fensterläden und Türen klappern.

Nino Maffo saß im Redaktionsbüro von „Il tempo nostro“. Es war bereits Mitternacht; er dachte noch nicht daran, schlafen zu gehen. Er schrieb. Die große Ehrung, die er heute von Volk und Fürst erfahren, lag

als schwere Verpflichtung auf seiner Seele. Er hatte noch zu antworten. Manches war noch ungesagt. Der Weg zum Ziel war noch weit und noch nicht frei für ihn und die, die ihm folgen wollten.

Ganz von seinen Gedanken beherrscht, überhörte Nino, daß jemand die Treppe heraufgekommen war und jetzt hinter der Glastür seines Arbeitszimmers stillstand. Jetzt verschwand die Gestalt und tauchte nach einer Weile hinter der Tür auf, die von der Buchhalterei in die Redaktion führte. Diese Tür hatte der Schreibende im Rücken.

Nino aber schrieb mit fliegender Feder. Der Sturm rüttelte an den Fensterläden durch die der Lichtschein der Lampen auf die Straße hinunterfiel und die Finsternis mit grellen Lichtstreifen unterbrach.

Bis die Tür klirrte. Da drehte sich Nino um.

Sein Herzschlag stockte. Ein Einbrecher... Und obwohl verändert und verumummt, erkannte ihn Nino sofort.

Diese Bewegung hatte er schon früher ge-

sehen. Dieses, von einer Larve verdeckte Gesicht hatte ihm schon einmal Schrecken einge-
flößt — vor vielen Jahren — in ferner
Kindheit.

Damals war es Scherz; jetzt war es offen-
bar Ernst. Der Dämon brachte Unheil.

Und ich habe keine Waffe, dachte Nino.

Mehrere Sekunden starrten sich die beiden
Männer an. Dann brach der im roten Semd
in ein lautes Gelächter aus. Die Larve ab-
reißend, begann er lachend: „Meine Ueber-
raschung ist mir geglückt — he, Signor Depu-
tato? Ich wollte mich nach Euer Hochwohl-
geboren Befinden erkundigen und meine
Glückwünsche darbringen, denn wir werden
wohl bald Minister sein?“

Nino, obwohl durchaus nicht feige, hatte
sich nicht gleich in der Gewalt. Er fühlte:
hier ging es um Leben und Tod.

„Nach“, daß du verschwindest, Mario!“
schrie er den Gegner an, „oder ich helfe dir!“

Mario hielt ihm einen Revolver vor. Er
hielt ihn mit einer spielerischen Bewegung in
die Höhe und meinte: „Weshalb so ungast-
lich? Laß uns ein wenig plaudern; ich habe
Zeit. Und es sitzt sich gut hier auf dem Sessel,
der eigentlich mir gehört.“

„Ich wiederhole dir, daß du verschwinden
solkst“, entgegnete Nino, freidebleich im Ge-
sicht. „Hast du ein Anliegen an mich, so
komm am Tag oder schicke jemand. Wenn du
dich nicht augenblicklich entfernst, schlage ich
Lärm!“

„Mario lachte nur.

„Bläh' dich nicht auf, du Lump!“ sagte er
dann verächtlich. „Anliegen habe ich keine.
Was ich fordere, ist mein Recht! Wieviel
Geld hast du in der Kasse?“

„Ich wiederhole: Schicke morgen am Tage
jemanden! Hier verhandle ich nicht mit dir!
Scher' dich fort!“

„Das sage ich zu dir, du Geldfälscher!“
schrie Mario jetzt. „Dir will ich deinen Platz
zeigen, mein Junge! Du hast mich hier ver-
drängt, du hast mich zum Vagabunden ge-
macht. Scher' du dich hier weg! Oder ich
bin es, der dir hilft!“

Und nun fing er an, Nino zu beschimpfen,
seinen Onkel, Signor Pesaro zu beschimpfen,
selbst seine Mutter schonte er nicht.

Da aber hielt sich Nino nicht länger.
Alle Vorsicht vergessend, stürzte er sich auf den
schamlosen Verleumder. —

Ein einzelner Wagen rollte wie ein Schat-
ten durch die menschenleeren Straßen. Die
Lampen warfen hüschende Lichter an die
Häuser.

Signor Pesaro fuhr heimwärts. Sein
blaßes Gesicht leuchtete im Dunkel des
Wagens. An seine Schulter aber lehnte sich
Stella. Sie kamen vom Krankenbett der
Signora dal Casto. Wie schon manche Nacht,
hatten die beiden der unglücklichen Frau
auch heute Trost zu spenden gesucht.

„Bin doch neugierig“, meinte Signor
Pesaro jetzt, „ob Nino sich noch in der Re-
daktion befindet.“

Wirklich; die Fenster waren noch hell.



Signor Pesaro griff nach dem Arm des Eindringlings, gerade als dieser den Revolver auf Nino richtete
Da entlud sich die Waffe.

Aber die Fensterläden schlugen, als sei da oben niemand anwesend. Signor Pesaro ließ halten.

„Das sieht seltsam aus,“ murmelte er, „ich werde hinaufgehen!“

„Darf ich mitkommen?“ fragte Stella.

Signor Pesaro erlebte sogleich eine Ueber-
raschung, als er sich der Haustür neben der
Toreinfahrt nahte. Diese Tür stand offen,
und der Schlüssel steckte im Schloß.

Signor Pesaro eilte, von Stella gefolgt,
nach oben, und schon hörten sie Stimmen.
Und bei der Glastür angelangt, erblickten sie
zwei Kämpfende. Deutlich sahen sie, wie
Nino einen Mann gepackt hielt.

Signor Pesaro stieß die Tür auf und
packte gerade den Arm des Eindringlings,
als dieser den Revolver auf Nino richtete.

Die Waffe entlud sich — ein Schuß knallte
— in die Stirn getroffen wankte Signor
Pesaro und fiel.

Stella sah alles mit weitausgerissenen
Augen. Sie hatte Mario erkannt. Sie sah
ihren Vater stürzen. Sie hörte Ninos Auf-
schrei.

Dann wurde es dunkel vor ihren Augen.
Mario entfloß.

Der Staatsmann.

Glanz und Einsamkeit wurden Nino Maffo
zuteil.

Er stieg zum Liebling des Volkes empor,
für das zu denken und zu sorgen er be-
rufen war.

Als Nachfolger und Erbe des so plötzlich
in den Tod gegangenen Signor Pesaro hatte
Nino auch die irdische Macht in Händen:
Geld und Presse.

Ein Testament hatte Nino für immer mit
„*Il tempo nostro*“ verbunden. Signor Pe-
saro hatte ihm den ganzen Geschäftsbetrieb
mit allen Werten vermacht und ihm nur die
eine Verpflichtung auferlegt, für seine Tochter
Stella und für Signora dal Casto lebens-
länglich wie ein Bruder und Sohn zu sorgen.

Still war es in dem großen Hause, toten-
still. Zwischen den beiden in Trauer geklei-
deten Frauen stand das Geheimnis, das über
Signor Pesaros Tod waltete.

Niemand nannte den Mörder. Niemand
verriet ihn. Ein Unbekannter hatte Nino
Maffo überfallen, und der Schuß streckte den
zu Hilfe eilenden Signor Pesaro nieder.
Weder Nino noch Stella gaben weitere Aus-
kunft.

Manchmal schien es, als habe Italien nur

einen Kopf, und der heiße Nino Maffo. Das
Volk vertraute ihm, und der König liebte ihn.

Der ehemalige barfüßige Zeitungsjunge
wohnte in einem palastähnlichen Hause, gebot
über Diener und sah Minister und Fürstlich-
keiten an seiner Tafel.

War es ein Märchen?

Die Zeitung „*Il tempo nostro*“ mit dem
ganzen Druckereibetrieb hatte Nino wohl noch
in Besitz, aber er konnte sich nun nicht mehr
persönlich der Sache widmen. Er hatte seine
Beamten und Arbeiter. Einer der Treuesten
aber war der schwarze Giacomo. Aus dem
Taugenichts war „über Nacht“ ein anderer
geworden.

Es war jene Nacht, in der Signor Pesaro
getötet worden war. Denn Giacomo hatte
erraten, wer der Täter gewesen, wie er auch
schon längst wußte, wer jener Totto war.
Auch Tullio hatte es erraten. Aber sie schwie-
gen alle beide.

Tullio war nach Amerika übergesiedelt
und hatte dort eine kleine Bar für italienische
Arbeiter aufgemacht. Er ernährte sich gut,
und man schätzte ihn als ordentlichen, braven
Mann.

Ninos Schwester wohnte mit ihren Kin-
dern bei der guten Catarina. Denn Anettas
Mann war bei einem Bau vrrunglückt und
gestorben. Reichlich von Nino unterstützt,
konnte die kleine Familie das Haus in der
Via Palombella käuflich erwerben und fast
ganz allein bewohnen. Einen Pensionär
hatten sie: Signor Andolfi. Der war mit
seinem Cello zu ihnen gezogen, um seinen
Lebensabend beschaulich zu genießen.

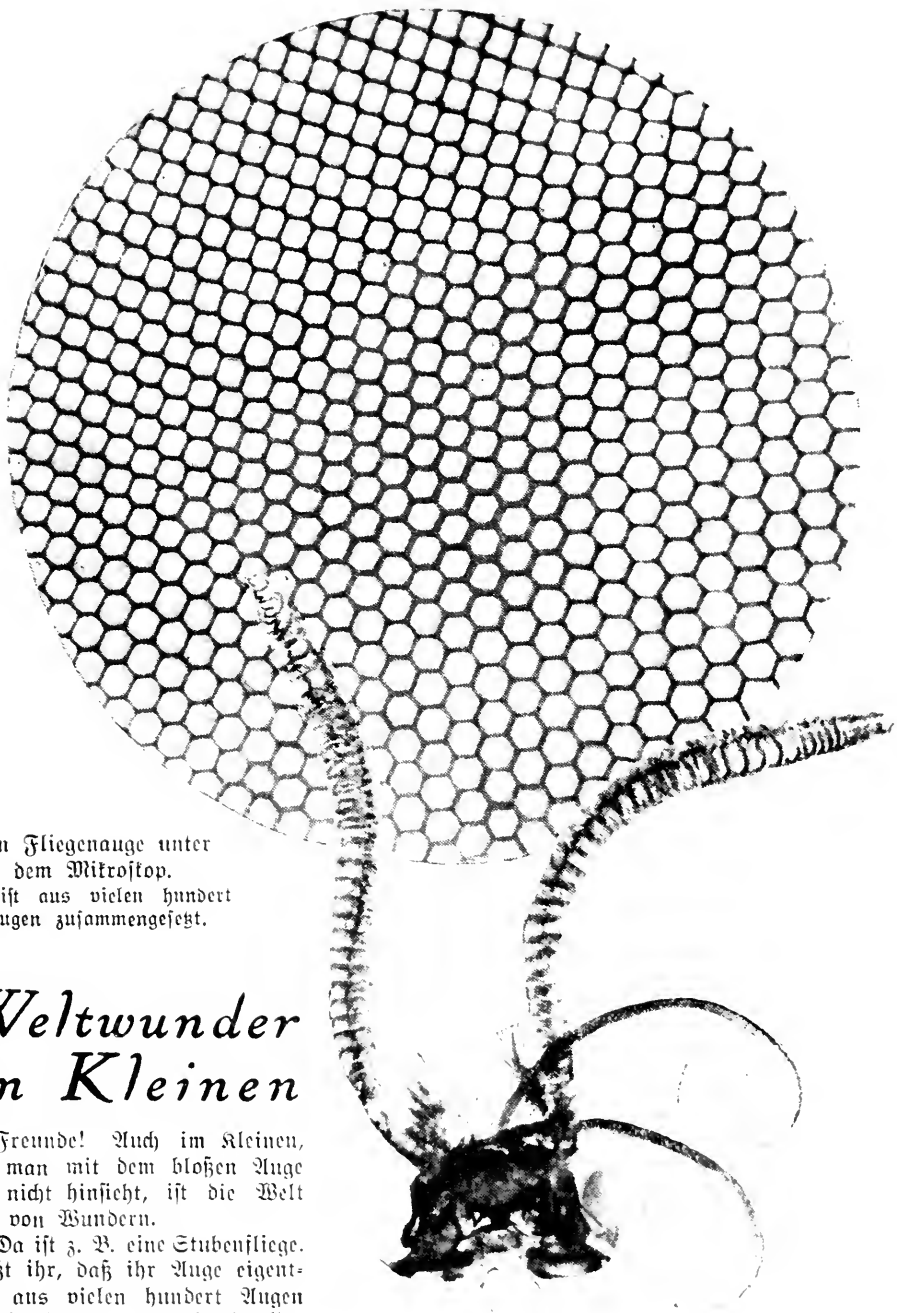
Signor Andolfi sah in Nino den Helden
der modernen Zeit. Neben diesem Helden
aber betete der alte Lehrer auch eine irdische
Heilige an: Stella Pesaro. Aber er konnte
nichts für sie tun. Nicht einmal sein Cello
durfte er zu ihr bringen. Die Musik tat ihr
weh. Ihre eigene Harfe stand mit gesprun-
genen Saiten im Winkel.

Das Leben des zarten Mädchens war
denen gewidmet gewesen, die sie auf Erden
so sehr geliebt hatte: ihrem Bruder Stefano
und ihrem guten Vater. Beide waren ihr
entrisßen.

Nur eins machte ihr noch Freude: Ninos
Freundschaft.

Der Stuhl und die Kiste des lahmen Bor-
tolo waren an einen Mann namens Ettore
käuflich übergegangen. Er hatte nur ein
Auge, aber eine dröhnende Stimme, und rief

(Fortsetzung auf Seite 10.)



Ein Fliegenauge unter
dem Mikroskop.
Es ist aus vielen hundert
Augen zusammengesetzt.

Weltwunder im Kleinen

Freunde! Auch im Kleinen,
wo man mit dem bloßen Auge
gar nicht hinsieht, ist die Welt
voll von Wundern.

Da ist z. B. eine Stubensfliege.
Wißt ihr, daß ihr Auge eigent-
lich aus vielen hundert Augen
besteht, die wie die Honigzellen
an einer Bienenwabe alle neben-
einander sitzen? Denkt euch mal,
wie mag durch so ein hundert-
faches Fliegenauge die Welt aus-
sehen! Oder wie geschieht es

Kopf und Fühler eines kleinen, unscheinbaren
Schmetterlings.

Die Fühler dienen nicht als Kopfschmuck, sondern als
Riechorgan.



Wie Schmetterlingschuppen unter dem Mikroskop aussehen.

Die Farbe auf den Schmetterlingsflügeln besteht aus unzähligen winzigen Schuppen.

manchmal wäre, wenn ihr auch solche Augen hättet! Zum Beispiel bei den Klassenarbeiten!

Ein anderes Wunderwerk ist der sehr stark vergrößerte Schmetterlingskopf, der eigentlich wie ein moderner Damenhut mit Straußenfedern aussieht. Die „Straußenfedern“ sind die Fühler des kleinen Schmetterlings und zugleich seine Nase, und diese seine Nase riecht den zartesten Blumenduft aus weiter Ferne. Ihr wißt ja, wie schnell die Wespen da sind, nachdem ihr kaum in euer Himbeermarmeladenbrot gebissen habt!

Habt ihr schon einmal gehört, daß Schmetterlinge Schuppen haben? Nicht; aber ihr wißt doch, daß man die Finger voll Farbe und Staub bekommt, wenn man einen Schmetterling am Flügel festhält? Die Farbtörnchen sind lauter winzige Schuppen. Denkt mal, wie viele solche Schuppen notwendig sind, um die Farbe auf einem einzigen kleinen Schmetterlingsflügel hervorzubringen! Ja, Freunde, das muß doch ein großer Meister sein, der das alles gemacht hat!

Otto.

Seine Majestät der Schiffsjunge

Von ihm selbst erzählt.

Jungs, ich will euch mal erzählen, wie ich Kaiser auf der Menschenfresserinsel Polipolu in der Südsee wurde, bloß weil ich dem Kapitän ein bißchen Schießpulver in die Pfeife reingestopft hatte. Die Pfeife ging dabei leider kaputt, und der Ollé — so nennen wir den Kapitän — sagte: „Das kann niemand anders gewesen sein als dieser Erzhalunte Willy. Na?“ Willy, das bin ich, und ich bringe es nun einmal nicht fertig, zu lügen; also sagte ich: „Sawohl, Herr Kapitän, aber ich wollte nicht, daß die schöne Pfeife kaputt geht, sondern es sollte nur ein Feuer-teufel werden.“ (Ich nehme an, daß ihr wißt, was ein Feuer-teufel ist: wenn man ein Häufchen Schießpulver auf den Tisch schüttet und ein Streichholz dranhält, und die Geschichte

pufft in die Luft, so ist das ein Feuer-teufel.) Der Kapitän schwieg eine Zeitlang, dann sagte er: „So, so, also ein Feuer-teufel sollte es werden! Nun jag' mir mal, mein Bärtschchen, hast du auf dem ganzen Schiff keinen andern Plag finden können, um deinen Feuer-teufel loszulassen, als gerade unter meiner Nase? Na?“ Wenn der Ollé am Ende eines Satzes „Na?“ sagt, so bedeutet dies, daß er auf eine Antwort wartet. Mir fiel aber diesmal beim besten Willen keine Antwort ein. Da sagte der Ollé: „Na schön, wenn du keinen andern Plag für Feuer-teufel finden kannst, dann werde ich dir einen Plag dafür geben.“

Und dieser Plag war ausgerechnet die Menschenfresserinsel Polipolu, die zwei Tage

später in Sicht kam. Der Olle hatte nämlich den Befehl ausgegeben:

— Der Schiffsjunge Willy wird wegen unglaublicher Frechheit, und damit er einen Plag hat, wo er Feuerteufel loslassen kann, auf der nächsten Südseeinsel, die in Sicht kommt, an Land gesetzt. Mitzubringen sind: 1 Tonne Schiffszwieback, 1 Tonne geräucherte Heringe und 1 Tonne Schießpulver (für die Feuerteufel). Auf der Rückreise in etwa drei Wochen wird der Dampfer die Insel wieder anlaufen und den Schiffsjungen Willy an Bord nehmen, falls er bis dahin auf vernünftige Gedanken gekommen ist. —

Ich ärgerte mich sehr, besonders weil ich nun keine Klavierstunden mehr bekommen konnte. Wir hatten nämlich ein Klavier an Bord, und der Koch gab mir Klavierstunden. Ich konnte schon drei Stücke spielen, den Hohenfriedberger Marsch und „O du lieber Augustin“ und „Kommt ein Vogel geflogen“. Gerne hätte ich noch mehr gelernt, aber nun war es damit aus und vorbei.

Aber der Kapitän bewilligte schließlich doch, daß ich das Klavier mit auf die Insel nehmen durfte.

Aus der Ferne sah die Insel aus, als ob es sich ganz gut darauf leben lassen würde. Palmbäume waren da; ich dachte gleich an Kokosnüsse und Datteln, und daß ich es die paar Wochen da schon würde aushalten können. —

Nun war ich an Land, und unter einen großen Palme stand das Klavier. Ich setzte mich hin und spielte „O du lieber Augustin“. Dann schnitt ich mir ein spanisches Rohr von einem Strauch und machte einen Spaziergang über meine Insel. Sie war wirklich schön. Schneeweiße Kakadus schaukelten sich auf den Palmwedeln, und Kolibris schwirrten um Orchideenblüten. Und als ich an einer himmelhohen Palme schüttelte, fiel auch gleich eine Kokosnuß herunter und mir beinahe auf den Kopf. Ich dachte, wenn das der Olle wüßte, wie schön es hier ist. .!

Aber es kam noch ganz anders. Als ich von meinem Spaziergang zu dem Klavier zurückkam, baute ich mir eine kleine Hütte aus Bambus-

zweigen, als einen Hering und zwei Stück Schiffszwieback zu Mittag und legte mich schlafen. Dann erwachte ich, weil mich eine dicke grüne Fliege an der Nase kitzelte, und — erblickte drei halbnackte und pechschwarze Wilde, die vor mir am Boden hockten und mich angrinsten. Sie hatten Papageifedern im Haar und dicke Muscheltetten um den Hals und Gürtel aus Urns und Stachelschweinborsten, in denen ganz fürchterliche Sägefischschwerter steckten. „Prost Mahlzeit, Willy!“ dachte ich, als ich die Sägefischschwerter sah, dann sagte ich laut: „Guten Tag, Jungsl Wie geht's euch?“ Sie antworteten etwas, das sich wie das Blubbern und Glucksen einer verstopften Wasserleitung anhörte, und dann — hast du Wortel! — zog einer von den Kerls sein Sägefischschwert heraus und wollte mir damit den Kopf absägen. „Hier muß sofort etwas geschehen!“ dachte ich, stand auf und gab dem Kopfabsäger eine Maulschelle, daß er einen Salto mortale schlug. Und dann nahm ich ihn der Gründlichkeit wegen gleich noch einmal vor und vertrimunte ihm das schwarze Hinterteil, bis er in den höchsten Tönen sang. „Dir will ich helfen, Kopf absägen!“ sagte ich und ließ ihn laufen. Er lief so schnell, daß er seine beiden Räder noch überholte, die schon vor ihm weg-gelaufen waren.



„Dir will ich helfen, Kopf absägen!“ sagte ich und verfolgte dem Kannibalen ganz kannibalisches das Hinterteil.

Ich legte mich dann wieder unter die Hütte und schlief ein und träumte von meiner Heimatstadt Hamburg. Da erwachte ich an einem entsetzlichen Geschrei und Geheul. Es war, als hätten sämtliche Ober- und Unterteufel aus der Hölle Urlaub bekommen. Ich fuhr empor und erblickte eine ganze Horde wilder Kannibalen, die mit gewaltigen Sägeschwertern und Speeren und greulich bemalten Schilden bewaffnet geradeswegs auf mich zukam. Und der Horde voraus wurde in einer Art Hängematte und unter einem Bal-

dachin ein dicker schwarzer Herr getragen, der offenbar der Kaiser der Insel war, denn er hatte eine Krone aus gelbem Blech und prachtvolle rote und blaue Straußfedern auf dem Kopf. Ein roter Affe lief an einer Kette nebenher; ich wußte aber im ersten Augenblick nicht, ob es nicht der Kronprinz war. „Billy,“ dachte ich, „nun wird es brenzlig!“ Dann krepelte ich die Hemdärmel auf, und um mir den nötigen Mut zu machen, setzte ich mich rasch an das Klavier und spielte den Hohenfriedberger Marsch. Als ich damit fertig war und von den Tasten aufblickte, — sage und schreibe — lag die ganze Kannibalenhorde mit samt dem Kaiser platt auf dem Bauch. Nur der Affe machte eine Ausnahme: er war auf einen Baum geklettert, und daran merkte ich, daß es nicht der Kronprinz war. Und nun tamen die Kannibalen auf allen Vieren herangekrochen, hockten im Kreis um mich und das Klavier herum und sperrten Mund und Augen auf. Ich spielte



Die wilden Kannibalen standen alle um das Klavier herum und sperrten Mund und Augen auf, als ich ihnen „O du lieber Augustin“ vorspielte.

„O du lieber Augustin!“ Da waren sie vor Entzücken ganz außer sich und tanzten um das Klavier herum. Einer versuchte von der Seite auf eine Taste zu tippen; ich gab ihm aber eins auf die schwarzen Pforten, daß es klatschte. Und dann wurde ich Kaiser, was ich mir in meinem Leben niemals hätte träumen lassen. Es war aber ganz einfach: der Kaiser nahm sich die Krone und die Straußfedern vom Kopf und setzte sie mir auf; da war ich der Kaiser. Ich erklärte das Lied „O du lieber Augustin“ zur Nationalhymne meines Reiches. Und das alles verdankte ich nur dem Klavierspielen!

Nun habe ich nicht mehr viel zu erzählen. Ich bestieg die kaiserliche Sägematte und ließ mich in meine Hauptstadt Polipolu tragen. Hinter mir her wurde das Klavier geschleppt. Es wurde für



Wie ich als Kaiser von Polipolu ausgesehen habe.
Neben mir sitzt der Affe, den ich zuerst für den Kronprinzen hielt.

fabu, S. 5. heilig ertlärt und erhielt ein eigenes Haus aus lauter Schildkrötenhäuten. Ich selbst schlief auf sammetweichen Papageienhäuten und hatte es so gut, daß ich mich nach drei Wochen schrecklich langweilte. Auch hatte ich nun so oft auf dem Tabu-Klavier meinen Untertanen die Nationalhymne und die beiden anderen Lieder vorgespielt, daß ich sie schon gar nicht mehr hören konnte. Wie froh war ich, als endlich mein Schiff wieder-

kam und die Matrosen mich und das Klavier abholten! Zwar wollten meine Untertanen uns um keinen Preis fortgeben, aber ich ließ den Feuerteufel los, das ganze Faß Schießpulver auf einmal. Jungs, das war aber ein Feuerteufel! Bis sich die Kannibalen von ihrem Staunen erholt hatten, waren wir schon lange auf dem Wasser. Gott sei Dank, daß ich nun wieder Schiffsjunge und nicht mehr Kaiser von Polipolu bin!

Wie der kleine Nino ein großer Staatsmann wurde

(Fortsetzung von Seite 4.)

in einem singenden Ton, der weit über die Piazza Navona schallte: „Al tempo nostro, Signori! Al tempo nostro!“

Der lahme Bortolo selbst rief nichts mehr. Er war tot. Nino Maffo hatte ihn noch an seinem Sterbelager besucht. — Dem guten Lampo aber, dem treuen Hund, der einstmal den kleinen Nino beschützt hatte, dem war eine gewisse Unsterblichkeit beschieden, ungeachtet, daß er auf Erden schon längst seinen letzten Beller getan. Sein Andenken erhielt sich auf der Piazza Navona. Dort wurden kleine Hunde aus Wolle feilgeboten. Sie wurden „Maffolino“ genannt. So populär war Nino Maffo und seine Vergangenheit.

Und doch sah man ihn wenig. Er war mit Arbeit überhäuft und oft auf Reisen. Für sich selbst aber lebte er bescheiden und ohne Aufwand.

Seine Erholung suchte und fand er bei Stella, die ihm die Freundin und Vertraute war.

Es war ein grausames Geschick, daß auch Stella ein Opfer der Krankheit werden sollte, die erst die Mutter und dann auch Stefano hinwegraffte. Wie eine Blume, zu baldigem Welken bestimmt, neigte sie ihr blondes Haupt schon dem Reiche des Todes zu.

Und er, dem ein Volk, ein Land, dem seine Zeit zu Füßen lag, er sah sich beraubt eines Glücks, das sonst des Mannes höchster Lohn ist. Er konnte die, die er liebte, nicht als sein Weib heimführen. Das war ein schwerer Schatten auf Nino Maffos strahlendem Lebensweg . . .

„Wir werden vereint bleiben, auch wenn wir getrennt scheinen!“ sagte Stella eines Tages zu Nino.

Sie waren im Garten beisammen, und ein glühender Sommertag senkte sich hinter den

Vorbeerblühen und Pinien dem Abend zu. Ueber der Campagna loderte es wie eine Feuersbrunst. Auch die Spitzen der Zypressen und die Kronen der Pinien hatten rot umflammte Ränder.

Im Garten dümmerte es schon. Der Springbrunnen warf seine silbernen Wasserbündel leicht und fast unhörbar in die Höhe, und die Tropfen sprühten, wie Diamanten funkelnd, oft auch rot wie Rubinen, von dem roten Licht des Himmels getroffen.

Auf ihrem Lehnstuhl ruhte Stella.

Nino Maffo saß an ihrer Seite und hielt ihre Hand. Wie zart und weiß war dieses Händchen in seiner starken, braunen Hand!

Voll Liebe ruhte sein Blick auf ihr. Er mußte an die letzten Stunden denken, die er so an Stefanos Lager geessen hatte.

Und Stella sagte wieder: „Wir werden vereint sein, auch wenn wir getrennt scheinen, mein lieber Freund! Und die, die wir liebten, werden auch stets bei uns sein. Fühlst du hier nicht immer Stefanos Geist, wie er durch die Blumen zu uns spricht, die er so liebte? Hörst du nicht auch des Vaters Stimme, wenn die Nacht kommt und wir uns nach ihm sehnen? Sei gewiß, mein Nino, du hörst auch meine Stimme, wenn du meiner gedenkst.“

Nino konnte vor innerer Bewegung nicht sprechen. Er wußte gut, ihm würde diese süße Stimme durch sein ganzes Leben tönen und ihn inmitten der Arbeit daran erinnern, daß es irgendwo ein Paradies gab, wo sein Herz wohnte, wenn draußen die Welt den Staatsmann forderte und ihm Pflichten und Lasten auferlegte.

Nino Maffo führte ein Dasein der Pflicht und der Mannestugend, und seine Zeit lohnte es ihm.

Ende.



Si-Ling

Die Entdeckung der Seide.
Nach einer alten Sage.

Hoang-Ti, der Kaiser der Chinesen, hatte ein Töchterlein Si-Ling, das sehr klug war. Eines Tages fing Si-Ling ein graues Schmetterlingspaar. Die Tiere hatten mächtige Bürste, die sie immer drollig mit den Fühlern strichen und pukten, was Si-Ling großen Spaß machte. Aho aber, Si-Lings

Papagei, wurde eifersüchtig und hatte mit dem Schnabel nach den Schmetterlingen. Zwar bekam er gleich einen festen Klaps, und Si-Ling trug ihre Lieblinge in den warmen Sonnenschein, damit sie sich erholten; aber der Schnabelhieb des Papageis mußte die Schmetterlinge doch getroffen haben, denn am anderen Morgen waren beide tot. Sterbend hatte das Schmetterlingsweibchen noch viele kleine Eier gelegt. Si-Ling legte nun jeden Tag die Eier in den Sonnenschein, und eines Morgens trocknen kleine Raupen aus. Sie fraßen Maulbeerbaumblät-

ter, von denen Si-Ling ihnen nie genug herbeischaffen konnte. Bald darauf erblickte Si-Ling ein neues Wunder: jedes Räuplein hatte ein gelblich schimmerndes Haus gesponnen und sich darin verkrochen. Si-Ling staunte das Wunder an. Da nahte der Vater, der mit seinem klugen Töchterlein über die große Hungersnot sprechen wollte, die China ergriffen hatte. Er fand sie mit ihren Raupenpuppen beschäftigt. Sie hörte ihm heute nur ungern zu; ihre Gedanken waren bei ihren Raupen. Als der Kaiser das merkte, wurde er zornig; er hatte



Der Kaiser Hoang-Ti tauchte den Zweig mit den Seidenraupenpuppen in das kochende Teewasser.



Zu ihrer Verwunderung bemerkte Si-Ling, wie sich lauter zarte, silberglänzende Fäden zwischen ihren Fingern spannen.

nicht so unrecht, denn die Hungersnot des Volkes war schließlich wichtiger als die Raupen. Er zankte Si-Ling aus. Und dann ergriff er den Zweig, an dem die Raupen in ihren Gespinnsten hingen, und tauchte ihn in das kochende Teewasser. „Vater, was tust du?“ jammerte Si-Ling und zog rasch den Zweig aus dem heißen Wasser heraus. Zu ihrem großen Staunen spannen sich lauter zarte, silberglänzende Fäden zwischen ihren Fingern.

Hoang-Ti betrachtete die Gespinste, und da kam ihm der Gedanke, daß man aus den schimmernden Fäden wunderbare Gewebe und Kleider verfertigen könnte. Das Volk war verarmt und litt Hunger, aber hier zeigte sich die Quelle zum Reichtum, denn alle Welt würde solche schimmernden Raupengespinnstkleider kaufen und tragen wollen.

Und so geschah es, daß die kleine Prinzessin Si-Ling mit ihrem Vater Hoang-Ti die Kunst des Seidenspinnens erfand. Die weiche, schimmernde Seide verbreitete sich im raschen Siegeslauf von China aus über die ganze Erde.

Meine großen Feste in Hamburg und Köln

Freunde,

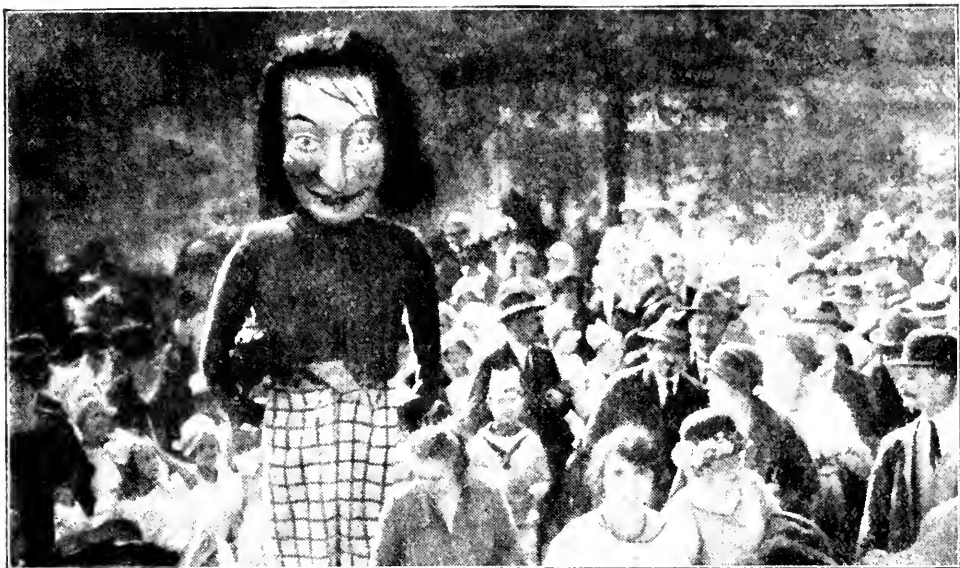
Das war eine Sache! Ich bin noch ganz hin vor Begeisterung! Wenn ich an den Empfang denke, der mir in Hamburg bereitet wurde, an die Hochrufe, als ich den herrlichen Sagenbeck-Park betrat, dann wird meine Nase vor Freude noch länger, als sie schon ist. Wichtig stolz war ich, als ich mit Laatsch und Bommel zur Seite, vorweg herrittene Beduinen und Musik, durch die Anlagen in Stellingen zog. Alle, die daran teilgenommen haben, werden das wohl auch nicht so bald wieder vergessen.

Und dann wurde gespielt. Die schönsten Gymnastikspiele, von denen Onkel Otto auch ja im letzten Heft erzählt hat; und die Sieger erhielten jedesmal Preise.

Laatsch und Bommel mischten sich natürlich immer wieder dazwischen und brachten alles durcheinander. Aber übelgenommen hat es ihnen wohl niemand.

Dann fand eine Besichtigung der Tiere statt und eine große Beduinenschau und zum Schluß noch ein Preistanzen für Kinder. Inzwischen war es dunkel geworden, und nun wurde zum allgemeinen Fackelzug geblasen. Bengalische Feuer glühten auf, und wie eine lange Schlange von Glühwürmchen zog der Fackelzug auf den Wegen dahin. Das war ein herrlicher Abschluß des schönen Festes. —

Mindestens ebenso schön wie in Hamburg war es in Köln; aber heiß war es, glühend heiß. Schon als ich, zusammen mit Laatsch



Fridolin beim Umzug auf dem großen Fridolin-Fest im Stellingener Tierpark von Hagenbeck bei Hamburg.

und Vommel, unter Borantritt einer Musikkapelle zum Deutschen Ring zog, fürchtete ich immer, einen Sonnenstich zu bekommen. Und der arme, dicke Vommel schwigte! Er tat mir wirklich leid. Aber vergnügt war er doch, ebenso wie Laatsch.

Der Empfang durch unsere Kölner Freunde war großartig; so weit man blicken konnte, war kein Ende des Kinderzuges zu entdecken. Wieder mit Musik ging es dann zum Luna-Parc, und hier tobten wir uns alle gründlich aus. Jeder durfte uns sonst einmal Luftschiff fahren, jeder durfte sich an den Preispielen beteiligen, und jeder, der dabei war, bekam sein Teil von dem Bonbonregen, bei dem sich Laatsch und Vommel sehr nützlich machten. Das hat den Kölner Jungen großen Spaß gemacht, und ich denke, sie werden mich und meine Getreuen in gutem Andenken behalten. Und auch wir werden die Kölner nicht vergessen und freuen uns schon auf das Wiedersehen im nächsten Jahr.

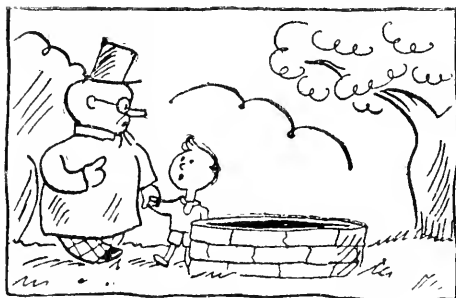
Fridolin.



Laatsch und Vommel.

Die beiden Ungetrennlichen und Unverbesserlichen.

Der Wassermann



„Ah, ein schöner alter Brunnen!“



„Wollen doch mal sehen, wie tief er ist.“



„Au!“



„Du wirfst mir noch mal einen Stein auf den Kopf schmeißen!“

*Onkel Soldis
„Nicht“ Rufen!*

Liebe Freunde, ich bin gefragt worden, wie man Affen fängt. Hier habt ihr zwei Gebrauchsanweisungen:

Um Affen zu fangen, braucht man nur ein paar Stricke. Damit geht man in den Wald, setzt sich hin und bindet sich die Beine mit einem Strick zusammen. Dann wirft man die übrigen Stricke auf den Boden und geht weg. Die Affen, die ja alles nachmachen, heben sofort die Stricke auf, wickeln sie sich um die Beine und können nicht mehr fort. Dann braucht man sie nur aufzulesen. — Oder noch einfacher, man reizt ihre Eitelkeit. Man sagt zu einem Affen: „Du bist ein alter Affe und kein Mensch!“ Sogleich will der Affe zeigen, daß er doch ein Mensch ist, leiht sich einen Anzug und einen Hut und geht ins erste beste Wirtshaus. Da lärm und schreit er natürlich so sehr, daß er unbedingt hinausgeworfen und von der Polizei verhaftet wird. So ist er dann gefangen.

Onkel Soldi.



Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde!

Hilfe! Ich ertrinke in der Flut der Einsendungen! Wenn Onkel Toldi und Benjamin Pampe nicht so fleißig helfen würden, könnte ich das Ergebnis des Preisausschreibens vor dem nächsten Jahr gar nicht bekannt machen. So wird's früher gehen. Einige Zeit müßt ihr euch aber noch gedulden.

Fridolin.

NB. Onkel Toldi strahlt wieder und blinzelt Benjamin Pampe manchmal sogar schon wieder verstoßen zu. Er glaubt nämlich, daß die besten Verse unter den Einsendungen noch viel schöner sind als die, die er im Radioapparat nicht hören konnte.

D. D.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

a — her — bend — da — der — e — ei
— eu — gen — gen — i — i — le —
lin — mit — phon — rat — re — sar
— te — te — tum — wisch

Aus obigen Silben sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. mohammedanischer Bettler, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Einsiedler, 4. Tageszeit, 5. Nagetier, 6. deutsche Großstadt, 7. Besitz, 8. Mädchenname, 9. Verkehrseinrichtung, 10. Knabenname.

Fridolins Lachkabinett

„Mutti,“ sagt der kleine Kurt, „ich glaube, wir bekommen schlechtes Wetter. Das Barometer ist gefallen.“

„Woher weißt du denn das?“

„Ich habe es ja selbst heruntergeworfen.“

*

Die Mutter fragt das vor kurzem zur Schule gekommene Söhnchen: „Wie heißt die schöne bogenförmige Erscheinung, die während des Regens oder nach demselben auftritt? Nun, Regen — — —“

Mag (freudig): Regenwurm.

*

Herr: „Können Sie denn nicht lesen, daß Bettlern hier im Hause nichts gegeben wird?“

Bettler: „Na, dann können Sie es ja auf die Straße herunterbringen!“

*



Hänschen: Mami, ich möchte gerne mal feste gepörrgelt werden.

Mutti: Aber warum denn?

Hänschen: Ich möchte gerne mal die Engel im Himmel pfeifen hören.

Besucherkartenrätsel.

1. Egon Ernst Fischer

2. Olga Breuer

Durch richtige Vertauschung der einzelnen Buchstaben erhält man die Verufe der Adressaten.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 22.

Silbenrätsel:

Not bricht Eisen.

1. Noah, 2. Organist, 3. Tante, 4. Vari, 5. Rathaus, 6. Ilse, 7. Cypern.

Scherz-Rätsel: Menelaus — ene Laus — ne Laus — e Laus — Laus — aus.

„Vater, heute hat mich unser Schuldirektor gelobt.“

„So, das freut mich, mein Junge. Warum denn?“

„Ich war der erste, der das Schulgeld brachte.“

*



„Was haben Sie denn eben geschossen?“

„Da hinten läuft's!“

*

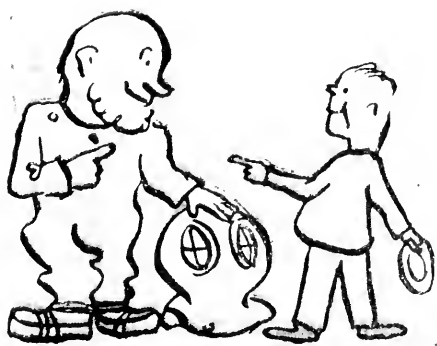
Früh ist zuweilen recht zerstreut. Eines Tages sagt die Mutter zu ihm: „Hör' mal, hast du heute schon ein Bad genommen?“

Früh: „Fehlt denn eins?“

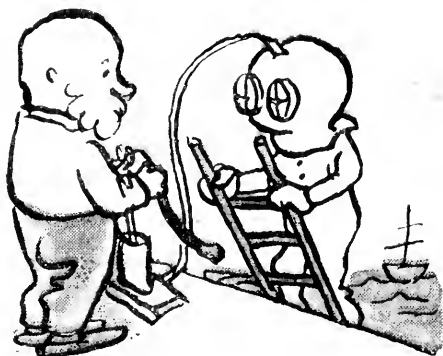
*

In der deutschen Stunde sollen die Kinder Sätze mit Tätigkeitsworten bilden. Sie sagen zum Aerger des Lehrers immer: „Der Hund tut bellen“, „Die Tür tut knarren“ usw. Nachdem sie eine Weile mit Nachdruck geübt haben: „Der Hund bellt“, „Die Tür knarrt“, meldet sich Karlchen: „Herr Lehrer, mein Bauch weht!“

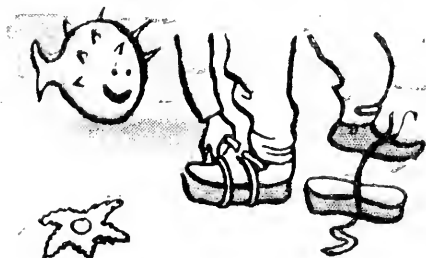
Pampe als Taucher



Hier ist die Haube, die du brauchst,
Nun zeig mal, Pampe, wie du tauchst!



Mit Taucherhelm und frohem Mut
Steigt Pampe wieder in die Flut.



Der Bleischuh wird als Last empfunden,
Schon hat ihn Pampe losgebunden.



Befreit von solchem Schwergewicht
Sieht Pampe rasch: So geht es nicht.
Er kommt in recht bedrängte Lagen.
Das kann so leicht kein Mensch ertragen.



Man zieht ihn hoch. Da steht er stumm,
Der Magen dreht sich um und um.
Bleich blickt er in das Tageslicht —
Nein, Taucher wird der Pampe nicht!...

Der heitere Fridolin

HALBMONAT

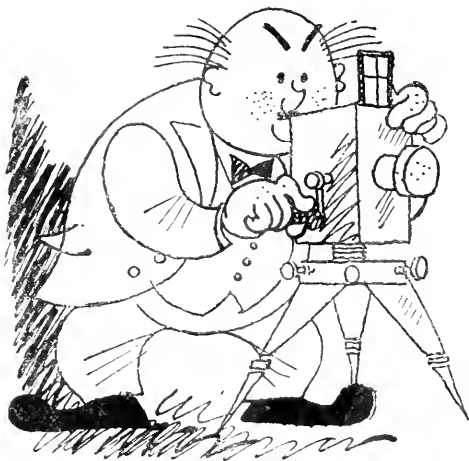
PIER

UND ABENTEUER



Schwarz war alles, schwarz!
(Zu der Erzählung auf Seite 2 „Timpe filmt“.)

Timpe filmt



Gottlob Timpe war in der Schule immer der Letzte. Aber sein Vater hielt ihn für ein verkanntes Genie und meinte, Gottlob müßte nur in die richtigen Hände kommen, dann würde schon etwas aus ihm werden.

Und eines Tages kamen die richtigen Hände. Ein Bekannter sagte zu Gottlob Timpe: „Gottlob, du hast ein so wundervoll dummes Gesicht, du mußt unbedingt zum Film!“ Das gefiel Gottlob sehr, und gleich am nächsten Morgen ging er in das Filmatelier vor der Stadt und wurde denn auch probeweise dort angestellt — als Filmopérateur. Das ist der Mann, der die Kurbel am Apparat dreht, mit dem die Aufnahmen gemacht werden. Gottlob hatte schon einige Übung, denn er hatte zu Hause seiner Mutter immer beim Kaffeemahlen geholfen.

Der erste Film, den Gottlob Timpe „drehen“ sollte, hieß „Zwischen Mitternacht und Morgenrot“; vor lauter Stolz konnte sich Gottlob selbst nicht mehr. Jeden Bekannten hielt er an und erzählte: „Haben Sie schon gehört, ich drehe zwischen Mitternacht und Morgenrot.“ Kein Mensch verstand natürlich, wo, was und wie er „drehte“; es hieß allgemein: „Der Gottlob ist nun also doch endgültig übergeschnappt.“

Aber Gottlob ließ sich nicht beirren. Mochten die Leute heute reden, was sie

wollten; in kurzem: „würde man ja sehen!“ Er ging also in das Filmatelier, zog seinen Rock aus, stellte seinen Kurbelkasten auf und blies in die Signaltrompete. Sogleich begann man, das Filmtück „Zwischen Mitternacht und Morgenrot“ zu spielen, und Gottlob fand es ganz wundervoll und drehte, was er drehen konnte. Das Drehen fiel ihm gar nicht schwer, weil er, wie schon gesagt, die Vorbildung dazu zu Hause an der Kaffeemühle gehabt hatte. Er drehte geradezu spielend. Er brauchte gar nicht hinzusehen. Er konnte seine ganze Aufmerksamkeit den Schauspielern widmen. Und als das wunderbare Spiel zu Ende war, nahm Gottlob die Filmtaffetten vom Kurbelapparat und gab die von ihm gedrehten Filmtreifen stolz dem Photographen zum Entwickeln. Morgen würde er sein Werk bewundern können.

Aber, aber! — Als Gottlob am andern Tag seinen Filmtreifen, der jetzt entwickelt war, betrachtete, überlief ihn eine Gänsehaut. Schwarz war alles, schwarz! Der Streifen und Gottlobs Gewissen. Denn nun fiel ihm auf einmal ein: In seiner Begeisterung hatte er ganz vergessen, das Objektiv vorne am Kurbelapparat zu öffnen! Die ganze Zeit, während er gedreht hatte, war vorne auf dem Apparat der Deckel — draufgewesen, und nun war nichts zu sehen von all den interessanten Sachen, die die Schauspieler vorgespielt hatten. Aber auch gar nichts! Aber Gottlob wußte sich zu helfen. Er war ja soooo klug!

Als der Film vorgeführt wurde, konnten alle Zuschauer lesen:

„Berlin bei Nacht.“

Und dann war alles schwarz. Dann:

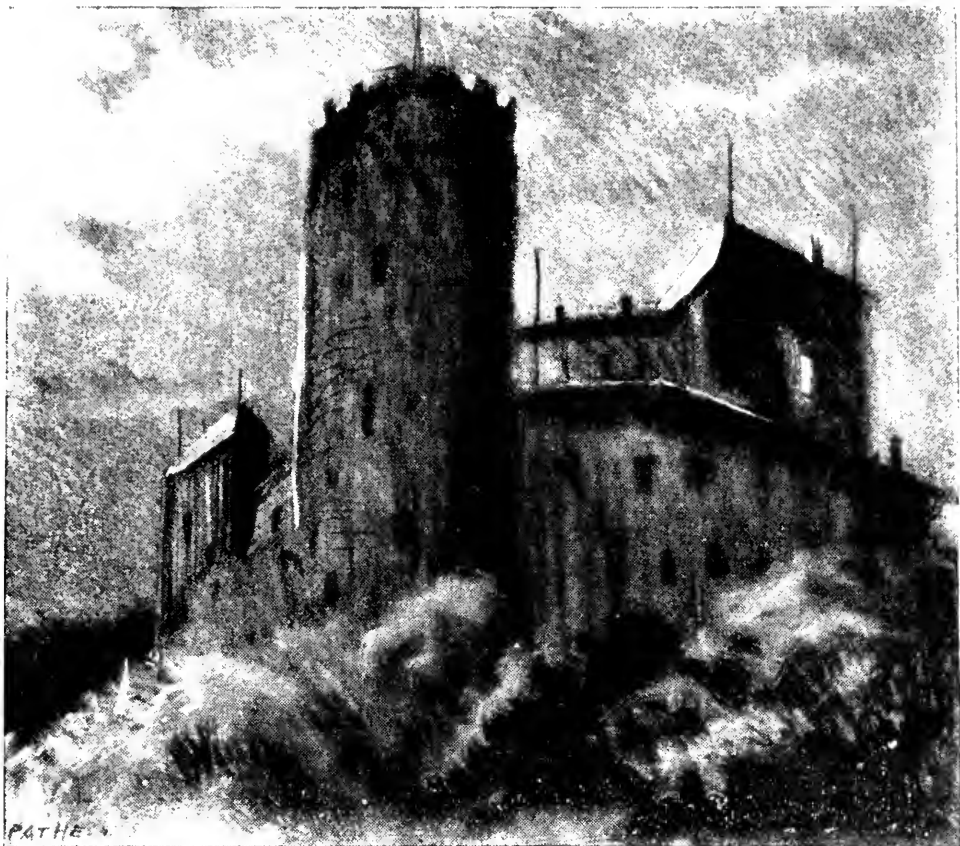
„Kurz vor Morgengrauen.“

Und immer noch war alles schwarz. Nun kam:

„Eine Sonnenfinsternis war ausgebrochen.“

Und es wurde immer noch nicht hell! —

Leider ließ Gottlob nach der Vorführung mit did geschwollenen Backen herum. Und er hatte nun wieder frei und brauchte nicht mehr in das Filmatelier zu kommen.



Die weiße Frau

Ein Schloßgespenst, von dem in alten deutschen Chroniken berichtet wird.

Die Sage berichtet, daß die weiße Frau Nachts um zwölf Uhr stumm durch die Säle und Gänge in den deutschen Schlössern wandelte und lautlos, wie sie kam, wieder verschwand. Sie tat niemand etwas zuleide, aber fast immer ist ihrem Erscheinen irgend- ein Unheil gefolgt, meistens ein Todesfall. Und man glaubte daher, daß es die Aufgabe des Gespenstes war, ein bedorftendes Unglück durch sein Erscheinen zu verkünden.

Die weiße Frau soll einst wirklich gelebt haben, aber das ist schon viele hundert Jahre her. Damals gab es noch Ritter und Burgen, und in den deutschen Wäldern hausten Wölfe und Bären und sogar Drachen. In einer einsamen Burg mitten im Wald,

die Pfaffenburg genannt, lebte zu jener Zeit die verwitwete Gräfin von Orlamünde. Sie war eine schöne und vornehme Frau, aber sie hatte eine schwere Schuld auf sich geladen. Ihre beiden Kinder hatte sie bei Nacht fortführen und in einem finstern Wald aus- liegen lassen.

Sie liebte einen Ritter, und der Ritter hatte ihr melden lassen, es wären vier Augen zu viel in der Welt. Damit meinte er aber nicht die Augen der beiden Kinder der Gräfin, sondern ihre eigenen und seine Augen; er wollte der Gräfin so zu verstehen geben, daß er und sie nicht füreinander geschaffen wären, und daß er ihre Liebe nicht erwidern könnte.

Zu spät erkannte die Gräfin ihren Irrtum und die furchtbare Schuld, die sie in ihrer Verblendung begangen hatte: die beiden Kinder wurden nicht mehr gefunden, obwohl die Jäger der Gräfin den Wald meilenweit durchstreiften.

Bald darauf trat die Gräfin in ein Kloster ein; es wird berichtet, daß einst ein hoher Bischof in das Kloster kam und die Gräfin ihm ihr Vergehen beichtete. Der Bischof gab ihr auf, ein gutes Werk zu tun und dadurch das Böse zu sühnen. Von da an suchte die Gräfin immer nach einer Gelegenheit, Gutes zu tun, aber bald verfiel sie in eine schwere Krankheit und starb, noch ehe sie die gute Tat begehen konnte, die der Bischof als Sühne von ihr gefordert hatte.

Darum konnte sie im Grabe keine Ruhe finden. Und der ewige Richter — so schließt die Legende — verurteilte die schuldige Seele zu der Buße, daß sie in den Schlössern der Fürsten ihres Landes auf der Erde bei Nacht

umgehen und ihnen bevorstehendes Unheil anzeigen müßte durch ihr Erscheinen.

Die Chroniken aus den Schlössern berichten nun aus der Zeit vom Ausgang des 16. Jahrhunderts bis zum Jahr 1822 da und dort von dem Erscheinen der Unheilverkündenden weißen Frau: Im Jahr 1598 soll sie sich acht Tage vor dem Tod des Kurfürsten Johann Georg gezeigt haben, im Jahr 1619 dreiundzwanzig Tage vor dem Ableben des Kurfürsten Johann Sigismund. Kurz vor dem Tod Friedrichs des Großen will man die weiße Frau in einem Gang des Schlosses Sanssouci gesehen haben. Auch Napoleon I. blieb nicht verschont; ihm erschien die weiße Frau im Jahr 1812 im Schloß zu Bayreuth und verkündete ihm die bevorstehende Niederlage der großen Armee im russischen Feldzug. Im Jahr 1797 soll sich die weiße Frau eine Stunde vor dem Tode Friedrich Wilhelms II. gezeigt haben. Der Wachtposten im Schloßhof will um

Mitternacht gesehen haben, wie sich ein weißer Nebel in der Finsternis bildete und die Gestalt einer Frau annahm. Er sah die Gestalt lautlos durch die Gänge des Schlosses schreiten, einen Schlüssel hervorziehen und ein Gemach betreten. Es war das Krankenzimmer des Königs. Eine Stunde später, als der Posten abgelöst werden sollte, fand man ihn ohnmächtig am Boden liegend. Es wurde die Nachricht gebracht, daß der König vor wenigen Minuten gestorben sei.

Die Kurfürstin Luise Henriette sah eines Nachts die weiße Frau vor ihrem Schreibtisch reglos sitzen; gleich darauf war das Gespenst verschwunden. Acht Tage später wurde die Kurfürstin begraben.

Einmal — im Jahr 1666 — soll das Gespenst einen Mann die Treppe hinuntergeworfen haben. Aber der Mann ging mit einem Stock auf das Gespenst los und wollte es verprügeln; das Gespenst hat also gleichsam in Notwehr gehandelt. Der Mann, der das Gespenst prügeln wollte, war der Oberst von Burgsdorf, ein bärenstarker Soldat, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete und noch viel weniger vor einer weißen Frau. Mutig und mit seinem dicken Rohrstock bewaffnet, stieg er



Die Kurfürstin Luise Henriette sah eines Nachts die weiße Frau vor ihrem Schreibtisch reglos sitzen.



M. P. F. H.

Die weiße Frau.

Ein Gespenst, das der Sage nach in deutschen Schlössern umging.

die Treppe zu den Gemächern empor, wo man die weiße Frau gesehen haben wollte. Plötzlich stand sie im langen weißen Gewand und in der weißen Haube vor ihm. Und ein mächtiger Arm packte den Obersten,

ohne daß er sah, woher dieser Arm kam, denn die weiße Frau bewegte sich nicht. Dann wurde er einfach die Treppe hinuntergeworfen, was ihm sehr unangenehm und auch einigermaßen peinlich war.



Wie der Oberst von Burgsdorf von der weißen Frau die Treppe hinabgeworfen wurde, als er mit seinem Stock auf das Gespenst losging.

Im Jahr 1805 sah ein Gardist die weiße Frau im Schweizeraal des königlichen Schlosses in Berlin. Er rief die unheimliche weiße Gestalt an: „Salt! Wer da?“ Und als er keine Antwort bekam, stach er zweimal mit dem Bajonett nach ihr. Aber es war, als hätte er in die leere Lust gestochen.

Zum letztenmal berichten die Chroniken aus dem Jahr 1822 über die weiße Frau. Damals meldete sich eine Hellseherin und erklärte, sie hätte vom Himmel die Botschaft erhalten, den ruhelosen Geist der Gräfin von Orlamünde zu erlösen. Die Seherin ließ sich in einem leeren Zimmer im Schloß einschließen; um Mitternacht hörte man aus dem Zimmer einen zweistimmigen Gesang. Als man das Zimmer öffnete, war die Seherin allein. Sie behauptete, der Geist der weißen Frau sei nun von Schuld befreit und

in die Wohnung des Friedens eingegangen. Seitdem wissen die Chroniken nichts mehr von der weißen Frau zu berichten.

Eine Erklärung zu diesen Berichten zu geben, ist schwer. Die Menschen von damals glaubten an Geister; es war ihnen nicht undenkbar, daß in einem Schloß eine weiße Frau umging. Und weil sie daran glaubten, darum begegneten sie auch Gespenstern, denn die Einbildungskraft der Menschen ist groß. Woran einer glaubt, das sieht er auch. Es ist vielleicht in Wirklichkeit gar nicht da, aber der Mensch stellt sich vor, es wäre da. Aus einer Marmorstatue, aus einem Nebelstreif, aus einem Geräusch, das eine Ratte verursacht hat, kann so ein Gespenst entstehen. Die Phantasie dichtet das übrige hinzu. — Heute glauben wir Menschen nicht mehr an Gespenster, darum sehen wir auch keine.

Die Königin der Nacht

Eine Erzählung
aus den Dschungeln
Von Werner Suwald.



Die Kurumbas tanzten auf dem Dorfplatz kurz vor Mitternacht einen Jagdtanz, wie sie ihn wilder und begeisterter seit vielen Jahren nicht mehr getanzt hatten. Ihr Tanz galt dem Menschentöter-Tiger, der nun tot vor den Kurumbas auf der Erde lag. Wochenlang hatte man dieser Bestie nachgestellt und immer umsonst; die Kurumbas trösteten sich schon damit, daß der Tiger in ein anderes Gebiet gezogen war. Aber nur zu bald hatte es sich gezeigt, daß die blutdürstige Bestie sich noch in der Nähe des Dorfes im Dschungel versteckt hielt. Denn die Kurumbas fanden wieder die blutigen Ueberreste eines Menschen, der dem Tiger zum Opfer gefallen war. So konnte man die ausgelassene Freude dieser braunen Menschen verstehen, daß sie nun von dem schrecklichen Feind befreit waren.

Immer wilder wurden ihre Sprünge, immer lauter der Gesang, und der Tanzmeister, der in ihrer Mitte herumhüpfte, bearbeitete seine dumpfe Trommel immer grimmiger mit Fausthieben. Plötzlich setzte der Tanz aus; die Kurumbas schleuderten ihre Speere nach dem Tiger und schleiften dann die tote Bestie mit ohrenbetäubendem Geheul in ein großes, hell loderndes Feuer. In kurzer Zeit war von dem mächtigen Tigerleib nur noch ein Häufchen Asche übrig.

Ein Weißer, der nicht weit ab von dem Schauplatz des wilden Tanzes vor einer Hütte gestanden hatte, trat auf die Kurumbas zu und setzte sich zu ihnen, die sich, ermüdet von dem Tanz, alle um ein gewaltiges Feuer gelagert hatten.

„Sag mal, Alter,“ ließ sich der Weiße vernehmen, „wie ist eigentlich die Geschichte von der Königin der Nacht?“

„Du wirst sie doch nicht glauben, Sahib,“ begann der Dorfälteste. „Aber sie ist wahr, und möge dein Gott dich davor behüten, die Königin der Nacht jemals zu schauen.“

Nicht weit von hier liegt ein Gebiet, das von uns allen gemieden wird, weil das Fieber darin wohnt. Nur Schlangen und giftige Insekten leben dort. Es heißt das Todesdschungel. Und irgendwo in diesem fast undurchdringlichen Dickicht wächst eine wunderbare Blume, eine Orchidee. Alle zehn Jahre nur eine Nacht lang öffnet diese Orchidee ihre Blüte, deren bläuliche Blätter nach der Mitte zu ein tiefdunkles Violett annehmen. Aus der Mitte der Blume ragt der schwarze Blütenstempel mit zwei grellen, blaugrünen Tupfen auf der Spitze. Das ist die Königin der Nacht.

Aber wer einmal die Königin der Nacht gesehen, einmal ihren berauschenden Duft eingeatmet hat, ist dem Tode verfallen, denn ihr Duft ist ein tödliches Gift.“

Der Alte schweig. Stumm hockten die Kurumbas um das Feuer.

„Deine Erzählung ist schön, Alter,“ unterbrach der Weiße das Schweigen, „aber ich glaube sie nicht.“

„Ich wußte es, Sahib,“ sprach der Erzähler, „aber ich warne dich. Wer die Königin der Nacht erblickt, muß sterben.“

Es war einige Jahre später, als derselbe Weiße sich wieder zu den Kurumbas nach Südinien begab, um mit ihnen auf die Tigerjagd zu gehen. In einem schönen, sonnigen Morgen trat er auf einem noch jungen und wenig erprobten Jagdelefanten und in Begleitung einiger Kurumbas den Weg in das Dschungel an. Zuerst ging es schnell vorwärts. Doch das Dickicht wurde dichter; dem Jagdelefanten, auf dem der Weiße mit dem Mahaut (so heißt der Elefantenlenker) saß, wurde es schwer, sich hindurchzuarbeiten. Gegen Mittag nahmen die Kurumbas die Tiger-Fährte, die ihnen verloren gegangen war, wieder auf. Man war der Bestie schon ziemlich nahe, denn die Fährte war frisch; kaum zwei Stunden alt. So setzte man denn mit frischem Mut den mühsamen Weg fort.

Nach einigen Stunden traten die Kurumbas auf den Weißen zu und meinten, daß sie nun jeden Augenblick auf das Raubtier stoßen müßten.

Kaum hatten sie zu Ende gesprochen, als sich dicht vor ihnen ein Fauchen vernehmen

ließ. Mit dem Warnungsruf „Der Tiger!“ waren die Kurumbas im Nu auf die Bäume geklettert. Gleich darauf zerriß ein scharfer Knall die Luft, und das dem Schuß folgende Ausbrüllen des Tigers zeigte dem Weißen an, daß er getroffen hatte.

Sofort nahm man die Spur des Tigers auf, der ebenso plötzlich, wie er aufgetaucht war, mit einem Sprung seitwärts in ein Bambusdickicht geflüchtet war. Man prüfte die Spuren und bahnte sich den Weg durch das Dschungel, um dem verhassten Feind zu folgen. Sie waren jetzt bei einer kleinen Lichtung angelangt, an deren Rand entlang der Tiger geflüchtet war. Der Weiße ließ einen Augenblick halten, da er ein Brechen und Rascheln gehört hatte, das wahrscheinlich von wilden Elefanten herrührte. Jetzt hieß es aufpassen! Man hatte ihm geraten, mit seinem Jagdelefanten vorsichtig zu sein, weil es noch ein junges, unerprobtes Tier war. Oft genug kam es vor, daß junge, gezähmte Elefanten beim Trompeten ihrer wilden Kameraden scheu wurden. Der Weiße wollte gerade einen andern Weg einschlagen, um

die Gefahr des Zusammenstehens zu vermeiden, als zwei mächtige Elefantentullen aus dem Waldesschatten traten. Sofort gaben sie ihren Angriffstrompetenstoß von sich, und stürzten mit böse funkelnden Augen auf ihren den Menschen befreundeten Genossen zu. Der Elefant des Weißen war nicht mehr zu halten. In seiner Angst galoppierte er auf und davon. Der Weiße klammerte sich an, so gut er konnte, aber plötzlich segte ihn ein Baumast von dem Koloß herunter seitwärts ins Gebüsch; während der Mahaut sich noch hatte halten können.

Bewußtlos blieb der Weiße eine Zeit lang liegen; der Ast hatte ihn auf die Stirn getroffen. Als er seine Augen öffnete, leuchteten die Wipfel der Urwaldbriesen schon blutigrot im Schein der untergehenden Sonne. Der Weiße sprang auf, um auf die Suche nach den



Nicht weit von der Stelle, wo der Jagdelefant ihn abgeworfen hatte, brach der fiebertrante Weiße zusammen.



Auf dem Dorfplatz, im grellen Feuerschein, tanzten die Kurumbas einen wilden Jagdtanz zur Feier der Erlegung des Menschentöter-Tigers.

Kurumbas zu gehen, die ihn doch gewiß schon überall suchten. Aber er hatte eine ganz falsche Richtung eingeschlagen, und so wurde er von der Nacht überrascht, bevor er einen Menschen gefunden hatte. So ging er denn weiter durch den tiefschwarzen Wald und rief dabei von Zeit zu Zeit laut nach seinen Leuten. Doch seine Rufe verhallten in dem dichten Blattgewirr des Urwaldes.

Mutlos irrte er in dem dunklen Wald umher und drang, ohne daß er es wußte, immer tiefer in das Todesdschungel ein, an dessen Rand sie entlauggezogen waren. Da sah er plötzlich durch die Blätter einen seltsamen grünlich-violetten Schein. Er bog die Zweige auseinander und blieb wie angewurzelt stehen: Vor ihm hing eine große, fast geöffnete Orchidee, die das seltsame Licht ausstrahlte. Es war die „Königin der Nacht“. Sie war

noch viel viel schöner, als der alte Kurumba sie geschildert hatte, und der Weiße stand verfunten in den Anblick da und merkte nicht, daß ihn eine Schlange ins Bein biß, und daß er das tödliche Fieber einatmete. — Der Morgen dämmerte, da begannen die Farben zu erblässen. Und nun löste sich des Weißen Erstarrung, und taumelnd, mit hohlen, fieberglänzenden Augen kehrte er unbewußt auf demselben Weg wieder zurück, auf dem er zu der „Königin der Nacht“ gelangt war.

„Ich habe die Königin der Nacht gesehen und muß jetzt sterben,“ murmelte er immer wieder vor sich hin. In seinem Blut kochte das Fieber, und vor seinen Augen tanzten wirbelnde Funken. Nicht weit von der Stelle, wo der Jagdelefant ihn abgeworfen hatte, brach er zusammen.

Die Weltreise durch die Luft

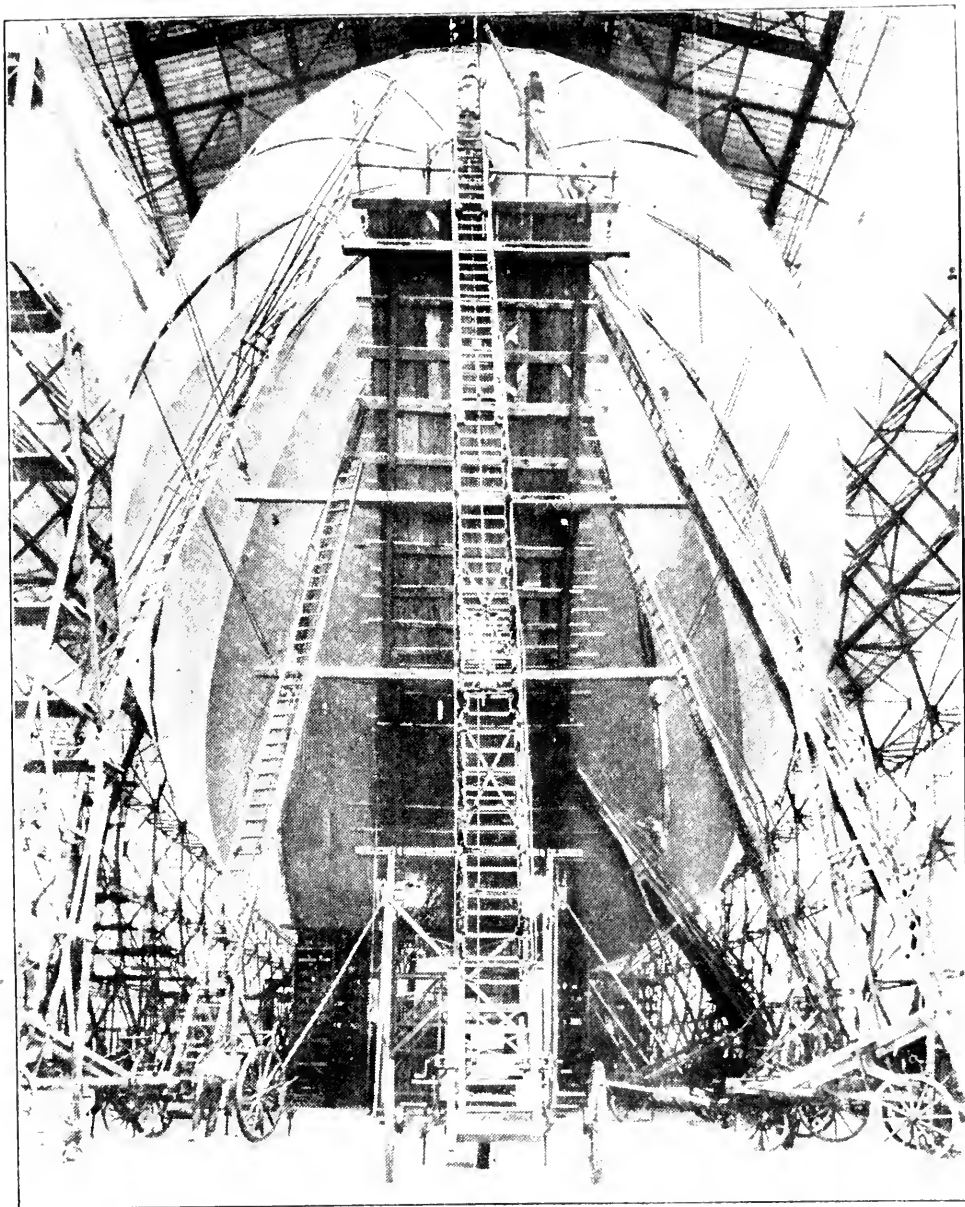
Ein deutscher Zeppelin fliegt nach Amerika.

Heute braucht man mit dem schnellsten Luxusdampfer von Europa nach Amerika mindestens 8 Tage. Da baut man nun im deutschen Luftschiffhafen Friedrichshafen einen riesengroßen Zeppelin, den besten, längsten, schnellsten, sichersten, den wir Deutsche jemals hergestellt haben. Dieses leuchtbare Luftschiff soll in mindestens 45 und höch-

stens 60 Stunden von Friedrichshafen durchs Rheintal, über Basel, Belfort, Südfrankreich, Poitiers, über den Atlantischen Ozean nach Amerika in die dortige Flughalle von Lakehurst, 200 Kilometer südlich von New York, fliegen. Der Weg ist 6300 Kilometer lang. Da aber über dem Ozean ungewöhnlich starke Westwinde wehen, so wird nicht die direkte Strecke, sondern ein Umweg um die gefährlichen Sturmgebiete eingeschlagen. Diese Fluglinie ist allerdings 8000 Kilometer lang. Das Luftschiff kann durchschnittlich 120 Kilometer in der Stunde zurücklegen; das ist eine sehr schnelle Beförderung, wenn man bedenkt, daß die besten D-Züge in Deutschland nur eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 80 bis 85 Kilometern in der Stunde erreichen!

Das Luftschiff soll Reisende von Europa nach Amerika befördern. Dazu hat das 200 Meter lange und 27 Meter breite Fahrzeug





Die Zeppelinwerft in Friedrichshafen beim Erbauen des 200 Meter langen Zeppelinluftschiffs, das an Amerika verkauft werden soll.

fünf verschiedene Gondeln und sieben Motoren. In der Hauptgondel sind die vornehm eingerichteten Ess- und Wohnzimmer eingebaut. Hier werden auch nachts die notwendigen Schlafräume errichtet. Schnell werden die sauberen, weißgedeckten Tische, die Lehn-

stühle beiseite gerückt, um bequemen Betten Platz zu machen. Es sind fünf Abteile für je sechs Fahrgäste. Bei jedem Flug können also insgesamt 30 Personen mitgenommen werden. Hinzu kommen noch die 24 Mann der Besatzung. Andere Räume dienen zur



Die Weltreise durch die Luft.
Amerikanische Schiffe werden das Riesensluftschiff über den Ocean begleiten.

Unterbringung des Gepäcks und der Post-
sachen. Bisher mußte jeder Brief fast zwei
Wochen lang auf dem Wasser umherirren,
heute dauert's keine drei Tage mehr!

Natürlich sind auch Räume für Benzin
(35 Tonnen, also drei Eisenbahntanks), für
Kohlen (20 Güterwagen voll), für Öle,
Wasser, Proviant usw. vorgesehen. Ein
Rundfunkapparat wird es den Fahrgästen
ermöglichen, stets alle Neuigkeiten vom näch-
sten Festland zu vernehmen.

Zunächst werden noch Probefahrten unter-
nommen; später, wenn man die erste große
Reise von Friedrichshafen aus beginnen will,

werden auf dem Wasser alle 200 Seemeilen
amerikanische Schiffe aufgestellt werden, die
den Flug beobachten, um im Notfall zu
Hilfe eilen zu können. Es haben sich bisher
700 Europäer zur ersten Ueberfahrt gemeldet.
Ihnen allen ist mitgeteilt worden, daß der
Zeppelin bei der ersten Ueberfahrt überhaupt
keinen Fahrgast aufnimmt.

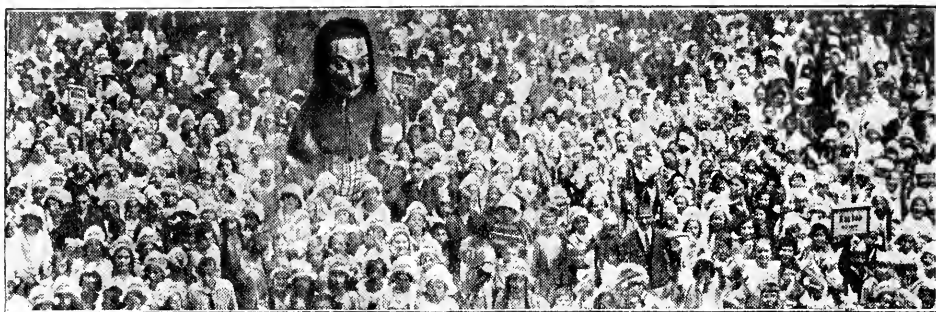
Das Luftschiff wird in der weltberühmten
Zeppelinwerft von deutschen Flugzeugarbei-
tern erbaut. Die amerikanische Marine hat
es bestellt. Sie bezahlt dafür 7 Millionen
Goldmark, eine Summe, die noch niemals für
ein Luftschiff bewilligt worden ist.

Benjamin Pampe schreibt mit der Schreibmaschine

FrE und E ((-Xxxxx!

SS sss esi st Gan z Furcht Barsch wermitd
Ersch REibmass chin Ezusch reiben. esd au Erte I
NEH..... albest Und e Bismann Einenbuchst ab
Enge f & enhat & Da nnistesm Eis Tense Infal
Scher ab Erd as Kommak An nich Garn ich T Find
— en. wennmannau feinen KKKK Nopfd RUEckt WIRD
ESGRO ss & wën Ni-c-h-l-i-n-K-st-IPP-ee inz WIS
c h e n r AUM. Ich w....Erdee s SCHONL er Nenu
ndentwe der gehtdi EMA SCHINEKA PUTO dericha Ber
IC hgl AU bees I Stdi EMA Sch in Edi Eka put ge

*St. Fast also, nun ist sie
für den Kugelhieb. Ich hab' es
mit der Hand gelernt und
kann ich hier schreiben bin
also für! Hier steht
für mit der Feder
für lieben Benjamin.*



Fridolin inmitten seiner Freunde bei dem diesjährigen großen Fridolinfest in Seebad Heringsdorf.

Fridolin Briefkasten

Freunde! Von jetzt an gibt es einen Briefkasten im Heiteren Fridolin. Briefkastenredaktör ist Onkel Otto, aber natürlich helfen ihm Onkel Toldi, Professor Pechmann und Pampe dabei. Ob Pampe dazu taugt, muß sich erst zeigen; Onkel Toldi war dagegen, daß Pampe am Briefkasten mitarbeitet, aber Onkel Otto ist dafür. Im Briefkasten werden nur solche Anfragen beantwortet, die für alle Leser Interesse haben. Allen euren Anfragen müßt ihr aber nach wie vor zehn Pfennig Rückporto beilegen, weil ihr nicht wissen könnt, ob ihr die Antwort im Briefkasten oder wie bisher durch die Post bekommt. Fridolin. — Linda S. in Potsdam: Ich glaube es dir einfach nicht, daß du in vollem Lauf einen Faden durch eine Nadel ziehen kannst. Ich habe es schon dreimal versucht und nicht fertig gebracht. Pampe hat es auch probiert, aber er brachte den Faden nicht einmal im Stehen durch das Nadelöhr. Ich habe übrigens schon sehr viele Gymnastikspielpläne von unseren Freunden erhalten und werde bald darüber berichten. Onkel Otto. — Karl B. in Köln. Die Ergebnisse des Radio-Preisanschreibens werden im nächsten Heft veröffentlicht. Dort kannst du dann nachlesen, ob du einen Preis gewonnen hast. Onkel Toldi. — Edgar K. in Marburg: Das Grün an den Scheiben in deinem Aquarium sind Algen. Es ist am besten, du entfernst sie durch Abbürsten mit einer alten Zahnbürste und wechselst dann das Wasser. In Zukunft mußt du Posthornschnecken in dem Aquarium

halten, die die Algen fleißig von den Scheiben wegessen. Onkel Otto. — Horst S. in Dresden: Es ist aber sehr schade, daß du mich nicht getroffen hast. Ich war am 22. Juli in Heringsdorf und habe dort ein wundervolles Fest veranstaltet (siehe oben das Bild), bei dem auch Laatsch und Bommel zugegen waren. Es wurde gespielt, und meine Freunde konnten dabei herrliche Preise gewinnen. Zum Schluß war Fackelzug und Riesenfeuerwerk. Ich kann dir verraten, daß ich aber auch noch in anderen Städten Feste vorbereite.

Fridolin.



Hier zwei Witze von meinem Nissen Max:

Max kommt weinerlich nach Haus mit seinem Zeugnis. Er ist wieder unter 26 Schülern der sechszwanzigste geworden.

Vater (nachdem er das Zeugnis gelesen): „Was, wieder bist du der Letzte? Kannst du nicht mal wenigstens Vorleser in der Klasse werden?“

Max: „Nein, Vater, da sitzt schon einer!“

Was sagt ihr dazu? Na, seine Witsche hat er ja gekriegt. Nun noch einen andern Witz von Max:

Lehrer: „Max, du hast wieder „Tiger“ klein geschrieben. Ich habe dir doch gesagt, alles, was man anfangen kann, wird groß geschrieben.“

Max: „An, Herr Lehrer, haben Sie schon einmal einen Tiger angefaßt?!“

Rätsel-Ecke

Eisben-Rätsel.

Aus den Eisben: a — a — burg — eli
— chisch — da — de — don — ei — en
— foe — ge — gel — gri — gril
— ham — hue — i — is — le — na —
nas — nat — ner — re — rich — rie —
se — sen — te — ter — ul — sind 15 Wör-
ter zu bilden, deren Anfangs- und dritte
Buchstaben, letztere von unten nach oben ge-
lesen, ein Sprichwort ergeben: 1. Natur-
erscheinung, 2. Säugetier, 3. Vogel, 4. Blume,
5. Männername, 6. Erderhöhung, 7. Insel
bei Neapel, 8. Insekt, 9. Metall, 10. deutsche
Stadt, 11. Süßfrucht, 12. Schlangenart, 13.
Verfasser des Robinson Crusoe, 14. Sprache,
15. Turnabteilung.

Geographisches Rätsel.

Wer die Provinz Hannover kennt,
Setzt einen Ort genau benennt,
Der zwar 'nen richt'gen Namen hat,
Wie soust ein Dorf und eine Stadt,
Und dennoch sich (sagt wo er liegt)
Mit einem Buchstaben begnügt.

Leicht getan.

Um Trauben dir zum G zu führen,
Muß der D sie erst berühren.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 23.

Eisbenrätsel:

Die Arbeit ehrt den Mann.

1. Derwisch, 2. Ikar, 3. Eremit, 4. Abend,
5. Ratte, 6. Berlin, 7. Eigentum, 8. Ida,
9. Telephon, 10. Eugen.

Buchstakartenrätsel: 1. Schornsteinfeger,
2. Orgelbauer.

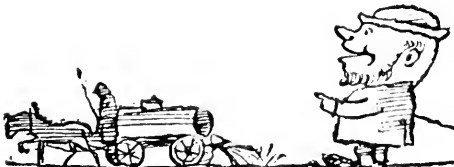
Fridolins Lachkabinett



Lehrer: „Ihr habt mir nun alle möglichen
Haustiere genannt, das Pferd, die Kuh, das
Schaf, den Hund und die Katze. Kennt ihr
auch das eine: es hat struppige Haare, ist
nicht sauber, wälzt sich gern im Schmutz und
treibt sich auf Nachbars Hof herum? Nun,
Frischen?“

Frisch (verschämt): „Das bin ich!“

*



Ein Bauer kam in die Stadt und sah
zum erstenmal einen Sprengwagen. Erstaunt
betrachtete er ihn und fing dann an, laut zu
lachen: „Was ist denn los?“ fragte einer der
Vorübergehenden. „Haha,“ lachte der Bauer,
„nu sehen Sie mal den Wagen da; bis der
zu Hause ist, läuft alles raus, und der
Kutscher merkt nix!“

Lehrer: „Wie nennt man beim Hasen die
Haare, die zu beiden Seiten der Schnauze
sitzen?“

Frisch: „Spürhaare!“

Lehrer: „Warum nennt man sie so?“

Frisch: „Wenn man ihn daran zieht
spiirt er's.“

*



Schauspieler als Richard III. (auf der
Bühne): „Ein Pferd, ein Pferd — mein
Königreich für ein Pferd!“

Wigbold (im Zuschauerraum): „Tut's ein
Esel nicht auch?“

Schauspieler: „Sawohl! Kommen Sie
nur raus!“

*

„Wie kommt es, Kurtchen, daß du so oft
von deinem Papa Prügel bekommst?“

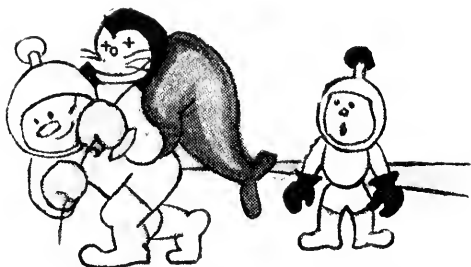
Kurtchen: „Weil er stärker ist als ich!“

*

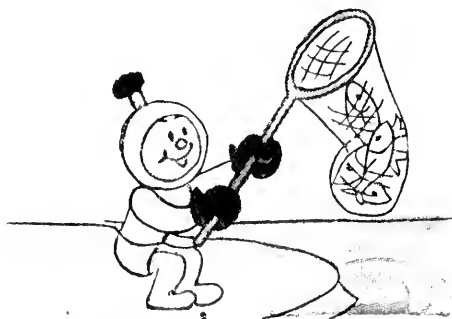
Lehrer: „Berthold Schwarz hat das Pul-
ver erfunden, und was entdeckte Kolumbus?“

Hans: „Die Eier!“

Der schlaue, kleine Walroßjäger



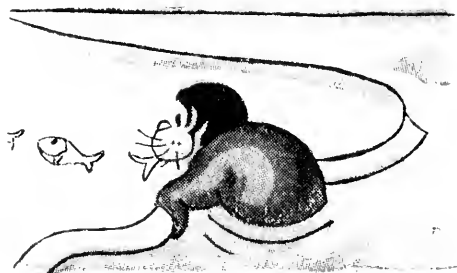
Der Jägersmann, gewandt und flink,
Ein großes, fettes Walroß fing.
Das sieht der kleine Eskimo
Und macht' es gerne ebenso.



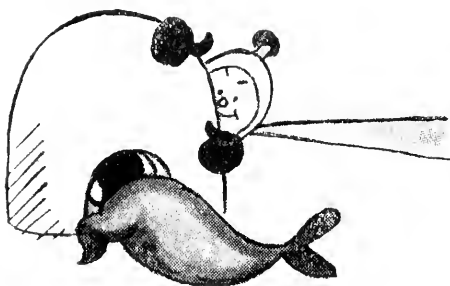
Walrösser fangen ist nicht leicht,
Jedoch mit List man viel erreicht
Der Junge, der erfinderische,
Er fängt sich viele kleine Fische.



Die Fische mit verschmitztem Sinn,
Die legt er bis zur Hütte hin,
Den Weg zu weisen still und stumm
Der Eskimo weiß wohl, warum.



Es taucht mit Prusten und Geschnauf
Jetzt aus dem Grund das Walroß auf
Entdeckt die Fische schon vom weiten,
Und frisst den ersten und den zweiten.



Es bleibt jedoch dabei nicht stehen
Und frisst sie alle, Stücke zehen.
Bon Freßgier ganz und gar benommen
Ist bis zur Hütte es gekommen.



Barlog

Dies lag im Plan des Eskimos,
Drum ist nun seine Freude groß.
Gefangen ist der Meeresfohn.
Die Tür schnell zu und — hat ihn schon.



In dieser Nummer
Auflösung des
Radio-Preisrätsels

SPORT, S.

FEUER



„Der leidhaftige Teufel stand im Garten“, erzählte der Großvater.
(Zu der Erzählung: „Der Kürbisteufel“ auf der nächsten Seite.)

Der Kürbisteufel

Eine kleine Geschichte aus Großvaters Jugendzeit.

Lili und Kurt bekamen eine Kiste, die mit vielen Nägeln zugenaagelt war. Das war Kurt gerade recht, denn nun konnte er Lili zeigen, wie stark er war; endlich hatte er die Nägel alle herausgezogen, und man konnte den Deckel abnehmen und nachsehen, was in der Kiste war: Es waren Trauben, Äpfel und Nüsse darin und in der Mitte etwas Rundes, Gelbes. Kurt wußte nicht, was es war, aber Lili rief gleich: „Es ist ein Kürbis.“

Die Kiste kam von Tante Anna aus Gröntal. Auch ein Brief lag in der Kiste. Lili machte ihn auf und las:

„Liebe Lili und lieber Kurt!

Hier sende ich Euch einiges zum Naschen aus dem Garten und auch einen Kürbis. Geht nur zum Großvater und fragt ihn, was Ihr mit dem Kürbis machen sollt, und grüßt ihn schön

von Eurer alten Tante Anna.“

Lili und Kurt gingen also mit dem Kürbis zum Großvater, der mit seiner Meer-schaumpfeife im Sessel am Fenster saß, und Kurt sagte: „Großvater, Tante Anna hat geschrieben, daß wir dich fragen sollen, was man mit einem Kürbis macht.“

„Mit einem Kürbis?“ lächelte der Großvater. „Na, dann gehst ihn mal her, euren Kürbis.“

Er breitete die Zeitung über Winterters Näftisch und schnitt unten ein rundes Loch in den Kürbis. Dann hielt er den Kürbis über die Zeitung, schüttelte ihn und klopfte an ihm herum, und da fielen lauter weiße Kerne heraus.

„Die müßt ihr aufheben“, sagte der Großvater. „Ihr könnt sie im Frühjahr in die Erde stecken, dann werden neue Kürbisse daraus. Nun will ich euch einen Kürbisteufel schnitzen.“

„Was für einen Teufel?“ fragte Kurt.

„Siehst du“, erklärte der Großvater und schnitt mit dem Messer zwei dreieckige Löcher oben in den Kürbis, „das sind die Augen. Und hier ist die Nase.“ Er machte ein neues Loch weiter unten und dann zwei lange Schnitte: „Das ist der Mund. Und die Zähen, die ich jetzt hineinschneide, sind die Zähne. Die Zähne sind das Wichtigste am Kürbisteufel. Und nun steckt man den Kürbisteufelkopf auf eine Stange, und wenn es Nacht ist, stellt man eine kleine brennende Kerze hinein, dann sieht der Kürbisteufel wie ein wirklicher Teufel aus; besonders der Mund mit den fürchterlichen Zähnen.“

Mit so einem Kürbisteufel habe ich leider der Tante Anna ein Geburtstagsfest verdorben, aber das ist nun schon lange her. Tante Anna war damals elf Jahre alt und ich dreizehn. Viele kleine Mädchen waren zu Tante Annas Geburtstag eingeladen; nur ein einziger Junge war dabei, und der war ich. Es gab Schokolade und Kuchen, und die Mädchen hatten alle Blumen und Geschenke mitgebracht, ich allein kam mit leeren Händen. Aber ich sagte: „Wartet nur, mein Geschenk kommt nach.“

Natürlich wollten nun alle wissen, wann, wo und wie mein Geschenk nachkommen würde, aber ich sagte nur: „Später!“ Und als es endlich dunkel wurde, schlich ich mich in den Garten hinaus, wo ich einen Kürbisteufel versteckt hatte. Er sah mindestens ebenso gruslich aus wie dieser da. In dem Garten stand eine alte Bogelscheuche, eine richtige Lumpengestalt, der setzte ich den Kürbisteufelkopf auf und zündete die kleine Kerze darin an. Ich sage euch, es hat wirklich gefährlich



ausgesehen; beinahe hätte ich selbst Angst davord gekriegt. Ich ging dann wieder in die Geburtstagsstube und erklärte: „Meine Herrschaften, mein Geschenk ist eben eingetroffen!“

„Wo ist es denn?“ riefen alle.

„Draußen im Garten“, sagte ich. „Wenn sich die Herrschaften hinausbemühen wollten, um es zu besichtigen . . .“

Alle sprangen von den Stühlen auf und liefen hinaus und . . .

Rein, wie die geschrien haben! Mir klingten heute noch die Ohren.

„Uns Himmels willen—der T—t—eufel!“

Totenbleich wurden sie, und dann liefen sie

auf und davon. Wie die Hasen liefen sie; es half gar nichts, daß ich hinterherrannte und rief: „Es ist doch nur ein Kürbistensel!“ Die kleinen Mädchen kamen nicht wieder.

Tante Anna hat geweint, und es hat mir auch sehr leid getan, daß ich das Geburtstagsfest verdorben hatte. Aber ich hatte es wirklich nicht böse gemeint; ich wußte nicht, daß kleine Mädchen so große Angst haben können. Und wir haben uns schließlich damit getröstet, daß wir alles, was von dem Kuchen noch übrig war, nun ganz allein aufessen konnten. Der Kürbistensel sah uns dabei freudig grinsend durch das Fenster zu.“



Deutschen Gelehrten, dem Professor Adolf Miethe und seinem Assistenten, Dr. Stammreich, in Berlin, ist es vor kurzem gelungen, Quecksilber in Gold zu verwandeln. Allerdings kann man die künstlichen „Goldstückchen“ kaum wägen, so klein sind sie (es handelt sich um Stäubchen von $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{100}$ Milligramm Gewicht), und man kann sie auch kaum bezahlen, so viel Quecksilber und vor allem hohe und sehr kostspielige elektrische Kraft braucht man dazu, um sie herzustellen. Ein Ring oder ein Goldstück, aus dem künstlich gewonnenen Gold hergestellt, würde vieltausendmal mehr kosten als aus natürlichem Gold. Die Erfindung hat demnach nur einen rein wissenschaftlichen Wert; für das praktische Leben kann sie — vorläufig wenigstens — nicht verwendet werden.

Zimmerhin bedeutet die Erfindung des Professors Miethe eine große wissenschaftliche Eroberung; zum erstenmal ist es einem Menschen gelungen, „Gold zu machen“. Das wollten schon die Alchimisten im Mittelalter.

Sie versuchten es auf alle mögliche Weise, vor allem durch Mischen von verschiedenartigen Erzen und Chemikalien. Den ganzen Tag saßen sie in ihren geheimnisvollen Labortorien, in die keilweise kein anderer Mensch hineindurste, und mischten und brauten drauflos, und alles mögliche tam aus ihren Retorten und Schmelztiegeln heraus, nur kein Gold. Da versuchten sie es mit Zauberei, und nun wurde die Sache noch viel geheimnisvoller. Es entstand die sogenannte „magische Kunst“; man wollte ein Geheimmittel finden — einen „Stein der Weisen“, ein „Elixier“, eine „rote Tinktur“ —, das nicht nur andere Erze nach Belieben in lauterer Gold verwandeln, sondern auch alle Krankheiten und menschlichen Gebrechen heilen sollte. Ein Leben in Glückseligkeit und Reichtum versprachen die guten Leute sich und andern von der Entdeckung des großen Geheimmittels, aber leider konnten sie es nie entdecken, wenn sie auch noch so lange probierten und studierten. Es waren ernste und nach mittelalterlichen Begriffen hochgelehrte und belehene Männer unter den Alchimisten, aber auch viele Schwindler, und den Schwindlern gelang es mitunter, Gold nicht nur in den Schmelztiegel, sondern auch in ihre Taschen zu schmuggeln. Sie füllten z. B. natürliches, echtes Gold in einen hohlen Stab, der unten mit Wachs verschlossen wurde. Dann ließen,

sie bekanntgeben, daß das große Geheimnis der Goldmacherei endlich gefunden wäre, und immer gab es Leute genug, die sich für die Sache interessierten. Vor den Zuschauern, die um den Schmelzofen in dem gruseligen „Laboratorium“ des Schwindelalchimisten herumstanden — es gab in einem solchen Laboratorium ausgestopfte Eulen und Krokodile, vergilbte alte Zauberbücher, Totenköpfe und anderen Holuspokus —, schmolz der „Goldmacher“ Blei in einem Tiegel ein und tat noch allerlei Zauberpulver hinzu, dann rührte er den ganzen Goldzauberbrei mit dem geheimnisvollen Stab um. Natürlich schmolz in dem flüssigen Blei das Wachs an der Spitze des Stabes, und das darin versteckte Gold rieselte in den Zauberbrei. Infolgedessen fand man nachher richtiges, echtes Gold in der alchimistischen Mischung, und irgend ein Dummkopf fand sich immer, der dem „Erfinder“ das vorzügliche Rezept zu den Zauberpulvern und womöglich gleich das ganze Laboratorium mitsamt den Zauberbüchern und ausgestopften Eulen für viel Geld abkaufte. Der Schwindler brauchte ja das Laboratorium und die ganze Alchimie nicht mehr, weil er so schnell wie möglich mit dem erschwundelten Gold verschwinden mußte.

Erst um die Mitte des letzten Jahrhunderts verdrängte die wissenschaftliche

Chemie die alchimistische Goldmacherei. Damals lehrte die Chemie, daß die Elemente unveränderlich und die Atome, die winzigsten meßbaren Teile, aus denen sich ein Element oder ein Körper zusammensetzt, nicht mehr teilbar seien. Somit wäre es eine Unmöglichkeit, aus einem Stoff einen andern herzustellen, z. B. aus Blei usw. Gold. Lange Zeit gab es keine Goldmacher mehr; wenigstens hörte man nichts mehr von ihnen.

Professor Riethe, der moderne deutsche Goldmacher, hat nun allerdings mit den mittelalterlichen Alchimisten nichts gemein. In seinem Laboratorium gibt es keine ausgestopften Eulen und Fledermäuse, keine Totenköpfe und keine Zauberbücher, sondern nur die nüchternen Instrumente der modernen Wissenschaft. Alles ist peinlich sauber und blank. Und der Professor selbst ist durchaus kein Zauberer und Hexenmeister, sondern ein strenger, nüchterner Mann der Wissenschaft. Die Lehre der Chemie, daß das Atom als kleinste Einheit unteilbar und unwandelbar sei, kam schon um die letzte Jahrhundertwende ins Wanken, als das Radium entdeckt wurde. Damals wurde bereits festgestellt, daß das Atom doch noch weiter teilbar ist, daß es sich in noch kleinere Einheiten zersplittert und zerstrahlt. Hier hat Professor Riethe weitergearbeitet, und es gelang ihm, durch



Wie es in einem alchimistischen Laboratorium im 14. Jahrhundert ausgesehen hat.
Nach einem alten Holzschnitt von Hans Burgkmair.

„Zertrümmerung“ von Quecksilberatomen unter Anwendung hoher elektrischer Kraft winzige Mengen echten Goldes zu gewinnen.

Um eine große wissenschaftliche Errungenschaft handelt es sich also: Es ist gelungen, einen Stoff (Quecksilber) in einen andern (Gold) zu „verwandeln“. Es ist aber nicht daran zu denken, daß wir Deutsche nun Goldfabriken bauen und ganze Wagenladungen Gold künstlich herstellen werden, daß wir mit Leichtigkeit alle Schulden unseres Landes tilgen und unsere Straßen mit Goldklumpen pflastern können und das reichste Volk der Erde werden. Selbst wenn wir wirklich Gold in Masse billig herstellen könnten, so würde uns das wenig nützen, denn dann würde durch unser billiges künstliches Gold alles Gold auf der Erde entwertet sein, und kein Mensch würde mehr für eine Handvoll Goldstücke auch nur ein Stück Brot hergeben.



Der deutsche Professor Adolf Miethe, dem es vor kurzem als erstem gelang, wirkliches Gold künstlich herzustellen.

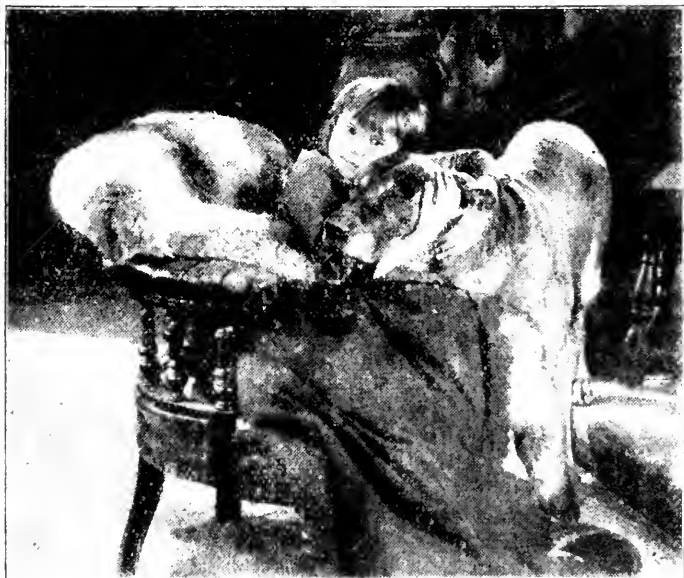
Wie Jackie Coogan Filmschauspieler wurde

Erzählt von seinem Vater bei Jackies 10. Geburtstagsfest

Jackie ist vor kurzem zehn Jahr alt geworden. Es war eine herrliche Geburtstagsfeier. Der kleine Filmheld durfte sich fünfzig seiner „allerbesten“ Freunde einladen, denn wenn man so berühmt ist wie er, hat man zahllose gute Freunde. Sie kamen auch alle. Jeder brachte ein Geschenk mit, das sich auf Jackies glückliche Laufbahn bezog; der eine schenkte ihm einen kleinen Aufnahmeapparat; der andere brachte ihm für sein Spielzimmer eine Leinwand mit, der dritte überraschte ihn mit einem Vorführungstasten; einer überreichte ihm sogar einen — Löwen, natürlich einen ganz jungen, mit Maulkorb . . .

Bei dem Fest wurde viel zu Ehren des

allerliebsten Allerweltlieblings gesprochen. Man feierte ihn und seine Kunst, wie kaum zuvor ein erwachsener Filmkünstler gefeiert



Der kleine Jackie Coogan mit seinem großen Hund in einem der letzten Filme, in denen er mitspielte.



Jackie läßt sich die Strümpfe stopfen.
Ein Bild aus einem Jackie-Coogan-Film, der in Flandern spielt.

wurde. Neben Jackie, der alle seine Geschenke freudestrahlend auf einem Riesentisch hinter sich aufgebaut hatte, saßen seine Mutter und sein Vater. Und als alle ihre Reden auf den zehnjährigen Jungen beendet hatten, sprang Jackie selbst auf, hob sein Glas mit Eiswasser und Ananassaft, seinem Lieblingsgetränk, und ließ in ehrlicher Dankbarkeit seine Eltern hochleben. Nun erhob sich der Vater, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, und erzählte all den aufmerksam lauschenden Jungen, wie Jackie eigentlich zum Film kam:

„Meine Frau und ich, wir reisten mit einer Wandertruppe von Stadt zu Stadt und machten komische Aufführungen. Ich spielte einen alten Mann und meine Frau ein junges Mädchen. Zwischendurch hatte auch einmal Jackie über die Bühne zu laufen und uns beide anzulächeln. Der Knirps spielte seine Szene so gut, daß er jedesmal den meisten Beifall davontrug. Dabei machte er nichts, als daß er schelmisch lächelte. Eines Abends reisten wir nun wieder an einen

anderen Ort. Neben uns saß ein kleiner, schwarzhaariger Herr, dessen Gesicht mir so bekannt vorkam. Ich zerbrach mir den Kopf, wo ich ihn schon einmal gesehen haben konnte, kam aber nicht dahinter. Der bekannte Unbekannte sah sich mit offensbarer Freude in jenen Jackie an und amüsierte sich über ihn und seine komischen Bewegungen. Plötzlich schnitt der Fremde eine Frage — Jackie lacht in seiner goldigen Art laut auf — und ich erkannte in dem scheinbar Unbekannten den berühmten Filmkomiker Charlie Chaplin.

Als wir dann zum erstenmal auftraten, saß Chaplin vorn in der Loge. Während Jackies Auftreten hörte ich, wie Charlie lachte. Gleich darauf stand er bei mir in der Garderobe und fragte: „Was kost' er?“

Ohne mich zu besinnen, nannte ich eine Summe, die wir alle zusammen im ganzen Jahr verdient hatten.

Chaplin reichte mir die Hand zum Zeichen, daß der Vertrag abgeschlossen war. Und bevor wir noch eigentlich recht

wußten, um was es sich handelte, stand unser kleiner Jackie im Glashaus vor dem Kurbelkasten, mußte lachen, laufen, weinen, schreien, traurig, lustig sein. Der erste Film mit dem großen Meister Chaplin und Jackie war ein wunderschöner Erfolg. In allen Ländern verlangte das Publikum nach einem neuen Film mit Jackie. Auch das zweite Werk gefiel über alle Maßen. Jackie lernte schreiben, lesen, rechnen, fliegen, radeln, automobilfahren, photographieren, kine-matographieren, zeichnen, singen, tanzen, sich bei Tisch und in Gesellschaft benehmen, sich manövrieren, pediküren, massieren, Tennis spielen, rennen, und was ein junger Filmstar alles können und können muß. Immer größer wurde die Zahl seiner Freunde; Jackie mußte immer mehr arbeiten. Da aber schritt ich als besorgter Vater ein und gestattete, daß mein Junge nur täglich drei Stunden filmen und drei Stunden lernen durfte. Die übrige Zeit sollte Jackie für sich zum Spielen benutzen. Ich



Jackie Coogan, der kleine, von uns allen geliebte Filmschauspieler, in einer seiner nettesten Rollen, in dem Film: „The Kid“.

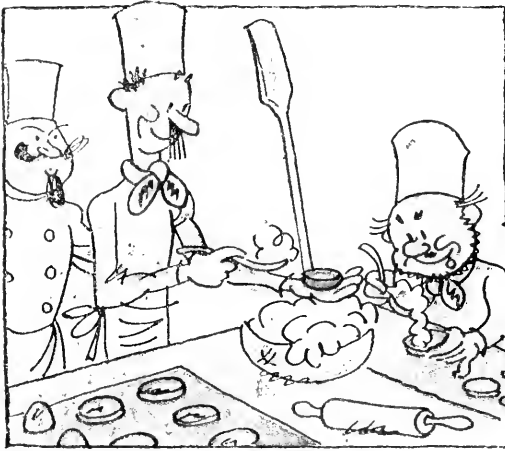
freue mich, daß ich damals recht getan hatte: denn Jackie war bisher nicht ein einziges Mal krank. Er sieht immer gesund wie das junge Leben aus!“

Nun sprang Jackie auf seinen Vater zu und küßte ihn. Und dann kam die Mutter an die Reihe.

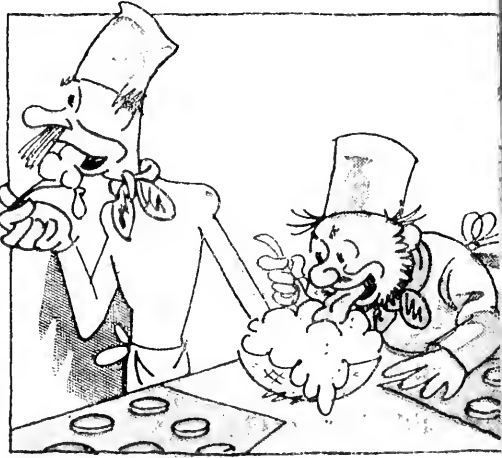
Die anderen aber vergaßen auf kurze Zeit, daß sie bei einem weltberühmten Filmstar eingeladen waren. Sie sahen nur einen prachtvollen Jungen, der seine Eltern ehrlich liebte . . .

Jackie Coogan spielt am liebsten mit einer großen Eisenbahn. Es macht ihm in seinen freien Stunden viel Spaß, die Weichen zu stellen, die elektrischen Wagen nach einem bestimmten, Hug erdachten Plan in Bewegung zu bringen und Zusammenstöße durch rechtzeitiges Umleiten von Wagen zu vermeiden. Natürlich mußte die Gesellschaft wieder mit ihm spielen. Bald saßen alle Knaben am Fußboden und betätigten sich als Stationsvorsteher von Chicago, New York und Philadelphia, gaben Einfahrtssignale, klingelten

Laatsch und Bomme



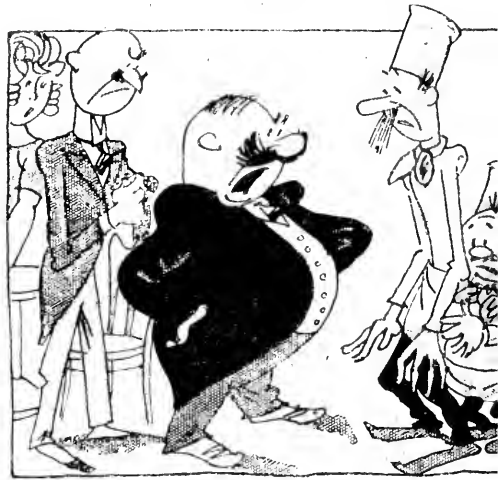
In der Zuckerbäckerei
Angestellt sind jetzt die zwei.
Der Herr Chef, ein ernster Mann,
Weißt die Arbeit ihnen an.



Sahne ist so süß zu lecken,
Soll man nicht davon mal schmecken?
Ach, sie schmeckt so lang nach mehr,
Bis die ganze Schüssel leer.



Doch die Herren und die Damen,
Kaum daß sie davon bekamen,
Fingen furchtbar an zu fluchen
Und den Schuldigen zu suchen.



„Laatsch und Bomme, her mit euch!“
Schreit der Wirt voll Zorn sogleich.
Daß die Tat er schrecklich räche,
Nimmt er vor die beiden Köche.

an den Weichen und Kreuzungen, beförderten winzige Pappen und luden sie wieder aus.

Am Abend gab's ein Feuerwerk, bei dem fast alle Figuren aus Jacies neuem Film „abgebrannt“ wurden. Und nachts fuhr alles

hinaus in die Filmglashäuser, wo man im Coogan-Atelier eine Massenaufnahme herstellen wollte. Die Festteilnehmer sollten mit dem Geburtstagskinde gekurbelt werden. Jackie wurde in die Mitte gestellt; seine „Ka-

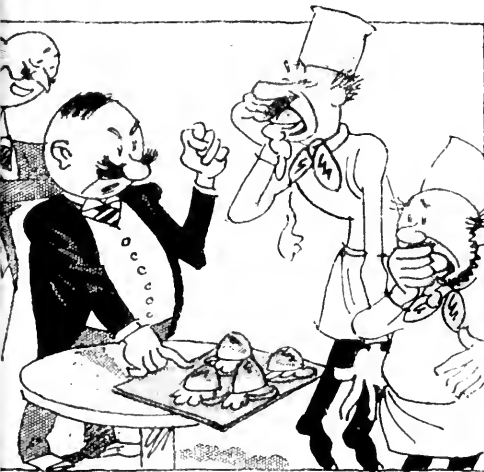
als Konditorsgehilfen



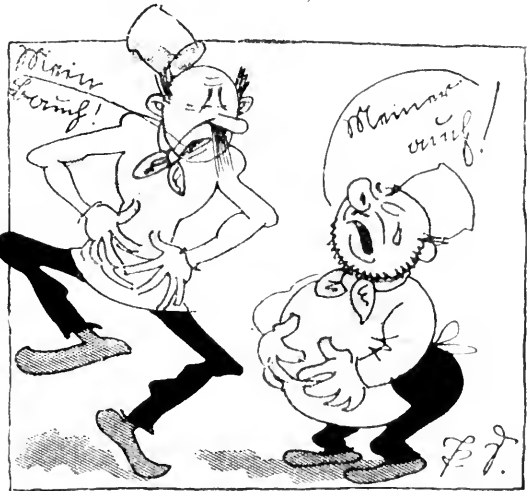
In der deutschen Sprache Schäß
Gibt's das schöne Wort: Erßäß.
Dieser find't sich auf der Stelle,
Ist der Mensch nur richtig helle.



Schlägt die Seife man zu Schaum,
Merkt den Unterschied man kaum.
Munter dann und guten Muts
Man in leck're Törtchen tut's.



„Aufgeessen!“ ruft er strenge
Angesichts der ganzen Menge.
Und die zwei in Angst und Schrecken
Müssen es nun selber schlecken.



„Au!“ ruft Laatsch, „an weh, mein Bauch!“
Bommel jammert: „Meiner auch!“
Denn die Seife kann der Magen
Leider Gottes nicht vertragen.

meraden bildeten einen Kreis und tanzten
lustig singend um ihn herum. Dieses Bild
wurde von vier verschiedenen Seiten auf-
genommen. Es soll für den nächsten Film, in
dem Jackie Geburtstag feiert, verwertet wer-

den. „Euer Geburtstagessen,“ jagte Jadies
Vater lachend, „habt ihr euch alle redlich ver-
dient. Denn wir brauchen für diese Auf-
nahme keine teuren Schauspieler. Ihr,
Jungens, macht's mindestens so gut!“

Hinter den Kulissen des Feuerwerks


Vorhang auf! —
„Ess! Schschsch! — Bum, bum —
Irrrad! Aaaaah!“

So, liebe Freunde, ist ungefähr der erste Eindruck eines Feuerwerks, nicht wahr? Und wir stehen da und freuen uns an dem herrlichen Farbenspiel der Feuerfugeln, an den reizenden Figuren, die sich unsern entzündeten Augen bieten, und nicht zuletzt finden wir es prachtvoll, wenn es ordentlich knallt. Dabei vergessen wir aber meist den Aufwand an Arbeit und Mühe und vor allem die Opfer, die gebracht werden müssen, um uns einige Minuten Freude zu bereiten. Opfer sind es tatsächlich, denn die Leute, die das Feuerwerk veranstalten, die Feuerwerker selbst, haben während der ganzen Dauer unseres Vergnügens einen schweren Stand. Laßt euch nur einmal von einem Feuerwerker seine Erlebnisse erzählen, und ihr werdet begreifen, daß die Frösche und Bomben, die bengalischen Lichter und die Raketen nicht diejenigen sind, die sich in Zucht nehmen lassen. Sie haben doch ihre eigenen Köpfe.

Und Arbeit und Mühe macht die Herstellung der Feuerwerkskörper auch; das könnt ihr mir glauben.

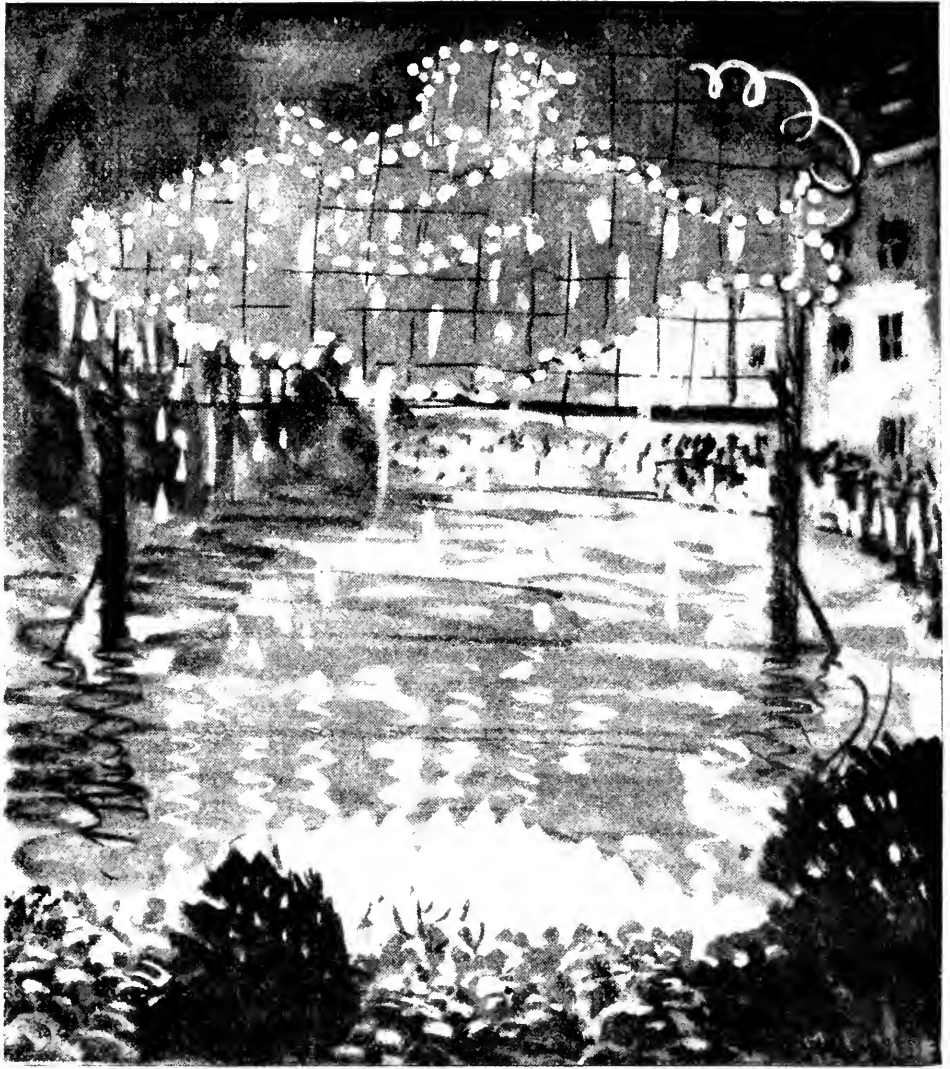
Weil ich nun dachte, daß es euch interessieren würde, wie die verschiedenen Feuerwerkskörper hergestellt werden, die so schön bunt sind und so herrlichen Spektakel machen, bin ich zu dem Mann gegangen, der die reizenden Feuerwerke bei den Fridolin-Festen an der Ost- und an der Nordsee gemacht hat, und habe mir das erklären lassen. Das will ich euch nun heute erzählen.

Wer von euch die herrlichen Fridolin-Feste an der See miterlebt hat, kennt ja die „Blickpots“, wie die knatternden Bomben von den Feuerwerkern genannt werden. Man hört



von ihnen zuerst nur: pffiiiiiüt! Dann gibt's einen schwachen Knall, und unter ohrenbetäubendem Knattern spritzen viele feurige „Schwärmer“ durcheinander in der Luft herum. Nach dem Feuerwerk haben alle immer gesagt: „Das war das Schönste.“ Der Herstellungsgang dieses „schönsten“ Feuerwerkskörpers ist ungefähr folgender: In eine Papphülle von nicht allzu großem Durchmesser wird auf den Grund die sogenannte Stoßladung, eine Pulvermischung, getan. Darüber wird eine Pappscheibe gepreßt, in der fünf Löcher sind. Auf diese Pappscheibe kommen ungefähr 25 sogenannte Schwärmer, die zur Hälfte mit Pulver und zur andern Hälfte mit einem Gemisch von feingemahlenem Aluminium und chlorsaurem Kali gefüllt sind. Zwischen den Schwärmern und der Pappscheibe ist eine ganz dünne Schicht Mehlpulver, das die Schwärmer zur Entzündung bringt, wenn die ganze obere Hülshenhälfte durch die Stoßladung in die Luft geschossen wird. Und die Schwärmer krachen dann so schön.

Die Raketen bestehen im wesentlichen aus einer Papphülle, die unten — wie man in der Fachsprache sagt — abgewürgt ist, damit nur eine kleine Öffnung vorhanden ist, durch die die Pulverdämpfe entweichen können. Durch eine sinnreiche Einrichtung wird dafür gesorgt, daß das Pulver in der Hülle sich einmal entzündet. Die Pulverdämpfe, die



Die Figur des Seiteren Fridolin, durch Feuerwerkstörper dargestellt, wie sie bei den Fridolin-Festen an der See zu sehen war.

das Bestreben haben, sich möglichst schnell auszudehnen, treiben nun durch den Luftwiderstand, den sie bei dem rasend schnellen Entweichen durch die kleine Öffnung finden, die Rakete selbst in die Höhe. Oben hat sich inzwischen die auf ihrem oberen Ende befestigte Füllung in Form von Leuchtugeln oder bengalischem Feuer entzündet und plakt nun mit dem ganzen Segen wieder zur Erde herunter. Sicher ist euch auch schon einmal aufgefallen, daß manche Feuerwerkstörper

auf ihrem Weg in die Höhe so seltsam pfeifen. Da ist dann getauchtes Vitruv in ihnen enthalten, das sich in viel schnellerem Maße als gewöhnliches Pulver ausdehnt und dabei die pfeisenden Töne von sich gibt. Das hört sich immer ganz besonders spaßig an.

Das Allerchönste bei den Fridolin-Festen, also noch schöner als die „Blipvots“, war eigentlich aber doch immer der Seitere Fridolin selbst, aus Feuerwerkstörpern gebildet. Manche haben sich erstaunt gefragt: „Wie

kann das gemacht werden?" Und wenn sie die Antwort hören, werden sie über die Einfachheit dieses Kunstwerkes erstaunt sein. Auf ein Holzgestell wird die Form des Delphins mit dem Fridolin in dünnem Rohr befestigt, in dem sich in regelmäßigen Abständen Nägel befinden. Auf diese Nägel werden sogenannte Lichter, einfache Papierhüllen, aufgesteckt, die mit bengalischem Feuer in verschiedenen Farben gefüllt sind. Sie sind untereinander wieder mit Zündschnur verbunden und können so fast gleichzeitig zur Entzündung gebracht werden. Ihr seht also, höchst einfach. So scheint es wenigstens. Aber

viel Arbeitskraft ist doch dazu nötig, um etwas derartiges zu schaffen.

Bevor ich schließe, will ich euch aber noch einmal warnen. Denkt nicht etwa, daß ihr euch jetzt allein Raketen anfertigen könnt. Ihr sollt überhaupt nicht mit feuer- und explosionsgefährlichen Stoffen hantieren. Den Eindruck einer Rakete könnt ihr euch auch verschaffen, indem ihr den Finger in den Mund steckt und dann loszischt. Es ist glänzend und ganz ungefährlich! —

Esst! Schisch! Bum, bum!

Otfel Otto.

NB. Vorhang zu! —



Studenten der englischen Universität Cambridge bei einer Ruderwettkfahrt in der letzten und höchsten Kraftanstrengung kurz vor dem Ziel.

Der Wille zum Sieg

Das Wort: Ich will! ist machtvoll. Das werdet ihr, vor allem wenn ihr Sport treibt, schon erfahren haben. Es ist so mächtig, daß wir schier Unmögliches zu leisten in der Lage sind, wenn wir nur wollen. Und der Wille ist nicht nur in uns. Er prägt sich auch in unserm Gesicht aus. Das könnt ihr am besten an dem nebenstehenden Kopf erkennen, der uns, vergrößert, den ersten der oben abgebildeten Ruderer zeigt. Es sind Studenten der englischen Universität Cambridge bei einer Ruderwettkfahrt mit ihren gefährlichsten Sportgegnern, den Studenten von der Universität Oxford. Seht euch die acht Ruderkämpfer an! Jedem ist der Wille zum Sieg ins Gesicht geschrieben.



Das vergrößerte Gesicht des dem Steuermann am nächsten sitzenden Ruderers.

Mein Preisanschreiben

Das verstümmelte

Freunde, es ist geschafft! Erstens die Verführung von Onkel Toldi und Benjamin Pampe und zweitens, was ja eigentlich viel wichtiger war, das Durchsehen aller Einsendungen. Das muß man euch ja lassen, dichten könnt ihr alle auszeichnen, und ich muß sagen, daß es dem Preisgericht sehr schwer gefallen ist, die am hübschesten ergänzten Verse herauszufinden. Aber schließlich gelang auch das. Nachstehend findet ihr das Gedicht, das den Hauptpreis erhielt, nämlich den großen, vollständigen Röhrenapparat. Es stammt von Hans-Günther Beyer, Salensee, Paulsborner Straße 2.

I. Preis.

Das Lied vom Eichhörnchen.

Eichhörnchens bräunlichrotes Fell
Auf taucht es und verschwindet schnell.
Gar leicht von Baum zu Baum es springt
Und seinen Jungen Futter bringt!
Seht ihr, wie es Nüsse tracht?
Wie es lust'ge Sprünge macht?
Wie's Vorrat für den Winter schafft?
Und wie es klettert meisterhaft?
Wie es mit den Vorderfüßen
Zum Munde führt den Kern, den süßen?
Wie's Eichhörnchen wär' ich so froh,
Setz' ich einen Radio.

Radiogedicht.

Es ist doch reizend, nicht wahr?
Als Onkel Toldi das las, fiel er dem
guten Benjamin gerührt um den
Hals. (Benjamin ihm um den Bauch!)
Nun will ich euch noch eines der
fünf mit dem zweiten Preis in Form
je eines Radio-Experimentierkastens
ausgezeichneten Gedichte vorführen
und dann noch eines der mit dem
dritten Preis belohnten, deren Ge-
winner jeder einen vollständigen De-
tektorapparat bekommt. Uebrigens
habe ich natürlich viel mehr als elf
hübsche Gedichte erhalten, konnte sie
aber nicht alle auszeichnen, da ich ja
leider nur elf Preise hatte.

II. Preis.

Das Lied vom Eichhörnchen.

Eichhörnchens bräunlichrotes Fell
Auf taucht es und verschwindet schnell.
Seht, wie von Baum zu Baum es springt
Und seinen Jungen Futter bringt!
Seht ihr, wie es Nüsse tracht?
Wie es lustig Sprünge macht?
Wie's fleißig für den Winter schafft?
Und wie es klettert meisterhaft?
Wie es mit den Vorderfüßen
Zum Munde führt den Kern, den süßen?
Dies fleiß'ge Tierchen seht euch an
Und nehmet euch ein Beispiel dran!

S. R.



III. Preis.

Das Lied vom Eichhörnchen.

Eichhörnchens bräunlichrotes Fell
Auf taut es und verschwindet schnell.
Seht, wie von Baum zu Baum es springt
Und seinen Jungen Futter bringt!
Seht ihr, wie es Flüsse tracht?
Wie es kühne Sprünge macht?
Wie's Vorrat für den Winter schafft?
Und wie es klettert meisterhaft?
Wie es mit den Vorderfüßen
Zum Munde führt den Kern, den süßen?
Schaut, Männchen macht es wie ein Has',
Den Schwanzbusch hoch! Ei, welcher Spaß!
A. W.

Die fünf Gewinner der zweiten Preise, der Radio-Experimentierkästen, heißen:

Heinz Reinsberg, Cottbus, Dresdener Str. 131,
Robert Jähmig, Hamburg, Hammerbrookstr. 30,
Erich Ebert, Zippendorf b. Menjelwitz, Zeißer
Straße 5b.

Holf Claus, Lichtentanne i. Sachsl., Rathaus,
Behringstraße 69,

Berner Schaefer, Charlottenburg, Dornburg-
straße 52 b. Charas.

Die Namen der fünf Gewinner der dritten
Preise, die je einen vollständigen Detektor-
apparat erhalten, sind:

Käthe Wolf, Breslau, Enderstraße 18,
Fr. Schönsfelder, Sigmaringen (Hohenzollern),
Schulstraße 2,

Margot Zachari, Neutölln, Weißstraße 10,
Günther Polatschek, Mannheim-Waldhof, Am
grünen Hag 1,

Franz Supat, Wien, Alferstraße 54.

Freunde, wer diesmal leer ausgegangen
ist, ertrage sein Schicksal ohne Groll, denn es
wird sich noch öfters Gelegenheit bieten, bei
meinen Preisrätseln zu gewinnen. Ich danke
 euch, auch im Namen Onkel Toldis und Ben-
jamin Pampes, nochmals herzlich für eure
Mitarbeit und verbleibe in aller Treue

euer Fridolin.

vogel. Wegen des umgekehrten Falles
brauchst du keine Angst zu haben. Es
hat übrigens keinen Zweck, der Eidechse den
abgebrochenen Schwanz wieder anzukleben.
Er fällt doch wieder ab. Onkel Toldi. —
Rudolf S. in Hamburg-Fußlabüttel: Gedulde
dich nur ein wenig. Ich habe einen wunder-
baren Roman in Vorbereitung. Der Anfang
wird in einem der nächsten Hefte erscheinen.
Auch dein Sportbedürfnis wird gestillt wer-
den. Fridolin. — Günther M. in Bischofs-
werder: Du fragst, wie lange die Aale leben.
Genaue Auskunft kann ich dir leider nicht
geben. Bestimmt ist aber, daß sie sehr, sehr
lange ihr irdisches Dasein genießen, wenn sie
nicht vorher gesungen und verpfeift wer-
den. Onkel Otto.



Unser Zeichner hat den aufregendsten Augenblick
von Onkel Toldis letzter Jagd im Bilde festge-
halten. Nachstehend gibt Benjamin Pampe auch
noch die nötigen Erklärungen dazu. Fridolin.



Peter P. in Berlin: Eine Mondfinsternis
entsteht durch den Schatten, den die Erde
wirft, wenn sie zwischen der Sonne und
dem Mond hindurchgleitet. Onkel Otto. —
Menagerie-Besitzerin Elisabeth K. in Riga:
Natürlich frisst die Kaße den Kanarienvogel.

Onkel Toldi ^{schreie} immer auf
die Gasse und vor jeder
ne immer Gasps. Onkel
vor oben. Onkel ist das lustig,
denn wir sind von der Gasse
die frisst wir das nicht.
Grüß mir
Benjamin
mit herzlichem Dank, für Toldi ist

Rätsel-Ecke

Eilben-Rätsel.

Aus diesen Eilben:

a — berg — bert — blin — chen — doh —
du — e — eg — ei — fe — fel — ge — gel —
he — her — i — ku — ku — la — le —
les — li — löf — ma — na — nach — ne —
ne — nürn — or — rin — ro — ro —
sar — se — se — sei — strut — ter — tru —
tu — un — wolf

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Deutscher Fluß, 2. Körperteil, 3. Stadt in Irland, 4. Mädchenname, 5. römischer Kaiser, 6. Gebäud., 7. Fluß in Bayern, 8. Waschmittel, 9. Behälter, 10. Vogel, 11. landwirtschaftliches Gerät, 12. Männername, 13. Tier, 14. Stadt in Thüringen, 15. Besteckteil, 16. Stadt in Italien, 17. Beleuchtungskörper, 18. Musikinstrument, 19. griechischer Held, 20. Stadt in Bayern.

Wunderbar.

Die erste Hälfte vorne dran,
Die zweite Hälfte dumm,
Das Ganze läuft als halbes Pferd
In Gottes Tierwelt rum.

Wer nennt es mir?

Mit „S“ stamm' ich von altersher —
Mit „W“ dien' ich für leicht und schwer.

Umkehr-Rätsel.

Das erste Wort ist 'ne Naturerscheinung,
Es bringt uns und dem Landmann reichen Regen!

Nun lies von hinten es, und meiner Meinung
Kennst's einen Menschen dir, wild und verwegen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 24.

Eilben-Rätsel.

Die ruhige Hand greift am sichersten.

1. Donner, 2. Igel, 3. Ente, 4. Reseda, 5. Ulrich, 6. Hühner, 7. Ischia, 8. Grille, 9. Eisen, 10. Hamburg, 11. Ananas, 12. Ratter, 13. Defoe, 14. Griechisch, 15. Kiege.

Geographisches Rätsel: Letter.

Leicht getan: Gaumen, Daumen.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Was weißt du von den alten Germanen zu sagen?“

Schüler schweigt.

Lehrer: „Nun, welche Eigenschaften hatten sie? Was waren die alten Germanen?“

Schüler: „Alt.“

✱



„Siegbert, wo bist du?“

„In der Waschkammer.“

„Was tust du da?“

„Ich fange Mäuse.“

„Wieviele hast du schon?“

„Wenn ich diese da hinten erwische, habe ich eine.“

✱

Mutter: „Was machst du denn da mit deiner Puppe?“

Gretchen: „Ich will sie gerade zu Bett bringen. Die Haare habe ich ihr schon abgemacht, aber ihre Zähne kann ich nicht herauskriegen.“



Druckfehler.

Während seiner farbenprächtigen Schilderungen hingen ihre Augen unverwandt an seinem Monde.

✱

Mutter (zum Töchterchen, das von einer Dame eine Tüte Bonbons geschenkt bekommen): „Sofort sagst du danke, dumme Piese.“

Kind: „Danke, dumme Piese.“

✱

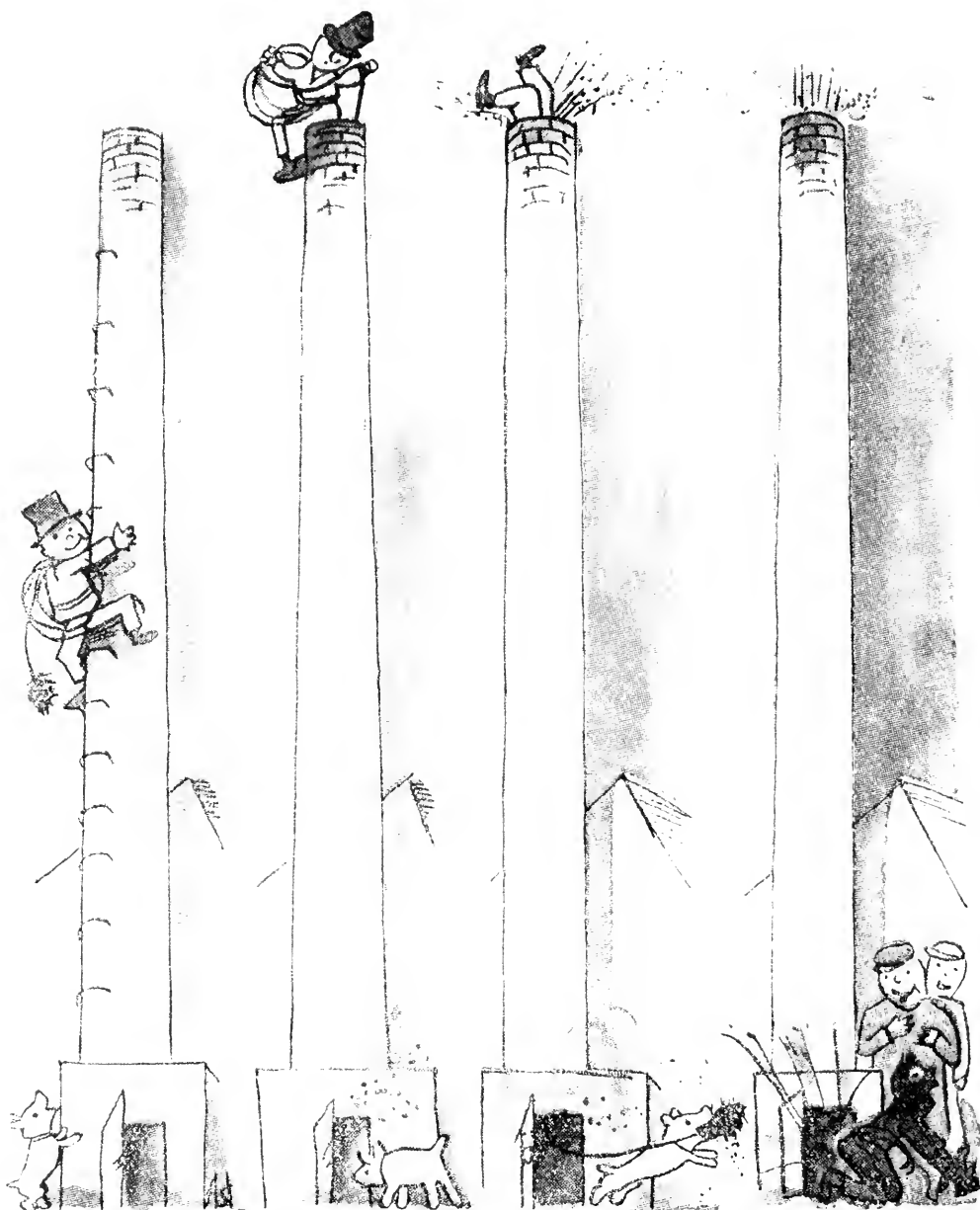


„Fräulein, haben Sie alte Brötchen?“

„Ja, mein Junge.“

„Das geschieht Ihnen ganz recht, warum haben Sie sie nicht gestern verkauft!“

Pampe fegt Schornstein

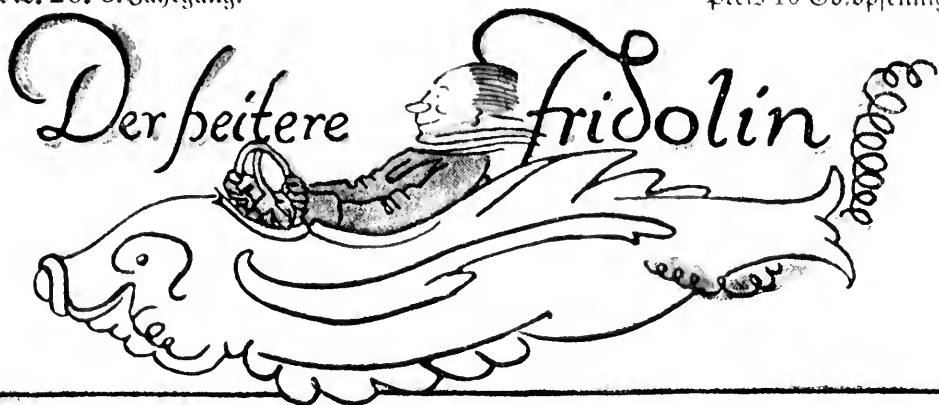


Jetzt ist der Pampe
Schornsteinfeger.
Vom Klettern wird der
Körper reger.
Die Eise ragt wie ein
Befehl.
Die Luft ist herrlich.
Welch Verus!

Sehnsam legt er seine
Beine
Und senkt die Bürste an
der Leine
Hinunter-in den schwar-
zen Schlund.
Am Fuß des Schornsteins
kriecht ein Hund.

Der will die Bürste ap-
portieren,
Und springt nach ihr
mit allen Bieren.
Doch da sie an der Leine
hängt,
Wird Pampe nieder-
wärts gedrängt.

Und reißt man so mal
niederwärts,
Geht es zwar rasch, doch
auch mit Schmerz.
Dazu wird schwarz man
wie ein Reger.
Nein, Pampe bleibt nicht
Schornsteinfeger.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



H. PATHE

Blutrot beleuchteten die Strahlen der Mitternachtssonne die geheimnisvollen Schiffe.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Die Gespensterflotte im ewigen Eis.“)

DIE GESPENSTERFLOTTE IM EWIGEN EIS



Wenn die Eskimos in den langen Winternächten in ihren Schneehütten sitzen, die nur notdürftig von düster brennenden Tranlampen erhellt sind, dann erzählen sie sich manchmal von seltsamen Ereignissen und Erscheinungen. Von Meeresriesen kann man da hören, von sonderbaren Ungeheuern, deren Erscheinen gleichbedeutend ist mit dem Tode, von Kämpfen mit fremden Mächten, die leise, unheimlich leise herangehlichen kommen und dann mit eisigen Krallen, spitz wie Nadeln, alles vernichten, was sie auf ihrem Zuge treffen.

Wir Europäer nennen diese Erscheinungen den weißen Tod. Gemeint sind damit die ungeheuren Schneestürme, die plötzlich nahen und dann alles wie mit einem weißen Mantel, einem Mantel aus vielen, vielen winzigen Eisnadeln, zudecken. Wehe dem, der vor ihnen nicht rechtzeitig Schutz findet! Er ist dem Tode verfallen.

Die Eskimos, denen, wie allen Naturvölkern, eine reiche Phantasie gegeben ist, bilden daraus Sagen und Märchen, die sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende erhalten. Die seltsamste Sage und dabei vielleicht doch diejenige, die der Wirklichkeit am nächsten ist, ist die von der Ge-

spensterflotte im ewigen Eis. Sicherlich ist es am interessantesten, von Yula, dem Eskimo, einen eigenen Bericht über die sonderbare Erscheinung zu hören.

„Seit fast sechs Tagen,“ erzählt Yula, „hatten wir kein frisches Fleisch mehr bekommen. Dreimal hatten wir versucht, Robben zu fangen, und jedesmal riß im letzten Augenblick das Seil, an dem die Harpune befestigt war. Die Kinder schrien nach Essen, und einige der Frauen konnten vor Schwäche kaum noch stehen. Da beschlossen wir, außer mir noch drei Brüder, dem Zuge voranzueilen und auf alle Fälle Nahrung heranzuschaffen. Wir wollten Walrosse jagen. Einen mit zehn Hunden bespannten Schlitten nahmen wir mit, der das Jagdgerät tragen mußte, und dann begann eine Fahrt, auf der wir dem Tode mehr als einmal begegnen mußten. Das wußten wir.“

Am ersten Tage kamen wir überhaupt kaum vorwärts und die nächsten beiden Tage nicht viel besser. Eisklippen ragten aus dem Boden, und über Nacht war meist neuer Schnee gefallen, der fast jede ebene Stelle verbar. Der Schlitten lag mit seinen Rufen mehr nach oben als nach unten, und manchesmal wollten wir voller Verzweiflung unseren Plan aufgeben. Nur der Gedanke an die Zurückgebliebenen hielt uns aufrecht.

Da nahe jener Abend, der uns allen, die wir ihn erlebt haben, unvergesslich sein wird. Schon gingen wir daran, da wir keinen natürlichen Unterschlupf für die Nacht fanden, uns eine Schneehütte zu bauen, als ich plötzlich eine seltsame Entdeckung machte. Im Strahlenschein der blutroten Sonne, die die Weißen die Mitternachtssonne nennen, erblickte ich nicht allzu fern eine Flotte sonderbar aussehender Schiffe. Die Masten meist gebrochen, über und über mit Eis überzogen, standen sie da, regungslos, ohne eine Spur von Leben. Sie waren wie aus dem eisigen Boden gewachsen und erfüllten uns mit Grauen. Keiner von uns wußte zu sagen, ob es wirkliche Schiffe waren oder nur Trua-



Am vierten Abend unserer mühevollen Wanderschaft erblickten wir eine Flotte seltsamer, unheimlicher Schiffe, die über und über mit Eis bedeckt waren.

gebilde, die die Polarnacht uns vor die Augen gezaubert hatte. Aber solange wir trotz der hereinbrechenden Dämmerung noch sehen konnten, blieben die Schiffe so tot, wie sie aufgetaucht waren, auf ihrem Platz. Das gab uns die Ruhe wieder, und wir beschloßen, am kommenden Tage zu der seltsamen Flotte hinüberzugehen und zu sehen, ob wir vielleicht etwas Lebendes fanden oder etwas Nahrung, um den Hunger zu stillen, der in unsern Eingeweiden wütete. Dann ließen wir uns von dem Geheul der Hunde, die mit dem eifrigen Sturm, der um die Hütte jagte, wett-

zweifeln schienen, in den Schlaf versenken. — Nach vielen Stunden der Ruhe fühlten wir uns gekräftigt genug, unsern beschwerlichen Weg fortzusetzen, das heißt, zu nächst einmal zu der seltsamen Flotte zu wandern, die wir am vorigen Abend gesehen hatten. Nachdem wir unsere Schuhe, die über Nacht steinhart gefroren waren, getaut und geknetet hatten, zogen wir sie an und öffneten nun den Weg ins Freie. Der erste Blick galt den Hunden, die gerade dabei waren, die Spuren des nächtlichen Schneegestöbers von ihren Pelzen abzuschütteln.

Dann glitten die Blicke hinüber zu dem Ort, wo wir gestern die Schiffe entdeckt hatten. Aber, was war das? Nichts, keine Spur mehr von all dem, was uns am vorigen Abend so felsenam ergriffen hatte! Verschwunden die gesamte Flotte, gesunken, entführt oder aufgelöst in das Nichts! Entsetzt starrten wir uns an. So waren wir der Gespensterflotte begegnet, jener seltsamen Erscheinung, von der unsere Brüder erzählten, vor der die Alten uns warnten, oder deren Begegnung sie uns wünschten! Denn etwas war sicher: Entweder wir gingen jetzt zugrunde oder aber wir entdeckten in nächster Zeit Nahrung. Uns hat die Gespensterflotte gerettet, denn auf dem Rückwege, den wir sofort antraten, trafen wir eine große

Walroßherde und konnten zwei mächtige Tiere erlegen. So bedeutete die Gespensterflotte für uns das Glück."

So berichtet Yula, der Eskimo. Und was hat es nun mit der Erscheinung der Gespensterflotte im ewigen Eis auf sich? Forscher und Wissenschaftler haben sich mit dieser Frage beschäftigt und sind zu dem Schluß gekommen, daß es sich hier um eine Flotte verlassener Expeditionsschiffe und Walroßjäger handeln muß, die von der Drift, dem Treibeis, gefaßt, nach Norden gedrückt werden. Ueber Nacht werden sie dann wieder mit nach Süden genommen. So pendeln sie zwischen Nord und Süd, bis einmal die Polarnacht sie verschlingt, das Eismeer sie in seinem unersättlichen Rachen aufnimmt.

Wie Paulchen einen Strauß gewann

Eine unglaubliche Geschichte mit glaublichem Ende.

Drei Nächte lang schlief Paulchen vor Aufregung nicht. Am Sonntag sollte er mit den Eltern zum erstenmal in den Zoologischen

Garten gehen. Zu den Bären, den Wölfen, den Adlern. Wo Paulchen stand, ging oder saß, dachte er nur an seine neuen Freunde, die

er nun morgen, endlich, persönlich kennenlernen und begrüßen würde.

Endlich war's so weit! Paulchen sprang in aller Sonntagsfrühe aus dem Bett, wusch sich so artig wie nie zuvor, zog den nagelneuen Matrosenanzug mit dem wunderschönen blauen Kragen an, die hübschen weißen Halbstrümpfe, auf die er immer so stolz war, setzte den guten Sonntagsstrophhut auf und stellte sich in den Korridor neben die Tür, nur um nicht das Weggehen seiner Eltern zu versäumen. Und, oh, welch ein Wunder! Mutter stand, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, schon um 7 Uhr in der Frühe auf; auch der Vater, der Sonntags gern länger schlief, hatte ein Einsehen mit Paulchens



Paulchen war entzückt, als der Wärter ihm den ersten Preis überreichte: es war ein richtiger, lebendiger Strauß.

großer Sehnsucht. Punkt 8 Uhr marschierte die Familie lustig ab. —

Paulchen wußte vor Staunen und Freude gar nicht, wohin er zuerst schauen sollte. Da: der Elefant! Und sein Rüssel! Tatsächlich, ein richtiger Rüssel! Und hier: das Nilpferd! Wie es in dem schmutzigen Wasser gemütlich untertauchte und prustend in die Höhe kam. Genau wie der liebe, gute, dicke Onkel Max im Schwimmbad.

„Paulchen!“ rief nur ein Mann in einem grünen Kittel. „Du mußt hier um die Wette laufen. Und wer als Erster drüben bei den Affen ankommt, der erhält einen richtiger, lebenden Strauß.“

„Onkel Wärter,“ sagte ein anderer Junge, „wird der Strauß denn nicht heißen?“

„Nein,“ erklärte der Wärter, „das Tier ist zahm wie ein Hund. Man muß nur mit ihm umzugehen verstehen!“

„Wie heißt denn der Strauß?“ fragte Paulchen.

„Monte!“

Paulchen zog heimlich die Schuhe und die Strümpfe aus, legte den Hut ab und gab alles der Mutter zur Aufbewahrung.

Sodann stellte er sich mit den andern zehn Strauß-Bewerbern in Reih und Glied und wartete auf das Zeichen zum Ablaufen.

Der Wärter winkte — und alle liefen.

Paulchen als Vierter.

Da er aber ohne Stiefel lief, überholte er die drei nächsten: jetzt stolperte sein Vordermann. Er hatte nur noch vier einzuholen.

Vierzig Schritte vor dem Ziel blieb der Sieger zurück, ließ der Zweite nach, ließ Paulchen vor und — wurde Erster.

Das war ein Jubel! Man hob Paulchen hoch. Der Direktor des Zoologischen Gartens erschien, gratulierte ihm zu diesem Sieg und ließ ihn hochleben. Die andern waren zwar



Monte, der Strauß, sträubte sich zwar; aber es half ihm nichts. Paulchen gab nicht nach. Er mußte mit.

auf Paulchen böse, aber sie riefen mit: „Hoch!“ Nun bekam er den Strauß Monte.

Es war ein zu komisches Tier! Paulchen packte die Halsleine und zog mit dem Tier beglückt los. Die Eltern wollten zwar den Strauß nicht mitnehmen, aber Paulchen bettelte solange, bis sie's ihm gewährten. —

„Nein!“ rief der Schaffner, „in meine Straßenbahn dürfen keine Strauße!“

Also mußte man zu Fuß nach Hause. Das war wirklich nicht schön! Nur wegen des dummen Straußes!

Daheim machte sich Monte keineswegs beliebt. Er verunreinigte mit seinen schmutzigen Beinen die guten Teppiche, kratzte mit seinem Schnabel an den kostbaren Tapeten herum, legte sich auf das empfindliche Seidensofa, warf alle Bücher um und fraß dem armen Vater fast das ganze Geld aus der Priestertasche weg.

Es sprach sich in der Straße sehr schnell herum, was für einen merkwürdigen Preis unser Paulchen mit nach Hause gebracht hatte. Zuerst kam Onkel Max. Wie er in die

chen und ließ ihn hinaus in den Garten. Und dort fraß der Strauß sogleich die frisch gewaschene Wäsche, die draußen auf einer Leine hing. Dann stolzierte er, als wenn nichts geschehen wäre, wieder zurück in das Speisezimmer, setzte sich auf einen Stuhl und blieb dort eine Zeitlang ruhig und still sitzen.

Als Papa in die Stube trat, entfloß der Strauß.

Papa setzte sich — trats! mitten auf ein riesengroßes Straußenei, das Monte soeben gelegt hatte.

Der gelbe Dotter floß ihm über die Nase. Der schöne neue Anzug! Und der gute Lederstuhl! Und der Teppich!! Alles voll Eidotter!!

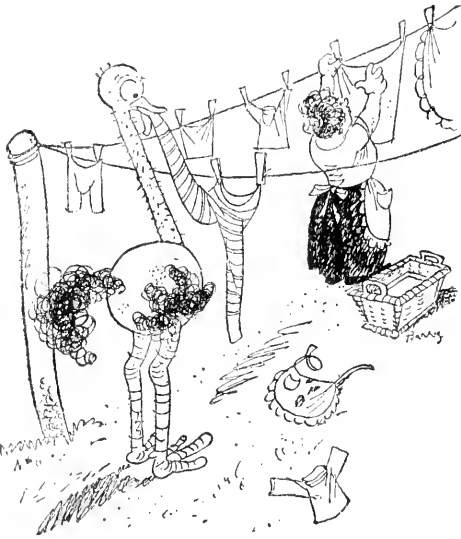
„Hinaus!“ rief der Vater empört. „Hinaus!“

Paulchen sprang vor den Strauß, um ihn zu verteidigen. Er warf sich vor das Tier. „Steh auf, Paulchen!“ hörte er den Vater rufen.

„Nein!“

Auf einmal wachte Paulchen auf, sah, wie sein Vater sich über sein Bett beugte und vernahm, wie er, ihn wachschüttelnd, rief: „Paulchen, es ist doch schon 10 Uhr. Wir kommen ja zu spät in den Zoologischen Garten!“ —

Das gute Paulchen hatte diese unglaubliche Geschichte nur geträumt. Das ist doch glaublich, oder nicht? Egon.



Im Garten hatte Monte nichts Besseres zu tun, als gleich die ganze frische Wäsche aufzufressen.

gute Stube trat, fühlte Onkel plötzlich am Kopf ein Zucken. Erschreckt fuhr er zur Seite, warf die kostbare Porzellanvase um, die entzwei ging, und schnitt sich ganz gehörig. Da war Monte dran schuld, der den Onkel geziept hatte. Onkel schimpfte, nahm den Hut und ging.

Und da begann Mutter zu schimpfen, und wie!

Paulchen schwieg, weil er nicht haben wollte, daß man ihn noch mehr Unannehmlichkeiten bereiten würde. Auf einmal hörte er im Nebenzimmer einen ohrenbetäubenden Lärm. Was war schon wieder da drüben los?? Er stürzte hinein.

„Monte! Monte! Was machst du nur?“ schrie er verzweifelt.

Der Strauß hatte bereits alle Gardinen aufgefressen. Eine Portiere hing ihm noch zum Schnabel heraus.

Mama stand dabei und jammernte. Monte wurde in einen dunklen Raum gesperrt. So ein böses Tier!

Seinlich erlöste ihn Bau!



trats! machte es. Paulchens Vater hatte sich auf ein Ei gesetzt, das Monte eben gelegt hatte.

Ein Mann, der schneller als ein Auto ist

Der deutsche Läufer Houben besiegt die bisher schnellsten Männer der Welt.

Wieder ein Deutscher im Sport voran! —

Wie stolz waren alle diejenigen, die bei dem großen Sportfest zugegen waren, bei dem der Arefelder Hubert Houben die bisher schnellsten Läufer der Welt, die Amerikaner Paddock und Murchison, im 100-Meter-Laufen schlug. Damit haben wir Deutschen wieder einmal bewiesen, daß wir auch in den großen, internationalen Wettbewerben ein wichtiges Wörtlein mitzureden haben.

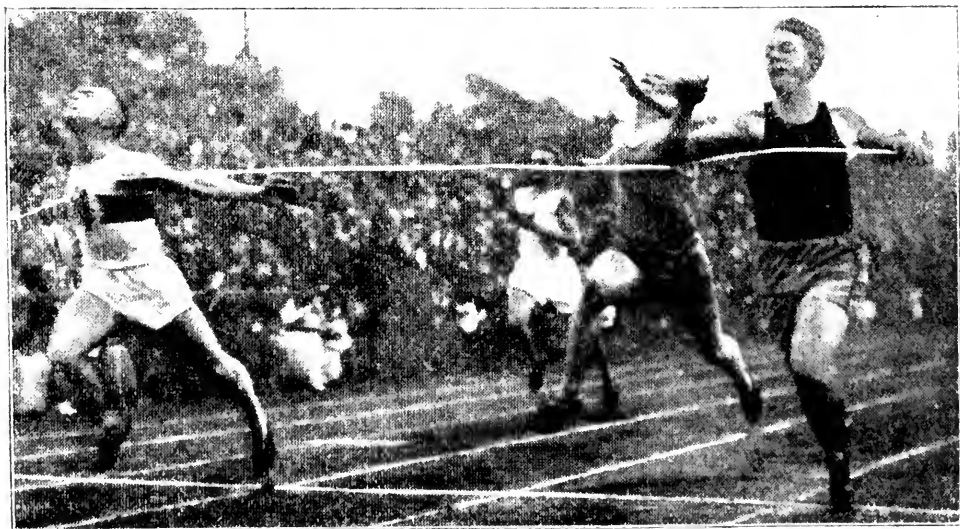
Dem Zusammentreffen der drei Größen wohnten beinahe zehntausend Zuschauer bei, und man kann wohl sagen, daß keiner von ihnen enttäuscht worden ist. Sie sahen einen prächtigen Kampf.

Als der Pfiff des Mannes, der das Zeichen zum Ablauf gibt, des sogenannten Starters, ertönte, damit sich die Kämpfer auf ihre Plätze begaben, wurde es seltsam ruhig über dem Sportplatz. Aufmerksam beobachteten die Zuschauer, wie die vier Läufer — außer Houben, Murchison und Paddock lief noch ein vierter Mann mit, sich ihre Startlöcher gruben. (Die Startlöcher sind dazu da, um ein Abrutschen des Beines zu verhindern, mit dem der Läufer anspringt.)

Dann waren die Kämpfer bereit. Houben machte noch eine Streck-, Beuge- und Atemübung und erwartete nun in vollster Ruhe den Startschuß. (Zum Zeichen des Laufbeginns gibt der Starter einen Schuß ab.) Als er ertönte, stürmten die Läufer los, und Houben



Der deutsche Läufer Hubert Houben, der schnellste Mann der Welt.



Der deutsche Läufer Hubert Houben besiegt die bisher schnellsten Läufer der Welt, Paddock und Murchison, im 100-Meter-Laufen.

ging sofort an die Spitze. Als er ungefähr 50 Meter durchlaufen hatte, lag zwischen ihm und dem nächsten Läufer schon eine Entfernung von beinahe anderthalb Metern. Nun aber kamen die Amerikaner zentimeterweise auf. Trotzdem war Houben bei 80 Metern noch an der Spitze, und seine Kraft schien noch ganz frisch zu sein. Bruchteile von Sekunden, und der Bann war gebrochen: Houben zerriß als Erster das Zielband. Mit einem Meter Vorsprung hatte er Paddock und Murchison in der Zeit von 10,2 Sekunden geschlagen.

Der Jubel über diesen Sieg war unschreiblich. Man hob Houben auf die Schultern und trug ihn unter Hurrarufen über den Platz. Aber auch die ehrenvoll Be-

siegten wurden gefeiert. Dadurch, daß Houben die 100-Meter-Strecke in 10,2 Sekunden durchlaufen hat, kann man von ihm behaupten, daß er schneller als ein Auto ist, das in der Stadt 35 Kilometer in der Stunde fahren darf. Houben würde — könnte er auf die Dauer die Geschwindigkeit von 100 Metern in 10,2 Sekunden beibehalten, in der Stunde ungefähr 35,5 Kilometer durchlaufen.

Uebrigens hat Hubert Houben einige Zeit später auch noch den Australier Carr und den Neuseeländer Porritt geschlagen, von denen Letzterer den Sieger in der diesjährigen Olympiade in Paris besiegte. Damit hat Houben wirklich bewiesen, daß er der beste augenblicklich lebende Läufer der Welt ist.



Eine kleine Betrachtung zum Nachdenken.

Von W. W. Bechtle.

In den Nächten, wenn es still wird in den Straßen und in den Menschenherzen, die am Tag von so vielen großen und kleinen Wünschen geplagt und gejagt werden, wenn die Dinge um uns her zu Schatten werden, blicken still die Sterne auf uns nieder. Wir können sie nicht zählen, so wenig wie die Blumen auf den Wiesen und die Sandkörner am Meer. Was wäre uns auch damit geholfen! Aber reden können wir mit den Sternen, dann reden sie auch mit uns in ihrer lautlosen und wunderbaren Sprache und beantworten so manche Frage und geben uns Freiheit und Ruhe und Mut. Wir brauchen keine Grammatik, um die stumme Sternensprache zu verstehen, sondern nur die wunderbaren, unsichtbaren Ohren, die nach innen hören. Jeder Mensch hat solche wunderbaren, unsichtbaren Ohren; er braucht nur zu wollen, daß sie hören.

Von der Unendlichkeit reden die Sterne, aber man muß sie ansehen dabei; man müßte irgendwo im Grase liegen in einer warmen Sommernacht, die Hände zum Kopfstützen gestaltet, und hinausblicken in den tiefen blauen

Dom der Nacht, aus dem die Myriaden Sonnen und Welten wie die herrlichsten Brillanten funkeln. Stundenlang müßte man so daliegen und still sein und die Geduld mit sich selbst haben. Unendlichkeit — das läßt sich nicht berechnen und nicht mit nackten Worten beschreiben und erklären, so wie man etwa die Einrichtung eines Hauses oder eine technische Erfindung beschreiben kann. Man kann sich vielmehr nur hineindenken in die Unendlichkeit, man kann sie fühlen und empfinden. Es ist ein seltsames Gefühl im Anfang, solange man noch nicht gewohnt ist, die Augen über die Dinge unserer begrenzten Umwelt zu erheben und in die unbegrenzte Weite zu schauen; es ist, als wankte unter den Füßen der Boden, als blickten wir in einen fürchterlichen Abgrund, aus dem eine eisige Luft emporsteigt. Ueber die Unendlichkeit, von der die Sterne zu uns reden, hat einmal ein Astronom gesagt: „Könnte ich das größte Fernrohr, das wir haben, auf dem allerkleinsten Stern aufstellen draußen im Weltenraum, den ich durch dasselbe Fernrohr von der Erde aus erkennen kann, und



Der Planet Saturn.

Einer von unsern sieben Geschwistern im Weltenraum, die mit uns um unsere Mutter, die Sonne, kreisen.

würde ich dann wieder durch das Fernrohr hinausblicken in den Weltenraum, so würde ich in ein neues Meer von Sonnen und Welten blicken. Und wenn ich wiederum mein Fernrohr von dem kleinsten Stern aus zu dem kleinsten Stern tragen wollte, den ich von dort aus erkennen könnte, so würde ich wiederum in ein neues Meer von Sternen blicken. Wenn ich tausend Jahre lebte und in jeder Nacht mein Fernrohr vom kleinsten Stern zum nächsten kleinsten Stern tragen könnte, so würde ich in jeder Nacht ein neues Meer von Sternen finden und kein Ende.“ Welch eine Wanderschaft! Bedenken wir nur, daß die Ferne eines jener winzigen Sternchen, die in ihrer Gesamtheit den matten Silberschimmer der Milchstraße am nächtlichen Himmel hervorbringen, von der Erde auf 4000 — Lichtjahre geschätzt wird. Die Astronomen rechnen mit Lichtjahren, weil sie sich vor lauter Nullen und Billionen und Trillionen gar nicht mehr zu helfen wußten, wenn sie mit „irdischen“ Maßeinheiten rechnen wollten; ein Lichtjahr bedeutet die Strecke, die eine Lichtwelle in einem Jahr zurücklegt. (In der Sekunde legt sie etwa dreihunderttausend Kilometer zurück!) Ein Schnellzug, nur um ein Beispiel zu gebrauchen, würde die Strecke, die ein einziges Lichtjahr darstellt, in etwa zehn Millionen Jahren durchfahren. Und nun:

4000 Lichtjahre! Das können wir Menschen uns nicht vorstellen, wie wir uns einen Baum oder ein Haus vorstellen, die soundso-viele Meter hoch sind; wir können es nur empfinden: ein „kleiner“ Schritt in die Unendlichkeit, von der die Sterne zu uns reden.

Um das Jahr 150 n. Chr. lebte in Alexandria der Astronom Ptolemäus. Er hat eine Karte des Weltenraums gezeichnet. In die Mitte der Karte zeichnete er die Erde und um sie herum in immer größeren Abständen den Mond und die Sonne und die fünf damals bekannten Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Dann zeichnete er einen Ring um die Sonne, den Mond und die fünf Planeten herum, die alle, wie er glaubte, um die im Mittelpunkt des Weltalls feststehende Erde kreisen, und außen an dem Ring waren die goldenen Fixsterne befestigt. Ueber tausend Jahre gaben sich die Menschen mit diesem Bild vom Weltall zufrieden, bis um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert der große Astronom Kopernikus den schönen Traum von der Erde als dem Mittelpunkt des Weltalls zerstörte und lehrte, daß wir uns im Verein mit den andern Planeten, unsern Geschwistern im Weltenraum, um unsere Mutter, die stillstehende Sonne drehen. Acht Gebrüder sind es, die so um die Mutter Sonne kreisen; einmal herum, dann ist ein Jahr zu Ende.

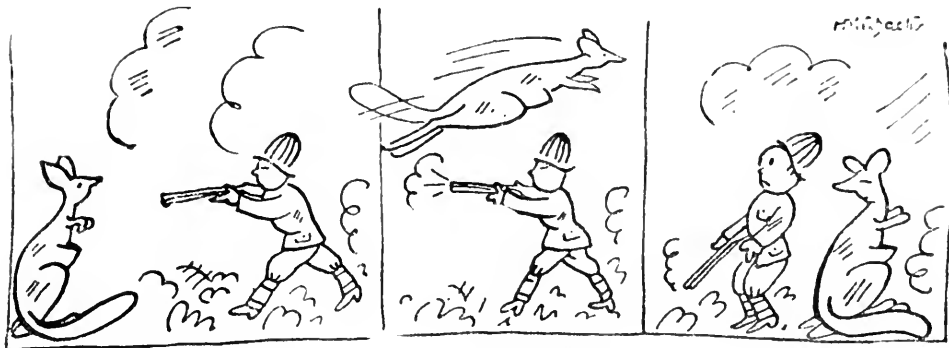


Der Komet Halley mit seinem langen Schweif. Ein seltsamer Wanderer im Weltenraum.

Merkur steht der Sonne am nächsten; sein Jahr dauert 88 Tage. Dann kommt Venus, dann die Erde. Den größten Kreis von allen beschreibt der Neptun; sein Jahr dauert beinahe 165 Erdenjahre! So sieht unsere „enge“ Heimat aus im Weltenall. Bedenken wir nur, jenes winzige Sternchen im blassen Lichtstaub der Milchstraße — 4000 Lichtjahre entfernt — ist auch so ein „System“; es ist auch eine Sonne und vielleicht hundertmal größer als unsere Planetensonne. Und wer weiß, wie viele unsichtbare Planeten umkreisen jene ferne Sonne. Die doch auch nur ein Stäubchen ist im Lichtstaubmeer der Milchstraße. Jedes Stäubchen ein neues Sonnensystem! Und die ganze Milchstraße — wiederum nur ein Staubforn im Meer Unendlichkeit, ein winziges Schrittchen (nur 8000 Lichtjahre breit!). Oder eine von den Sekunden der Ewigkeit, über die im Märchen der Hirtentnabe zum König spricht: Hinten im Morgenland liegt der diamantene Berg, dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelchen und weht seinen Schnabel, und wenn der ganze Berg abgeweht sein wird, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit verfloßen. —

Darüber reden die Sterne in ihrer lautlosen Sprache zu uns. Und alles, was uns noch vor ein paar Stunden so wichtig erschien, was wir uns wünschten und was uns bedrückt hat, erscheint uns mit einemmal so winzig klein vor dem Gefühl der Unendlichkeit. Wir fühlen uns frei und beruhigt, wir fühlen uns in der unermesslichen Ferne geborgen und gewappnet gegen die irdischen Seifenblasen, die vor unserer Nase schillern und zerplagen. Wir bekommen neuen Mut zum Leben. Das ist die stumme Antwort der Sterne auf unsere Fragen, daß sie sie leicht machen wie Seifenblasen, wie Flaumfedern; der leise Wind der Nacht trägt sie davon.

Was einem Känguruhjäger zustoßen kann!



„Werden wir gleich haben!“

Bumm!

„Nanu?“

Der Alte Fritz und seine letzte Truppenschau

Es kommt nicht darauf an, was einer ist, sondern wie einer ist. Der Alte Fritz war König von Preußen, aber er war es wirklich wert, daß er ein König war, und darum allein bewundern wir ihn. Er war ein „Kerl“; so hat er selbst die Menschen genannt, die auf dem Posten, wo sie standen, ihre Pflicht erfüllten. Es war ihm ganz gleichgültig, ob der Betreffende ein General oder ein Grenadier oder ein einfacher Handwerker war; ein „Kerl“ war in seinen Augen jeder, der seine Pflicht tat.

So ein „Kerl“ war der Alte Fritz auf seinem Posten als König von Preußen. Das war kein leichter und kein angenehmer Posten, am wenigsten so, wie ihn der Alte Fritz aufsaßte. Vor lauter Pflicht hatte er fast gar keine Zeit für sich selbst. Und dann kam die furchtbare Zeit des Siebenjährigen Krieges. Der Alte Fritz verließ sein Schloß Sanssouci und zog mit seinem Krüdstock in den Krieg und war sein eigener Feldherr. Sieben Jahre lang schlug er sich mit den Feinden herum. Er hat auf Stroh und auf der bloßen Erde geschlafen mit seinen Grenadiern, er ging ihnen mit dem Krüdstock voraus in der Schlacht bei Leuthen, unbekümmert um die Kugeln. Seine Uniform war zerrissen und schmutzig. Manchmal kam er, der König, tagelang nicht dazu, sich zu waschen. Und dabei war er nicht einmal zum Soldaten „geboren“, sondern er war ein schöngeistiger Mensch. Er schrieb Gedichte und philosophische Abhandlungen, er blies die Flöte, er

liebte schöne Bilder, schöne Menschen, schöne Gärten. Aber es war nun eben einmal seine Pflicht, Soldat zu sein; seine Zeit, seine Aufgabe forderten es von ihm. Seine Pflicht ließ ihm keinen Raum für die stillen Wünsche seines Herzens.

Dem Alten Fritz blieb nichts erspart an Leid; dagegen viel an Freude und Glück. Am härtesten von den vielen Schicksalsschlägen, die ihn trafen, empfand er den Tod seiner Schwester, an der er mit seinem ganzen großen Herzen hing. Damals, als er diese bitterste aller Nachrichten erhielt, stand er im Feld; und er durfte nicht einmal weinen, weil er ein König war. Niemand darf seinen König weinen sehen, und niemals ist ein König allein. Armer König!

Nicht einmal in seinen letzten Jahren gönnte sich der Alte Fritz die Ruhe, die sein Körper mit Schmerzen forderte, und die er sich doch redlich verdient hatte in seinem mühevollen Königsleben. Im Jahr 1780 schrie er an seinen Freund:

„Bald belustigt sich die Gicht, bald das Hüftweh und bald ein Fieber auf Kosten meines Daseins.“

Aber weder die Gicht, noch das Fieber und das Hüftweh hinderten den 68 Jahre alten König, daß er eine große Truppenschau anberaumte. Die Pflicht rief ihn noch einmal zu seinen Grenadiern. Es regnete an dem Tag, an dem die Truppenschau stattfinden sollte, in Strömen, und der kommandierende General suchte den König davon ab-



(Zeichnung von M. Pathe.)

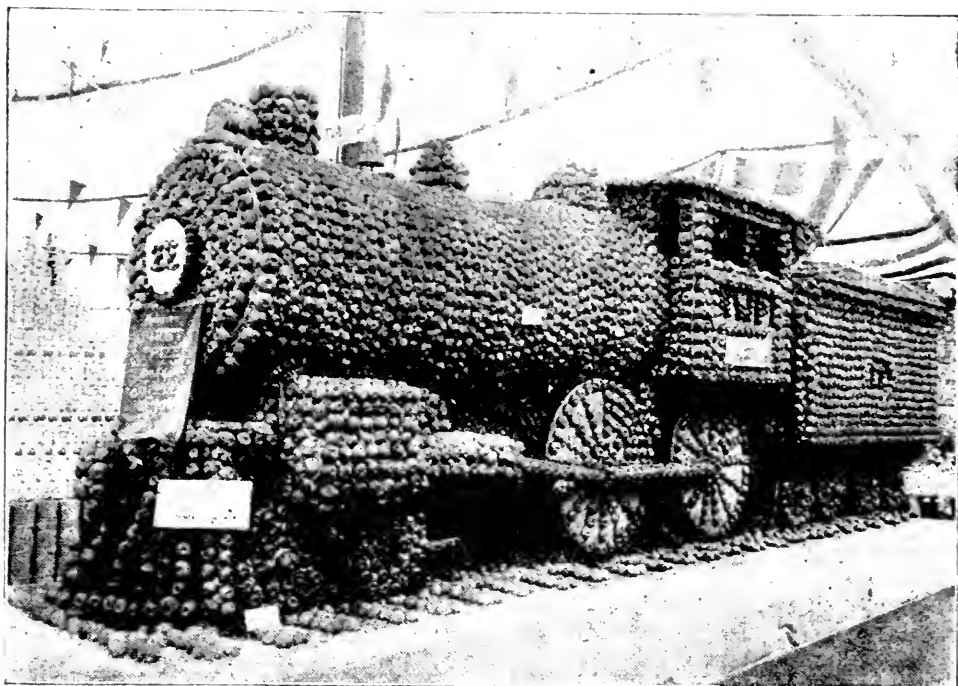
Der Alte Fris bei seiner letzten Truppschau.
Im strömenden Regen ritt der greise König zu seinen Grenadiern.

zubringen, daß er zu der Truppschau ritt. Der Alte Fris erklärte:

„Hat Er nicht die Kontrage? — M e i n e alten, kriegsgewohnten Knochen vertragen noch das bißchen Reiterei.“

Die Truppschau fand statt. Sechs Stunden lang zogen die Truppen im strömenden Regen am Alten Fris vorbei, der sich trotz Wicht- und andern Schmerzen aufrecht und

gerade im Sattel hielt und seine Soldaten grüßte. So sahen sie ihn zum letztenmal, den königlichen Kameraden, der am Lagerfeuer bei ihnen gegessen hatte, der mit ihnen geredet hatte, der jeden danach einschätzte, ob er ein „Kerl“ war oder nicht. Bald darauf beurlaubte der Tod den Alten Fris. Er starb ganz in der Stille in den Armen eines Kammerdieners.



Eine Lokomotive, die auf einer Fruchtausstellung in Kalifornien zu sehen war. Sie bestand aus vielen tausend Äpfeln und wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet.

Eine Fruchtlokomotive.

Was die Amerikaner für seltsame Einfälle haben.

Neulich schwirrte ich mit meinem geliebten Delphin durch den Aether und bin meiner Berechnung nach gerade über Amerika, als es auf einmal wundervoll nach Äpfeln roch. „Stopp!“ rief ich meinem Delphin zu — in Amerika sagt man immer „stop“, wenn man „halt“ meint — und das brave Tier geht gehorsam zur Erde nieder. Ich war in Kalifornien. Die Kalifornier sind höfliche Leute. Sie zogen mich gleich hinüber zu ihrer Fruchtausstellung. (Daher auch der Apfelgeruch!) Und was ich hier zu sehen bekam, das war erstaunlich. Zunächst allerdings fiel mir zur Begrüßung eine Riesenmelone auf den Kopf, und ich fragte erschrocken den Nächststehenden, ob alle Europäer in Kalifornien so begrüßt würden. Das wurde verneint. Ihr braucht also keine Bange zu haben, wenn ihr mal nach drüben kommt. Dieser erste, schlechte Eindruck wurde übrigens gleich verwischt, als ich die prachtvollen Feigenmänner in

Menschengröße erblickte. Da lief mir wahrlich das Wasser im Mund zusammen. — Das war aber eigentlich noch gar nichts gegen die riesenhafte Weintraube, die aus vielen tausend gewöhnlichen Trauben gebildet worden war. Das schönste war die Lokomotive aus Äpfeln, die ihr oben abgebildet steht. Bei diesem Anblick überlegte ich mir ernstlich, ob ich nicht Lokomotivführer in Kalifornien werden sollte. Fridolin.

Gymkhana-Spiele

Von Fridolins Freunden selbst erfunden.

Freunde! Das war eine Arbeit, bis ich endlich all die vielen Gymkhana-Spiele gelesen hatte, die ihr mir eingesandt habt. Aber einen Heiden Spaß hat es gemacht. Denn eins war immer schöner und lustiger als das andere. Am liebsten hätte ich sie alle ver-

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ba — hau — bert — do — eh — em — ex —
 — gau — li — man — na — ne — ne —
 pel — preis — ren — ro — sching — strui —
 — te — ter — tor — un — nn — ur — welt
 sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 und Endbuchstaben, beide von oben nach
 unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Fluß in Deutsch-
 land, 2. Pflanze, 3. Südsfrucht, 4. Beispiel,
 5. Männernamen, 6. Musikinstrument,
 7. Papst, 8. Schußwaffe, 9. Schlacht aus dem
 Siebenjährigen Krieg, 10. fagenhaften Ort.

Seltzam.

Wer auf mir sitzt — den trage ich
 Wohl über Stock und Stein.

Worauf ich sitze — das verdirbt,
 Hat einen grauen Schein.

Umkehr-Rätsel.

Durch mich führt der Weg ins Haus — auch
 führt ins Freie er hinaus —
 Doch ließt du mich von hinten — eine Farbe
 wirst du finden.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 25.

Silben-Rätsel:

Undank ist der Welt Lohn!

1. Anstrut, 2. Nase, 3. Dublin, 4. Amalie,
 5. Hero, 6. Kuchen, 7. Jsar, 8. Seife, 9. Truhe,
 10. Dohle, 11. Egge, 12. Robert, 13. Wolf,
 14. Eisenach, 15. Löffel, 16. Turin, 17. La-
 terne, 18. Orgel, 19. Herkules, 20. Nürnberg.

Wunderbar: Mauteifel.

Wer nennt es mir: Sage — Wage.

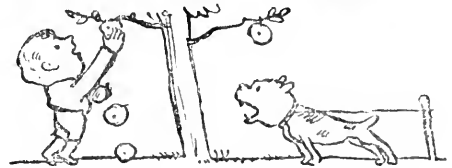
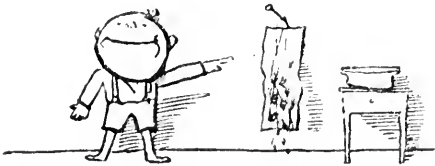
Umkehr-Rätsel: Regen und Regier.

Fridolins Lackkabinett

Der Lehrer in der ersten Rechenstunde:
 „Hier habe ich zwei Eier; wenn ich noch zwei
 dazulege, wieviel habe ich dann?“

Fridolin atemlos, begeistert: „Kannst du
 Eier legen?“

✱



Lehrer: „Sage mir, Frid, wann ist die
 beste Zeit, das Obst von den Bäumen zu
 pflücken?“

Frid: „Wenn der Hund angebunden ist!“

✱

In die Straßenbahn steigt ein kleines
 Mädchen mit einer sehr unsauberen Nase.
 Eine Dame, die neben ihm sitzt, fragt: „Sa,
 du denn kein Taschentuch?“

„Ja, aber ich verborg's nicht!“

✱

Druckfehler.

Die Jäger schossen zwei Stunden im nahen
 Sumpfe und kehrten dann reichlich mit
 Schnupfen beladen heim.

✱

Vater: „Sag mal, Anton, inwiefern sind
 Gewitter wohlthätig?“

Anton: „Sie reinigen die Luft.“

Vater: „Wodurch reinigen sie die Luft?“

Anton: „Durch den Regen, der wäscht sie
 aus.“



„Mutter, Bäckers Gertrud hat gesagt, mein
 Vater wäre ein Vöcherwurm.“

„Und was hast du darauf erwidert?“

„Dann sei ihr Vater ein Mehlwurm.“

Der belehrte Nesterleerer



Von jeher haben böse Rangen
An Vogelnestern sich vergangen.
Auch dieser nicht die Unart läßt,
Vergreift sich an dem Vogelnest.



Der Gärtner naht als Racheengel:
„Ich will die Beine machen, Bengel!“
Er stört sein frevelhaft Beginnen
Und jagt den Bösewicht von hinnen.



Um weitem Räuberei'n zu wehren,
Bemalet er eines Hummers Scheren,
Daß sie zwei Vogelköpfen gleichen,
So, wie ein Ei dem andern Eichen.



Der Gärtner als ein kluger Mann
Beugt vor, soviel er immer kann.
Ins Nest kommt der bemalte Hummer,
So spart der Gärtner weitem Kummer.



Der Junge schleicht sich ungebeßert
Heran. Da, wie der Mund ihm wässert!
Und wie das Herz ihm hüpfet so froh,
Als er erblickt der Vöglein zwei.



Da zwicken ihn die Hummerscheren.
„Ich will dich lehren, Nester leeren!“
So ruft der Gärtner raderfüllt,
Der Junge wie am Spieße brüllt.

